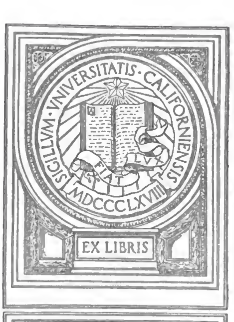
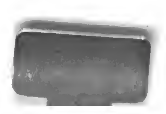
image
not
available

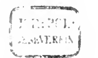

SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.



20. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1861.

Register.

Jahrgang 1861. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Bilder und Schilderungen.

Militärische Tagesfragen.

Literatur und Kunst.

Die Volkswirthschaft und ihr Congreß.

Keine andere Lehre ist auf deutschem Boden in neuerer Zeit mehr in die Breite — nicht in die Tiefe — gewachsen, als die Lehre von der Volkswirthschaft, jenes Complexes von Thätigkeiten, mittelst deren die Menschen, Einzelne und Gesellschaften, sich am Leben erhalten und Vermögen erwerben. Wie der bourgeois gentilhomme nicht wenig überrascht war, als er von seinem Sprachlehrer erfuhr, daß er seit fünfzig Jahren „Prosa" spreche, so fühlt sich jetzt der gute Deutsche gehoben, wenn er erfährt, daß er seit undenklichen Zeiten „Volkswirthschaft" getrieben hat. Zwar ist es nicht erst seit gestern, daß die Volkswirthschaft Gegenstand einer Wissenschaft ist, welche die Gesetze ihres Wesens, ihrer Entwickelung und ihres Gedeihens zu erforschen strebt, und von den Ergebnissen ihres Forschens geleitet, Sätze aufstellt, die den Regierungen und den Regierten sagen, was Nationalwohlstand, was ihm nützlich, was ihm schädlich ist. Aber die Menge kümmerte sich nicht um diese Lehre, die auf den Kathedern vorgetragen und in Handbüchern niedergelegt, in den Verwaltungen wie in den Gesetzen und Einrichtungen unter der Wucht des Althergebrachten niedergehalten wurde. Dies ist anders geworden. Die Lehre ist unter das Volk gedrungen, ihre Sätze werden ihm durch die Tagespresse, durch die freie öffentliche Rede in großen Versammlungen vermittelt, und Regierungen dürfen es, ohne sehr unpopulär zu werden, wagen, Althergebrachtes umzuwerfen und Neues, dem heutigen Bedürfnisse Entsprechendes unter dem Schutze des Gesetzes aufbauen zu lassen.

Es ist eine sehr verdienstliche und Nutzen stiftende Arbeit, dem Volke die Erkenntniß über die Natur und die Bedingungen seines eigenen Schaffens zugänglich zu machen. In der Wissenschaft stehen wenigstens die Hauptgrundlagen fest; die Punkte, um welche die Gelehrten noch streiten in Bezug auf Preis und Werth, Grundrente, Zins und Miethe, Theilbarkeit des Grundbesitzes, über die Frage, ob der Handel productiv sei oder nicht, ob auch die Ausübung der gelehrten und künstlerischen Berufsarten nationalökonomisch zu betrachten sei oder nicht, alle diese Punkte mögen bis an's Ende der Zeiten streitig bleiben, es ist nicht nöthig, daß sie ausgetragen werden. Aber von

erheblichem Nutzen ist es unter Anderm, daß in Deutschland nachgerade Jedermann im Volke einsieht, daß einer Theuerung der Lebensmittel nicht abgeholfen wird, wenn man die Ausfuhr sperrt, die Bäckerläden stürmt und die Kornwucherer todtschlägt. Es ist noch nicht sehr lange her, und man braucht noch nicht sehr alt zu sein, um sich zu erinnern, wie, um einer Hungersnoth zu steuern, Maßregeln ergriffen wurden, die geeignet waren, sie herbeizuführen oder doch zu verschlimmern; wie selbst Regierungen, gegen ihre bessere Ueberzeugung, den Vorurtheilen des Volkes bis zu einem gewissen Grade nachgeben zu müssen glaubten; denn ventre affamé n'a pas d'oreilles. Heut zu Tage verschließt sich die Menge nicht mehr der Erwägung, daß das Getreide im Preise steigen muß, wenn weniger gewachsen ist, daß die höheren Preise den Verbrauch auf den nothwendigen Bedarf beschränken, folglich dem Mangel entgegen wirken, daß der Ausfall zeitig zu ermitteln und nur der freie Verkehr im Stande ist, das Fehlende herbeizuschaffen. Demgemäß wird gegenwärtig in den meisten Culturländern verfahren, nur die päpstliche Regierung scheint noch nicht zu wissen, daß der Handel nicht gern in eine Mausefalle geht, und hat deshalb zwar die freie Einfuhr gestattet, aber die Ausfuhr verboten.

So ist der Sieg unbestreitbarer und, wie man heute denkt, einfach und offen auf der Hand liegender Wahrheiten über blinde, dem Interesse ihrer Träger geradezu nachtheilige Vorurtheile schon ein hoch anzuschlagendes Ergebniß der Bemühungen für die Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse. Noch verdienstlicher aber ist der Kampf gegen Principien und Einrichtungen, die zwar von der Wissenschaft ebenso von Rechts wegen verurtheilt sind, die aber, obgleich dem Gemeinwohle schädlich, doch eine Menge von Sonderinteressen geschaffen haben, welche fest an ihnen halten. Dahin gehören die alten Verfassungen der Gewerbe und der Zollschutz für ihre Erzeugnisse. Während der Bewohner eines großen Nachbarlandes sich an jedem beliebigen Orte niederlassen, jedes ehrliche Gewerbe treiben darf, heute dieses, morgen jenes, wenn er nur die gesetzliche Steuer bezahlt, und während dieses Recht der freien Bewegung und Thätigkeit nicht nur dem Einheimischen, sondern auch dem Fremden zusteht, wird in einem andern, uns näher liegenden Staate der Vorschlag, nicht etwa für so schrankenlose Freiheit, sondern nur für einige Erweiterung der Schranken des Gewerbebetriebs, von den Vertretern des Volkes abgelehnt. Und während in einem andern großen Handelsstaate Einfuhrzölle nur noch als Verbrauchsteuern von wenigen ausländischen Artikeln, und soweit sie mit inländischen concurriren, nur mit dem gleichen Betrage der auf diesen ruhenden Steuer erhoben werden, überrumpelt in einem gleichfalls näher liegenden Lande eine Schaar von Garnspinnern eine harmlose Versammlung, um zu verhindern, daß sie ihre Ansicht ausspreche, — nicht etwa

für eine so radicale Reform des Tarifs, sondern nur für eine allmälige Ermäßigung der Eingangsabgabe von Twisten! — Hier, auf solchen Gebieten der Volkswirthschaft, wo die süße Gewohnheit des geschützten Daseins sich jeder Neuerung erwehrt, hier ist das Feld für eine fruchtbare Wirksamkeit zur Vermittelung der Lehre mit dem Leben. Den Gewerbeschulen, den technischen Mittel- und Hochschulen entwächst eine besser unterrichtete Generation, welche ihr Heil in freiem Gebrauche ihrer Kräfte, nicht mehr im Ausschlusse Anderer erblickt. Sie wird sich nicht geschützt, sondern unerträglich beengt fühlen, wenn sie als Lehrling leiden, als Geselle wandern und fechten soll, bevor ihr gestattet wird zu versuchen, ob ihr das Meisterrecht, d. h. das Recht ertheilt wird, gerade dieses Gewerbe und kein anderes, gerade an diesem Orte und an keinem andern, zu treiben, um, falls die große Industrie oder eine neue Erfindung ihr Gewerbe beeinträchtigt, der Verarmung unrettbar anheimzufallen. Neben den Schulen zeigen die Genossenschaften den Weg, wie die wirthschaftlichen Kräfte sich mit besserem Erfolge vereinigen können, als in den überlebten Formen der polizeilich bevormundeten Zunft. Hunderte von Vereinen sind entstanden und vermehren sich täglich, um aus den kleinen Beiträgen der Einzelnen und dem Credite der Gesammtheit die Mittel zu gewinnen, Rohstoffe und Werkzeuge nicht allein, sondern auch Lebensbedürfnisse in größeren Mengen gegen Baarzahlung, d. h. besser und billiger, als es der Einzelne vermöchte, anzuschaffen, ihren Mitgliedern Vorschüsse zu geben und ihre Erübrigungen anzusammeln. Immer eindringlicher endlich ergeht an die Zurückgebliebenen der Ruf zur Nachfolge durch das Beispiel, welches ein Staat nach dem andern giebt, indem seine Gesetzgebung Raum schafft für freiere Entfaltung der Kräfte und für den Austausch der Erzeugnisse auf dem Weltmarkte. Mag auch vom Standpunkte einer geläuterten Theorie aus das bis jetzt vorliegende Werk der Gesetzgebungen in deutschen Staaten noch in hohem Grade unzulänglich erscheinen, so ist doch, wenn man die gegebenen Zustände, an denen die Reform vollzogen werden soll, in's Auge faßt, der Fortschritt unverkennbar. Der Theorie bleibt die hohe Aufgabe, das Ziel aufzustellen und festzuhalten, das Ziel der Erhöhung des Nationalwohlstandes, und die dahin führenden Mittel und Wege in den Ueberzeugungen der denkenden und strebenden Elemente zur Anerkennung zu bringen. Die Praxis aber muß auch mit den Factoren des Widerstandes rechnen, mit ihrer Kraft der Trägheit, mit den Nachtheilen eines jeden Ueberganges. Das Neue muß schon geworden sein, es muß seine Berechtigung, ja seine Unwiderstehlichkeit schon dargethan haben, bevor es sich organisch gestaltet, und endgültig sich an die Stelle des Alten setzt. Fragen wir, woher denn in Deutschland das Wiederaufwachen des Triebes nach besseren Einrichtungen für Landwirthschaft und Gewerbe, für Handel und Creditwesen gekommen ist, so müssen wir uns sagen, daß weder Bücher noch Collegienhefte

den Impuls gegeben haben, sondern der Friede, die Dampfkraft und die Aufhebung der Zollschranken zwischen den einzelnen Ländern. Indem die Maschine, durch Dampf bewegt, der Massenproduction dienen mußte, überwältigte sie zugleich die Einrichtungen, in denen sie nicht vorgesehen war. Mochten die Verordnungen dem Buchstaben nach fortbestehen, sie waren thatsächlich wirkungslos. Die Maschine hat die Zunft vernichtet. Der junge Handwerker mußte mehr als die hergebrachten Handgriffe lernen, er fühlte täglich das Bedürfniß, einen weitern Spielraum für seine Thätigkeit zu gewinnen, die Orte aufzusuchen, wo sie noch lohnte, und für seine Genossenschaften andere Grundlagen zu suchen als das Princip der Ausschließung, auf welchem die Zunft beruhte. Wie von der Maschine die Zunft, so wurden von der Locomotive und dem Dampfer Prohibitionen und Schlagbäume, Stapel und Umschlagszwang niedergeworfen. Der Handel konnte eben so wenig wie das Gewerbe die alten Fesseln tragen. Wurden sie an einer Stelle gelockert, so ergoß sich dorthin der Strom des Verkehrs, und die Straße, die sich nicht hätte öffnen wollen, wäre verödet.

So sind es also die neuen Werkzeuge und Wege der Industrie und des Handels, welche die alten Verfassungen und Einrichtungen für den Betrieb der Gewerbe und den internationalen Verkehr zuerst erschüttert haben. Selbst die Anhänger der Zünfte und des Zollschutzes, ja sie zuerst, erkannten, daß sie den neuen Erscheinungen gegenüber nicht beim Alten bleiben könnten, und sie verlangten — Verbesserung. Die Uebergriffe des Fabrikbetriebs und des Handels in das Gebiet des Handwerks sollten abgewehrt, dem Handwerker sollte der Verkauf von Fabrikaten, die in sein Geschäft einschlagen, gestattet, es sollte für Unterricht in technischer Richtung Gelegenheit geboten werden. Die junge Industrie verlangte Erhöhung der Einfuhrzölle auf ausländische Fabrikate, damit sie nicht dem größern Capital, den vollkommneren Maschinen des Auslandes erliege. Beide fürchteten die Einflüsse der Theorie auf die Regierungen, und suchten daher die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Handwerk und Großgewerbe, unter sich im Streite, verbanden sich doch im Kampfe gegen die Tendenzen des Beamtenthums für Gewerbe- und Handelsfreiheit, und ihnen verdanken wir die ersten Bemühungen, Interesse an volkswirthschaftlichen Fragen in der Nation zu erwecken. Die trefflichsten Dienste als Agitator für diesen Zweck hat Friedrich List geleistet, dessen Geburtsort, Reutlingen, unlängst die Theilnehmer an dem volkswirthschaftlichen Congreß in Stuttgart besucht haben. Man beurtheilt diesen Mann sehr einseitig, wenn man, wie so häufig geschieht, ihn als Apostel des Zollschutz-Systems verehrt oder verunehrt. List war der Pionier des Zollvereins und der Eisenbahnen. Der freie deutsche Markt, ein deutsches Handelsgebiet, versehen mit Schienenwegen und Kanälen, eine Entwickelung für sein Vaterland, wie er

sie in England und Amerika geschaut hatte, dies waren seine höchsten Ziele. Und wenn er für die werdende deutsche Industrie Zollschutz gegen die englische Uebermacht verlangte, so darf man nicht vergessen, daß auch England damals noch seinen Markt den fremden Fabrikaten verschloß, und daß der Schutz, welchen List für Gespinnste und Gewebe vorübergehend verlangte, ein Maß und ein Ziel hatte, welches den Industriellen, die hinter ihm standen, weitaus nicht genügte. Es ist wahr, daß List nur zum Anregen, nicht zum Ausführen seiner Ideen und Entwürfe geschaffen war. Aber seine anregende Thätigkeit fiel in die rechte Zeit des Erscheinens der neuen bewegenden Kräfte, welche die Bedingungen der Production und des Transports umgestalten mußten; sie war von hohem Werthe. Den süddeutschen Industriellen folgte er nicht auf die Abwege, auf welche sie ihn für ihre Schutzbegehren führen wollten, und es ist zu beklagen, daß er im Zwiespalte zwischen der Existenz und der Ueberzeugung ein trauriges Ende nahm.

Waren die ersten Anregungen zur Verbreitung volkswirthschaftlicher Lehren in weiteren Kreisen, hervorgerufen durch die umgestaltende Kraft des Dampfes, von den Seiten ausgegangen, welche nach Hilfe riefen, die Einen, die Handwerker, gegen die erdrückende Concurrenz der Großgewerbe, die anderen, eben diese Großgewerbe, gegen die erdrückende Concurrenz des Auslandes, so nahm der weitere Verlauf der Popularisirung nationalökonomischer Kenntnisse doch bald eine andere Richtung. Die Wissenschaft war es zunächst, welche das Gesammtinteresse dem Sonderinteresse an die Seite stellte, und aufdeckte, wie das wahre und berechtigte Sonderinteresse auf dem nämlichen Wege Befriedigung finde, auf welchem der Nationalwohlstand gefördert wird. Dem Kleingewerbe Unterricht, freie Bewegung und Selbsthilfe durch Vereinigung der Kräfte, den Großgewerben, denen Bildung und Einsicht bei Anlage und Betrieb eben so wenig wie Capital, Arbeitskräfte und die übrigen natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens vom Staate zu octroyiren sind, billigen und leichten Transport, ein großes, freies Marktgebiet, aber keine Abwehr des Sporns der Mitbewerbung mit dem Auslande: dies waren die Sätze, welche selbst unter den Betheiligten Eingang gefunden haben, soweit sie überhaupt für Belehrung zugänglich waren. Man muß gestehen, daß die Handwerker, namentlich die jüngeren, in dieser Beziehung etwas voraus haben, und sie konnten auch der Einsicht sich nicht verschließen, daß ihnen gegen die Industrie und den Handel nicht durch Verbote und Beschränkungen, sondern nur durch Befreiung von den Fesseln, die ihrer eigenen Thätigkeit angelegt waren, geholfen werden könne. Der Industrie wollen wir nicht Schuld geben, daß manche ihrer Federführer entsetzlich gelogen haben. Gegenüber jener äußersten Linken der Freihändler, welche zollfreie Einfuhr ihrer englischen Waaren als Ziel ihrer Wünsche aufstellten, haben Wortführer der Großgewerbe nicht nur unsinnige

Tarife vorgeschlagen, sondern auch den Untergang der Industrie als Folge einer Tarifermäßigung oder einer Nichterhöhung des bestehenden Tarifs geweissagt, während glücklicherweise dessenungeachtet die Industrie ihre Anlagen und ihre Production bedeutend erweitert hat.

Allmälig haben sich die Extreme wenigstens von der Oberfläche zurückgezogen, es zeigt sich, wo öffentlich verhandelt wird, in der Regel auf beiden Seiten die Neigung, sich zu verständigen, bessere Gewerbegesetze werden eingeführt oder vorbereitet, und der Kampf zwischen Freihandel und Zollschutz tritt aus den vagen Allgemeinheiten auf praktischen Boden und dreht sich um die Vereinfachung des Tarifs und die Höhe bestimmter Sätze. Diese erfreuliche Wahrnehmung glauben wir vorzugsweise in der wachsenden Theilnahme aller Klassen an volkswirthschaftlichen Fragen und in der Ausbreitung nationalökonomischer Bildung begründet, und das Verdienst, diese Theilnahme und Bildung geweckt zu haben und zu fördern, vindiciren wir zum großen Theile den Gründern und Leitern, wie den Theilnehmern des volkswirthschaftlichen Congresses.

Im Jahre 1858 hatten sich zum ersten Male auf die Einladung weniger Männer einige achtzig Theilnehmer in Gotha eingefunden, um zu versuchen, durch periodisch wiederkehrende Versammlungen, durch ihre öffentlichen Verhandlungen und deren Verbreitung im Drucke, auf die Entscheidung wichtiger volkswirthschaftlicher Fragen einen heilsamen Einfluß zu üben. Die Ausübung des Rechtes, sich zu erlaubten Zwecken zu versammeln war damals nicht überall in Deutschland gesichert; man hatte Gotha gewählt, weil man dort wenigstens darauf rechnen durfte, von der Polizei nicht gestört zu werden. Die Versammlung gab sich ein Statut und darin die Einrichtung einer ständigen Deputation. Sollte der Versuch die Möglichkeit einer Zukunft haben, so mußte ein Collegium bestellt werden, welches für die Ausführung der Beschlüsse sorgte und die Tagesordnung für die nächste Versammlung vorbereitete. Man vermied dabei ängstlich Alles, was einem Vereine ähnlich sah, daher auch das Wort, „Ausschuß". Ein Verein unterlag Gesetzen, in deren Anwendung auch der unschuldigste bei einigem guten Willen verboten werden konnte. Wir erwähnen dieser kleinen Nebenumstände nur als eines Beispiels unter vielen, welche zeigen, daß seit drei Jahren das öffentliche Leben in Deutschland Fortschritte gemacht hat. Im Jahre 1859 tagte der Congreß in Frankfurt, 1860 in Köln und gegen die Mitte September dieses Jahres in Stuttgart. Gewerbe-Verfassungen, Genossenschaften, Zölle bildeten die Hauptgegenstände der Verhandlungen, welche gediegene Arbeiten und Vorträge zu Tage förderten; die Beschlüsse waren im Einklange mit der Lehre der Volkswirthschaft, ohne die Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse aus dem Auge zu lassen. Es ging dem Congresse gut. Die Zahl der Theilnehmer stieg von

80 auf 150, 200, 300; der Empfang an den Sitzen der Versammlung wurde immer freundlicher, ihren Aussprüchen wurde eine immer größere Bedeutung beigelegt, sowol von den Klassen, deren Interessen vorzugsweise zur Sprache kamen, wie von Corporationen, Ständemitgliedern und Beamten. Der vor drei Jahren in Gotha mit einiger Schüchternheit gemachte Versuch darf heute als gelungen betrachtet werden. Die Männer, welche Zeit und Mühe vorzugsweise der Sache gewidmet hatten, durften sich sagen, daß ihre Arbeit nicht vergebens war. Sie fingen an, sich zu fühlen und die Theilnehmer an den Congressen nannten sich „Deutsche Volkswirthe". Wir müssen gestehen, daß uns diese Bezeichnung nicht gefällt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht richtig ist. Ist etwa das Volk der Gegenstand, an welchem die Mitglieder des Congresses eine wirthschaftliche Thätigkeit üben? Bewirthschaften sie das Volk, wie der Landwirth das Land, der Forstwirth den Forst, oder bewirthen sie das Volk wie der Gastwirth den Gast? Schwerlich werden sich die Mitglieder des Congresses zu einem derartigen Berufe bekennen. Sie sind im Gegentheil, wo sie sich versammeln, willkommene Gäste des Volkes aber nicht seine Wirthe. Volkswirthschaft treibt das Volk, nicht der Einzelne; es ist eben die gesammte wirthschaftliche Thätigkeit Aller, nicht das Geschäft eines Einzelnen oder einer besonderen Klasse. Der Ausdruck „Volkswirth" klingt zwar hübsch, aber der Geist der deutschen Sprache wird sich nicht den Zwang anthun lassen, darunter das zu verstehen, was die Erfinder des Wortes etwa damit ausdrücken wollen: einen Mann, der sich mit der Volkswirthschaftslehre beschäftigt. Das thun die Mitglieder des Congresses, als Lehrer vom Fache, als Schriftsteller, als Redner, in den Berathungen der Sectionen oder als Stimmgeber zu den Beschlüssen. Vermuthlich entstand der Volkswirth aus einer mißlungenen Uebersetzung des Nationalökonomen. Aber Nationalökonomie ist die Lehre von dem Volks- und Staatshaushalte und Nationalökonomen sind die Lehrer dieser Wissenschaft. Wir wollen wünschen, daß sich diese häufiger als bisher bei den volkswirthschaftlichen Congressen einfinden mögen, inzwischen können wir uns nicht entschließen, den Theilnehmern die Last aufzulegen, Volkswirthe zu sein, wir sehen in ihnen die höchst ehrenwerthen Mitglieder der volkswirthschaftlichen Congresse, Männer, die sich redlich bemühen, den Lehren der Volkswirthschaft Eingang in die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft zu verschaffen.

Weil wir aufrichtig wünschen, daß der volkswirthschaftliche Congreß wachsen und gedeihen, daß er, auf dem rechten Wege fortschreitend, an Einfluß gewinnen möge, gerade deshalb wünschen wir, daß die Leiter desselben sich die auf der Stuttgarter Versammlung erhaltene Lehre zur Warnung dienen lassen und zu Herzen nehmen mögen. Der volkswirthschaftliche Congreß war noch nirgends mit so viel Artigkeit und Liebenswürdigkeit aufgenommen

worden wie in Stuttgart. Die Regierung hat für seine Versammlungen den großen Saal des Königshauses zur Verfügung gestellt. Minister von Linden lud die Theilnehmer zu einer Extrafahrt nach Reutlingen, der Magistrat zu einem Festmahle auf der Silberburg; die Stadt bestritt die Ausgaben der Versammlung; das Museum öffnete ihr seine Räume, die Centralstelle für Industrie ihr Musterlager, die Centralstelle für Landwirthschaft die Anstalt in Hohenheim, kurz die Residenz von Schwaben überbot sich in Beweisen herzlicher Gastfreundschaft. Das jugendliche Gemüth des ehrwürdigen Vorsitzenden der „ständigen Deputation" machte dem Dankgefühle Luft in einem Hochrufe auf den König, und wer weiß, ob nicht die Versammlung sich getrennt hätte, ohne recht zur Besinnung gekommen zu sein, wenn nicht . . . doch wir wollen der Ernüchterung nicht vorgreifen.

Die ständige Deputation hatte eine gewichtige Tagesordnung mitgebracht. Der verehrte Vorsitzende der Deputation, der treffliche Präsident der Versammlung und der rastlos thätige Berichterstatter über die Gewerbegesetzgebung unterließen nicht, hervorzuheben, was Alles die Volkswirthschaft dem Congresse bereits zu verdanken habe: Aufhebung der Durchgangsabgaben, Ermäßigung der Flußzölle, freisinnige Gewerbeordnungen. Seine Bundesgenossen seien die volkswirthschaftlichen Vereine und der Handelstag, seine Gegner die Feudalisten und Socialisten. Die Schwaben erfuhren, daß sie ihre Liebkosungen nicht an Unwürdige verschwendeten. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang, und wir wollen gleich hier die Gegenstände aufzählen, welche durch Beschlüsse, die den Anträgen entsprachen, oder doch nicht wesentlich davon abwichen, erledigt wurden, nachdem die Versammlung in ihrer ersten Sitzung am 9. September über das Wesen und die Aufgabe der Volkswirthschaft einen Redner vernommen hatte, dessen Vorträge als unvermeidlich jeweils angehört werden müssen. In der nämlichen Sitzung wurde beschlossen: neben der Gewerbefreiheit die Beibehaltung der Innungen als öffentliche Institution mit Zwangsbeitritt nicht zu empfehlen. Zwei weitere, beschränkende Anträge verschwanden mittelst Ueberweisung an die ständige Deputation. Am zweiten Tage wurde bei den Erörterungen über Bevölkerungsstatistik begutachtet, daß die Volkszählung gesetzlich geordnet und nach Einer Methode vorgenommen werden möge. Es ging dabei nicht ganz ohne Widerspruch ab, doch konnte der in seinem Fache ausgezeichnete Berichterstatter zufrieden sein. Er hatte in seiner frühern amtlichen Stellung mit endlosen Tabellen die Bürgermeister furchtbar geplagt, und diese hatten sich durch Ausfüllung der Rubriken mit fabelhaften Angaben, die dann als Grundlage höchst werthvoller statistischer Zusammenstellungen dienten, nicht minder furchtbar gerächt. Weniger glücklich war er bei der Berathung über den Realcredit mit der Empfehlung der Hypotheken-Versicherungs-Gesellschaften, deren erste ihm ihr Dasein verdankt.

Die Versammlung ging zur Tagesordnung über. Bei der hierauf folgenden Münzfrage schloß man sich dem Heidelberger Handelstage an, welcher die Mark von 10 Silbergroschen = ⅓ östreichischen Gulden = 35 Kreuzer rheinisch als einheitliche Silbermünze empfohlen hat, und erklärte es außerdem für wünschenswerth, keine Goldkronen mehr zu prägen, sondern an deren Stelle ein Goldstück, welches dem Zwanzigfrankenstücke gleich sei. Warum nicht ein Bremer aufstand, um den Sovereign zu empfehlen, ist uns unbekannt. Auch das Bankwesen wurde besprochen und der preußische Entwurf einer Uebereinkunft wegen der Geldsurrogate (mit Ausschluß des Staatspapiergeldes) den Anforderungen an eine richtige Gestaltung des deutschen Zettelbankwesens nicht entsprechend gefunden, — eine Ansicht, welcher wir vollständig beitreten. — Am vierten Tage (auf den dritten kommen wir sogleich zurück) wurde das Versicherungswesen vorgenommen und erklärt, daß das Concessionswesen schädlich und eine gesetzliche Regelung nothwendig sei. Der Antrag, daß bei der Londoner Industrie-Ausstellung die deutsche Ausstellung, mindestens die aus dem Zollverein, als ein zusammengehöriges Ganze aufgestellt werden möge, wurde mit Weglassung der eventuellen Beschränkung auf den Zollverein, zum Beschlusse erhoben, obgleich der würtembergische Commissar bei den früheren Weltausstellungen sich dagegen erklärt und behauptet hatte, die Aussteller würden weit besser fahren, wenn jedes Land einen besondern Commissar und einen besondern Platz habe. Zum Schlusse wurde noch das Monopol der Eisenbahnen besprochen, und man einigte sich in der Ansicht, daß die Concurrenz von Eisenbahnunternehmungen zwischen zwei Punkten nicht ausgeschlossen, auch nicht erschwert, vielmehr erleichtert werden sollte. Ueberblickt man die hier nur summarisch aufgezählten Gegenstände, so wird niemand verkennen, daß in der kurzen Zeit eine Reihe wichtiger Fragen öffentlich besprochen und über ihre Behandlung und Lösung richtige Ansichten geäußert und von der Mehrheit getheilt worden sind. Für manche dieser Fragen lagen gediegene Ausarbeitungen vor, und nach den Zeitungsberichten, unter denen die Referate des Schwäbischen Merkur die Anerkennung der Versammlung selbst gefunden haben, waren die Debatten nicht allein trefflich geleitet, sondern auch durchschnittlich mit Sachkenntniß und ohne Abschweifungen geführt. Allein bei mehreren der obenerwähnten Gegenstände, wie bei dem Eisenbahnmonopol, der Londoner Industrie-Ausstellung, dem Münz- und Bankwesen, finden wir den einen Punkt nicht berührt, daß sie nur auf dem Wege des Uebereinkommens oder der Verträge unter mehreren oder allen deutschen Regierungen geordnet und weiter geführt werden können. Wohin wir auf diesem Wege bis jetzt gelangt sind, geht aus den Verhandlungen selbst zur Genüge hervor. Es fehlt den gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Deutschland eine obere, durch eine Nationalvertretung contro-

lirte Leitung; es fehlt selbst eine Stelle, welche die Streitigkeiten zwischen Regierungen entscheidet, wenn man nicht etwa Dinge, wie die Weigerung Hannovers, eine Eisenbahn von Minden nach der Jahde über eine kleine Strecke seines Gebietes bauen zu lassen, einem Austrägalgerichte zur Bestattung überweisen will. Diesen einen Punkt hat der volkswirthschaftliche Congreß nicht berührt; er glaubte weise zu handeln, und er hat sich geirrt. Der Handelstag in Heidelberg, selbst der Juristentag in Dresden waren ihm mit besserm Beispiele vorgegangen, er ist ihnen nicht nachgefolgt. Diesen Fehler hat der Congreß mit einer Niederlage bei der Zollfrage gebüßt.

Das Zollwesen war auf der Tagesordnung mit drei Nummern bedacht. Es sollte verhandelt werden; 1) über Besteuerung des Zuckers im Zollverein; 2) desgleichen über Twistzölle; 3) Niedersetzung einer permanenten Commission in Bezug auf die Reform der Zollvereinsgesetzgebung beim bevorstehenden Ablaufe der Zollvereinsverträge. Dieser letzte Antrag wurde am 11. September zuerst zur Debatte ausgesetzt, nachdem ein Vortrag über Zollvereinszustände einleitend vorausgegangen war. Tags zuvor hatte der König die Theilnehmer huldvoll empfangen und ihnen von dem Nutzen des Zollschutzes für die Industrie gesprochen; für den Nachmittag war die Extrafahrt nach Reutlingen anberaumt. Zwischen den Süßigkeiten lag die Pille. Die Verhandlung soll, nach den vorliegenden Berichten, sehr lebhaft, sehr warm gewesen sein. Sie endete mit dem Uebergang zur Tagesordnung, für welche die Mehrheit mit 115 gegen 104 Stimmen sich aussprach. Nach der verunglückten Commission kamen die Twistzölle. Die Debatte wurde durch die Extrafahrt unterbrochen, und am folgenden Tage wurden die Anträge auf stufenweise Ermäßigung der Twistzölle ebenfalls, mit 98 gegen 88 Stimmen, durch die Tagesordnung beseitigt. Nun hatten die geschlagenen Führer genug; sie ließen die Zuckerzölle fallen. Woher aber die Niederlage, der man doch in Köln noch glücklich entgangen war, obgleich dort auch Eisenproducenten um Erhaltung des Schutzes für ihre tief darnieder liegende Industrie gebeten hatten, nachdem, taktlos genug, in einem so unpassenden Zeitpunkte, und ohne jede Aussicht auf baldigen Erfolg, die Ermäßigung der Eisenzölle zur Sprache gebracht worden? Woher insbesondere der Eifer gegen Ernennung einer Commission über die Reform der Zollvereinsgesetzgebung? Zuerst die Twistzölle, bei denen die Sache ganz einfach liegt. Die Mehrheit war von den Spinnern aus Würtemberg und Augsburg gemacht, denen es sehr gut geht, und die deshalb nicht so artig waren wie die gedrückten Hüttenbesitzer am Rhein. Sie wollen keine Ermäßigung der Twistzolle — die Weber denken anders — und sorgten daher für eine Mehrheit gegen den Antrag. War die Mehrheit nicht größer, so kommt dies vermuthlich daher, daß die Herren nicht mehr Geld für Eintrittskarten ausgeben wollten, als für ihren Zweck

nöthig war. — Schlimmer ist der Fall der permanenten Commission. Der Antrag enthielt für die Commission keinerlei Instruction, nicht die leiseste Andeutung eines Standpunktes, von welchem aus die Reform der Zollvereinsgesetzgebung aufgefaßt werden solle. Aber die gegnerische Mehrheit witterte Politik. Sie war zwar auch vorwiegend eine locale Majorität, aber die Spinner, denen die Frage, ob Commission oder nicht, ohne Zweifel höchst gleichgültig war, stimmten wol nur dagegen, weil eine Hand die andere wäscht, den Particularisten zu gefallen, welche keine Politik wollten. Leider sagten die Anderen, sie wollten auch keine Politik. Da denuncirte ein hervorragendes Mitglied der würtembergischen Aristokratie, ein geschickter Vorkämpfer für conservative und andere Interessen, eine gleichzeitig umlaufende Druckschrift, betitelt: Grundzüge für die Reorganisation des deutschen Zollvereins — welche die Vorstandschaft des Gesammtvereins an die Krone Preußen überträgt, der bei der oberen Leitung ein Staatenrath zur Seite steht, der wieder bei gewissen Vorlagen an die Zustimmung eines Staatenhauses gebunden ist. — Und dabei sollte kein politischer Hintergedanke sein? Der edle Herr schrieb die Autorschaft der Grundzüge Herrn David Hansemann in Berlin zu, der an dem Congresse nicht theilnahm, bald jedoch in der Bank- und Handelszeitung die Vaterschaft ablehnte. Naiver Weise wird in den Motiven der Grundzüge angegeben, daß es dabei auf keine andere als die bestehende Bundesverfassung abgesehen sei, doch sollten die Vorschläge einer Reform der Bundesverfassung nicht in den Weg treten. Steht nun die Druckschrift mit dem Antrage an die Versammlung in irgend einem Zusammenhange oder nicht? Die Vertheidiger des Antrags schwiegen, und man darf daher annehmen, daß ein solcher Zusammenhang allerdings vorhanden war.

Die Sache stand mithin so. Die Einen sagten: nehmt unsern Antrag, er ist ganz gewiß nicht politisch; die Andern erwiderten: wir wollen euern Antrag nicht, denn er riecht sehr stark nach Politik. Auf beiden Seiten blieb ein Hintergedanke — der Bundesstaat, den die Einen wollen, die Andern nicht. Man sprach von der Commission, und man meinte den Bundesstaat. Das war eine schiefe Stellung auf beiden Seiten, und da pflegen die Debatten heftig und unerquicklich zu werden. Wir sind der Meinung, daß die Verfassung des Zollvereins eine Frage ist, welche sich zur Besprechung in dem volkswirthschaftlichen Congreß sehr wohl eignet; daß aber dieser Gegenstand durchaus ein politischer und daß es gradezu abgeschmackt ist, dies zu leugnen. Um sich davon zu überzeugen, lese man die Verhandlungen und Schriften von der Kündigung des Zollvereins von Seiten Preußens im Jahre 1851 bis zur Erneuerung der Verträge 1853. Die Antragsteller haben sich an jene Vorgänge schwerlich erinnert, sie scheinen überhaupt die Sache etwas leicht genommen zu haben. Wenn sie den Congreß von der Politik fern halten wollen,

so dürfen sie die Verfassung des Zollvereins nicht zur Sprache bringen, und thun sie es dennoch, so muß ihnen begegnen, was in Stuttgart geschehen ist, — sie blamiren sich.

Die Sieger erwiesen sich großmüthig. Im Sinne der großen Römerpolitik — parcere subjectis — halfen sie ihnen beschließen, es sei zu wünschen, daß der Zollverein immer größer werde, wie das deutsche Vaterland; ihr deutsches Gemüth verführte die Versammlung sogar für den Antrag eines Märtyrers der modernen Cultur aus Mecklenburg zu stimmen, man solle verbindern, daß in den nicht zum Zollverein gehörigen Staaten etwas geschehe, was die Annäherung an denselben erschwere, insbesondere also, daß Mecklenburg einen Grenzzoll einführe. Nun ist aber die Aufhebung der mecklenburgischen Binnenzölle, die Verlegung ihrer Zollstätten aus dem Innern an die Grenze, keine Erschwerung des Beitritts zum Zollverein, und wenn die Behauptung des Antragstellers richtig ist, daß daraus den mecklenburgischen Finanzen ein schwerer Nachtheil erwachsen werde, so ist dies sogar ein starkes Motiv für den Beitritt zum Zollverein. Der ehrliche Mecklenburger hat sich geirrt, und die Versammlung war durch die vorausgegangene Discussion für Irrthümer empfänglich geworden. Aber der Mecklenburger will doch den Zollverein, und unterscheidet sich dadurch von seinen dem Vereine ebenfalls nicht angehörigen Nachbarn, die zwar im Congresse über Zollfragen reden und stimmen, den Wunsch zum Beitritte aber nicht zu erkennen geben. Es hilft nun nichts, wenn die Geschlagenen ihre Niederlage, deren Unrühmlichkeit sie selbst verschuldet haben, zu bemänteln suchen, indem sie angeben, der Kern des Congresses sei von seiner Schale majorisirt worden, die Beschlüsse (Ablehnung ihrer Anträge) seien nicht der Ausdruck der öffentlichen Meinung, das Resultat (Tagesordnung) sei für eine volkswirthschaftliche Agitation eine kostbare Frucht, weil die Gegner einen unhaltbaren Standpunkt einnähmen u. dgl. Sie werden besser thun, wenn sie aus dem Vorgange in Stuttgart lernen, daß es nicht gut ist, sich selbst zu überschätzen und die Gegner zu unterschätzen, und daß es unter allen Umständen für die Theilnehmer an öffentlichen Meinungskämpfen nöthig ist, den Muth ihrer Ueberzeugung mitzubringen, daß sie nur unter dieser Voraussetzung mit Ehren siegen oder unterliegen.

Wir würden fürchten und beklagen, daß der volkswirthschaftliche Congreß durch sein Fiasco in Stuttgart für die fernere Behandlung von Zollvereins-Angelegenheiten unbrauchbar geworden sei, wenn uns nicht die Zeitungen die angenehme Nachricht gebracht hätten, daß ein Anti-Congreß von Industriellen und Particularisten nach Frankfurt a. M. berufen werde. Ein Verein von Anti-Volkswirthen in Frankfurt wie der Anti-Nationalverein in Berlin — das kann helfen! K. M.

Zur Organisation der preußischen Armee.

Da die Geldfrage der neuen preußischen Heereseinrichtung in der nächsten Sitzung voraussichtlich wieder die Kammern beschäftigen wird, so theilt die Redaction im Folgenden eine Lösung der obschwebenden Differenzen mit, welche sowohl der Regierung als den Finanzkräften des Staats willkommen sein sollte. Daß der Aufsatz aus der Feder eines competenten Beurtheilers ist, wird dem Leser nicht zweifelhaft bleiben. —

Sie wollen von mir ein Urtheil über die Reorganisation der preußischen Armee haben. Sie wollen vor allen Dingen die Frage beantwortet wissen, ob die Nothwendigkeit der Reorganisation auch nothwendig die große dafür geforderte alljährliche Summe bedingt.

Meine Ansicht ist, daß die Reorganisation eine durchaus richtige und in den Verhältnissen begründete war; daß die Ausgaben aber beschränkt werden können, ohne das Resultat zu beeinträchtigen. Ich will versuchen, diese Behauptung durch Betrachtung folgender Punkte zu rechtfertigen.

1) Ist es zweckmäßig, daß das Ergänzungswesen für das Offizier- und Unteroffiziercorps, sowie auch für die Leute dasselbe geblieben ist?

2) Konnte man nicht durch eine Veränderung der Ausbildungsweise eine Verringerung der Dienstzeit und dadurch eine bedeutende Verminderung der Kosten herbeiführen?

3) Ist in den Etatserhöhungen der Waffen im Allgemeinen das richtige Maaß gegriffen worden?

Das Ergänzungswesen der preußischen Armee. Die allgemeine Militärdienstpflicht jedes Preußen muß in socialer wie in rein militärischer Beziehung als durchaus richtig anerkannt werden.

In socialer Beziehung, weil ein Jeder an der Ehre, welche in der Vertheidigung von Staat und Gesellschaft liegt, ganz gleichen Antheil nimmt, die Last aber nach Verhältniß seines Vermögens und seiner privaten Stellung empfindet und trägt. In militärischer Beziehung muß unsere Ergänzungsweise ebenso als ausgezeichnet bezeichnet werden, weil sie der Armee nicht nur ein stets hinreichendes, sondern auch das kräftigste und intelligenteste Material liefert; weil die Armee, der Repräsentant der Kraft eines Landes, mit der Bevölkerung Eins ist.

Die Ergänzung unseres Unteroffizierstandes erfolgt einerseits durch Staatserziehung aus den Schulabtheilungen, zum größten Theil aber aus den

Mannschaften. Durchgängig sind es solche Leute, welche durch eine längere Dienstzeit sich eine Anstellung im Civilstaatsdienst erwerben wollen. Sie dienen deshalb im Durchschnitt 12 Jahre, und nur wenige lassen sich durch eine momentan gute Stellung verleiten, länger zu dienen. Für Keinen aber von ihnen bildet es die Berufsstellung. Die ganze Zukunft des Unteroffiziers liegt bei uns außerhalb seiner momentanen militärischen Thätigkeit, und das ist ein großer Uebelstand im ganzen Organismus der Armee. — Bei den großen Anforderungen, welche die neuere Fechtart an die Selbständigkeit der einzelnen Soldaten macht, ist es von der größten Wichtigkeit, daß der dem Soldaten nächststehende Vorgesetzte, welcher selbst bei den kleinsten Abtheilungen zur Geltung kommt, Triebkraft hat, Lust zum Handeln besitzt, durch Ehrgefühl und Ehrgeiz geleitet wird. — Die kleinen Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 haben aber gezeigt, daß der Infanterie-Unteroffizier, welcher für das tactische Element der wichtigste ist, jener nothwendigen Eigenschaften mit seltenen Ausnahmen entbehrt. Wenn er für seinen momentanen Beruf sein Leben einsetzt, verliert er seine Zukunft und gewinnt Nichts. Höchstens erhält er eine Medaille.

Wollen wir den Infanterieunteroffizier im Schützengefecht brauchbar machen, wollen wir sicher sein, daß unsere Schützenlinien lebendige, im Geist des Ganzen wirkende Größen sind, so müssen wir dem Unteroffizier auch in seinem Stande eine Zukunft zeigen. Er muß Offizier werden können, er muß das Kreuz eben so gut für seine Leistungen verdienen können, wie der Offizier. Die Reorganisation mußte das vorsehen, mußte im Frieden schon die Bildung der Unteroffiziere sichern, den Unteroffizier zum Soldaten machen. Wie das zu erreichen ist, will ich weiter unten andeuten.

Die Ergänzung der Offiziere.

Unser Offiziercorps bildet sich im Allgemeinen aus den Söhnen von Offizieren, aus dem unbemittelten Adel und aus den Familien des Beamtenstandes. — Alle diese Klassen sind berufen mehr Werth auf innere Ehrenhaftigkeit, als auf äußere materielle Vortheile zu legen. — Ehr- und Pflichtgefühl sollen die leitenden Principien für ihre Handlungsweise bilden, und diese allein befähigen im Einerlei des Friedensdienstes (wie in der Beschwerlichkeit des Kriegslebens), von der eigenen Person abzusehen und nur für das Ganze zu sorgen, die Leistung immer dem eigenen Wohlbefinden vorzuziehen, in dem Wohle seiner Leute den größten Gewinn zu suchen. So manche Klagen auch im Volk gegen den Offizier und seine äußere Stellung erhoben werden, so wird doch im Ganzen anerkannt, daß der in unserem Offiziercorps lebende Geist ein würdiger ist, in welchem die größte Garantie dafür liegt, daß die Armee selbst nach langem Frieden mit Ehren vor dem Feinde bestehen kann. Von einzelnen Ausschreitungen des Corpsgefühls, welche grade jetzt mehrfach

verstimmt und gegen einzelne Persönlichkeiten eingenommen haben, bin ich überzeugt, daß sie bei dem ersten frischen Luftzug eines Feldlagers gesühnt und vergessen sein werden. Es ist schwerer, Soldat im Frieden zu sein, als der Civilist denkt. Denn das volle Gefühl der Tüchtigkeit erhält der Soldat erst im Kriege.

Ich habe gesagt, daß ich mit der bisherigen und beibehaltenen Ergänzungsweise der Offiziere einverstanden bin, und daß ich trotzdem es für nothwendig halte, daß unsere Unteroffiziere Offizier werden können. Es ist das ein anscheinender Widerspruch und meines Erachtens doch richtig. Wir erkennen auch das Wünschenswerthe einer grundbesitzenden Aristokratie, und doch verwerfen wir den Kastengeist, verurtheilen das Hervortreten einzelner Stände, fordern, daß ein Uebergang zwischen den Berufsklassen möglich ist. In England sichert man dasselbe Princip durch die Käuflichkeit der Offizierstellen. Nur die besitzenden Klassen und in diesen nur diejenigen, welche ein Capital für eine äußere Stellung, für Ehre, nicht für Zinsen anlegen, haben Aussicht vorwärts zu kommen. In Oestreich hat man leider nicht ein Princip, sondern die Familienverbindung, die Connexion, den Nepotismus als Garantie jenes Ergänzungswesens eingeführt, und man hat dadurch die Auflösung in die Offiziercorps gelegt. In Frankreich ist das conservative Element auf die Seite geschoben, es fehlt daher auch in der Armee. Beide Napoleons suchten dasselbe wieder in der Armee zu wecken, zu schaffen, aber vergebens. Das Alterssystem, nach welchem in gewissen Jahren Niemand mehr aus einer Stufe in die höhere rücken kann, soll die höheren Stellen denjenigen Offizieren sichern, welche, aus den Militärschulen hervorgegangen, in jungen Jahren den Offiziergrad erreicht und nicht die langsame Carriere des Unteroffizierstandes durchgemacht haben. Aber die Jahre 48 und 49 haben die Aufnahme in die Militärschulen dem Einfluß der Regierung entzogen. Dieselbe hängt nicht mehr von ihrem gouvernementalen Ermessen, sondern von einer Concurrenz, von einem Examen ab, zu welchem sich die intelligentesten Kinder der untern Stände drängen. Diesen fällt die Armee nach und nach in die Hände, so sehr sich auch Napoleon dagegen sträubt. Wir finden daher in der französischen Armee, in der den Staat conservirenden Gewalt, ein wild vorwärts treibendes Element der Demokratie auch im Offiziercorps. Bei den Russen gehört die ganze obere Leitung ausschließlich der Aristokratie, es ist gar keine Concurrenz und also auch keine Leistung vorhanden.

Ich wollte hier nur meine Ansichten andeuten, nicht ausführen, und darin eine Begründnng suchen, daß folgender Vorschlag ausführbar ist: Wir geben ein Altersgesetz für unsere Subaltern-Offizierstellen, räumen im Frieden eine Offizierstelle per Compagnie u. s. w. den Unteroffizieren ein, verlangen im

Frieden von den letzteren ein leichtes Examen und geben ihnen Gelegenheit in den Regimentsschulen u. s. w. das Entsprechende zu lernen. Gleichzeitig organisiren wir die Militairverwaltung dergestalt, daß sie aus Offizieren besetzt wird, und schaffen dadurch jenen aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieren die Aussicht auf Erfolg und lohnende Carriere.

Die Ausbildungsweise in der preußischen Armee. Um nicht zu lang zu werden und nur bei mir ganz bekannten Dingen stehen zu bleiben, will ich diesen Punkt vorzüglich bei der einen Waffe, der Infanterie, abhandeln.

Die Infanterie muß hierbei entscheiden, da sie den größten Theil der Armee und unbestritten die wichtigste Waffe bildet.

Die Ausbildung der Armee zerfällt in zwei wesentlich verschiedene und doch stets in einander greifende Theile: 1) die Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere, des Stammes einer Truppe; 2) die Ausbildung der stets wechselnden Mannschaften.

Der erstere Theil ist der entschieden wichtigere, denn er sorgt für das bleibende, das lebengebende Element, für die Seele des Körpers, und doch wird gerade auf diesen Theil bei uns der allergeringste Accent gelegt. Warum? — Im Allgemeinen nicht aus Mangel an Erkenntniß, sondern aus Mangel an Zeit, da diese letztere durch den zweiten Theil vollständig in Anspruch genommen wird.

Die neuere Kriegführung macht an den einzelnen Infanteristen so bedeutende Ansprüche, fordert von ihm eine derartige Entwicklung des Geistes und des Körpers, daß im Laufe eines Jahres, welche Dauer unsere Ausbildungsperiode einnimmt, er kaum im Stande ist alle nothwendigen Beschäftigungen durchzumachen. Der Infanterist wird zuerst zu einem seine Glieder regelrecht, regelmäßig und womöglich auch schön tragenden und brauchenden Menschen gemacht, dann lernt er den Gebrauch seiner Waffe, sowie auch die gewöhnlichen tactischen Formen und gleichzeitig wird er mit der Theorie seines Dienstes vertraut gemacht, um der Maschine den nothwendigen Geist zu geben. Alsdann muß er ein guter Schütze werden, das Terrain schätzen und gebrauchen lernen. Der Schützen- und Felddienst, die Bewegung im Großen und Kleinen, die Fatigue und die Eleganz, daneben Turnen, Fechten und Schwimmen, Artillerie- und Pioniedienst, das Alles muß praktisch und theoretisch gelernt und gelehrt werden. Das Alles wird in den Zeitraum eines Jahres zusammengedrängt und deshalb eben nur beigebracht, oberflächlich gezeigt. Die meiste Zeit wird dazu noch auf die äußere Form verwendet, zunächst, weil wohl etwas zu viel Werth darauf gelegt wird, und dann, weil diese Art des Exercitiums, gemeiniglich „Drill" genannt, die wenigste körperliche und geistige Anstrengung des Hauptmanns u. s. w. fordert und doch die Zeit ausfüllt.

Die Leute dienen zwar länger als ein Jahr, und ihre Ausbildungszeit dauert bis 3 Jahre, aber der größte Theil einer Truppe besteht bei uns immer aus Recruten. Dieser Umstand fordert, daß bei allen Uebungen stets bei den Elementen stehen geblieben, auf die Anfangsgründe stets die meiste Zeit verwendet wird. Bei dreijähriger Dienstzeit besteht eine Compagnie der alten Regimenter heute aus 42 Recruten, 37 Leuten des 2. Jahrgangs und 33 des 3. Jahrgangs. Aus dem letzteren Jahrgang gehen nun an Burschen, Ordonnanzen, Compagniehandwerkern und auswärtigen Commandos mindestens 12 Mann ab; es verbleibt also nur ein Rest von 91 Mann und zwar, außer den Gefreiten, die wenigst brauchbaren Leute übrig. So muß denn der elementare Bestandtheil in jeder Uebung das Uebergewicht behalten. Geist und Körper der Führer und Leute wird in einem geistesarmen, alljährlich sich wiederholenden sogenannten Gamaschendienst abgenutzt, und das jährlich erreichte Resultat bleibt weit hinter dem durch die Vorschriften und die Forderungen des Krieges gesteckten Ziele zurück.

Wenn wir der Infanterie also auch dreijährige Dienstzeit oder eine noch längere geben, wir kommen so lange nicht an das Ziel, als bei der auszubildenden Truppe es die Recruten sind, die unausgesetzt das meist zu berücksichtigende Element bilden. Wir können unsere Führer selbst, Offiziere und Unteroffiziere nicht fördern, so lange sie immer nur mit der Ausbildung der Truppe, nie mit dem Gebrauch derselben beschäftigt sind. In jeder Schule, welche höhere Resultate erreichen will, sehen wir, daß die alljährlich eintretenden Schüler in einer Klasse vereinigt und geschlossen den mehrjährigen Cursus durchlaufen. Sollten wir nicht durch eine ähnliche Einrichtung bei den Soldaten dasselbe erreichen? Sollten hierbei nicht Führer und Mannschaft viel weiter gefördert werden können? Ich zweifle nicht daran. Ich bin überzeugt, daß bei einer so durchgeführten zweijährigen Dienstzeit viel mehr erreicht wird, als bei der jetzigen dreijährigen. Ein so eingerichteter dreijähriger Cursus würde noch besser sein; aber wenn die bisherige Ausbildung genügt hat, so würde man ⅓ der für die Mannschaften der Infanterie ausgeworfenen Summen ersparen können, wenn man jenen zweijährigen Cursus einführte.

Die Maßregel ließe sich folgendermaßen leicht ausführen:

1. Je zwei Regimenter haben einen gemeinschaftlichen Ersatzbezirk. Jedes erhält alljährlich circa 480 Recruten. Ich würde also 1861 dem ersten und 1862 dem 2. Regiment jedes Mal 960 Recruten geben.

2. Die Unteroffiziere und Capitulanten eines Regimentes betragen in Summa 180 Mann, das Regiment würde also 1140 Köpfe stark sein, während es, von den Stäben abgesehen, heute 1548 beträgt. Die Compagnie hätte alsdann eine Stärke von 95 Mann, von denen 80 Recruten.

3. Die Recruten werden den ersten October eingestellt, die sämmtlichen

Offiziere und Unteroffiziere werden mit der Ausbildung der Recruten beschäftigt. Die Ausbildung wird der Art durchgeführt, daß am 1. April des nächsten Jahres die Compagnieen vollständig fertig sind. Es beginnt das Scheibenschießen, die Uebung im Terrain und das Bataillonsexerciren. Der Cursus wird, weiter geführt, und bei den Divisionsübungen bilden diese Bataillone und Regimenter die Reserven, die besonders zum linearen Gefecht bestimmten Truppen.

4. Mit dem 1. October des zweiten Jahres beginnt die feinere Ausbildung im Felddienst, die Uebung des Pionier- und Artilleriedienstes, das Studium des Terrains für alle Gefechts- und Ruheverhältnisse. Offiziere und Unteroffiziere werden dabei zu Führern ausgebildet. Ein entsprechender theoretischer Unterricht begleitet jene Uebungen. Für die Fortbildung der Unteroffiziere werden Schulen eingerichtet.

5. In den vollen Wintermonaten werden die Patronenarbeiten und der eigentliche Schulunterricht vorwiegend betrieben.

6. Diese ältern Bataillone thun im Winter allein die Wachen, an denen die neuen Bataillone erst mit dem 1. April Theil nehmen.

7. Am 1. April beginnen für die ältern Bataillone mit $1^1/_2$ Jahr dienenden Leuten die größeren Truppenübungen. Ende Mai, Anfang Juni werden die Reserven zur 14tägigen Uebung bei ihnen eingezogen und die Frühjahrsübungen erhalten hiermit einen Abschluß; indem diese großen Bataillone und Regimenter zu größeren linearen und regulären Gefechtsübungen herangezogen werden.

8. Ist es möglich, so werden die ältern Bataillone jetzt in Lagern zusammengezogen, wo das Scheibenschießen jeder Art, das Schanzen, Exerciren und Manövriren in allen Richtungen betrieben und schließlich zum Manöver mit den neuen Bataillonen vereint geschritten wird.

Diese Ausbildung würde die Armee zur Hälfte stets aus ganz brauchbaren und zu jeder Zeit und jedem Dienst disponibeln Truppen bestehen lassen und außerdem folgende Vorzüge haben:

1. Der Gemeine würde als Soldat besser ausgebildet und für seinen Beruf mehr interessirt werden können.

2. Der Unteroffizier würde geistig mehr angeregt und für den Gebrauch im Kriege besser ausgebildet werden. Für seinen Schulunterricht ließe sich besser sorgen, und für den Nachwuchs würde größere Auswahl vorhanden sein.

3. Der Offizier würde dem geisttödtenden Einerlei entrückt. Die Leitung der Truppe würde schwieriger, erforderte eine erhöhte geistige Thätigkeit und verhinderte gleichzeitig das so frühzeitige Absterben des Nachdenkens bei unsern Fronteoffizieren. Der Offizier, hierdurch dem materiellen Leben mehr

entzogen, würde im Stande sein, sich länger im Dienste zu erhalten, als das jetzt der Fall ist.

4. Es würde möglich sein, die einzelnen Bataillone aus den kleinen und isolirten Garnisonen herauszuziehen, die dortigen Garnisonanstalten zu ersparen, und die Truppen in den großen, alle Uebungen befördernden, den militärischen Geist belebenden Garnisonen zu concentriren.

5. Die Oekonomie der Truppe würde leichter werden.

Diese Ausbildung würde aber erfordern, daß die Leute, da sie größere und intensivere Uebungen durchzumachen haben, etwas besser genährt und mit mehr Schuhwerk versehen würden als bisher.

Das Uebergangsstadium würde ein sehr kurzes sein. Wir haben heute bei den alten Regimentern das Bataillon à 518 Köpfe, bei den neuen à 418 Mann; bei den ersteren drei-, bei den letzteren zweijährige Dienstzeit. Sollte also die neue Ausbildung am 1. October 1861 Platz greifen, wobei jedes Bataillon ungefähr 400 Köpfe stark sein würde, so müßten am genannten Tage von den alten Regimentern alle Leute entlassen und alle Recruten des Ersatzbezirks bei ihnen eingestellt werden. Von den neuen Regimentern wäre nur der Ueberschuß gegen den neuen Etat, also 18 Mann zu entlassen und sämmtliche Leute dienten bis 1. October 1862, hier würde also ein Jahrgang 3 Jahre, bei den andern nur 1 Jahr dienen. Zur Veranschaulichung des durch diese Vorschläge bedingten Resultates mögen folgende Uebersichten dienen:

1. Der Etat eines Bataillons bestände aus dem heutigen Stamm von 78 Köpfen und einer Mannschaft von 322 Köpfen.

2. Im Fall einer Mobilmachung wird ein Bataillon incl. seiner Ersatzquote 1336 Mann stark, es würden also die Bataillone zweier Regimenter ein und desselben Ersatzbezirks sich folgendermaßen zusammensetzen.

		Nr. I.	Nr. II.
Aus dem Jahrgang	1867	300 Mann*)	—
„ „ „	1866	— „	300 Mann
„ „ „	1865	300 „	— „
„ „ „	1864	— „	300 „
„ „ „	1863	300 „	— „
„ „ „	1862	— „	300 „
„ „ „	1861	300 „	— „
„ „ „	1860	— „	300 „

*) Ich habe die Jahrgänge zu 300 Mann gerechnet, weil der Abgang in Anschlag gebracht werden muß. Derselbe ist so stark, daß auch der ganze Jahrgang 1859 noch zur Einstellung kommt.

Aus dem Jahrgang 1859*)	58 Mann	58 Mann
Dazu der Stamm	78 „	78 „
Summa:	1336 Mann	1336 Mann.

3. Im Falle einer Mobilmachung im Winter sind die am 1. October eingestellten Recruten noch nicht als ausgebildet zu betrachten und treten in das Ersatzbataillon. Nach der vorstehenden Zusammensetzung bei einer Mobilmachung im Monat December 1867 besteht das Bataillon Nr. I. außer dem Stamm von

dem Stamm von	62 Mann
aus dem Jahrgange 1865	300 „
„ „ „ 1863	300 „
„ „ „ 1861	300 „
„ „ „ 1859	40 „
	1002 Mann,

dessen Ersatzquote aus einem Stamme von	16 Mann
aus dem Jahrgang 1867	300 „
„ „ „ 1859	18 „
Summa	334 Mann

was sich nun dahin modificirt, daß die besseren und kräftigern Leute des Jahrganges 1867 im Bataillon bleiben, die schwächern der Jahrgänge 1865, 63, 61, und 59 dagegen in das Ersatzbataillon treten.

Das Bataillon des Regiments Nr. II. besteht dann aus einem

Stamme von	62 Mann
aus dem Jahrgang 1866	300 „
„ „ „ 1864	300 „
„ „ „ 1862	300 „
„ „ „ 1860	40 „
Summa	1002 Mann

Die Ersatzquote aus einem Stamme von	16 „
aus dem Jahrgang 1860	260 „
„ „ „ 1859	58 „
Summa	334 Mann.

Bei einer Mobilmachung vom 1. Januar bis 1. October 1868 würde das Bataillon Nr. II. unverändert bleiben, das Nr. I. aber würde den größeren Theil des Jahrgangs 1867 in sich aufnehmen und so viel mehr seiner älteren Jahrgänge an die Ersatzquote abgeben.

Die obige Zusammenstellung ergibt zur Genüge, daß die bei diesen Vorschlägen zu Tage tretenden Mängel durch die Vortheile derselben reichlich aufgehoben werden.

*) Ich habe vom Jahre 1859 an gerechnet, weil erst von diesem Jahre ab die erhöhte Zahl Recruten eingestellt worden ist.

Inwiefern bei den 3 andern Waffen eine ähnliche Ausbildungsmethode eingeführt werden könnte, will ich Männern der Waffe zur Entscheidung überlassen. Meine unmaßgebliche Ansicht geht indessen dahin: Bei der Cavallerie, das Regiment zu 6 Escadrons und dreijährige Dienstzeit, könnten immer 2 und 2 Escadrons einem Jahrgang angehören. Die Remonten müßten allen Escadrons angehören, wären aber im Fall eines Ausrückens bei den beiden Recrutenescadrons in einem Depot zu vereinigen und weiter zuzureiten.

Bei der Artillerie, mit dreijähriger Dienstzeit und starker Winterbeurlaubung, würde, weil an die Intelligenz und an die Leistung der einzelnen Nummern, der Fahrer u. s. w. so verschiedene Ansprüche gemacht werden, wohl die bisherige Ausbildungsweise und Ersatzgestaltung beizubehalten sein.

Bei den Pionieren aber könnte ganz wie bei der Infanterie verfahren und jedenfalls mehr geleistet werden.

Die Etatserhöhungen der einzelnen Waffen. Diese Erhöhung ist doppelter Art:

1. Die Cadres, die Stämme der Truppen, an Offizieren, Unteroffizieren und Capitulanten sind dergestalt vermehrt, daß im Fall der Mobilmachung für die Feldtruppen die dazu hinreichende Zahl vorhanden ist.

2. Der Etat der Mannschaften ist der Art erhöht, daß ca. die Hälfte mehr Recruten als sonst eingestellt werden, und es möglich ist, im Fall einer Mobilmachung die Feldarmee aus den Altersklassen vom 20. bis incl. 28. Jahre zu formiren, während sonst nicht die Klassen bis incl. 32. Jahre ausgereicht haben.

ad 1. Da, wie schon gesagt, die Cadres das lebengebende Element einer Truppe sind, so ist für den Krieg das Allerwichtigste, daß sie in hinreichender Zahl und Güte vorhanden sind. — Die jetzt eingetretene Vermehrung derselben hebt den Hauptfehler unserer bisherigen Armee-Organisation auf und muß in jeder Beziehung anerkannt werden. — Wie wichtig dies ist, hat uns die französische Armee 1813 und auch 1814 gezeigt. — Napoleon rettete aus dem Winterfeldzuge 1812 und aus dem aufreibenden Feldzug 1813 nur seine besseren Elemente der Offiziere und Unteroffiziere, aber diese reichten hin, um mit lauter Recruten 1813 wie 1814 ganz gute und Achtung gebietende Truppen aufzustellen.

ad 2. Die Vermehrung der alljährlich einzustellenden Recrutenzahl ist ebenfalls als wichtig anzuerkennen, da die Einstellung der älteren Wehrleute in die Feldarmee dem Lande zu der Zeit den besten Theil des Nährstandes nahm, in welcher es desselben am meisten bedurfte. Die verheiratheten Wehrleute bildeten außerdem nur sehr schwer zu behandelnde Bestandtheile der Truppe. —

Ich habe also die oben aufgestellten Fragen dahin beantwortet, daß ich die Reorganisation der Armee im Ganzen, wie im Einzelnen als richtig

und zweckentsprechend anerkenne, aber glaube, daß durch eine gleichzeitig vorgenommene veränderte Ausbildungsweise es nicht nur möglich gewesen wäre, die Kosten der Reorganisation bedeutend zu vermindern, sondern auch die Güte der Armee zu erhöhen.

Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

7.

Die Restauration und die Anfänge der romantischen Kunst. Der realistische Umschwung durch Géricault. Die Erneuerung der idealen Richtung durch Ingres.

Mit der Umkehr der politischen Lage unter der Restauration sollte auch in der Malerei ein Umschwung erfolgen. Schon der Regierungswechsel war nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der Kunst. Nicht nur mit der Verherrlichung des Kaiserreichs hatte es ein Ende; auch der pathetischen Wiederbelebung der antiken Welt, wie sie sich die Revolution angelegen sein und Napoleon als eine Art Erbschaft derselben gefallen ließ, war die neue Wendung der Dinge schon deshalb entgegen. Man brauchte keine Cato und Brutus mehr, und für die hohe Leidenschaft der alten Helden, wie für das heitere Gestaltenspiel der Mythologie hatte die nüchterne, in das alte gewöhnliche Geleis wieder eingefahrene Zeit den Sinn verloren. Auch die Kunst selber war dieser idealen Welt müde geworden; die wenigen Nachzügler der strengclassischen Richtung blieben unbeachtet. Was die noch lebenden Meister der vergangenen Periode in dieser Art hervorbrachten, erregte Aufmerksamkeit, nur weil es ihr Werk war. David war in's Exil gegangen; Gros und Gérard arbeiteten, wie wir gesehen, für die neue Regierung und hatten Episoden aus ihrem wechselnden Schicksale wohl oder übel darzustellen.

Aber die Bourbonen fühlten wohl, daß ihr thatenloses, in alter Weise wieder aufgenommenes Regiment für die Kunst wenig Stoff biete. Ihren Glanz und ihre Herrschaft hatten sie mit dem Siege des legitimen Rechts als das Erbe ihrer Vorfahren empfangen; es lag der Gedanke nahe, diese zu

verherrlichen, die eigene Macht als die angestammte des Hauses anschaulich zu machen und zugleich der Malerei in der Vergangenheit ein ergiebiges Feld zu öffnen, wie es die Gegenwart nicht bieten konnte. Die Nation und die Kunst kamen dieser neuen Anregung auf halbem Wege entgegen. Das Land war aus dem Taumel der Weltherrschaft, den es doch theuer hatte bezahlen müssen, wieder erwacht und sträubte sich nicht, mit den Segnungen des Friedens auch das alte wieder eingesetzte Königthum zu schätzen, sich in die Geschichte früherer Zeiten wieder einzuleben. In der Malerei war schon Anfang des Jahrhunderts innerhalb der David'schen Schule selber eine Art von Umkehr zu den nationalen und malerischen Stoffen der französischen und zu der neueren Geschichte überhaupt erfolgt. Unter der Revolution hatte man die historischen Alterthümer Frankreichs, die man in den aufgehobenen Kirchen und Klöstern gefunden, gesammelt und allmälig in einem besonderen Museum (Musée des monuments français in der Kirche und dem Kloster des Petits-Augustins) vereinigt. Das Interesse für diese bisher ziemlich unbekannten Dinge erwachte, und schon fanden sich Einzelne, welche mit ihrer Zeichenmappe aus dem Antikencabinet zu den nationalen Denkmälern wanderten. Und ähnlich wie die romantische Schule in Deutschland die gothische Baukunst wieder zu Ehren brachte und überhaupt in Ruinen und alte Klosterhöfe mit schwärmerischer Vorliebe sich verlor, so suchte in Frankreich die Kunst zuerst wieder den Schimmer des Malerischen in dem Helldunkel alter ehrwürdiger Gebäude auf.

François Marius Granet und Philippe Auguste Comte de Forbin. Beide Schüler Davids, waren es, denen der ästhetische Reiz des Mittelalters und der Renaissance in der Architektur aufging. Es ist bezeichnend, daß sich die Malerei am Beginn ihrer neuen Laufbahn an die Ueberreste der kirchlichen Bauten hielt; aus den alten Kreuzgängen, Chören und Hallen wehte den Beschauer eine ahnungsvolle Stimmung an, während zugleich die feste gesetzmäßige architektonische Form zwischen der alten und neuen Schule eine Art von Vermittlung bildete. Und wenn auch in den Bildern der beiden Meister die Architektur im Grunde die Hauptsache war, so fand man die Aufgabe der Kunst doch immer auch in der Darstellung eines bedeutsamen menschlichen Vorganges. Bei Granet und Forbin sind die Figuren keine bloße Staffage, die lediglich den Zweck hätte, den todten Raum durch die Gegenwart des Menschen überhaupt zu beleben; sie zeigen fast immer ein geschichtliches oder novellistisches Ereigniß, das dem Gebäude gleichsam die künstlerische Weihe gibt, oder stehen doch mit demselben in einem wesentlichen Zusammenhang (z. B. Granets bekanntestes Bild „die Kapuziner in ihrer Kirche des Platzes Barbarini zu Rom", Forbin „die todte Ines da Castro, gekrönt in einem spanischen Kloster", „Verhör einer Nonne im Gefängniß" u. s. f.). Beide Maler gehen immer darauf aus, die Stimmung des Vorganges mit der architektonischen Umgebung in

einen ergreifenden Einklang zu bringen und durch das Spiel der Luftferne und des Helldunkels ihren Bildern den Reiz des Echtmalerischen zu geben. Aber durch die Staffage wird das Interesse von der Architektur zu sehr abgezogen und so das Auge durch zweierlei Motive beunruhigt.

Es bildete sich bald eine kleine Schule (später Schule von Lyon genannt), welche die Umgebung zur Nebensache herabsetzte, dagegen die Personen und Vorgänge, welche sie meistens dem Mittelalter und der neuesten Zeit entnahm, als ihren eigentlichen Vorwurf behandelte. Ursprünglich von einem bloß malerischen Bedürfnisse ausgehend, traf sie mit den Wünschen der Regierung zusammen. Ihr Ziel war nicht mehr die ideale Composition, die reine Schönheit der Linien und das hohe Pathos der classischen Richtung, sondern der Ausdruck einer interessanten Begebenheit aus der früheren Geschichte in der reichen, farbigen Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung und in der täglichen Gewöhnung des damaligen Treibens. Indem sich das Interesse der neueren Geschichte wieder zuwandte, und man ihre Ueberreste sammelte, wurde man auf die alten Geräthe und Trachten, dann auch auf die Sitten und Gebräuche aufmerksam; und bald wurde es zum Grundsatz, daß der Maler, dem ja das nähere Detail des geschichtlichen Vorgangs meistens nicht überliefert war, wenigstens in der Außenseite desselben die historische Treue suchte. Gerade im Gegensatze zu der Alles gleich machenden Einförmigkeit der neu eingetretenen Friedensperiode ging man auf die Zeiten zurück, da die Einzelnen noch mit dem vollen Recht der Persönlichkeit im Kampf gegen einander und mit dem Ganzen hervortraten. Man holte mit Vorliebe die ritterlichen Scenen hervor, das Chevalereske, man stellte Franz den Ersten, Bayard, Heinrich den Vierten in den verschiedensten Situationen dar. Insofern diese Malerei mit Bewußtsein zu den Stoffen der romantischen Welt als zu den vorzüglich ästhetischen griff, bildete sie den Anfang der romantischen Kunst: hier ging die bildende der dichtenden voraus.

Die bekanntesten Meister sind: Pierre Paul Revoil (der Ring Karls des Fünften von 1810, Genesung Bayards von 1817, Johanna von Orleans als Gefangene 1819 u. s. f.) und François Fleury Richard (Aufbruch Karls des Siebenten zum Kampfe, Maria Stuart, Mademoiselle de la Vallière in verschiedenen Scenen u. s. f.); dann noch Vermay, Bergeret, Destouches. Sie hielten sich fast durchgehends an das geschichtliche Genre, an friedliche oder festliche Episoden aus dem Leben der französischen Könige und berühmter Männer, an gemüthliche Familienscenen und an Vorfälle, die den großen Mann in der Stille des Privathauses zeigen. Auch darin standen sie der classischen Richtung gegenüber. Die politisch träge Zeit war nicht dazu angethan, zum eigentlichen Nerv der Geschichte durchzudringen und die Form für große geschichtliche Ereignisse zu finden; auch war dieser Kunst die malerische

Außenseite zu wesentlich, als daß sie dieselbe hinter der inneren Bedeutung des Motivs hätte zurücktreten lassen. Schon damals wurden Klagen laut, daß die Maler dem Beiwerk zu viel Spielraum gönnten, daß Stoffe und Geräthe sich vordrängten. Es kennzeichnet die ganze Schule, daß Revoil selber eine bedeutende Sammlung von allerlei alterthümlichen Waffen, Trachten und Meubeln allmälig zusammenbrachte, und die Gefahr lag nur zu nahe, daß der Maler zum Antiquar und der Antiquar zum Maler wurde.

An diese Maler wandten sich der König und seine Familie mit ihren Bestellungen; auch ihnen kam es mehr darauf an, ihre Vorfahren in friedlichen Situationen als in der Entscheidung weltgeschichtlicher Kämpfe dargestellt zu sehen. Die neue Richtung fand Anklang und breitete sich aus. Bald ließen sich auch die übrigen Schüler Davids und die Regnaults und Vincents — die alle, wie wir gesehen, mehr oder minder der Anschauungsweise Davids folgten — herbei, die ideale Welt zu verlassen und ihre Stoffe der französischen Geschichte, dann der neueren überhaupt zu entnehmen. Es traf sich öfters auf den damaligen Ausstellungen, daß derselbe Vorgang von verschiedenen Malern, sei es auf Bestellung, sei es aus freier Wahl behandelt war (so auf der Ausstellung von 1817 „der Tod des heiligen Ludwig“ von Menjaud, Ary Scheffer und Meynier). Auch diese Nachfolger der classischen Kunst wußte die Regierung zu verwerthen. Sie gab ihnen die Motive, zu deren Darstellung eine gewisse Größe der Auffassung und des Ausdrucks erforderlich war. Es ist oben bemerkt, daß Gérard den Einzug Franz des Ersten in Paris zu malen hatte, und ähnlich hatten Joseph Blondel, Schüler Regnaults, Charles Meynier, Schüler Vincents, Georges Rouget und Alexandre Fragonard, beide Schüler Davids, solche Episoden aus der Geschichte der französischen Könige auszuführen, die mit dem Geschicke des Landes in einem tieferen Zusammenhang stehen. Von größerer Bedeutung ist nur das Bild von Gérard, und deshalb war auch nur dieses von anregender Wirkung auf die spätere Kunst.

Andererseits war schon unter Napoleon die Kirche wieder zu Ehren gekommen, und hier war die Literatur der bildenden Kunst vorangegangen, hier hatten Chateaubriand und Lammenais die Restauration vollzogen. Nun war auch der religiösen Malerei wieder Raum gegeben, und die bourbonische Regierung hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Kirchen mit christlichen und Heiligen-Bildern von Neuem zu füllen. Auch dies Geschäft wurde den Ausläufern der David'schen Richtung übertragen. Außer den oben Genannten waren hier besonders François Joseph Heim und Gassies, beide Schüler Vincents, und Abel de Pujol, Schüler Davids, thätig. Endlich ließ es auch die Regierung an idealen Darstellungen nicht fehlen, damit unter ihr auch die Kunst des monumentalen Styls einen neuen Aufschwung nehme; doch fallen

die hierher zählenden, schon erwähnten allegorischen Plafonds des Louvre zum größten Theil in eine spätere Zeit.

Alle diese Maler können auf eine hervortretende Eigenthümlichkeit keinen Anspruch machen; sie vertreten insgesammt die mehr oder minder geschickte Mittelmäßigkeit, die sich ihrer Aufgaben so gut sie eben kann entledigt. Sie suchten sich von der todten akademischen Regel, welche der Geist Davids verlassen hatte, zu befreien. Aber noch hatte sich ein neues Stylgesetz, eine neue Anschauungsweise nicht gebildet, und so kamen sie über ein unsicheres Herumtasten nach malerischen Stoffen und über eine Behandlung nicht hinaus, welche diesen sich anzubequemen strebte und doch die leere Erhabenheit und die gesuchte Linie der David'schen Schule nicht los wurde. Der Malerei war der Boden, auf dem sie bisher gelebt, entzogen, sie suchte, wo sie wieder festen Fuß fassen könnte, sie sah sich nach einem neuen Inhalte für die Phantasie um, ehe sie an eine neue Auffassungsweise sich wagte. Daher wußte jene Richtung, welche das geschichtliche Genre ausbildete und im romantischen Sinne die malerische Vergangenheit aufsuchte, noch am ehesten, was sie wollte. Sie war es auch, die zuerst zu den kunstgeschichtlichen Motiven griff. Sie entdeckte in ihnen einen Stoff, welcher der gestaltenden Hand leicht sich fügte; die Malerei fand sich so arm, daß sie an ihrer eigenen Vergangenheit zu zehren begann. Die Salons von 1817 und 1819 waren überfüllt mit Vorfällen aus dem Leben der Raphael, van Eyk, Poussin, Michel Angelo, Carracci (außer den meisten der oben genannten Maler zählen noch hierher Ansiaux, Perignon und Mauzaisse). Andrerseits griff die Kunst kurzweg zu den poetischen Gestalten der romantischen Phantasie. Rinald und Armida, Angelika und Medor wurden in allen möglichen Situationen verherrlicht, dann wieder aus dem Leben der Dichter selbst, Tasso's und Ariost's, der ein und andere Vorgang hervorgehoben, um sich an einem solchen zugleich malerischen und das Gemüth näher berührenden Stoff zu versuchen. Man war der Kälte des Ideals vollkommen überdrüssig und ging auf einen seelenvollen Inhalt aus, der aus lebenswarmer Nähe und in farbiger Erscheinung zum Herzen des Beschauers reden sollte. Aber die Genremaler blieben in dem ungewohnten Reichthum des Beiwerks stecken und die Nachfolger Davids, die Idealisten, welche denselben Weg betraten, konnten sich auch hier ihrer akademischen Gespreiztheit und ihres ausdruckslosen Formenwesens nicht entschlagen.

Nur von zwei Malern schien die damalige Kunst eine Fortbildung hoffen zu können: von Louis Hersent, einem Schüler Regnaults, und Auguste Couder, einem Schüler Davids. Hersent hatte sich zuerst, wie Girodet, durch Darstellungen aus der Atala von Chateaubriand bekannt gemacht; auch er suchte in einer neuen Welt nach ästhetischen Motiven, und man fand in den Bildern die Fähigkeit einer eigenthümlichen Empfindung. Im Jahre

1817 malte er auf Bestellung der Regierung Ludwig den Sechzehnten, wie er im Winter des Jahres 1788 unter die armen Landleute Geld vertheilt (Copie im Museum von Versailles). Man sieht wohl, wie der Maler sich bemühte, die einfache Erscheinung eines seiner Zeit noch naheliegenden Vorganges mit malerischem Reiz wiederzugeben; aber dieser erste Versuch, die gewöhnliche Realität in die Kunst hereinzunehmen, erscheint unserer Anschauung beinahe kindisch. Seinen eigentlichen Ruf erlangte Hersent erst im Jahre 1819 mit dem Bilde: „Der alte Gustav Wasa steigt von seinen Söhnen gestützt den Thron herab und gibt den versammelten Ständen seinen Segen." Das Gemälde, für den Herzog von Orleans ausgeführt, ging im Jahre 1848 im Palais royal zu Grunde, doch existirt ein vortrefflicher Kupferstich. Das Werk galt als eines der ersten der Ausstellung, die Zeitgenossen rühmten außer der tüchtigen Arbeit die Wahrheit der Charaktere und die Würde des Ausdrucks; doch schienen die Bewegungen ungeschickt und übertrieben. Wie dem auch sein mag, mit diesem Werke schien der Maler sich vollständig ausgegeben zu haben; was er nach demselben hervorbrachte, ist ohne jede Bedeutung, und so beruht sein Name auf diesem einzigen Wurf.

Dagegen ließ es Couder eine Reihe von Jahren hindurch an mancherlei Werken nicht fehlen; aber auch er hielt nicht, was er am Beginn seiner Laufbahn versprochen. Gleich sein erstes Werk „le levite d'Ephraim" (in der Galerie des Luxemburg) — ebenfalls von 1817 — erregte Aufsehen: man fand bei stimmungsvoller Lichtwirkung eine ungewohnte Tiefe des Ausdrucks, doch hat sich auch hier die theatralische Manier der David'schen Schule nicht verleugnet. Couder versuchte sich dann in allen Gebieten; zunächst in der Kunstgeschichte (Masaccio und Michel Angelo), dann in mythologischen Darstellungen (im Louvre, sie sind bei hastigen Bewegungen kalt und leblos), endlich in gleichzeitigen Stoffen (Louis Philipp als Lehrer) und in der religiösen Kunst. Seine Hauptwerke fallen in die Julidynastie und sind meistens Arbeiten für das Museum in Versailles.*) Von seinen religiösen Bildern sei nur das Gastmahl bei dem Pharisäer (Magdalena zu Christi Füßen) in der Madeleine erwähnt; die moderne Auffassung zeigt sich hier in der Ausführung des Beiwerks, in dem Triclinium und in der ganz weltlichen Lebendigkeit der Figuren, das Ganze ist ohne rechte Empfindung. Von seinen geschichtlichen Werken hat seine Versammlung der Etats généraux im Jahre 1789 selbst Kugler zu großem Lobe angeregt, und allerdings war hier der nahe und bedeutsame Stoff dem Maler günstig. Aber doch war Couder zu einer Erneuerung der

*) Couder machte im Jahre 1833 einen Aufenthalt in München, um sich die Technik der Freskomalerei anzueignen. Möglich, daß in dieser Beziehung Deutschland ihm hat etwas lehren können, obwohl seine monumentalen Gemälde keine Fresken sind: was die Kunst selber betrifft, so wird er sich bei uns wenig Raths erholt haben.

Kunst durch eine neue lebensfrische Anschauung nicht der Mann; auch in seinem besten Werke spukt noch etwas von dem überschwenglichen Pathos der classischen Schule, und schon dadurch blieb er hinter den Hoffnungen zurück, die man früh in ihn gesetzt hatte.

Der wirkliche Umschwung in der Malerei sollte von einer Seite erfolgen, von der man ihn am wenigsten erwartete: aus der Schule Guérins. Dieser war der Einzige fast, der treu und streng an der antiken Welt und ihren Idealen festhielt; es ist oben bemerkt, daß seine Bilder Dido und Clytemnestra vom Jahre 1817 nicht seine schlechtesten waren, und sich noch immer einen Theil des Publicums zu gewinnen wußten. Aber grade durch die Einseitigkeit, mit welcher derselbe das Ideal seiner Richtung zur unumstößlichen Regel machte, mußte einer jungen feurigen, wahrhaft künstlerischen Natur dieses Joch unerträglich werden; um so unerträglicher, als Guérin es zu der Vollendung der Form nicht gebracht hatte, zu welcher David, so weit es ihm seine Kunst und Zeit überhaupt gestatteten, gelangt war. Es war Jean Louis Theodore André Géricault (1791—1824), der den akademischen Zwang abschüttelte und der Malerei mit einer neuen Anschauung neue Impulse gab.

Schon während der Lehrzeit war der Meister mit dem Schüler nicht einverstanden. Der junge Maler hatte eine unüberwindliche Neigung, Pferde von allen Arten und in allen Stellungen zu zeichnen, und Guérin, der in diesen Versuchen die Kunst entwürdigt fand, rieth ihm die Malerei aufzugeben. Aber Géricault ließ sich nicht irre machen. Mit aufmerksamem Auge nahm er sich das wirkliche Leben zum Vorbild, während ihn die Strenge des Lehrers an den Ernst der Arbeit gewöhnte. Im Jahre 1812 stellte er seinen „Chasseur à cheval de la garde impériale" aus; im Jahre 1814 folgte der „Cuirassier blessé quittant le feu". Die beiden Bilder erregten gleich Anfangs die allgemeine Aufmerksamkeit, aber die ungewohnte Auffassungs- und Behandlungsweise kam zu überraschend, als daß sie sofort einen unbestrittenen Erfolg gehabt hätten. Solche lebensgroße Darstellungen gewöhnlicher Motive aus der Gegenwart erschienen als eine gewagte Neuerung, und doch ließ sich nicht leugnen, daß in ihnen eine große, von einem mächtigen Leben erfüllte Anschauung sich ausdrückte. Auch in diesen Gemälden ist ein Pathos; aber dasselbe wirkt im Unterschiede von dem Davids auf den Beschauer auch jetzt noch mit ergreifender Kraft. Es ist in den Gestalten nicht bloß das volle Leben der einzelnen Personen, sondern zugleich der tiefe Zug des von einem höheren Zweck bewegten Daseins und die seelenvolle Beziehung zu einem großen Ganzen. Es verschlägt hierbei Nichts, daß der „chasseur à cheval" eigentlich das Portrait eines Offiziers ist. Kühn voransprengend, zu seinen Soldaten anfeuernd sich zurückwendend, in Blick und in der Bewegung ganz

Muth und Kraft, erschien er, ohne daß Géricault diese Auffassung gesucht hätte, als die lebendige Verkörperung der französischen Armee, die siegreich die Welt eroberte: das Heldenthum des neunzehnten Jahrhunderts. Im Gegensatz zu diesem schien der verwundete Cuirassier das ganze Elend des russischen Feldzuges und den Schmerz des ruhmgewohnten, nun aber besiegten Soldaten auszudrücken. Verwundet schleppt sich der Reiter, sein müdes Pferd am Zaume führend, traurig und hoffnungslos, wankenden Schrittes weiter. Leiden und Ergebung prägen sich gleich stark aus in den noch männlich schönen Zügen. Spricht aus jener Gestalt ein froh gesteigertes Selbstgefühl, so liegt auf dieser die ganze Schwere einer gebrochenen Existenz. Aber auch hier fehlt es nicht an einer geistigen Größe; dem Schmerz hält die Erhebung einer gefaßten Seele das Gleichgewicht, und über das Elend scheint die innere Festigkeit, welche die Schläge des Schicksals ruhig hinnimmt, den Sieg davon zu tragen. So hatte es Géricault vermocht, in zwei einfachen Figuren die bedeutungsvollen Wechselfälle des Standes, der das Zeitalter beherrschte und entscheidend in die Geschichte eingriff, zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Man empfand wol, daß auf diese Weise die Wirklichkeit ideal angeschaut war. Weniger aber konnte man sich in die eigenthümliche Behandlung finden. Noch hatte Géricault mit der classischen Schule nicht ganz gebrochen: in beiden Gestalten zeigt sich noch ein Streben nach schöner Form und einem würdevollen Schwung der äußern Erscheinung. Aber im Ganzen hatte es der Maler doch vorab auf die schlagende Wirkung der unmittelbaren Naturwahrheit abgesehen, die breite flotte Pinselführung wollte das Leben in seiner frischen Bewegung wiedergeben. Der markige Farbenauftrag, der kühne Zug des Umrisses, der die Form der Wirklichkeit entnahm und in den satten Schein der Farbe gleichsam eintauchte, der offene Bruch mit der conventionellen Regel, das Alles kam David und seiner Schule unerwartet.

Géricault befand sich allerdings im bewußten Gegensatz zu derselben; er schaute die Dinge mit durchaus malerischem Sinne an und fand, daß die französische Malerei, indem sie mit einseitiger Strenge sich die antike Plastik zum Vorbild nahm, auf Abwege gerathe. Er empfand das Bedürfniß, sich nach den großen italienischen Meistern auszubilden. Doch sollte es so bald dazu nicht kommen. Es ist bezeichnend, wie mit seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit eine übermüthige Lebenslust und ein Drang, an dem bewegten Treiben der Zeit theilzunehmen, zusammentraf. Wie er in der Kunst auf den Schein einer mächtig erregten Wirklichkeit ausging, so war es ihm im Leben nur wohl in dem geräuschvollen Gewühl und Verkehr der Welt, im raschen Wechsel und Fluß des Daseins. Es war wol ebensosehr die Bewegtheit des militärischen Lebens, als dessen malerische Seite, die ihn antrieben, für Ludwig den Achtzehnten sich einreihen zu lassen. Als mit Napoleons Rückkehr

sein Regiment aufgelöst wurde, mochte doch wol der künstlerische Trieb doppelt heftig wieder in ihm erwachen, und nun dachte er ernstlich an eine italienische Reise.

1817 machte er sich auf den Weg; er hielt sich meistens in Florenz und Rom auf. Den Ernst eines fleißigen Studiums hatte er doch aus der Schule Guérin's als gute Frucht mitgenommen. Er feierte nicht, er ließ es nicht bei dem bloßen Sehen, und obwol er schon mit dem Handwerke seiner Kunst genau vertraut war, so war er doch unermüdlich in dem Copiren der Meister, um sich in allen äußerlichen Bedingungen zur Vollendung durchzuarbeiten. Freilich trieb der Kampf gegen die Einseitigkeit der classischen Richtung auch ihn in seiner Anschauung über das Maaß hinaus: er lebte sich mit besonderer Vorliebe in die Naturalisten ein, besonders in Caravaggio. Die große, wenn auch unedle Wildheit des Lebens, die leidenschaftliche Bewegtheit, verbunden mit einer hohen Meisterschaft der malerischen Darstellung, die dessen Bilder auszeichnet, war doch dem Ziele verwandt, das Géricault vorschwebte. Hier war der Wurf eines wirklichen und zugleich mächtigen Lebens, wie andrerseits in dem Heraustreten der wuchtigen Gestalten, das besonders durch die tiefen Schattentöne bewirkt war, eine imponirende Fülle der Erscheinung lag. Aber doch vernachlässigte Géricault die mustergiltigen Meister nicht; und wie tüchtig er sie verarbeitete, zeigt sich schon darin, daß in seinen neu entstehenden Werken ein unmittelbarer Einfluß derselben nicht zu finden ist, wol aber eine Sicherheit und eine Energie in der Darstellung der menschlichen Form, die sich nur durch den anhaltenden Verkehr mit den großen Vorbildern erwerben läßt. So lange die französische Malerei mit gründlichem Fleiß die vollendete Kunst der Vergangenheit studirte, hat sie, welcher Auffassungsweise sie auch immer sich zuwandte, Tüchtiges geleistet; und nur da wird die neue Kunst unerträglich, wo sie, ohne die gehörige Lehrzeit durchgemacht zu haben, für die mangelhafte Arbeit mit den meistens eiteln Erfindungen der modernen Phantasie entschädigen will. Schlimm genug, daß diesen Weg einer nichtssagenden Selbständigkeit freilich weit öfter die deutsche, als die französische Malerei eingeschlagen hat.

Die Frucht des italienischen Aufenthaltes war das große Bild: „le radeau de la Méduse", das Géricault im Salon von 1819 ausstellte. Das Werk war epochemachend. Es brachte ebenso die Künstler, als das Publicum in Bewegung; daß der Maler es wagte, eine Schiffbruchsscene, also einen zwar ergreifenden, aber doch gewöhnlichen Vorgang aus der Gegenwart, der von keinerlei historischer Bedeutung war, in lebensgroßem Maßstab darzustellen, schien unerhört. Wol daher kam es, daß man in dem Bilde allerlei politische Anspielungen suchte, bald eine Allegorie auf die Leitung des Staates, bald einen Tadel der Expedition, zu der die zu Grunde gegangene Fregatte

gehört hatte. Es liegt auf der Hand, daß Géricault an dergleichen nicht dachte. Er hatte sich nach einem Stoffe umgesehen, der noch im frischen Andenken auf das Gemüth eine lebhafte Wirkung machte: an dem er den ungebändigten Ausdruck der leidenschaftlich aufgeregten Seele in den mannigfaltigsten Abstufungen, die natürliche Schönheit des menschlichen Körpers in seinen zufälligen Bewegungen unter dem Einfluß einer tragischen Situation zur Erscheinung bringen könnte. Für seinen Zweck konnte er nicht besser wählen. Die Schiffbrüchigen auf dem Flosse dem wilden Elemente preisgegeben, zum Theil schon dem Kampfe mit dem Tode unterliegend, zum Theil aus der tiefsten Verzweiflung mit der letzten Kraft zur Hoffnung sich aufraffend, um einem fern vorüberziehenden Schiffe ein Signal zu geben; Einer mit inbrünstigem Flehen, ein Anderer den schon Verzagenden aufmunternd, ein Vierter im Schmerz theilnahmlos versunken, jene elastisch sich aufschwingend, diese mühsam vom Boden sich erhebend, dort ein Vater im stummen Jammer nur mit dem Leichnam des Sohnes beschäftigt, hier Andere schon vom Krampf der Noth in der Ruhe des Todes erlöst. Die ganze Stufenleiter der heftigsten Empfindungen ist hier unverholen ausgedrückt, die Natur ganz und unverhüllt wiedergegeben, denn die Nähe des Verderbens hebt jede künstliche Sitte auf. Man sieht, wie in so furchtbaren Augenblicken jeder Einzelne nur für sich lebt, abgeschlossen von den Andern, und doch verschlingt sie die gemeinsame Gefahr und die gemeinsame Hoffnung zu verschiedenen Gruppen, die sich ungezwungen zu einem Ganzen verbinden. So baut sich die Scene bis zu der Gruppe der Hilfeflehenden wie von selbst mit ergreifender Wahrheit auf, und eben deshalb ist die Anordnung künstlerisch. Haltung und Bewegung sind durchweg wahr und natürlich, ganz von der Bestimmtheit des Momentes gegeben, dabei wieder durch die Verschiedenheit der Empfindungen von der größten Mannigfaltigkeit. Entweder bekleidet oder ganz nackt, wie es der Zufall der letzten Tage gewollt, zeigt sich die körperliche Form in allen Stellungen des Lebens und des Todes mit wahrer Virtuosität behandelt. Géricault war sich über alle Momente seiner Aufgabe vollkommen klar gewesen und hatte sie mit dem ganzen Aufwande seines großen und tüchtig gebildeten Talentes gelöst. Vielleicht ist der Vorwurf nicht ungegründet, daß sich der Künstler Lagen suchte, in denen er sein Können vollkommen bewähren konnte. In der Farbe freilich zeigt sich nicht die gleiche Meisterschaft, wie in der Form und dem Ausdruck. Schon seine Reiterbilder hatten einen schweren und bei aller Sattheit doch farblosen Ton und in dem radeau geben die schwarzen Schatten, die eine Erinnerung an Caravaggio zu sein scheinen, dem Fleische etwas Hartes und Steinartiges, wodurch der einförmige Eindruck des Grauen noch erhöht wird.

Das Bild war die offene Kriegserklärung gegen die David'sche Schule

und sollte, obwol seine Anerkennung nicht gleich ausgemacht war*), doch bald der Ausgangspunkt und das Vorbild einer ganzen Richtung werden. Das oberste Gesetz der schönen Form und des würdevollen Ausdrucks war umgestoßen: an seine Stelle war die Wahrheit der aufgeregten menschlichen Natur getreten und der täuschende Schein der Wirklichkeit. Aber wolgemerkt: diese mußte von einem mächtigen Trieb oder Leiden bewegt sein, es kam Géricault vor Allem auf den ergreifenden Ausdruck einer tiefen Empfindung und auf eine ungewöhnliche Bewegung an. Nicht mehr die historische Stellung und Bedeutung der Person, sondern lediglich ihr Pathos sollte den Ausschlag geben, und ebenso sollten Bewegung und Anordnung nicht mehr nach akademischen Regeln sich fügen, sondern lediglich als die natürliche Erscheinung dieses Pathos sich darstellen. Daher kam es, daß Géricault und seine Nachfolger vor Allem den Menschen in der Aufrüttelung des leidenschaftlichen Affects zum Gegenstande der Kunst machten; der ungezügelte Ausbruch der Natur in dem furchtbaren Momente der Entzweiung und des Kampfes mit der Welt erschien ihnen als die vollste und freieste Aeußerung des Lebens, die eben deshalb dem Künstler am günstigsten sei. Hier war es wieder die bildende Kunst, welche der dichtenden den Weg zeigte. Diese erste Stufe des **Realismus**, die im bewußten Gegensatz zu der classischen Würde und Besonnenheit steht, ist daher keineswegs die Darstellung der gewöhnlichen und zufälligen Wirklichkeit, sie nimmt vielmehr die gewaltig von innen heraus bewegte Realität zu ihrem Object und schließt, da diese der Schönheit der Form und Anordnung nicht gradezu entgegen ist, diese nicht grundsätzlich aus. Immerhin aber bekennt sie sich zu der Natur, wie sie unmittelbar sich äußert, als zu ihrem Vorbilde, wenn auch die künstlerische Auffassung das Gemeine meidet und hinterher mit idealisirender Hand die Härten und Flecken zu verwischen sucht. Indessen vollzieht sich schon hier der Uebergang zu der einfachen und gewöhnlichen Natur leicht auf den Gebieten, die außerhalb des menschlichen Wesens liegen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Géricault ein vortrefflicher Pferdemaler war. Seine kleinen Thierstücke, — einzelne Pferde, le four à plâtre, Stall von fünf Pferden u. s. f. — sind nicht das Schlechteste, was er gemacht hat. Es spricht sich in ihnen ein feiner Sinn für die malerische Erscheinung des Thierlebens aus, das in der edleren Natur des Pferdes einen Aufschwung zu nehmen scheint, ein Sinn, der die Realität in lebensvollster Weise auffaßt und wiedergibt, und welchen in noch vollendeterer Weise höchstens die Holländer haben.

*) Merkwürdig ist das Schicksal des Bildes. Es fand in Paris keinen Käufer und obwol der Director der Museen, der obengenannte Forbin, den Kauf bei der Regierung mehrmals beantragte, wollte es auch diese nicht. Géricault stellte es hierauf in London aus. Nach seinem Tode sollte es für 20,000 Frks. in 4 Stücke getheilt werden, als endlich die Regierung sich noch rechtzeitig für den Ankauf entschied.

Géricault unterscheidet sich zu seinem Vortheile dadurch von den andern Meistern seiner Richtung, daß er das Furchtbare darstellte, weil ihn seine Natur dazu trieb. Sein wild bewegtes Leben hatte ihn oft an den Abgrund der Verzweiflung geführt und der Gedanke des Todes war ihm nicht neu.

Es gewährte ihm eine Art von Genugthuung, sich die Schrecken desselben in lebendigster Weise anschaulich zu machen und doch wieder an der Hoffnung auf die „süße Gewohnheit des Daseins" sich zu erheben. Insofern scheint es fast, als ob er mit dem Bilde des radeau den höchsten Ausdruck seines Wesens gegeben hätte. Aber wer kann bemessen, zu welchen neuen Aufgaben sich seine jugendliche und trotz aller Ausschweifung noch kräftige Natur bei seiner ausgezeichneten künstlerischen Bildung aufgeschwungen hätte! Unachtsam auf seinen schon zerrütteten Körper sein leidenschaftliches Treiben fortsetzend, starb er schon im 34. Jahre.

Der Sprung von der classischen Richtung auf diesen neuen Naturalismus, von David auf Géricault ist nicht so unvermittelt, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Zwischen beiden steht wechselsweise bald dem Einen bald dem Andern zugewendet Gros mit seinen historischen Bildern. Die Pestkranken von Jaffa, die Verwundeten von Abukir weisen, wie wir gesehen, in ihrer der bewegten Natur entnommenen Erscheinungsweise und in dem ergreifenden Ausdruck des Leidens schon auf den neuen Realismus hin. Indessen erhielt die Auffassung von Gros eine eigenthümliche Ausbildung, die beide Richtungen in der Schlachtenmalerei inniger zu verbinden strebte: nämlich durch Horace Vernet, der sich in seinem ersten bekannten Bilde, „die Schlacht von Tolosa" (vom Jahre 1817) an jenen Meister anschloß. Auf die fruchtbare Thätigkeit dieses Malers ist an einer andern Stelle einzugehen.

Géricault war gestorben, als man ihn zum Anführer einer neuen Schule erklärte. Er hatte das Zeichen zum Abfall von der classischen Kunst gegeben. Seine beiden Mitschüler Eugène Delacroix und Ary Scheffer folgten demselben, wenn auch Géricault auf Jeden verschieden und nur auf den Ersteren unmittelbar einwirkte. Aber während beide Richtungen, die romantische sowol, als die realistische, in ihrem Kampfe gegen die ideale Formenwelt gemeinschaftliche Sache machend immer weiter um sich griffen und jener das Terrain völlig streitig zu machen drohten, erhob sich innerhalb der classischen Schule selber eine neue Kraft, die das schon erstarrende Ideal neu zu beleben suchte.

In demselben Salon von 1819, in welchem Hersents Gustav Wasa und Géricaults radeau Künstler und Beschauer lebhaft beschäftigten, regten zwei Bilder von einem Schüler Davids, denen ein guter Ruf von Rom vorausgegangen war, die Kritik zu den entgegengesetzten Urtheilen auf. Es waren die Odaliske und die Befreiung Angelikas durch Rüdiger (letzteres in der

Galerie des Luxemburg) von Ingres (Jean Auguste Dominique, geboren 1780). Als der junge Künstler im Jahre 1806, nachdem er mit einem ganz in der Weise Davids gehaltenen Bilde schon 1801 den ersten Preis erhalten, nach Rom zog, begleiteten ihn die Hoffnungen der Schule. In der langen Zwischenzeit war wenig von ihm bekannt geworden; so lange die Richtung Davids die Kunst beherrschte, schien es, wie wenn er in der Stille und unbemerkt von der Welt nur seinen Studien lebte. Als nun unter der Restauration die classische Kunst immer mehr herunter kam, erwartete man von ihren Nachfolgern den kühnen Neuerungen gegenüber um so mehr ein entschiedenes Festhalten an dem Vorbilde des Meisters. Allein in den Bildern von Ingres zeigte sich innerhalb der idealen Richtung eine ganz neue Anschauungsweise; zwischen den Gegensätzen sah die Kritik ein Neues entstehen, und da sie es nicht begriff, blieb ihr nur die Entrüstung über diesen Abfall übrig. In der Odaliske —, schon das Motiv erschien als ein Verbrechen gegen die pathetische Größe der classischen Schule, — zeigte sich ein Zurückgehen auf die einfache Schönheit und Fülle der Natur, welche in der Erscheinung ruhig sich selbst genießt und die classische Linie frei und spielend bald einhält, bald überschreitet. In den schönen Gestalten der Angelika und des Rüdiger war etwas von dem bisher ungekannten Zauber und Reiz der romantischen Phantasie, und auch hier verband sich damit der Schwung einer mehr natürlichen Bewegung. Auch jetzt noch zieht den Beschauer die einfache Anmuth der an den Felsen geketteten nackten Angelika, die ganz eigenthümliche holde Haltung ihres Körpers an, während in dem kräftigen, aber maßvollen Schwung des vom Drachen getragenen Rüdiger ein wirkungsvolles und doch mährchenhaftes Leben ist. Dazu fügt die meisterhafte Behandlung der menschlichen Form einen besonderen Reiz. Aber Eines konnte die Kritik mit Recht aussetzen, und dies lag, wenn es ihr auch nicht zum klaren Bewußtsein kam, zum Theil ihrem scharfen Urtheil zu Grunde. Der Maler hatte dem Ideal die natürliche Fülle des Lebens zu geben gesucht, und doch fehlte noch dazu ein wesentliches Element: die Wärme und Tiefe des Colorits, der Schimmer und die Gluth der Farbe, die allein den Dingen den letzten vollends beseelenden Schein der Wirklichkeit geben.

Diese Werke Ingres' kamen Allen unerwartet. Nur allmälig und langsam hatte derselbe, unbeirrt von den früheren Anleitungen seinen eigenen Weg gehend, sein Talent ausgebildet. Mühsam rückte er vorwärts, unbekümmert um die Bestrebungen der Gegenwart und deshalb unbeachtet. Er hatte sich als festes Ziel die echte, wahre Kunst gesetzt, und dieses behielt er unverwandt im Auge, wenn er auch von der Zeitströmung nicht getragen, von keiner Seite aufgemuntert, einen langen und schweren Weg vor sich sah. Das antike Ideal genügte ihm nicht, und die bloße ungebildete Natur stieß ihn ab.

Er empfand es in seinem innern Wesen, daß erst von den italienischen Meistern die Malerei ihren rechten und vollen Ausdruck erhalten hätte und daß in ihnen die Schönheit eine echt malerische und noch etwas Anderes sei, als die plastische. Aber in der Production ging seine Entwicklung in diesem Sinne nur allmälig vor sich, es brauchte Zeit, bis er mit der That seiner Einsicht nachkommen konnte. Er suchte vor Allem die Fehler seiner Schule, das unechte Pathos und die gespreizte Würde der Form los zu werden, er strebte durch einfache Motive nach der einfachen Schönheit, sowol nach derjenigen, welche das sinnige Auge in der Natur findet und die eben so sinnlich als seelenvoll ist, als nach dem Vorbilde, das die wahre griechische Anschauung für alle Zeiten hingestellt hat. Es war grade damals, daß man mit den Werken der Blüthezeit der griechischen Kunst näher bekannt wurde, der Jason von Thorwaldsen war auf die ganze gleichzeitige Kunst von Einfluß, und Lord Elgin brachte die Schöpfung des Phidias nach Rom. Nun erst lernte man die echt künstlerische Anschauung der menschlichen Form kennen, die das Leben ebenso schön als wahr und einfach wiedergab. Auch auf Ingres waren diese neuen Anregungen von Einfluß. Drei Werke aus dem Jahre 1808 kennzeichnen diese Periode: Die „Venus Anadyomene“ (vollendet erst im Jahre 1848), „Oedypus und Sphinx“ und eine „Badende“. Noch ist in ihnen die plastische Auffassung vorherrschend, aber zugleich spricht aus ihnen der Sinn für die volle Erscheinung des natürlichen, jedoch durch die ideale Anschauung geläuterten Lebens. Der Oedypus vor der Sphinx stehend und ihr das Räthsel lösend ist eine herrliche, ganz griechisch gedachte und doch nach der Wirklichkeit gebildete Gestalt, und in dem Fluß der wirklichen Formen zeigt sich der Hauch eines warmen Lebens. Freilich sieht man, daß der Künstler noch im Ringen und Werden ist: er sucht die Schönheit, noch fällt sie ihm nicht als reife Frucht in den Schooß.

Auch befriedigte seine immer mehr auf das Malerische gerichtete Phantasie die bloße plastische Form bald nicht mehr. Er beschäftigte sich mit den Coloristen, die Venetianer, besonders Tizian wirkten auf ihn ein, und er suchte nun selber den Reiz eines tiefern und glühenden Colorits sich anzueignen. So entstand das kleine Bild „Pius der Siebente in der sixtinischen Capelle Gottesdienst haltend“ (1814, ein ähnliches vom Jahr 1820). Die harmonische und prächtige Färbung setzt außer Zweifel, daß Ingres auch für das rein Malerische befähigt war. Gewiß ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß der Künstler einem Motiv aus der Gegenwart den farbenvollen Schein der Wirklichkeit gab; sein eigentliches Element war doch die schöne Bildung und Bewegung der menschlichen Form, und damit sah er sich auf die Vergangenheit angewiesen. Er kehrte denn auch bald als zu seinem eigentlichen Vorbilde zu Raphael zurück und sah in diesem die Vollendung und das Ziel seiner

Kunst. Nicht daß er ihn nachgeahmt hätte; sondern er bemühte sich, die Natur ebenso wie dieser zu sehen und das Leben in der anmuthigen Kraft und Fülle zu bilden, die dem italienischen Meister eigen ist. Schon die obenerwähnten Bilder aus dem Jahre 1819 tragen das Gepräge dieser Anschauung.

Nach ihnen entstand im Jahre 1820 das größere Gemälde „Petrus die Schlüssel aus der Hand Christi empfangend", in der Galerie des Luxemburg. Es ist begreiflich, daß Ingres in der religiösen Kunst ein günstiges Feld für seine Richtung fand; die Gestalten, welche von der Malerei des Cinquecento ein neues eigenthümliches Leben empfangen hatten, waren der künstlerischen Phantasie nahe und vertraut. Nun erst zeigte Ingres, wie gründlich er sein Talent gebildet hatte, daß er innerhalb der Anschauung eines vergangenen Zeitalters und doch in selbständiger Weise productiv sein konnte. Es ist in dem Bilde, was sich in der religiösen Kunst der Gegenwart nur ausnahmsweise vereinigt findet: ein natürliches Leben und eine innige Empfindung, verbunden mit einer einfachen Schönheit der Erscheinung. Die verschiedenen Charaktere sind vortrefflich ausgedrückt; in Christus schlichte Würde, in Petrus vertrauensvolle Andacht, in den übrigen Aposteln der eigentliche Typus, den ihnen das Evangelium gibt. Ingres hat es verstanden, mit der idealen Auffassung das Gepräge der Wirklichkeit und der Individualität zu vereinigen. Vielleicht ist keines seiner religiösen Bilder so lebendig, macht keines einen so ernsten und wahren Eindruck, als gerade dieses erste. Die Abtrennung von der Gegenwart und Rückversetzung in frühere Zeiten hat immer etwas Gewaltsames: einmal mag es dem Künstler gelingen, mit seinem ganzen Wesen in die vergangene Anschauung einzugehen und sie durchaus neu zu beleben, aber auf die Dauer wird sich das Künstliche dieser Bildungsweise nicht verleugnen.

Je entschiedener die gleichzeitige Malerei von dem classischen Ideal zu einer realistischen Auffassung drängte, nur um so strenger hielt Ingres an seinem Vorbilde fest. Er war 1820 von Rom nach Florenz gezogen; aber so tief hatte er sich in Raphael eingelebt, daß während seines dortigen Aufenthalts die florentinische Kunst ihn kaum berührte. Das Altarbild „le voeu de Louis XIII", das er im Jahre 1824 ausstellte, war ganz im Sinn der Raphaelischen Muster; die Verwandtschaft mit der Madonna von Foligno fiel gleich Anfangs auf. Seltsam, daß sich Ingres gerade an diese Auffassung der Maria als Himmelskönigin anlehnte, in der dieselbe doch viel weniger von göttlicher Würde, als von irdischem Reize und die Verzückung der Heiligen etwas Gemachtes hat. Auch seine Madonna ist nicht frei von oberflächlicher Weltlichkeit, sein Ludwig hat in der Bewegung ein allzu sichtliches Pathos und die den Vorhang haltenden Engel eine Schönheit, die nur da zu sein scheint, um sich zu zeigen. Aber die edle im echten Sinne der Kunst ge-

dachte Anordnung, die ideale Auffassung, die Vollendung der Erscheinung verfehlten diesmal ihre Wirkung nicht, mit dem Bilde war auch in Frankreich Ingres' Ruf gesichert. Indessen der Künstler selber mochte doch fühlen, daß er an sein Vorbild zu eng sich gehalten und daß auch die religiöse Kunst eine größere Kraft und Fülle und ein freieres Spiel der Phantasie zulasse; er bemühte sich, die Natur nicht mehr ausschließlich mit Raphaels Augen zu sehen. „Die Marter des Symphorian", eine Arbeit von neun Jahren, vollendet im Jahre 1834, war schon im Motiv als wunderlose Begebenheit aus der Heiligengeschichte einer selbständigen und lebensvollen Anschauung günstiger, und so war auch die Behandlung freier und mehr aus dem Vollen heraus. Die gefaßte Energie in dem kräftig hinschreitenden Heiligen, der Contrast der blühenden Jugend mit dem nahen Tode, die ausdrucksvolle anfeuernde Bewegung der Mutter, die mächtige kühn gezeichnete Gestalt des Prätors, die mannigfaltig charakterisirte Theilnahme der umgebenden Menge: in allen diesen Zügen verband sich mit der idealen Erscheinung ein tüchtiges, wirkungsvolles Leben. Der Maler war von einem ganz richtigen Gefühle geleitet, als er diesmal mehr an die Weise Michel Angelo's und Sebastian del Piombo's sich anschloß, als an die Raphaels — vielleicht tritt sogar in manchen allzukräftigen musculösen Figuren, wie in den Lictoren, zu deutlich die Absicht hervor, dem Meister des jüngsten Gerichts es nachzuthun; daß er freilich dennoch mehr an Raphael in den Werken, in denen derselbe mit Michel Angelo wetteiferte, in dem Brande von Borgo und den Sibyllen, erinnert, zeigt, wie sehr er von Natur aus sich zu demselben gezogen fühlte. Immerhin war das Werk ein neuer Beweis für die tüchtige Durchbildung seines Talentes, ein Schritt weiter zu einer selbständigen Entwickelung. In späterer Zeit entstand noch von religiösen Bildern eine Madonna mit der Hostie: in ihr war es besonders auf die innige Frömmigkeit des Ausdrucks und die seelenvolle Anmuth der jungfräulichen Mutter abgesehen.

Literatur.

Das deutsche Volk. Deutsche Geschichte in Wort und Bild. Von Adolph Streckfuß. Illustrirt von L. Löffler. Berlin, Brigl und Lobeck.

Der Text, eine Reihe von solchen Abschnitten aus der deutschen Geschichte, bei deren Darstellung sich Belehrung mit Unterhaltung vereinigen ließ, ist ziemlich gut geschrieben und nach liberalen Grundsätzen abgefaßt. Die eingedruckten Holzschnitte sind zum Theil hübsch gezeichnet. Das Ganze gehört in die populäre Literatur.

Reisetagebuch einer alleinreisenden Dame in Italien von Anna Löhn. Leipzig. J. A. Bergson-Sonenberg, 1861. Die Verfasserin beschreibt ihre Beobachtungen und Abenteuer auf einer Tour von Florenz nach Rom und Neapel und zurück nach Ancona. Löblicherweise enthält sie sich uns, mit schon Bekanntem nochmals bekannt zu machen und gibt dafür mehr Schilderungen der Leute, mit denen sie zusammentraf. Sie erzählt gut und namentlich recht aufrichtig. Mehr als aufrichtig aber will uns scheinen, wenn sie uns das Urtheil eines Professors der Musik über die jungen Damen Italiens wiedergibt. Der Mann war eine römische Bekanntschaft unsrer „alleinreisenden Dame" und schloß seine Charakteristik „lächelnd" mit den Worten: „Sie werden nicht eher lebendig und feurig, als in den Armen des Geliebten oder Gatten — nel letto." Wenn Frau oder Fräulein Löhn sich dergleichen sagen ließ, so sollte sie es wenigstens nicht drucken lassen.

Notizen zur Nachahmung.

Während in den größern preußischen Städten die Magistrate und Stadtverordneten die Flottensache in die Hand genommen haben, Berlin den Betrag für ein Kanonenboot erster Klasse mit 85,000 Thalern bewilligt hat, Breslau sich bemüht, ebenfalls die zum Bau eines Kanonenboots erforderliche Summe aufzubringen, Magdeburg die Städte der Provinz Sachsen zu einem Flottentag in Halle auffordert, sind auch mehrere kleinere Orte nicht zurückgeblieben. Allen voran steht unseres Wissens bis jetzt das kleine **Lüdenscheid**, wo die Subscriptionslisten bis zum 10. September nicht weniger als 490 Zeichner aus allen Klassen aufwiesen, sodaß zu den von dortigen Mitgliedern des Nationalvereins bereits in Heidelberg eingezahlten 270 Thalern am gedachten Tage noch 800 Thaler nach Coburg gesandt werden konnten und sichere Aussicht vorhanden ist, daß man einen weitern Beitrag wird nachsenden können. Wir bemerken hierzu nur, daß Lüdenscheid ein Städtchen von noch nicht ganz 4800 Einwohnern ist, und bitten die größern Städte, sich danach auszurechnen, welche Summe sie zu steuern haben, wenn sie sich sagen wollen, ihre Pflicht gethan und Ehre eingelegt zu haben.

Unter den außerpreußischen Städten gebührt bis heute die Palme der Stadt Cassel, wo man bis jetzt über 3000 Thalern gesammelt hat und 5000 zusammenzubringen hofft. Cassel hat etwa 40,000 Einwohner und ist verhältnißmäßig arm.

Steuerte auch nur die Hälfte der kleinen Städte Deutschlands wie Lüdenscheid (selbstverständlich im Verhältniß ihres Wohlstandes und ihrer Bewohnerzahl), die Hälfte der größern wie Cassel, steuerten auch nur viele der einzelnen Berufsklassen wie die leipziger Buchhändler, über deren Beiträge wir in einer der folgenden Nummern sehr Erfreuliches berichten werden, und wollte sich auch das platte Land endlich reger betheiligen, so würde der endliche Erfolg der Bewegung ein imponirender,

der deutschen Nation würdiger sein und sowol die directen als die indirecten Zwecke des Unternehmens wo nicht ganz erreichen, doch wesentlich fördern. Es wäre ein Vertrauensvotum für Preußen, welches seine Wirkung in Berlin und anderwärts kaum verfehlen würde.

Dritte Quittung

über Beiträge zu dem Bau von Dampfkanonenbooten unter preußischer Flagge.

Uebertrag laut Quittung d. d. 13. Septbr. 1861: **3450 Thlr. 19 Ngr. 5 Pf.** — Ferner gingen ein von den Herren: Gustav Goedecke 5 Thlr., J. D. Engelmann 2 Thlr., Chr. Büttner 2 Thlr., E. D. 2 Thlr., C. Uderstadt 2 Thlr., E. W. S. 2 Thlr., Kleinschmidt u. Scharf 10 Thlr., Chr. Friedr. Martin 10 Thlr., Schnoor u. Franke 25 Thlr., Riquet u. Co. 5 Thlr., Joern u. Liebeskind 10 Thlr., Sieland u. Co. 5 Thlr., Uhlmann u. Co. 5 Thlr., C. Reinecke 5 Thlr., Dürr 5 Thlr., Baeßler u. Bomnitz 10 Thlr., M. Hanisch 3 Thlr., B. u. E. 2 Thlr., J. J. H. 10 Thlr., W. W. u. J. 2 Thlr., G. B. 1 Thlr., R. G. 2 Thlr., Gustav Stecknet 5 Thlr., C. A. Dreßler 2 Thlr., Fr. u. Aug. Kind 5 Thlr., Trefftz 5 Thlr., R. J. 1 Thlr., Wagner u. Müller 1 Thlr., A. 1 Thlr., Sal. Fränkel 3 Thlr., Wesser u. Müller 5 Thlr., Oscar Platzmann 5 Thlr., Theodor Pfitzmann 1 Thlr., Staats 10 Thlr., Merfeld u. Däumich 2 Thlr., A. G. u. Co. 10 Thlr., E. Schmidt u. Sohn 5 Thlr., G. H. Müller 5 Thlr., Gebrüder Heß 5 Thlr., A. Plenz 1 Thlr., Gérard Rosenfeld 3 Thlr., G. Ph. 2 Thlr., Füllmichs Erben 10 Thlr., L. Z. 1 Thlr., Fr. Kitze 2 Thlr., G. 1 Thlr., J. G. Teubner u. Co. 20 Thlr., Auerbach u. Kaufmann 3 Thlr., S. A. 10 Thlr., Gebr. Fränkel 10 Thlr., Carl Riesberg 3 Thlr., Meyer u. Grohmann 3 Thlr., Bünger u. Janke 5 Thlr., Ph. Feist 2 Thlr., C. Sonnenkalb 10 Thlr., Alfred Göhring 10 Thlr., C. A. Geier 2 Thlr., Alex. Werthauer 2 Thlr., J. Schneider u. Co. 5 Thlr., G. Müller 2 Thlr., J. G. Stichel 10 Thlr., M. 5 Thlr., L. Robitzsch 5 Thlr., J. G. G. 1 Thlr., F. W. Grothe 2 Thlr., F. W. Gentzel 1 Thlr., F. B. 2 Thlr., Bartel u. Steinbrecht 20 Thlr., Schenck u. Moser 3 Thlr., Hermann H. 2 Thlr., W. H. 2 Thlr., F. H. 1 Thlr., C. S. 5 Thlr., R. Leuschner 2 Thlr., Georg Rödiger 5 Thlr., G. F. Starke 5 Thlr., B. Schwabe jun. 5 Thlr., A. Scheeren 10 Thlr., J. R. Voigt u. Co. 2 Thlr., E. K. 1 Thlr., Carl Hoppenberg 5 Thlr., Hermann Götze 10 Thlr., Adolf Meißner 5 Thlr., Schüttel u. Löwe 5 Thlr., Heinr. Pückert 5 Thlr., Schack u. Grunert 5 Thlr., Böhme u. Co. 5 Thlr., Vieweg u. Wirth 5 Thlr., F. B. 2 Thlr., H. G. Hohl 1 Thlr., J. W. Müller 2 Thlr., L. u. S. 3 Thlr., Saul Finkelstein 3 Thlr., F. Horowitz 3 Thlr., J. G. Schelter u. Giesecke 5 Thlr., Plantier 5 Thlr., Adolf Ruschpler 5 Thlr., E. 3 Thlr., H. Rigaux 25 Thlr., Gebr. Häder 3 Thlr., R. G. 2 Thlr., S. Rechert 1 Thlr., E. E. Egloff 5 Thlr., Fr. Schneider 3 Thlr., F. G. 1 Thlr., Gustav B. 1 Thlr., S. u. G. 5 Thlr., Süßmilch 2 Thlr., Rudolph Tänzer 1 Thlr., P. O. Praetorius 2 Thlr., Anni Sandoz

u. Söhne 10 Thlr., Bucher u. Co. 25 Thlr., H. u. C. 2 Thlr., Gebr. Herfurth 20 Thlr., O. J. 2 Thlr., H. Thimig 1 Thlr., E. Mackenthun u. Co. 5 Thlr., J. M. W. 1 Thlr., H. B. Heß 2 Thlr., J. G. Zeeh 3 Thlr., H. Houget 15 Thlr., J. A. W. 1 Thlr., J. H. T. 1 Thlr., L. Röhser 2 Thlr., P. u. F. 2 Thlr., Friedrich Lincke 5 Thlr., L. Sellier 25 Thlr., Br. 3 Thlr., C. Narmi 2 Thlr., J. C. C. M. 1 Thlr., F. H. Mann 5 Thlr., Gustav Duncker 15 Thlr., Winckler u. Co. 10 Thlr., Friedr. Harck 10 Thlr.

Bei Herrn Stadtrath Felsche: Lätitia 2 Thlr. 3 Ngr., auf dem Thonberge gesammelt durch Kaul und A. Pröschke 2 Thlr. 4 Ngr. 8 Pf., S. Schwenzke 10 Thlr., von einem kleinen Kreis bei Eröffn. des „Burgkellers“ 6 Thlr. 19 Ngr. 1 Pf. Ferdinand Gleich 1 Thlr., Anonym 9 Thlr. 22 Ngr., Vorschuß-Verein im Schützenhaus ges. 2 Thlr. 21 Ngr. 8 Pf., in einer Gesellsch. im Burgkeller ges. d. 17. Sept. 2 Thlr. 15 Ngr., von einigen Turnern bei einem Comment in Plagwitz 20 Ngr.

Bei Herrn Ph. Schunck und Co.: A. Lieberoth 50 Thlr., Adolf Meyer jun. 10 Thlr., Wünning 10 Thlr., Arthur K—r. 1 Thlr., für die Deutsche Flotte gesammelt im Hotel de Saxe durch Prof. Roßmäßler 7 Thlr. 1 Ngr. 5 Pf., Ivan aus Horsens in Dänemark 5 Ngr., Ungenannt 90 Thlr., P. G. 10 Thlr., von einem Comtoirpersonale mit Ausnahme eines Franzosen 6 Thlr. 5 Ngr., Hunnius und Förtsch 5 Thlr., T. Z. 5 Thlr.

Bei Herrn Täschner (Engelapotheke): Beim Sternschießen in Z. ges. 12 Thlr. 10 Ngr., Robert Palm 3 Thlr., Scatertrag 12 Ngr., beim Kegelfeste der Gesellsch. Concordia 3 Thlr. 20 Ngr., Mügge 1 Thlr., F. und J. 2 Ngr. 9 Pf., beim Scheibenschießen ges. 6 Thlr. 27 Ngr. 8 Pf., Dr. Dolega 4 Thlr., J. Brennfleck aus Sulzfeld a. M. 1 Thlr., Schlothheber'sche Turnriege durch stud. theol. Portig 1 Thlr. 3 Ngr., W. J. 10 Ngr.

Bei Herrn Carl Linnemann: J. und H. R. 10 Thlr., B. Baumackius aus Nordamerika mit dem Motto: Faßt Muth und rüstet Euch in Ehren, denn nur durch Thaten kommt das Ziel. — Drum müßt Ihr stets die Tugend retten, um stolz zu sein, was wir bezwecken: 10 Ngr., Carl Linnemann 10 Thlr., Rechtsanwalt J. Frühauf 10 Thlr., Oberlehrer Adolf Frühauf in Borna 5 Thlr.

In Sammelbüchsen: Café Français zweite Ausleerung 10 Thlr., Baarmann'sche Restauration zweite Ausleerung 10 Thlr. 15 Ngr., in einer geschlossenen Gesellschaft 12 Thlr. — Summa **4472 Thlr. 7 Ngr. 4 Pf.**

Die gesammelten Gelder werden vorläufig bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt zinsbar angelegt. Ueber die weiteren Eingänge wird periodisch quittirt werden.

Fernere Beiträge werden angenommen bei Herrn Täschner, Engelapotheke, bei Herrn Stadtrath Felsche, Café Français, bei Herrn Carl Linnemann, Katharinenstraße und Herrn Ph. Schunck, Katharinenstraße.

Leipzig, den 20. September 1861.

Das Flottencomité.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Das Intermezzo in Tirol.

Aurora legt ihre Rosenfinger zwar noch nicht auf die Spitzen unserer Gletscher, doch die Laute, die durch die Nacht in unser Ohr drangen, lernen wir allmälig unterscheiden. Der fromme Levit hätte nie so muthig und unerschütterlich vor allem Volke um die Erhaltung der Glaubensfreiheit gebetet, wäre er nicht der Krone sicher gewesen, die ihm ein befreundeter Geist schon in den Wolken zeigte. Nun dieser von ihm genommen, ist es auch aus mit dem salbungsvollen Gebete, den Donnerkeilen der Zunge und dem Opferungseifer der Märtyrer. Als der unersetzliche Verlust nahe bevorstand, riethen die stets durch geheime Vertraute von den Dingen in Wien unterrichteten „Tiroler Stimmen" in ihrer namenlosen Angst zu einer Petition an den Kaiser: „daß man uns den Erzherzog nicht auch, und — Alles nehme." Auf ihm beruhte alle und jede Hoffnung der Glaubenskämpfer. Die „Tiroler Stimmen" kannten seine wahre Gesinnung wol besser als irgend Jemand. Dieses Organ mit dem Wahlspruch „Für Gott, Kaiser und Vaterland" besteht seit dem 1. April d. J. und wäre bereits aus Mangel patriotischer Theilnahme eingegangen, hätte nicht der Erzherzog-Statthalter seinen Ausfall gedeckt. So war es ihm denn bisher vergönnt, sich zum Träger der ächten „Volksfreiheit" zu machen, die Fackel der Glaubensorgien mit Lust zu schwingen, zu klatschen, was man im Lande zur größern Ehre Gottes veranstaltete, Jesuitenkünste zu üben und den Staatsminister mit dem Lobe eines „Kautschuckmanns" zu ehren. „Gott sei mit unserm Vaterlande!" riefen die kindlichen „Tiroler Stimmen", als man den wehrlosen Geistlichen ihren Schutzherrn, ihnen selbst aber den Brodvater nehmen wollte.

Es stand aber eine gute Weile an, bis es gelang, den edlen Prinzen, dem das Scheiden vom treuen Tirol so schwer wurde, zur Abdankung zu vermögen. Was er früher angestrebt, begünstigt, gefördert, schien theils im früheren System, theils im gerechten Mißtrauen in den Bestand der neuesten Dinge Entschuldigung zu finden. Vertrauliche Worte, wenngleich bei jener feierlichen Audienz, doch bloß im Weggehen an Dr. Haßlwandter allein gerichtet und von ihm unbescheiden ausgeplaudert, konnten kaum eine Anklage verfassungs-

feindlicher Absichten stützen, zumal gegen des Kaisers Bruder. Die Unmöglichkeit seines ferneren Bleibens in Tirol mußte schärfer, schlagender, unabweislicher hervortreten. Die klerikalen Wühler schafften die klarsten Beweise dafür. Das ganze Volk sollte dafür zeugen, daß es fast wie ein Mann für den Landtagsbeschluß vom 17. April gegen die Protestanten einstehe, vorerst durch öffentliches und allgemeines Gebet, Wallfahrten zu den wunderthätigen Bildern der von den Ketzern mißachteten Himmelskönigin und stürmische Ausbrüche überfluthender Herzensfreude. Säbel und Stutzen blitzten durch die Weihrauchwolken, wenn man in Wien den einzigen Wunsch, die nur nach dem Himmel schmachtende Bitte der stämmigen Aelpler nicht erhören sollte. So begann denn eine neue Agitation, mit der es, wie die „Tiroler Stimmen" andeuteten, „seine eigenthümliche Bewandtniß hatte"; sie ließ sich sicherer ahnen als aussprechen.

Einer der Ersten, der daran dachte, „Gott dem Herrn, von dem jede gute Gabe, jedes vollkommene Geschenk kommt, gebührend zu danken für den im ganzen Lande so freudigen Widerhall*) findenden Beschluß des hohen Landtags betreffs der Glaubenseinheit Tirols" war der Propst von Bozen. Der glaubenseifrige Prälat fand sich tief verletzt durch einen Artikel der „Bozener Zeitung", worin der Bischof von Brixen der Aufhetzung beschuldigt war, er wollte nun seine Gemeinde bei mehrstündiger Aussetzung des hochwürdigen Gutes feierlich „den Bund mit dem göttlichen Herzen Jesu" erneuern lassen, um aller Welt zu zeigen, daß das „sinnlose Geschrei Einzelner" nicht den „Kern" der Gemeinde, die „Volksmeinung" vertrete. Fast unwirsch forderte er die Aufnahme seiner frommen Rachepfeile in die „Bozener Zeitung" als einige Satisfaction für die Verunglimpfung des schuldlosen Bischofs. Einige Tage später veränderte sich die Scene in eine Bergbeleuchtung. Ohne daß außer den wenigen Eingeweihten Jemand um das nächtliche Schauspiel und seine Bedeutung wußte, flammten am Abend des 1. Mai auf den Hügeln und Bergen des oberen Etschthals von Neumarkt bis in's Vintschgau und längs der Eisack bis Brixen wie auf ein Signal zahlreiche Feuer, Böller knallten und ein paar trübleuchtende Luftballons stiegen aus dem Garten des Landhauptmannstellvertreters Carl v. Zallinger in Bozen. Selbst die Handlanger, welche die Feuer schürten, wußten nicht, welchem Ereigniß die feurigen Grüße galten, man vermuthete sie mehr nach den Anstiftern, und die „Bozener Zeitung" durfte sich dreist den Spott erlauben, die Demonstration hätte der Eröffnung des Reichsraths durch den Kaiser gegolten, die eben an jenem Tage stattfand; der „Tiroler Bote" und die „Wiener Zeitung" druckten es ihr gläubig nach. Die Potemkins aber, die nachhin ihr Taschenspiel als ein Volks-

*) Wir haben die Rechtschreibung beibehalten.

fest ausschrieen, gaben im „Tiroler Boten" zu verstehen, die angezündeten Scheiterhaufen seien „als bedeutsame Wahrzeichen gegen die Versuche fremder Einmengerei in's religiöse Leben des Volkes" zu betrachten. Einen guten Theil dieser ernsten Wirkung hatte jedoch bereits die Laune des Zufalls verwischt. Nicht weit vom Markte Kaltern mußten Soldaten des Regiments „König der Niederlande", die theils dem nicht unirten griechischen, theils dem reformirten Bekenntnisse angehörten, die Glaubensflammen, die schon zwei nahe Gehölze ergriffen hatten, löschen, und Baron Dipauli, einer der Garanten dieser Volksbegeisterung, zahlte willig den angerichteten Schaden, damit das Unglück nicht ruchbar werde. Einem andern Festordner, dem Landeshauptmannstellvertreter Carl v. Zallinger, zündeten die Leiferser, die Ehre und Kosten ihm allein überlassen wollten, seine eigenen Streuhaufen an.

Offenbar war das ächte Gold des Glaubenseifers noch nicht in den rechten Fluß gekommen. Ein innthaler Geistlicher meinte: „Wenn die Lutherischen kommen, muß Blut fließen", damit aber dieser ächtkatholische Kampfmuth sich allwärts verbreite, und der Zorn gegen die dräuenden Ketzerschaaren alle Gemüther ergreife übernahm es die Centralleitung des katholischen Vereins in Innsbruck, die Parole an alle Filialen und Affilirte auszugeben. Vor Allem sollte ein tausendstimmiges Hoch dem tirolischen Drachentödter, dem Oberstaatsanwalt Dr. Haßlwandter ertönen und den Siegesjubel bestätigen, womit das ganze Land seine „mannhafte That" feierte. Die Gemeindevorsteher, die Anstand nahmen, sie durch ein Ehrenbürgerdiplom anzuerkennen, wußte man einzuschüchtern, abzufangen oder schlechtweg zu überrumpeln. Auch der gesinnungstüchtige Landesgerichtspräsident v. Scheuchenstuel beugte sich vor seiner Größe durch ein Lobgedicht in Knittelreimen. Die „Tiroler Stimmen" brachten einen Weckruf von den Minarets ihrer Kaaba nach dem andern; Leute von höherer Bildung und blauem Blute, wie die Barone Moy und Ignaz v. Giovanelli, übernahmen den Dienst im „Vaterland". Selbstverständlich konnte man auf den unmündigen und unselbständigen Pöbel nur durch drastische Mittel wirken. Predigten, große Andachten bei ausgesetztem hochwürdigen Gute, Processionen, Wallfahrten hatten sich in dieser Beziehung seit den dunklen Tagen des Mittelalters als probat erwiesen. Je berühmter oder ruhmgieriger ein Kanzelredner, desto lauter stieß er in die Posaune. Der Hilfspriester Andersag in Schlanders schmähte auf öffentlicher Kanzel die Mitglieder des Ministeriums als Freimaurer, das Patent vom 8. April sei eine Ungerechtigkeit, und nur aus „Bosheit" habe es selbes eben zur Zeit des Landtags erlassen; der Benedictiner Leodogar in Marling rühmte gelegenheitlich einer Wallfahrt zur Erbittung der Glaubenseinheit den herbeigeströmten Tausenden das Beispiel eines Bürgermeisters von Meran, der daselbst zur Zeit der Religionskriege sechs ketzerische Eindringlinge

aus Graubündten aufhängen ließ; bei einer andern Wallfahrt nach Seeben klagte der Prediger vor den 4000 Andächtigen: die Väter seien zur Zeit Andrä Hofers von besserem Geiste durchdrungen gewesen, da hätte man die Bayern todtgeschlagen, weil sie meist Protestanten gewesen; in Schwaz wußte ein Franziskaner bei einer zu Dank und Preis für den Landtagsbeschluß gegen die Ketzer gehaltenen Feier den keuschen Ohren seiner Zuhörer das gegenwärtige Ministerium nicht besser zu empfehlen als durch die Versicherung: wenn man in Tirol ein Bordell errichten wollte, würde man bei jener hohen Stelle in Wien die kräftigste Unterstützung finden; in Bozen endlich prägte der nur nach der himmlischen Märtyrerkrone lüsterne Kapuciner P. Josue Trolf den guten Katholiken zu wiederholten Malen ein, wie verabscheuungswürdig die verruchten Ketzer, die nicht einmal an die Heiligkeit der Gottesmutter glauben; er für seinen Theil könne nicht annehmen, daß es darunter ehrliche Leute gebe, man dürfe auf keine Weise dulden, daß solche Leute in's Land kommen. Den des Freisinns verdächtigen Bewohnern Bozens selbst aber warf er vor, daß sie in einem Monate mehr Todsünden begehen als auf dem durch die Wunder der Gnadenspenderin ausgezeichneten Weißenstein, nach diesem reinen Orte müsse man wallen, um Erhörung zu finden im Gebete für die Glaubenseinheit. Nach dem Zeugniß der „Tiroler Stimmen“ schloß sich dem ungeheuren Zuge, den diese Predigt herbeigerufen, selbst von einer stundenweiten Gemeinde jenseits der Etsch ein Hilfskorps von 600 Köpfen an. Alles in diesem Jahr bisher Geleistete übertraf aber an Glanz und sinnreichem Schmuck das Fest in Schwaz. Schien es doch, als ob die Frommen sogar ein Wink von oben drängte, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Der liberale Abgeordnete am östreichischen Reichsrath Dr. Norbert Pfretzschner in Jenbach reiste zu den Pfingstferien auf Besuch in seine Heimat und befand sich auf demselben Eisenbahnzuge mit dem Bischof von Brixen. Kaum aus dem Wagen ausgestiegen, begrüßte ihn Musik mit dem deutschen Liede und Abends ein Fackelzug. Das klang fast wie Hohn auf den Bischof. Das Ständchen sollte vor dem Feste, das man schon ehedem den Siegern des 17. Aprils zu bereiten dachte, vollends in Schatten treten. Die Knaben des Instituts im Kloster Fiecht, die Sonntagsschüler von Schwaz, Knappen und Taglöhner wurden aller Orten aufgeboten, um ein noch nie gesehenes Feuerwerk anzurichten. Für das Sammeln und Aufschichten von Scheiterhaufen wurden Preise ausgesetzt, 5 oder 10 Fl., je nachdem sie im Gehölze oder auf den Bergkuppen aufgestellt waren. Als es am 26. Mai Abend wurde, schimmerte außer anderen unzähligen Feuern ringsum über dem Schneeteppich der höchsten Bergspitze ein großes Kreuz, an der Halde im Thale nächst dem Markte Schwaz las man in Flammenschrift die Anfangsbuchstaben der Namen des Brixner Bischofs und Oberstaatsanwalts: Vinzenz

und Haßlwandter. Das Placat des Bezirksamtes Schwaz, das die Bergbeleuchtung verbot, wurde vom Curaten Pater Scherer abgerissen, zum Spotte verbrannt und den Leuten öffentlich bedeutet, sie sollten die Feuer nur auf seine Gefahr anzünden. Die Vernichtung eines jungen Culturwaldes, den das Feuer ergriffen, wurde mit Jubel begrüßt. Die Kosten dieses Triumphes der guten Sache in Tirol bestritten aber diejenigen, die darin das Wahrzeichen der alten milden Herrschaft erblickten, namentlich die gutmüthigen dicken Sancho Pansas in Innsbruck.

Es mag wol der Anblick solchen Unfugs, den die Glaubenseiferer trieben, und die Unbill, die nebstbei den Angehörigen und Gesinnungsgenossen des liberalen tiroler Abgeordneten widerfuhr, gewesen sein, die ihn nach seiner Rückkehr auf seinen Posten am 1. Juni vermochte, den Staatsminister im Reichsrath zu befragen, was die Regierung gethan oder zu thun gedenke, um den verderblichen Agitationen in Tirol zu steuern, welche Weisungen diesfalls an die Staatsdiener ertheilt, und ob sie das Patent vom 8. April dieses Jahres zum verfassungsmäßigen Abschluß vor den Reichsrath zu bringen gewillt sei? Außer einigen Artikeln in der „Ostdeutschen Post"*), die zwar aus Innsbruck datirt, aber nach unserem Dafürhalten in Wien von einer bekannten der Regierung sehr ergebenen Feder geschrieben waren, möchte es vielleicht schwer halten, irgend eine Thätigkeit zu entdecken, wodurch sie bemüht gewesen, die Tiroler von ihren kindlichen Anschauungen in der Glaubensfrage abzubringen. Der Erzherzog-Statthalter theilte eben mit den tiroler Bischöfen und ihrem Anhang vollends jenen Standpunkt, der die Welt um 300 Jahre zurück versetzt, er war ein echter Urenkel jenes zweiten Ferdinand, den uns Hurter so lebenstreu nach seinen Briefen und Thaten schildert. Nicht zur Aufrechthaltung des Protestantenpatentes, sondern zu dessen Aufhebung für Tirol, zur Erwirkung eines Ausnahmegesetzes, das angeblich eine Uebergangsstufe bilden sollte, war er nach Wien gekommen, und da sich Hindernisse zeigten und die Rückkehr nicht gestattet war, begab er sich nach Mitte Mai auf sein Schloß Artstetten unweit Mölk, unternahm von dort zu Fuß eine Wallfahrt nach Großmarietaferl, verrichtete seine Andacht, und lud die Seelsorger des Ortes zu Tische. Vier der tirolischen Reichsräthe waren über das, was Tirol nach der Meinung des Erzherzogs noth that, mit ihm vollkommen einverstanden: Dr. Kerer, der Universitätsprofessor, den der vorsichtige Klerus seines Vertrauens werth hielt; v. Riccabona, der Vetter des Trienter Bischofs und Verfechter zweier Autonomien, der kirchlichen und der wälschtirolischen; Sartori, der Statthaltereirath, dem die Gunst seines Herrn und Gebieters schon im Innsbrucker Parlament maßgebend war; Dr. Alois

*) Nr. 121, 134, 137 und 138.

Fischer endlich, der im Jahre 1848 Protestanten wie Juden an sein liberales Herz schloß, nur genöthigt von Stadion den Statthalterposten in Oberöstreich annahm, sobald er den Unrath der Reaction witterte, sich mit Bach zerschlug, dennoch aber, wie wir durch das Büchlein „Aus meinem Amtsleben" erfahren, eine stille Sympathie für die Machtstellung und die Freiheiten der orthodoxen Kirche in tiefer Brust verborgen trug. Es hatte ihn sehr verdrossen, seine alten Tage unbemerkt, einsam, ja herabgesunken von der einstigen schwindelnden Höhe vertrauern zu sollen. Da bot er denn schlicht und gerade, wie er immer war, der Kirche, die reuige Sünder mit Freude aufnimmt, die Hand zum nimmer zu lösenden Bunde, er bot sie auch dem Schutzherrn der histo-risch-politischen Nationalitäten, dem Minister der Zukunft, dem Grafen Clam-Martinitz an, und soll, wenn wir recht unterrichtet sind, des Portefeuilles des Innern so gut wie versichert sein. Dr. Fischer brach auch gleich bei der Adreßdebatte vom 11. Mai für die Ausbildung und Vervollständigung der Landesvertretungen seine erste Lanze, später vernahm man ihn unsres Wissens nur am 25. Juni wieder, als er die Tiroler wegen ihres tiefen Gemüthslebens gegen fanatischen Mord und Todtschlag in Schutz nahm, hiebei aber eigentlich eine Ehrenrettung des Klerus im Auge hatte, der, wie er versicherte, weder die Revolution im Jahre 1849 noch die letzten Wühlereien angestiftet. Die bayerische Regierung und die östreichische wissen dies freilich besser. Von den andern fünf Vertretern Tirols, die auf der Linken Platz nahmen, ist wenig zu berichten. Nach ihrer Abstimmung beim Landtagsbeschlusse des denkwürdigen 17. Aprils würde ihr Freimuth anderswo kaum in die Wage fallen. Nur Dr. Pfretzschner, der blondbärtige stämmige Germane, ließ sich jetzt, von seiner Umgebung gehoben, mit dem Muthe der Entschiedenheit vernehmen.

Dem Staatsminister Schmerling konnte die Anregung der zarten tiroler Frage im Reichsrath nur willkommen sein. Erzherzog Karl Ludwig und die Camarilla waren unermüdlich in ihren Vorbitten für das treue Volk, das die Freiheit und alles Glück, das ihm die Welt geben kann, nur in der Reinbewahrung des Glaubens seiner Väter sucht. Auch die beiden Bischöfe hatten versucht, dem Minister das Gewicht ihrer Gründe fühlen zu lassen, er hatte ihnen aber mit so feiner Ironie geantwortet, daß sie still und beschämt seine Schwelle verließen.

Endlich mußte man aber doch zum Entschlusse kommen, es drängte dazu die fortgesetzte Wühlerei in den Bergen, deren Duldung als Schwäche oder Nachgibigkeit gelten konnte, noch mehr die Ehre, das Festhalten am Princip, die Einhaltung der feierlichst verkündeten Zusagen. Leider sprach man sich nicht so klar aus, als wünschenswerth gewesen. Die Bitte des Landtags an den Kaiser wegen Untersuchung der öffentlichen Religionsübung, Gemeinde-

bildung und Ansäßigmachung der Protestanten stützte sich den „tiefen Studien" des Dr. Haßlwandter zu Folge auf den §. 17 der Landesordnung, der von Gesetzesvorschlägen in Landesangelegenheiten spricht; den §. 19, a, der dem Landtag das Recht einräumt, über bereits fundgemachte allgemeine Gesetze und Einrichtungen Anträge zu stellen, hatte man deshalb nicht hervorgehoben, weil er bloß von Anträgen, nicht von Gesetzesvorschlägen spricht. Der tiroler Sykophant, der mit Staatsverträgen und Gesetzen so trefflich zu spielen verstand, wollte eben die Landesordnung verbessern, nach Bedarf erweitern. Darüber erklärte das kaiserliche Rescript vom 13. Juni den Gesetzvorschlag aus formeller Rücksicht abzulehnen, die Würdigung der Gründe aber für den Fall in Vorbehalt zu nehmen, wenn sie der Landtag in gesetzlicher Form in Verhandlung bringen und sohin neuerdings einen Antrag stellen sollte. Ein Gesetzvorschlag, dies war schon jetzt ausgesprochen, konnte gar nicht eingebracht werden, dessenohngeachtet blieb noch blaues Feld für die Hoffnung, da ein Antrag auch für die Zukunft nicht versagt war. Der Minister beruhigte das Haus der Abgeordneten bei Kundgebung dieser Entscheidung in der Sitzung vom 19. Juni durch die Versicherung, es sei an den Statthalter ein Schreiben des Inhalts gerichtet worden: „Bestrebungen gegen das Patent, welche den Charakter von Agitationen annehmen, dürfen nicht geduldet werden. In dieser Richtung sind die gemessensten Weisungen zu erlassen und die Behörden für den Erfolg ihrer pflichtmäßigen Thätigkeit verantwortlich zu machen." An das Oberlandesgericht und den Oberstaatsanwalt Dr. Haßlwandter sei der Auftrag ergangen, bezüglich der Agitationen gegen das Patent, die in's Bereich des Strafgesetzes fallen, nach Maßgabe des letzteren einzuschreiten, eben so ein Schreiben an den Bischof von Brixen mit der Mahnung: „um Maßregeln der Strenge überflüssig zu machen, könne es nur von der heilsamsten Wirkung sein, wenn die kirchlichen Organe der Ueberzeugung Raum geben möchten, daß es ihre Pflicht sei, die Bevölkerung mit Ernst und Nachdruck zu belehren." Der Bischof sei ersucht worden, sich zu diesem Zwecke mit den politischen Behörden in Einvernehmen zu setzen und entsprechende Weisungen an die kirchlichen Organe zu erlassen. Betreffs der Frage endlich, ob die Regierung geneigt sei, das Patent vom 8. April einer verfassungsmäßigen Behandlung zu unterziehen, gab der Minister zu verstehen, daß jene Bestimmungen, welche die bürgerlichen Verhältnisse der Akatholiken regeln, nichts Neues, vielmehr nur eine Zusammenstellung und Sanction der früheren kaiserlichen Entschließungen enthalten, die Normen über die Einrichtungen der protestantischen Kirche aber vom Kaiser als oberstem Schutzherrn derselben ergangen seien. Er erklärte endlich Namens der Regierung Sr. Majestät: „daß sie das Patent vom 8. April 1861 als Gesetz anerkenne, und dessen Modification nur im verfassungsmäßigen Wege Platz greifen könne."

Im Lande selbst bereitete der Klerus mittlerweile auf Antrieb und Weisung des katholischen Vereins in Innsbruck neue Petitionen, Adressen und selbst eine Deputation an den Kaiser vor. Die Verbündeten und Spione in Wien hatten Kunde erhalten von der Entscheidung, die im Werke war und von der bekannten frommen Hofpartei hintertrieben werden wollte. Die laute Stimme der deutschen Bevölkerung Tirols, namentlich der bäuerlichen, sollte dem Gewaltstreich mit unabweislicher Kraft entgegentreten, eine ansehnliche Anzahl Bauern, man nannte deren über 100, dem Kaiser selbst ihren festen Entschluß, von ihrem Begehren nicht abzulassen, in unverhüllter Erregung betheuern, ja noch mehr ahnen lassen, als man aus Ehrfurcht vor der Majestät auszusprechen wagte. Daß diese Erleuchtung aus dem fürstbischöflichen Cabinete zu Brixen kam, las sich am Rande, der Vorstand des katholischen Vereins, J. Greuter, war ja die Drahtpuppe des Vincenz Gasser. Auch der Abgeordnete Dr. Fischer in Wien bestellte durch seinen Getreuen, den Advocaten Dr. Cathrein in Imst, 60 Bauern aus dem Oberinnthal, von deren Aufzug im Costüm man eine entsprechende Wirkung erwartete. Von den Adressen aber sollte eine an den Kaiser um Aufhebung des freimaurerischen Patents vom 8. April, eine zweite an den Papst um Androhung des Bannfluchs für den Fall der kaiserlichen Ablehnung, endlich eine dritte an den Schutzpatron des in stille Betrübniß versunkenen Klerus, den Erzherzog-Statthalter, um Fürsprache und Beistand beim Kaiser gerichtet werden. Erzherzog Karl Ludwig war durch seine Freunde von Allem genau unterrichtet, es schien aber nicht mehr im Vortheil seiner Stellung zu liegen, die Wogen der Agitation noch höher zu schwellen und ihren Gischt bis an die Stufen des Kaiserthrones zu spülen, am allerwenigsten mochte er in dieser Zeit als Sprecher der Abgeordneten aus den tiroler Alpen auftreten. Versucht hatte er es allerdings, dem Kaiser dies Schauspiel zu bieten, die Antwort lautete aber nicht günstig. Dies drängte ihn, seinen lieben Freunden, den Bischöfen, einen Wink zu geben, sie möchten vorerst von Adressen und Deputationen ablassen. Im gleichen Sinne erging an alle Bezirksämter Tirols am 17. Juni folgendes Schreiben:

„Ich habe aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht, daß in mehreren Bezirken Tirols mit Umgehung der Behörden Unterschriften in den Gemeinden für eine Petition zur Erhaltung der Glaubenseinheit gesammelt, und die Absendung einer zahlreichen Deputation nach Wien zur Ueberreichung derselben an Se. k. k. apostolische Majestät beabsichtigt werde. Dieses Unternehmen soll (?) vorzugsweise von der Geistlichkeit ausgehen, und so viel thunlich im Geheimen betrieben werden. Da Se. Majestät der Kaiser die Absendung einer solchen Deputation nicht zu genehmigen geruht haben, so ertheile ich dem k. k. Bezirksamte den Auftrag, den Vorbereitungen und Adressen-

sammlungen hiezu entgegenzutreten, weil das gesetzliche Organ, der Landtag, sich schon für Bewahrung der Glaubenseinheit ausgesprochen hat, und darüber die allerhöchste Schlußfassung abzuwarten ist. Es ist hiernach unverzüglich die angemessene Weisung an die unterstehenden Gemeindevorstehungen zu erlassen und ihnen zur Pflicht zu machen, Vorsorge zu treffen, damit in den Gemeinden die etwaige Sammlung von Unterschriften für eine solche Petition hintangehalten und die Vorbereitungen zur Zustandebringung einer Deputation, falls solche eingeleitet wären, sogleich eingestellt werden. Hiebei ist mit Umsicht und Klugheit vorzugehen, und ich mache die k. k. Bezirksämter für die genaue Ausführung obiger Bestimmungen persönlich verantwortlich mit dem Beifügen, daß ich mich wegen Anweisung der Geistlichkeit gleichzeitig an die hochwürdigen Herren Bischöfe wende. Ich fordere das k. k. Bezirksamt auf, mir über den Erfolg dieses Erlasses und über die diesfalls gemachten Wahrnehmungen Bericht zu erstatten."

Ein anderer geheimer Erlaß des Erzherzogs an die k. k. Bezirksämter wies sie an, die Absendung einer Deputation an ihn selbst zu verhindern. Bemerkenswerth ist im ersten Schreiben die Stelle, worin auf den Ausspruch des Landtags und die noch zu erwartende kaiserliche Schlußfassung verwiesen ist. Der Minister sah das Protestantengesetz als etwas bereits der Geschichte Verfallenes, als eine vollendete Thatsache an, der Erzherzog hingegen hält an der Erklärung des Landtages fest, und vertröstet auf des Kaisers letztes Wort als den festesten Anker der Hoffnung. Es ist ein alter Zug östreichischer Politik, in schwierigen Augenblicken hinzuhalten und die Würfel der Entscheidung erst dann fallen zu lassen, wenn der Kampfplatz gereinigt ist. Der Erzherzog und die Hofpartei dürften sich aber diesmal täuschen, es wird ihnen nicht gegönnt sein, die letzte Karte auszuspielen. Die Regierung, wir glauben es zu ihrer Ehre, denkt nicht daran, vom betretenen Wege abzugehen, sondern nur abzuwarten, bis die Zeit auch in Tirol ihre heilsame Wirkung übe. Die beiden Bischöfe des Landes begreifen vollkommen, worauf sie der Erzherzog vertrösten wollte, ihre Hirtenbriefe, die unmittelbar auf den Erlaß folgten, sind voll des geistlichen Starkmuths und trotziger Unerschrockenheit.

Jener des Brixner Bischofs an die Geistlichen seines Sprengels hob hervor, daß „das katholische Herz des Monarchen bei Gewährung des Landeswunsches nie größere Hindernisse zu überwinden hatte als unter den gegenwärtigen Zeitumständen." Der Kaiser, wollte er sagen, hätte die Bitte der Gerechten wol gerne gewährt, nur seine bösen Räthe hätten ihn daran gehindert. „Aber harret nur aus, ehrwürdige Brüder, fährt er fort, bewahrt euch und das Volk vor Niedergeschlagenheit, enthält auch der erflossene Landtagsabschied die gewünschte Zustimmung Sr. apostolischen Majestät nicht, so ist er doch im Wesentlichen eine Vertröstung auf die Zukunft." Darum

seid festen Muthes und weichet nicht. „Die hochwürdige Seelsorgsgeistlichkeit darf sich auch in Zukunft der Theilnahme an dieser großen Lebensfrage Tirols nicht entziehen. Sie darf dies abgesehen von ihrer Amtspflicht schon darum nicht thun, weil sonst das Volk, wenn es seine treuen Führer nicht mehr an seiner Seite wüßte, seine eigenen Wege gehen und so in Gefahr kommen müßte vom Wege der Gesetzlichkeit abzuirren. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß ihr, ehrwürdige Brüder, bei dieser Pflichterfüllung keiner Belästigung von Seite der Gerichtsbehörden ausgesetzt sein werdet, sollte diese unsere Hoffnung sich nicht erfüllen, so seien wir eingedenk, daß dann die Stunde gekommen sei, von der unser göttlicher Erlöser sagt: „„Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel."" — Also nur wacker voran im Kampfe bis zu Kerker und Banden, die nach dem Concordat nicht schwer fallen, da es für die Geistlichen besondere Strafzellen gibt, wo sie besser genährt werden als Andere. Was sich aber diesfalls ereignete, meint der Bischof, dem die einschlägigen Vorgänge als deren Urheber doch am besten bekannt sein mußten, wären weder Agitationen noch Ausschreitungen gegen das Protestantenpatent gewesen. Der Minister sei diesfalls durchaus falsch berichtet. Die Wahlumtriebe, Petitionen und Predigten, ja selbst die guten Lehren in den „Tiroler Stimmen" gingen ja lediglich von der hochwürdigen Geistlichkeit aus, die nie und unter keiner Bedingung vom Pfad der Tugend und des Rechtes abirren kann. Viel schlauer, wie ein Mann tiefer Beschaulichkeit, der nur in biblischen Sprüchen und Gleichnissen redet, drückte sich der apostolische Hirte von Trient aus, der bei der Besitznahme des neuen Sprengels seiner Schule Ehre zu machen dachte. Er hatte seine zelotischen Studien zu den Zeiten Abels bei der Nuntiatur in München gemacht, wurde dann Propst in Bozen, später Bischof in Verona, und hatte den Jesuiten dort zu Missionen, hier zum Gymnasium Bahn gebrochen, er war kein unwürdiger Lehrling der weltklugen Väter. Auch er spielte in seinem Hirtenbriefe auf den stürmischen Andrang der Verhältnisse an und sprach die Hoffnung aus, die Gnade Gottes, die die Herzen der Fürsten lenkt, werde den Kaiser nach dem leuchtenden Beispiele seiner Ahnen Tirol sein theuerstes Gut erhalten lassen. Ueber Fortschritt, politische und kirchliche Freiheit, über Glaubenseinheit denkt er aber gerade so, wie es die conservativen Jünger Loyola's thun, seine Sprache würde selbst seinem hohen Gönner, dem Cardinal Rauscher, nicht Unehre machen. Im Leben, sagt er, „kommt es vor Allem darauf an, daß wir den Geist der Welt fern von uns halten und seinen Grundsätzen mit desto mehr Freimüthigkeit und Entschiedenheit entgegentreten, je mehr er sich anstrengt, sie uns aufzudrängen. Schenket ihm daher kein Gehör und noch weniger Zustimmung oder Beifall, ob er nun laut die Gleichgiltigkeit in der Religion als eine Forderung der Zeit verkünde, oder mit dem

blendenden Satze: „„Gleiches Recht für Alle,““ den allein seligmachenden Glauben zur Stufe menschlicher Meinungen und Ansichten herabziehe; ob er nun offen euch zumuthe, die Hoffnung auf ein ewiges Leben und mit ihm das ganze Christenthum aufzugeben, oder durch das übermäßige Anpreisen des Fortschrittes in der Zeit die Ewigkeit in Vergessenheit bringen wolle; ob er mit offenem Kampfe das von Christus eingesetzte Priesterthum verfolge und verhöhne, oder mit feindlichen Ränken Mißtrauen ausstreue; ob er sich mit frecher Stirne über alle obrigkeitlichen Gewalten auflehnen, oder das Verlangen nach schrankenloser Freiheit nähren und so die Grundlage aller Ordnung untergraben wolle. Möge dieser Geist der Verführung euch mit dem Lobe der Aufklärung schmeicheln, mit Aussicht auf Gewinn euch zu bestechen suchen, oder alle seine Herrlichkeit vor euren Augen ausbreiten und sagen: „„Dies Alles will ich dir geben, wenn du vor mir niederfällst und mich anbetest““; so antwortet ihm mit Christus: „„Weiche von mir, du Widersacher; denn es steht geschrieben, du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.““

Der Bischof wollte damit wol andeuten, daß es nur Eine richtige Art Gott zu dienen, Einen alleinseligmachenden Glauben gebe, daß die Glaubenseinheit schon vom Evangelium vorgesehen sei. Der Staatsminister ist ihm offenbar nur des Satans Bruder, der das tiroler Volk den falschen Göttern zuführen will. Dies ergibt sich augenscheinlich, wenn man die angeführte Stelle mit derjenigen vergleicht, worauf sie in der Zuschrift des Ministers an den Erzherzog Bezug nimmt. Sie wurde früher den Bischöfen und erst am 23. Juni auch den sämmtlichen tirolischen Bezirksämtern mitgetheilt, letzteren freilich nur im Auszug. Wir lassen sie hier wörtlich folgen, weil sie den Kampf, der in den höchsten Kreisen geführt wurde, ahnen läßt.

„Seine k. k. Apostolische Majestät haben mittelst Allerhöchster Entschließung vom 13. d. M. den Herrn Staatsminister zu ermächtigen geruht, den vorgelegten Gesetzentwurf des tirolischen Landtages bezüglich der Bestimmungen über die Religionsübung der Nichtkatholiken und deren Fähigkeit, unbewegliches Vermögen zu erwerben, dahin zu erledigen, daß Seine Majestät diesen Gesetzvorschlag in der vorliegenden Form abzulehnen befunden haben, weil er auf den § 17 der L.-O. basirt ist, während er, seiner Beschaffenheit nach, nur nach § 19 a in Verhandlung zu ziehen war. Seine Majestät haben Allerhöchst sich die Würdigung der von dem Landtage für seinen Vorschlag dargestellten Gründe für den Fall vorbehalten, als letzterer den Gegenstand in gesetzlicher Form zur Verhandlung bringen, und sohin einen Antrag zu stellen sich veranlaßt finden sollte. Der Herr Staatsminister hat Mir hierüber mittelst Schreibens vom 15. d. M. Z. 4170 St. M. wörtlich folgende Eröffnungen gemacht:

„„Der fragliche Vorschlag des tirolischen Landtages hat offenbar den Zweck, die Wirksamkeit des von Seiner Majestät am 8. April d. J. allgemein und ausdrücklich auch für Tirol giltig erlassenen Patentes aufzuheben, — eines Gesetzes, welches sowol im Sinne der zu den geläutertsten Grundsätzen christlicher Duldsamkeit emporgestiegenen Anforderungen der europäischen Gesellschaft, als auch im Sinne des bereits am 1. September 1859 erlassenen analogen Gesetzes für Ungarn und endlich im Sinne des Art. XVI der Bundesacte verfaßt und allenthalben, im In- und Auslande, als ein wesentlicher Fortschritt freudig begrüßt worden ist. Es genügt, die Form, in welcher dieser Landtagsvorschlag unterbreitet worden ist, in's Auge zu fassen, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß er mit den Bestimmungen der tirolischen Landesordnung nicht im Einklange steht. Denn diese gestattet zwar im § 19 dem Landtage über kundgemachte allgemeine Gesetze und Einrichtungen bezüglich ihrer besonderen Rückwirkung auf das Wohl des Landes zu berathen und Anträge zu stellen, sie räumt aber nicht die Befugniß ein, in solchen Angelegenheiten Landesgesetze vorzuschlagen, welches Recht im § 17 auf die daselbst im Gegensatz zu § 19 angeführten Angelegenheiten beschränkt ist. Hieraus folgt, wie der Herr Staatsminister weiter sagt, daß in das Innere des fraglichen Landtagsbeschlusses nicht einzugehen war, weil er wegen des erwähnten Formfehlers nicht als ein gesetzliches Substrat der Allerhöchsten Sanction angesehen werden kann. Dies ist der gesetzliche Standpunkt, wornach die Angelegenheit dermal auf dem Boden des formellen Staatsrechtes eine Lösung findet, durch welche in der Sache selbst nicht vorgegriffen wird, indem nichts entgegensteht, daß in das Innere der Sache eingegangen werde, sobald der Landtag die Vorlage mit dem tirolischen Grundgesetze in Einklang gebracht und sohin in dieser verbesserten Form vorgelegt haben wird.““ Es ist nach dem Schreiben des Herrn Staatsministers vom 15. d. M. eine natürliche Folge dieser Ablehnung des Antrags des tirolischen Landtages, daß das Patent vom 8. April d. J., dessen Erlassung innerhalb der zum deutschen Bunde gehörigen Länder eine vertragsmäßig zu erfüllende Pflicht gewesen sei, in gesetzlicher Wirksamkeit bleibt. Der Herr Staatsminister bemerkt ferner, „„daß die Einführung dieses Gesetzes in Tirol als eine unschädliche Maßregel erschien, weil nicht zu besorgen war, daß unmittelbar nach der Kundmachung dieses Gesetzes auf Seite der katholischen Bewohner Tirols plötzlich eine so gesteigerte Neigung zum Verkaufe des Grundeigenthums an protestantische Käufer und in Folge dessen eine erhebliche Vermehrung der protestantischen Ansässigkeiten eintreten werde, nachdem seit der Erlassung des Toleranzpatentes, also seit 80 Jahren, die Protestanten in Tirol nur in verschwindend kleiner Zahl Fuß fassen konnten, so daß deren jetzt nur 27 im Lande zerstreut leben.““ Wörtlich wurde ferner bemerkt: „„Indem sonach dieses Patent durch

den fraglichen Vorschlag unberührt geblieben ist, erscheint es als eine selbstverständliche Pflicht der Staats- und Kirchenbehörden, dem bestimmt ausgesprochenen Willen Sr. Majestät gemäß, das Ansehen des Gesetzes zu wahren und es an der Handhabung desselben, so lange nicht im verfassungsmäßigen Wege eine Modification zu Stande gekommen ist, in keiner Weise fehlen zu lassen. Agitationen in dem Sinne, um einen Druck auf die Landesvertretung auszuüben, erscheinen im Lande Tirol um so weniger gerechtfertiget, als hier die Landesvertretung den Gegenstand bereits in ihre Hand genommen hat. Deren Fortsetzung könnte daher nur den Zweck haben, die Bevölkerung gegen die Regierung einerseits und gegen die nichtkatholischen Religionsbekenner andrerseits fortwährend aufzureizen, ein Vergehen, welches die Strafgerichte zur strengen Ahndung herausfordert, weil es nicht nur gesetzwidrig, sondern wirklich sträflich ist. Um solche Maßregeln der Strenge überflüssig zu machen, wird es Pflicht der politischen Behörden sein, die Bevölkerung mit Ernst und Nachdruck zu belehren und sich zu gleichem Zwecke mit den kirchlichen Organen ins Einvernehmen zu setzen."" Schließlich bemerkte der Herr Staatsminister, daß das k. k. Bezirksamt für den Erfolg seiner pflichtmäßigen Thätigkeit verantwortlich ist, „„welcher übrigens nicht ausbleiben wird, in so ferne dasselbe seine Schuldigkeit zu thun nicht versäumt."" Ich setze das k. k. Bezirksamt von diesem Inhalte des Schreibens des Herrn Staatsministers vom 15. d. M. zum Wissen und Benehmen mit der Weisung in Kenntniß, auf die Bevölkerung des Bezirkes im Wege der Gemeindevorstehungen mit Klugheit und Umsicht im obigen Sinne entsprechend einzuwirken, damit etwaige Demonstrationen unterbleiben. Ich fordere das k. k. Bezirksamt auf, über den Erfolg dieses Erlasses und über den Eindruck, welchen die Allerhöchste Entschließung vom 13. d. M. hervorgebracht hat, binnen 8 Tagen Bericht zu erstatten. Schönbrunn den 23. Juni 1861. E.-H. Karl. m. p." Schon der Umstand, daß sich der Erzherzog lediglich zum Boten der ministeriellen Mittheilung macht, läßt erkennen, daß er nur mit Widerstreben darauf einging. Noch deutlicher tritt dies aus ihrem Inhalt hervor, der in seinem innern Widerspruch die Spuren der Reibung trägt. Wenn das Patent vom 8. April nur den Vollzug eines völkerrechtlichen Vertrages, der deutschen Bundesacte, enthält, ist es platterdings unmöglich, auf einen entgegengesetzten Antrag des tiroler Landtags einzugehen, da Tirol zum deutschen Bunde gehört; die Vertröstung auf eine zweite möglicher Weise günstigere Entscheidung ist also eine Täuschung. Entspricht ferner das Patent den „zu den geläutertsten Grundsätzen christlicher Duldsamkeit emporgestiegenen Anforderungen der europäischen Gesellschaft", so steht nicht abzusehen, wie man künftig zu Gunsten provinzieller Unduldsamkeit und angelernter Unvernunft davon eine Ausnahme machen will. Es ist also schon durch diese beiden Gründe entschieden, daß es unnütz, noch „in das

Innere der Sache" einzugehen. Auch bestand das Formgebrechen, da die Begründung keinen Theil des Beschlusses ausmacht, und über den Punkt, welches Gesetz zur Anwendung kommt, der Gegenstand entscheidet, nur in der Art der Fassung, nämlich des Gesetzvorschlages statt des bloßen Antrags. Die Abweisung des ersteren war also klar und unbedingt auszusprechen. Daß man dennoch die Würdigung eines ferneren Antrags ausdrücklich in Vorbehalt nahm, war lediglich ein Zugeständniß für den Erzherzog, der schon den Schmerzensschrei von ganz Tirol über die Zertrümmerung einer Puppe hörte. Dies zeigt seine Befürchtung von „Demonstrationen", die bange Erwartung vom „Eindruck" der Entscheidung, die erst am Ende auftauchen, wo er selbst spricht. Wir glauben kaum, daß der Strohhalm, den man wie einen Rettungsanker hinwarf, das Ergebniß prophetischer Berechnung war, so viel ist aber gewiß, daß der Schachzug den Erzherzog matt stellte. Die Antworten der Bischöfe, deren Muth nun von Neuem entbrannte, athmeten nur Streitgier, Trotz und jene des Trienter selbst Hohn. Ihre Wirkung war eine vollkommen entsprechende: die Wühlereien für die Adresse und die Deputation an den Kaiser, die endlich in einem Bauernlandtag gipfelte. Es fehlten nur noch die wunderbaren Erscheinungen der Jungfau Maria und der Heiligen, um die Ereignisse des Jahres 1809 zu erneuen. Der Erzherzog war für Tirol politisch unmöglich geworden, seine Abdankung ein mächtiger Schlag für die Kämpfer um den alten Glauben und die alte Einfalt, eine Wunde für die Camarilla, ein Sieg des constitutionellen Princips und seines Bannerträgers, des Staatsministers. Nach einer Mittheilung von gut unterrichteter Seite soll der Erzherzog selbst geäußert haben, daß ihn die fortgesetzte Agitation, die Sprache der Bischöfe, und der Trotz, womit man den Kaiser drängen wollte, zur Abdankung vermocht haben. Sie wurde, obschon bereits im Juni beschlossen, erst am 11. Juli vom Kaiser angenommen. Den herbsten Schmerz mag der Erzherzog wol über die Trennung von seinen lieben Getreuen gefühlt haben; denn er fand laut seiner Zuschrift an den Landtagsausschuß einen wohlthuenden Trost darin, „daß sein Rücktritt von ächten Tirolerherzen lebhaft empfunden wird."

Im Cabinete zu Brixen und im Centralbureau zu Innsbruck beurtheilte man den Stand der Dinge viel staatskluger als in Wien. Mit der Interpellation Pfretzschners und dem in naher Aussicht stehenden Beschluß des Reichsraths in der Protestantenfrage schien die Noth auf's Höchste gestiegen. Nach der sicheren Rechnung derer, die das Volk durch einen Popanz zu täuschen gewohnt waren, konnte es einer Compagnie breitschulteriger Dickköpfe in Lodenhemd und Lederhosen nicht fehlen, den Kaiser vom schlechten Rathe seiner Minister zu überzeugen. Aus dem glücklichen Einfall von Abgeordneten mehrerer Gemeinden entstand bald der glänzende Gedanke eines Bauernlandtags.

Nichts lag näher. Der gesetzliche Landtag durfte sich während der Dauer des Reichsraths nicht versammeln, das Land war also in seiner wichtigsten Angelegenheit und unter den bedrohlichsten Umständen nicht vertreten, es war tyrannisirt durch den Reichsrath. Daneben hatte der vielfach verkannte und um das Heil der Seelen besorgte Klerus bei heimlichen Zusammenkünften, die nur mit den „Verläßlichsten" beschickt wurden, endlich einmal auch freie Hand im Spiele, während es bei den öffentlichen und gesetzlichen Landtagswahlen doch einige Opposition, manches unausweichliche Compromiß gab. Die Schweigsamkeit über das gottgefällige Werk ging so weit, daß an manchen Orten nicht nur Beamte, sondern selbst Mitglieder des Gemeindeausschusses keine Kenntniß davon erlangten. Auch an „erlaubten" Mitteln den Eifer anzuregen fehlte es nicht. Im Unterinnthal verbreitete man, es seien schon Bevollmächtigte des Gustav-Adolph-Vereins zu Innsbruck, um den Tirolern zum Trotz die Einleitungen zum Baue eines lutherischen Tempels zu treffen. Im Pusterthal lief ein Schreiben um, das Furchtsame, die ihre Theilnahme an den Wahlen verweigern sollten, mit dem Verlust des Seelenheils bedrohte. Die Ausstellung der Vollmachten für die Abgeordneten entsprach diesem schüchternen Treiben vollkommen, es war wol kaum eine darunter, die in giltiger Gemeindeversammlung und von der im Gesetz vorgeschriebenen Anzahl von Ausschüssen unterfertigt war. Alle Abgeordneten waren mit Geldmitteln reichlich versehen; denn sie sollten ja in die Kaiserstadt und die Ehre des Landes wahren. Ueber die Thatsache, daß sie auf Bestellung, des katholischen Vereins nämlich, nach Innsbruck kamen, war ihnen tiefes Stillschweigen aufgebunden. So kam es denn, daß die ländlichen „Deputirten" auf die Frage, wer sie denn berufen, verlegen stotterten, sie seien „eigentlich" gar nicht bestellt, nur ein günstiger Zufall hätte sie nach Innsbruck geführt, ja die Frömmsten glaubten ihr Eintreffen einer höheren Fügung zuschreiben zu müssen. Im Ganzen fanden sich am 30. Juni zu Innsbruck im Gasthof zum „goldenen Stern", der die Parlamentshalle herlieh, 47 Glaubenseinheitler zusammen. Herrenkleidung trugen davon nur drei, Anton Graf v. Brandis, der Sohn jenes ehemaligen Gouverneurs von Tirol, der wegen seiner zarten Vorliebe für die Jesuiten seines Amtes enthoben wurde, Anton Freiherr v. Dipauli, der Oberschützen- und Bürgermeister des Marktes Kaltern, dessen Uebertritt zu den Stockjunkern und Kapuzenträgern sich von der unsanften Behandlung eines Tischlermeisters im Jahre 1848 herschrieb, Dr. Karl Cathrein endlich, Advocat in Imst, der ohne Taggelder und fremde Aufträge nur vorsichtshalber aus Speculation für die Zukunft beikam. Der Rest bestand aus Bauern in des Wortes eigenthümlichster Bedeutung oder solchen, die damit auf gleicher Stufe der Bildung standen. So viel blieb bei den meisten aber trotz der Scheu vor den ewigen

Flammen der Hölle fest, daß sie um des heiligen Glaubens-willen doch auf Erden weder Marter noch Pein erdulden wollten. „Rebelliren", meinten sie, „thun wir deswegen nicht". Als sie nun beisammen waren, ließ ihnen die k. k. Statthalterei die unerwartete Weisung zukommen, von ihrem Vorhaben, Abgeordnete an den Kaiser zu schicken, abzustehen, da dies mehr als alles Vorangegangene geeignet sei, den agitatorischen und auflehnenden Charakter der wider das Protestantengesetz gerichteten Bestrebungen an's Licht zu stellen, und die offene Mißachtung des vom Statthalter erlassenen Befehls zur Schau trage. Die armen Betrogenen ertrugen ihr Schicksal ruhig und standhaft wie Männer. Sie ergaben sich alle voll innerer Sammlung der stillen Anschauung dessen, was der tirolische Gideon, Heros Haßlwandter, und die vom Geiste Gottes erleuchteten Führer des katholischen Vereins ihnen vortrugen. Man las, da an die große Ambassade nicht mehr gedacht werden durfte, die bereit gehaltenen Bitt- und Zuschriften vor. Davon ging eine an den Kaiser, der gebeten wurde, das Protestantengesetz bis zur endgiltigen Entscheidung über den nächsten Landtagsbeschluß eiligst zu suspendiren, weil „glaubwürdigem Vernehmen nach mehrere Güterankäufe von protestantischer Seite in naher Aussicht ständen*)", eine andere an den Papst, dem man klagte, die Revolution rüste schon wieder zu einem neuen Angriff auf Oestreich, dem die natürliche und welthistorische Aufgabe geworden, der schützende Schild der katholischen Kirche zu sein, dieselbe trachte auch das treue Tirol seiner Glaubenseinheit zu berauben, jenes höchsten Besitzthums, welches keine irdischen Güter zu ersetzen vermögen. Es handle sich um die Zukunft ihrer Kinder, für deren Seele sie Gott verantwortlich seien. Ihr „uraltes Recht" werde nun in Zweifel gezogen, es scheine sogar gelungen zu sein, „eine unübersteigliche Schranke zwischen dem Herrscher und seinem treuen Volke von Tirol zu ziehen, ja selbst den Weg der demüthigen Bitte abzuschneiden." Folgt darauf das demüthige Flehen um den apostolischen Segen. Beim Landesausschuß wurde eine Verwahrung eingelegt, daß das Volk von Tirol nicht bloß gehetzt, von der Geistlichkeit für die Glaubenseinheit einzustehen aufgestachelt und gezwungen, der gemeine Mann hierin ganz unselbständig, unmündig und eigentlich gleichgiltig sei, vielmehr erklären die Unterzeichneten vor Gott und der Welt, daß sie sich von jenem hohen Gute vollständig überzeugt hielten, und Alles, was sie dafür thaten, aus voller Ueberzeugung gethan haben. An die tirolischen Abgeordneten im östreichischen Reichsrathe Dr. Pfretzschner und Johann Baron v. Ingram erging aber ein scharfes Mißtrauensvotum, weil Ersterer unterstützt vom Letzteren am 1. Juni eine Interpellation an das Staatsministerium gerichtet, „welche im grellen Widerspruche mit der ihnen wohlbekannten

*) Seit jener Zeit kam unseres Wissens kein weiterer vor.

tirolischen Gesinnung steht, Incriminationen gegen ihre Landsleute enthält und das Ministerium zu entscheidenden Schritten gegen ihre Heimath auffordert." Beiden wird eine unmännliche Verleugnung ihrer auf dem tiroler Landtag ausgesprochenen Gesinnung vorgeworfen.

Dagegen erhielten die gutgesinnten Abgeordneten Dr. Fischer, Kerer, Sartori und von Riccabona eine Belobung ihres Muths und ihrer männlich-charakterfesten Gesinnung. Den Redactionen der Augsburger Allgemeinen Zeitung und der Presse endlich wurde die tiefste Verletzung und Kränkung ausgesprochen über die falschen Beurtheilungen und den Hohn, die dem tiroler Volk in mehreren ihrer Correspondenzen widerfahren, und beide ersucht, „diese Ehrenkränkung" in ihr Blatt aufzunehmen. Es mag lange gedauert haben, bis alle diese Actenstücke von so vielen Bauern unterzeichnet waren, denn nach der Versicherung derer, welche ihre Unterschriften einsahen, war die sauere Mühe ihrer Zustandebringung nicht zu verkennen gewesen. Die Rechtschreibung Vieler erstreckte sich nicht einmal auf den Beisatz der Eigenschaft, die sie sich beilegten, manche schienen sich an ihren Namen mit einer Keilschrift abgemüht zu haben. Solche Vertreter also und keine anderen vermochte der tiroler Klerus für die Wünsche seines Herzens aufzubringen! Still und unbeachtet kehrten sie in ihre Heimath wieder.

Von den beiden Abgeordneten im Reichsrath beantwortete jeder das Mißtrauensvotum abgesondert, Dr. Pfretzschner mit dem treffenden Vorwurf, daß die muthvollen Unterzeichner nur „von Anderen vorgeschobene und geführte Marionetten" seien, und „nichts Besseres thun könnten, als hinter ihren Pflug und in ihre Werkstätten, von wo man sie gerufen, zurückkehren", Baron v. Ingram aber, schon vom Kremsierer Reichstag her als ein „Crösus an Amendements" bekannt, mit der Versicherung, daß er zwar festhalte an seiner Erklärung beim Landtage über das Wunschenswerthe der Glaubenseinheit, sich aber dennoch sein selbständiges Urtheil in dieser Frage bis auf bessere Zeiten vorbehalte und still in seiner Brust bewahre.

Mittlerweile erhob der Siegelbewahrer der katholischen Glaubenseinheit auf dem Bischofsstuhle zu Trient, der wol aus Wien neuere Winke hatte, als sein klösterlicher Amtsgenosse in Brixen und sie diesem von Zeit zu Zeit mittheilte, von Neuem die Stimme, und befahl in einem Pastoralschreiben vom 3. Juli all' seinen verehrten Brüdern „ihre Predigten sollen nichts enthalten, was politische Gegenstände berührt, keine Bitterkeit und Persönlichkeit, was Alles der guten Sache, anstatt zu nützen, nur zum größten Schaden gereicht", forderte sie aber gleichwol auf, die Irrthümer der Akatholiken mit Gründlichkeit und steter Nutzanwendung zu widerlegen, und erklärte nach einem Ausfall auf die „von der Revolution besoldeten oder getäuschten Zeitungen": „die Waffen sollen nicht weggeworfen, vielmehr muß tapfer und gesetzmäßig

gekämpft werden für die gerechte Sache." Wie der hochwürdige Klerus diese Mahnung verstand, sollte sich bald an einem Beispiele zeigen.

Der Propst von Bozen, von dem wir schon oben gesprochen, geizte nach dem Ruhme, ein eifriger Katholik und kluger Mann zu sein. So hatte er vor Jahren den Magistrat ersucht, ihm eine als Magazin benutzte Kirche, worauf es die Dominikaner abgesehen hatten, zu überlassen, und als man ihm diesfalls mißtraute, insgeheim dem Prior dieses Ordens nach Wien telegraphirt, er möge seine Angelegenheit nur gleich vor den Kaiser bringen. Das Telegramm kam mit dem Majestätsgesuche dem Magistrat zur Aeußerung zu, und der schlaue Zwischenträger war entlarvt. Im Jahre 1859 verlangte er einen Theil der für die verwundeten östreichischen Krieger eingegangenen milden Beiträge zu Seelenmessen, da es billig sei, für das ewige Heil derer zu sorgen, deren Körperliches nicht mehr gepflegt werden könne. In den Gemeindewahlen erwies sich der wachsame Seelenhirte bei allen Umtrieben thätig, und wollte als Vertreter des städtischen Friedhofs sich selbst das Wahlrecht in einer fremden Gemeinde, in deren Bezirk er gelegen war, anmaßen. Seine Wohnung glich dem Feldherrnzelte im Kriege, von ihr aus liefen Adjutanten nach allen Richtungen, man belästigte die Wähler bis tief in die Nacht, um sie für die „gute Sache" zu gewinnen. Er schätzte kein Mittel für gering und verschmähte es auch nicht, durch persönliches Erscheinen bei den Wahlen auf die Unentschiedenen und Schüchternen einen leisen Druck zu üben. Bei der Stimmgebung für die neue Gemeindevertretung war aber trotz aller Anstrengung nicht durchzudringen, eine überwiegende Mehrheit erklärte sich für den Candidaten der liberalen Partei, den Advocaten Dr. Streiter, und trotz der Bemühungen der beiden Bischöfe und selbst des Erzherzogs erhielt der Gewählte die kaiserliche Bestätigung. Kleine Reibungen ließen nicht auf sich warten. So sträubte sich der Propst beharrlich, dem Feldkaplan für das in Bozen stationirte Militär nicht unirten griechischen Bekenntnisses eine Kirche zum sonntäglichen Gottesdienst anzuweisen, was den neuen Bürgermeister bewog, ihm zu diesem Zwecke ein Zimmer im Schulgebäude einzuräumen und den Schuldirector, einen Exjesuiten, zu zwingen, den Schlüssel dazu auszuhändigen. Als nun die Weisung des Erzherzogs kam, die Agitationen gegen das kaiserliche Patent vom 8. April hintanzuhalten, und sich diesfalls mit den kirchlichen Organen in's Einvernehmen zu setzen, erließ der Bürgermeister ein Schreiben an den Propst mit dem Auftrage, ihm binnen 3 Tagen über die Vorkehrungen Bericht zu erstatten, „welche er einzuleiten verpflichtet sei, um die Bevölkerung über die Achtung zu belehren, die sie dem Patent vom 8. April schuldig sei." Die Zuschrift enthielt nebstbei eine Rüge, daß der Propst bisher den Absichten der Regierung entgegenwirkt, die Predigten des fanatischen Kapuziners P. Josue Trolf und ähnliche Christenlehren des oben erwähnten Exjesuiten in seiner Kirche gedul-

det, ja sogar den Wallfahrtszug zum wunderthätigen Bild auf dem Weißenstein selbst angeführt, wozu Ersterer zur Erbittung der Glaubenseinheit aufgefordert. Jedermann wisse, daß solche Bittgänge ein wirksames Mittel seien, um des Volkes Phantasie zu erhitzen und ihm den Wahn beizubringen, die Religion stehe in Gefahr. Als nun der Propst nach Verlauf der 3 Tage keinen Bericht erstattete und auf zweimalige Vorladung sich mit der Ausflucht zu erscheinen weigerte, er könne nichts gegen sein Gewissen thun, ließ ihm der Bürgermeister durch einen Polizeimann die zwangsweise Vorführung androhen, wenn er auch jetzt nicht Folge leisten wolle. Obschon nun der Propst, der nicht den Muth hatte, sich offen gegen die Aufträge der Regierung aufzulehnen, zu Protokoll erklärte: „er verpflichte sich, Alles anzuwenden, um jede Agitation zu vermeiden, verspreche den Predigern aufzutragen, sich im Geiste der Liebe und Versöhnung auszusprechen und das Patent vom 8. April zu achten, war es ihm doch mit der Erfüllung dieses Versprechens keineswegs Ernst. Absichtlich verließ er die Stadt und gestattete dem Kapuziner P. Josue Trolf während seiner Abwesenheit zu predigen, der dann auch den willkommenen Anlaß ergriff, am nächsten Sonntage von der Kanzel zu poltern, dem Gemeindeausschusse Bestechung bei den Wahlen und dem Bürgermeister wegen der Behandlung des Propstes einen Faustschlag gegen den Katholicismus vorzuwerfen. Hand in Hand mit den verfolgten Hütern des Altars entbot auch der Landeshauptmannstellvertreter Carl v. Zallinger, der zugleich Gemeindeausschußmitglied von Bozen ist, in die nächste öffentliche Ausschußsitzung einen hellen Haufen von Leuten seiner Gesinnung und selbst Bauern der umliegenden Orte, dem Bürgermeister über sein Vorgehen ein Mißtrauensvotum auszusprechen. Der helle Haufe kam aber zu spät, um noch vom Flammenstrome des Redners ergriffen zu werden, und nachdem der Ausschuß mit großer Stimmenmehrheit zur Tagesordnung übergegangen war, entfernte er sich unverrichteter Sache.

So ging es denn fort mit Predigten, Wallfahrten und eifrigem Gebete um rettende Engel mit feurigen Schwertern gegen die Ketzer, bis zur Ankunft des neuen Statthalters, des Fürsten Lobkowitz, der am 24. Juli in Innsbruck eintraf. Die klerikalen Parteigänger in Wien sollen seine Ernennung als ein großes Unglück für das arme Tirol beklagt haben, denn er halte keine Gemeinschaft mit ihnen. Die erst vom großen deutschen Liederfeste in Nürnberg rückgekehrte Innsbrucker Liedertafel, vereint mit den Sängern von Hall, Schwatz, Sterzing, Brixen und Lienz begrüßte ihn in freudiger Ahnung mit einem begeisterten Hoch, Musik und Böllerknall, der ständige Ausschuß des Landtags aber vernahm aus seinem Munde, daß er gekommen sei, die Gesetze gegen Jedermann, ohne Rücksicht der Person, aufrecht zu halten. Zugleich erläuterte die Ansicht der Regierung betreffs der Herzensfrage der officielle „Tiroler Bote“ in einer Reihe von Artikeln über die Möglichkeit eines „confessionellen Aus-

nahmsgesetzes für Tirol**), und der feinfühlende Klerus wußte sich in den Wandel der Zeit so gut zu schicken, daß er sich die Parole gab, fortan „seine Wirksamkeit auf das Gebet zu beschränken". Man erzählt sogar, der unerschütterliche Bischof von Brixen, der nach Brünn versetzt werden sollte, habe sein Verbleiben auf seinem Posten dadurch erkauft, daß er die erbaulichen Predigten und Wallfahrten einzustellen versprach.

Der Sturm hat sich nun gelegt, der blaue Himmel lacht wieder über unseren Bergen. Damit wollen wir nicht sagen, daß der Dämon, der sich hier eingenistet, nicht wieder, beim nächsten Landtag, einen Spuk versuchen wird, wenngleich mit minderm Glück. Der Erzherzog hat ihn nicht bestellt, nicht geleitet, aber die Schauspieler waren seines Beifalls, seines Schutzes gewiß, darum wagten sie das Unglaubliche. Es war ein Zwischenspiel, denn im Herzen des tiroler Volkes wurzelt kein fanatischer Haß, es hält treu an seinem Glauben, mißgönnt aber darum Niemandem, Gott auf andere Weise zu dienen, ihm auf tirolischer Erde Tempel und Altäre zu bauen, und wohnt, wenn man es nur ruhig gewähren läßt, friedlich neben den Hütten derer, die gut und ehrlich, wenn auch keine Katholiken sind. Den Sturm haben nur unsere Pfaffen gemacht, und obwol ihre Herrschaft im Lande auf die Neige geht, darf man sich doch nicht wundern, daß es im Volke, das sie Jahrhunderte hindurch mit verbundenen Augen am Gängelbande führten, noch manche Thoren gibt, die blind ihren Worten glauben. Durch die diplomatische Glätte der Entscheidung ist nun zwar ein Stillstand eingetreten, steht aber zu befürchten daß auch er keine guten Früchte trage. Dies zu verhindern, sollte die erste Sorge des Staatsministers sein. Er weiß und anerkannte selbst in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 5. September das Begründete des Vorwurfs, „daß dieselben Organe jetzt noch fungiren, die unter dem veränderten Systeme berufen waren, die Geschäfte der Regierung zu besorgen." Zweifelsohne werden die Haßlwandter, Scheuchenstuel, Giovanelli und Andere auch künftig noch die eifrigsten Hetzer sein, und wenn einer der geweihten Segensspender durch irgend ein böses Verhängniß vor ihre Schranken kommt, ihn wol dem geistlichen Gericht überweisen.**) Leute, die das Gesetz verdrehen, sollen es aufrechthalten, Parteigänger über die Schuld ihrer Genossen Recht sprechen. So lange diese Ehrenmänner im Amte bleiben, ist nicht abzusehen, wie die öffentliche Ruhe verbürgt, die Aufgabe der Regierung gelöst, die Constitution, die ihnen ein Gräuel, zur Wahrheit werden soll. Für die gehorsamen Schüler Loyola's be-

*) Vom k. k. Oberlandesgerichtsrath v. Perthaler in Wien.

**) Nach einer Entscheidung des k. k. Oberlandesgerichts zu Innsbruck vom 4. Februar 1861 darf nach Art. X. des Concordats ein Geistlicher, der in Angelegenheiten seines Amtes eine Unwahrheit bezeugte, nicht vor ein weltliches, sondern nur vor ein geistliches Gericht gezogen werden.

steht weder Recht noch Tugend, der Freiheit schworen sie in die Hand ihres Großmeisters ab. Sie können heucheln, täuschen, lügen, aber ihre Regel steht fest: Sint ut sunt, aut non sint!

Friedrich der Große als Exercirmeister und Instructor.

Wol sattsam bekannt sind die großen Revüen, die Friedrich der Zweite alljährlich im Herbste über größere Theile seines Heeres in den verschiedenen Provinzen seiner Monarchie abhielt, um die Manövrirfähigkeit dieser Truppen zu prüfen. Diese Revüen, wobei der König Alles gar sehr, wol übermäßig genau nahm, und wobei seinem scharfen Blick selten etwas entging, waren bekanntlich, vom commandirenden General bis zum Gemeinen herab, nicht wenig gefürchtet, denn der Monarch zeigte mit dem zunehmenden Alter immer mehr Launen, und nicht selten verlor bei solchen Gelegenheiten der königliche Philosoph der Art seine Haltung, daß er wol mit dem gehobenen, weltbekannten Krückstock und zornsprühendem Auge plötzlich auf Truppentheile, die nach seiner Meinung einen Fehler gemacht hatten, lossprengte und dabei gewöhnlich die Offiziere hernahm, denen er dabei vor aller Welt sehr unangenehme Dinge sagte. Nicht selten hörte man ihn mit seiner scharfen Stimme einen dieser Unglücklichen anschreien: „Herr, was macht Er da für Zeug!“ oder gar: „Herr, scheere Er sich zum Teufel!“ worauf mancher, sonst tüchtige und brave Mann wegen eines geringen Versehens ohne Entschuldigung nicht nur sofort seinen Degen einstecken und sich vom Platze entfernen mußte, sondern der Betroffene auch mit diesen wenigen königlichen Worten seinen Laufpaß für immer so gut wie in der Tasche hatte. Bisweilen wurde der König durch spätere Vorstellungen und Fürbitten höherer und einflußreicher Offiziere in günstig gewählten Momenten besänftigt oder über einen bisher Mißliebigen zu einer andern Meinung gebracht und die Sache wurde so zu Gunsten des Betroffenen redressirt; aber solche Fälle gehörten zu den seltnern, da der König von einem einmal gefaßten Vorurtheil gegen eine Persönlichkeit nicht leicht abzubringen war, und daher verblieb es gewöhnlich bei dem königlichen Dictum.

In den Frühlings- und Sommermonaten wurden die Truppen fleißig geübt. Alles, Generale und Corporale arbeiteten mit allen ihnen zu Gebote

stehenden Kräften und Mitteln möglichst darauf hin, die so prekäre Herbstrevüe vor dem „Alten" möglichst glänzend zu bestehen. Dabei wurde gewöhnlich noch das nachgeholt, was im vorigen Herbste als mangelhaft gerügt worden war. Die Exercirplätze wimmelten daher vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl von bunten Röcken und der gehetzte und geplagte Soldat kam nicht zu Athem. Diesem kostete es dabei manchen Tropfen Schweiß und dem Vorgesetzten manchen Fluch und — Hieb, denn umsonst trug der Corporal seinen Stock nicht an der Seite.

Dem König, dem größten Taktiker seiner Zeit, lag Alles daran, in das große Ganze seiner Armee möglichste Gleichheit und Einheit zu bringen. Um dieses auf dem kürzesten Wege zu erzielen, ließ er von bestimmten Regimentern intelligente Offiziere nach Potsdam kommen, die den Uebungen der dortigen Truppen, die als die geschultesten der Armee galten, gewöhnlich unter den Augen des Königs, mit beiwohnen mußten. Die Aufgabe dieser Commandirten war: hier auf alle Theile der taktischen Ausbildung genau Acht zu geben und bei ihrer Rückkehr zum Regiment den Commandeur wie auch die andern Offiziere mit dem vertraut zu machen, wie es auf der hohen Schule zu Potsdam gehalten wurde.

Hier, als Instructor, war der gefürchtete König ein ganz Andrer als der Inspector. So heftig und unnahbar er sich gewöhnlich als letzterer zeigte, um so leutseliger und nachsichtiger benahm er sich bei den Frühjahrsübungen. Galt es bei den Revüen streng zu prüfen, was Truppen und Führer in einer gewissen Zeit gelernt hatten, was sie überhaupt nach seiner Meinung leisten konnten, so war hier die Aufgabe: nächst der zu erzielenden Einheit auch bisherigen Mängeln abzuhelfen, neue Abänderungen zu prüfen und einzuführen und die Offiziere mit dem Willen und den Anordnungen des Königs vertrauter zu machen. Hier machte Friedrich meist selbst den Instructor, und nicht selten führte er selbst sein erstes Bataillon Garde, das Elitecorps der ganzen Armee, vor, und gab dabei in faßlichster Weise die nöthigsten Erklärungen. Er gestattete dabei sogar den Offizieren ihre Ansichten offen auszusprechen, oder Erläuterungen zu erbitten. Der „alte Fritz" war demnach im Frühjahr ein ganz Anderer als im Herbst, und diejenigen Offiziere, die zu diesem Behufe nach Potsdam commandirt wurden, konnten es als eine besondere Begünstigung ansehen, dort durch den größten Feldherrn des Jahrhunderts selbst instruirt zu werden und zu hören und zu sehen, in welchem Geiste er hierbei dachte und verfuhr. Diese Potsdamer Frühlingsübungen sind im größern Publicum weniger bekannt, als jene Herbstrevüen, deshalb wollen wir sie hier besonders in's Auge fassen, und einige Schilderungen von Zeitgenossen über die dabei übliche Art und Weise anführen.

Wir ersehen solches am deutlichsten aus den nachfolgenden Berichten, die

ein zu jenen Uebungen commandirter Offizier von Ort und Stelle aus an seinen höhern Vorgesetzten abgehen läßt und worin er, wahrscheinlich der erhaltenen Instruction gemäß, Alles, auch die Details, treulich und gewissenhaft rapportirt. Der König mochte solches vor der Zeit wol nicht haben, denn der Berichterstatter verfährt dabei etwas sehr vorsichtig, ja ängstlich. Er schreibt unter Anderem an seinen General:

„Wir sind zwar alle gesund, haben zu essen und zu trinken, man gehet poli mit uns um, aber trau, schau, wem! das alte Sprichwort muß man stets in Gedanken haben, und warum Sie dieses Blatt mit dem Einliegenden durch eine anders geschriebene Adresse und mit einem andern Regimentssiegel erhalten, werde ich Ihnen erst später mündlich sagen können."

Wir wollen nun auch unsern Gewährsmann nennen. Als nämlich im Frühling 1776 der König Offiziere von verschiedenen schlesischen Regimentern nach Potsdam kommen ließ, den dortigen Uebungen mit beizuwohnen, die schon mit den 3. März begannen, befanden sich auch der Oberstlieutnant v. Ellert vom Infanterieregiment Zaramba darunter, dessen Chef, der gleichnamige Generalmajor, beim großen König sehr in Gunst stand. Das Regiment lag damals zu Brieg in Garnison. Dem genannten Oberstlieutnant war noch der Lieutnant v. Strachwitz beigegeben.

Ersterer schickt seine Rapporte an den General mehr in der Form eines Tagebuchs ein. Wir geben hier daraus den nachfolgenden Auszug:

„Was Se. Majestät uns allergnädigst befohlen und mit uns gesprochen haben, als wir uns den 19. März meldeten.

„Willkommen, Ihr Herrn! Kommen Sie näher heran! Das will ich Ihnen nur sagen, weshalb ich Ihnen habe kommen lassen. Ihre dienstthuenden Leute sind gut, die Beurlaubten aber sind nicht gut ausgearbeitet. Sie werden die ganze Exercirzeit hier bleiben, um daß Sie sehen, wie die Leute vom Anfang bis zum Ende ausgearbeitet werden müssen. Darauf geben Sie genau acht, damit Sie es den Leuten deutlich zeigen können."

Am 21. März führt der König selbst sein erstes Bataillon Garde vor und benimmt sich ganz wie ein Stabsoffizier. Nachdem er die Bewegungen durchgemacht hat, nimmt er die Offiziere zusammen und sagt zu ihnen:

„Sehen Sie, so müssen die Leute ausgearbeitet sein, um was mit ihnen zu machen. Das sind aber dienstthuende, die beurlaubten müssen eben dahin gebracht werden und das fehlt eben bei Euch. Ihr müßt Alles genau beobachten, es aufnotiren und solches muß bei den Regimentern aufbehalten und danach procediret werden. Im Avanciren müssen absolut 46 Schritte in einer Minute genommen werden. Nehmen sie die Uhren heraus und zählen Sie die Schritte. Ihr Schlesinger (mit einer sehr gnädigen Miene) Ihr habt

ja Ambition, Ihr werdet Euch ja schämen, wenn Ihr nicht das machen könntet, was meine übrigen thun, und wolltet zurückbleiben, daß man Euch nicht brauchen könnte."

Bei einer Uebung am 3. April ruft der König plötzlich den Oberstlieutenant Ellert zu sich, der, nach damaliger Sitte, vor dem Monarchen den Hut zieht. Dieser sagt zu ihm:

„Ellert, komme Er her! Setze Er auf! Er ist ein Mann, der Einsicht hat, Er wird also leicht einsehen, warum in Schlesien bei den Regimentern das Exerciren so schlecht geht. Es liegt lediglich an den Offiziers, die das Exerciren nicht verstehen, denn wie kann der Bursche da etwas lernen, wenn es der Offizier selber nicht kann. Es müssen daher die Offiziers dazu angehalten werden. Versteht Er mich wohl? Und dieses sage er Tauentzien, denn die jüngsten Offiziers müssen Alles so gut verstehen wie die alten, damit, wenn einer fehlt, der junge Offizier gleich in seine Stelle treten kann. Versteht Er mich wohl? Denn ich habe den Teufel vom vielen Exerciren, der Kerl muß zum Kriege gewandt werden, er muß marschiren und laden können; es kommt wol vor, daß ein, zwei und drei Mann zu spät kommen, aber wenn mehrere fehlen, so sind die Leute nicht ausgearbeitet und mit Eurem Laden ist es nun so so, und marschiren könnt Ihr gar nicht. Er hat gesehen, wie die Beurlaubten dressirt und wie sie einzeln exercirt werden, und wenn sie alle eingestellt sind, wird gleich im Ganzen marschirt, nachher werden die Divisions vorgezogen, die Beurlaubten appart exercirt und die Dienstthuenden feuern. Ich habe mit Preußen viel zu thun gehabt, ehe ich es zu rechte gebracht habe. Erstlich wußte ich nicht, woran es lag, da ich aber bei dem Divisions-Exerciren sah, daß es an den Offiziers lag, so habe ich sie durch meine Offiziers vom ersten Bataillon und sie meine Unrangirten exerciren lassen. Nun geht es wieder besser. Er hat gesehen, wie die Unrangirten exercirt werfen, und wenn Er das Bataillon richten will, so muß Er nach dem Point de vue sehen und die Leute darinnen richten. Er hat gesehen, wie ich es mache, daß ich die, die zurücke sind, an mein Pferd kommen lasse. Man kann wol ein Bataillon gerade richten, aber deshalb stehet es nicht in der Linie, Versteht Er mich wohl?"

Nachdem das Exerciren vorüber ist, das heute nicht zu des Königs Zufriedenheit ausgefallen war, sagt er weiter zu Ellert:

„Ellert, hat Er gesehen, woran es hier gelegen? Sie haben nicht geschwind genug Patronen ergriffen, sind zu enge geschlossen gewesen, haben nicht nach dem Commando ihrer Offiziers gehört. Uebermorgen sollen sie in Divisions exerciren und da wird es redressirt werden."

Der 5. April ist ein trüber Regentag, aber am 8. lacht die Sonne wieder heiter, und zeitig wird aus Potsdams Thoren hinaus in's Freie gerückt,

um in Divisionen zu manövriren*). Auch von des Königs Antlitz leuchtet heute die Gnadensonne freundlicher als sonst, und in seiner guten Laune erzeigt er sogar dem Unterlieutenant v. Strachwitz die große Ehre, ihn einer Conversation zu würdigen, den er sammt den Oberstlieutenant v. Ellert zu sich herangerufen hat. Zu Jenem sagt er:

„Höre Er einmal! Das, was Er hier sieht muß Er aufschreiben und Seinem General geben. Sage Er einmal, findet Er nicht einen Unterschied? Gestehe Er es nur. Das muß Er aber nicht glauben, daß es in dieser Garnison allein so ist; die in Berlin soll Er auch sehen, und da wird Er's auch finden. Muß Er's nicht selbst sagen, daß es das letzte Mal in Schlesien sehr schlotterig zuging? Gestehe Er's nur, gestehe Er's nur! Die im Magdeburgischen und in Pommern sind aber so gut wie die hier; mit denen in Preußen ist es aber noch nicht so weit, doch aber nicht so schlotterig wie in Schlesien, und meine Schlesinger sollen und müssen absolut nicht die schlechtesten sein!“

Der Lieutenant kam zuweilen in eine nicht geringe Verlegenheit, wenn er zugestehen sollte, daß es in Schlesien am schlotterigsten herginge. Er befand sich zwischen zwei Feuern, denn gegen seinen General wollte er doch nicht, namentlich in Gegenwart eines anderen Vorgesetzten, zeugen. Er machte bei einer solchen Frage jedesmal eine Verbeugung, die man so und so nehmen konnte. Gut auch, daß der König im Flusse seiner Rede nicht auf eine Antwort wartete, sondern bald wieder weiter sprach. Dieser wendet sich zum Oberstlieutenant:

„Ellert, wenn Er sein Bataillon in's Point de vue richten will, so muß Er nicht von vorne sehen, nein, komme Er mit mir, ich will es Ihm weisen. Er muß dicht heranreiten. Versteht Er mich? Seh Er mal! Der linke Flügel hat den Baum, der rechte aber hat den Thurm überflügelt. Vorgestern hat das erste Bataillon nicht recht gut Pulver aufgeschüttet, heute wird es ihnen in der Division gewiesen, und das sollen sie noch einige Male machen, dann soll Er es sehen, daß sie es können. Es ist kein Wunder, sie haben in acht Monaten nicht mit Patronen geladen. Die Andern können es, aber noch nicht im Ganzen machen, denn Morgen ist Feiertag, und übermorgen sollen die Beurlaubten erst rottenweise feuern.“

Das Richten scheint des Oberstlieutenants Hauptstärke just nicht gewesen zu sein; denn der König kommt gelegentlich immer wieder darauf zurück und legt auf dieses, wie auf den Marsch und die Präcision im Feuern ein großes Gewicht. Daher wurde auf eine bestimmte Schrittzahl in der Minute auf das Strengste gehalten, denn, meinte der König, wenn ein Bataillon schneller

*) Hier die Division nur aus 2 Compagnieen bestehend, welche Eintheilung man jetzt noch in Oestreich beibehalten hat.

oder langsamer marschirt als das andere, so kommt es in der Linie mit mehreren entweder vor oder bleibt zurück und es giebt Confusion. Durch die Ueberlegenheit der Preußen im Feuern wurde im siebenjährigen Kriege bekanntlich mancher Vortheil über den Gegner gewonnen, der nicht so an diese Präcision und ruhige Haltung gewöhnt war. In den darauf folgenden Tagen werden diese Dinge genau durchgenommen.

Am Morgen des 15. April steht die sämmtliche Potsdamer Infanterie, 7 Bataillone, vor dem Brandenburger Thore aufmarschirt, daneben befinden sich in einem Trupp die von auswärts commandirten Offiziere, den König erwartend. Punkt halb 10 Uhr, wie es bestimmt war, erscheint dieser auf seinem stutzschwänzigen Schimmel, nur von einigen seiner Adjutanten begleitet. Die Bataillone nehmen das Gewehr auf und präsentiren, die nicht im Gliede stehenden Offiziere ziehen die Hüte ab. Alles in steifer Haltung. Jeder blickt forschend nach dem Gesichte des „Alten", zu sehen, welches Wetter dieses zeigt.

Der Monarch lüftet sein kleines dreieckiges und etwas abgegriffenes Hütchen ein wenig und sagt mit heller, klangvoller Stimme einen freundlichen „guten Morgen". Den baarhäuptigen Herren erlaubt er, sich zu bedecken, und nachdem er die Fronte abgeritten und mit stierem Adlerblick Alles gemustert, dabei auch Das und Jenes etwas kurz und bündig gerügt hat, begiebt er sich vor die Mitte und commandirt selbst Schwenkungen und Marsch. An der Spitze der Infanterie reitend, ruft er den Oberstlieutenant Ellert an sich heran und sagt zu diesem:

„Heute werden die Bataillons rechts aufmarschiren und werden im Avanciren und Retiriren marschiren; dann werden die Divisions herausgezogen werden und sollen die besten Beurlaubten darin bleiben. Dieses müßt Ihr auch so machen und nach und nach die schlechten einstellen. Ich werde heute ein Bataillon zusammen feuern lassen und werde sehen, wie es gehet; finde ich, daß es noch nicht ist, wie es sein soll, so wird das Fehlende noch in Divisions redressirt werden. Dieses müßt Ihr auch thun und blind chargiren lassen, damit die Offiziers das Commandiren wieder gewohnt werden."

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs erklärt der König dem Oberstlieutenant unter Anderem auch die Besetzung einer Anhöhe. Er sagt:

„Wenn Er diesen Berg, der vor uns ist, besetzen will, so muß Er seine Fahne gerade auf die Windmühle marschiren lassen und dann sein Bataillon so die Wendung machen lassen, daß sich der rechte und linke Flügel allmälig schwenken und so der Berg couronnirt wird. Die Leute müssen auch so postirt werden, daß sie den Berg herunter schießen können, wie Er letzthin gesehen hat, und dieses müßt Ihr auch machen lassen. Wenn im Avanciren marschirt wird, so nehme Er die Uhr heraus und sehe Er zu, ob in einer Minute 75 bis 76 Schritte marschirt werden, denn auf einen Schritt kommt es nicht so

genau an. Dieses muß sein, denn es ist nicht genug, daß Euer Regiment gut marschirt, nein, alle Regimenter müssen einen egalen Marsch haben, denn wenn dieses nicht ist, so kann keine Linie egal marschiren. Dieses muß Er auch Tauentzien sagen, denn sehe Er einmal, wenn man gegen den Feind langsam marschiren wollte, so würde man von seinen Kanonen gar zu sehr leiden, da man in einer Minute funfzehn Mal schießt; und nun noch dazu, wenn eine zwölfpfündige Kanone mit Kartätschen geladen ist, riskirt man, daß, wenn man langsam marschirt, man seine braven Offiziers und seine Soldaten meistens aufopfert, und zuletzt wird die Anhöhe gar nicht genommen. Wenn ich aber 75 Schritte in einer Minute marschire, so lege ich in einer Viertelstunde beinahe eine halbe Meile zurück. Ich leide freilich viel von den feindlichen Kanonen, aber lange nicht so viel, als wenn ich langsam marschire, denn im letzten Kriege hat man angefangen, die Kanonen sehr zu gebrauchen."

Der König führt hierauf mit seinem Bataillon eine etwas schwierige Bewegung aus: er läßt dieses in schräger Linie über einen Sturzacker marschiren. Ein solches Manöver gehört für die Betreffenden auf einem so holprigen Boden, wobei, außer dem unvermeidlichen Stolpern, der in schräger Richtung maschirende Mann seinem Vordermann hie und da etwas unsanft auf den Fuß, der wol gar mit einem empfindlichen Hühnerauge oder einem Frostballen behaftet ist, tritt, oder ihm von seinem Hintermann ein Gleiches passirt, nicht zu den Annehmlichkeiten. Auch diese Generalprobe besteht das wohlgeschulte Bataillon. Der königliche Commandeur wendet sich mit etwas sarkastischer Miene an den Lieutenant v. Strachwitz, der die Promenade über den tiefgefurchten Sturzacker zu Fuße hatte machen müssen, und eben etwas verschnaufte:

„Sage Er doch Tauentzien, er ließe viel zu viel auf Wiesen und in gerader Fronte maschiren. Dadurch würden nur die Leute verwöhnt. Von einem schlechten Terrain ließe sich wol später auf einem jeden andern maschiren, aber nicht umgekehrt von einem guten auf einem schlechtern."

Später wurden auch felddienstliche Uebungen vorgenommen, wobei der König das Plänkeln anwies, das damals noch in seiner Kindheit war, dessen Werth aber der König wohl kannte. Er ließ dieses bekanntlich erst nach dem amerikanischen Kriege, wo man es von Riffelmännern besser gelernt hatte, mehr und mehr bei der Armee einführen, indem er deutsche Offiziere in seine Dienste nahm, die jenen Krieg mitgemacht hatten. Auch der Sicherheitsdienst wurde fleißig geübt.

Gegen das Ende der Uebungen sagte der König gelegentlich unter Anderm zum Oberstlieutenant Ellert:

„Er wird finden, daß ich täglich was mache, was die Offiziers im Kriege zu thun haben, und das ist höchst nöthig, der alte Offizier vergißt es sonst, und der junge lernt nichts und weiß dann nicht, wie er sich verhalten soll.

Sage Er Seinem General, es soll Alles so gemacht werden, wie es in den Krieg einschlägt, die Offiziers sollen dazu jederzeit instruirt und Raison jederzeit gesagt werden, warum man solches macht."

Am 21. April führte der König sein erstes Bataillon abermals und übte es im Feuer. Er commandirte Alles selbst. Alles ging, wie man so zu sagen pflegt, wie am Schnürchen; nur Einzelne feuerten nach. Der König machte ein zufriedenes Gesicht und wendete sich an den Lieutenant v. Strachwitz: „Seht, nur so weit kann man es bringen, aber weiter nicht, und wenn man alle Mühe anwenden könnte, so geht es doch nicht, so bleibt es stehen. Ein Paar werden immer nachkommen, sie haben aber gut angeschlagen, sehr geschwind geladen und gut gefeuert. Wenn aber Mehrere nachkommen, so liegt es an den Offiziers und die Bursche sind nicht gut ausgearbeitet. Sehe Er auf; Ich werde das Bataillon jetzt in Zügen links schwenken und alsdann den Contremarsch machen lassen!"

So weit reichen die Mittheilungen Ellert's. Der Leser wird daraus ersehen, wie der große König ungefähr verfuhr, seine Armee fortzubilden, die damals als die beste und wohlgeschulteste in der Welt bekannt war, wie es der vierundsechzigjährige Monarch, der Held und Sieger in so vielen Schlachten, nicht verschmähte, von der Höhe seiner Stellung dann und wann herabzusteigen auf die Niederungen des Exercirplatzes, hier in alle Einzelnheiten einzugehen und sich dabei wie ein Stabsoffizier zu benehmen. Wir sehen ihn hier schlicht, geduldig und thätig wirken. Keine Aufregung, kein bitteres Wort. Er scheint sich hier offenbar bemüht zu haben, seine große Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen und seine Untergebenen, die er hier zum Nutzen des Ganzen belehren wollte, nicht einzuschüchtern, sondern zu ermuntern. Consequent blieb der Monarch auch bei diesem System. Einer seiner vielen Biographen sagt treffend: „Er baute nicht, um niederzureißen, oder das Angefangene unvollendet liegen zu lassen."

Die im Frühling ausgestreute Saat sollte im Herbste ihre Früchte tragen. Der König wollte bei den Revüen sehen, wie man seine Lehren und Weisungen aufgefaßt und benutzt hatte. Die Ruhe und Langmuth, die er dort als Instructor zeigte, war hier nicht am Platze, hier war er der strenge, gefürchtete Richter. Aerger und Wuth überkam ihn, wenn er nun hier und da sehen mußte, wie man Manches falsch aufgefaßt, Manches gar unterlassen hatte, wie es der König wollte. Mühe, Zeit und Geld waren umsonst vergeudet worden, und der Monarch geizte bekanntlich mit den beiden letztern Artikeln nicht wenig. Im Zorne mußte da der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden. So kann man sich einigermaßen erklären, wie der König bei solchen Gelegenheiten nicht selten so rücksichtslos und hartherzig verfahren konnte. Doch wußte er auch hier zu loben und das Tüchtige und Praktische anzuerkennen, bisweilen auf Kosten

seiner selbst. Als er einst bei einer solchen Revue von seinen Bosniaken, einem zusammengewürfelten Corps Lanzenreiter, aus dem die spätern Uhlanen hervorgingen, das sogenannte türkische Manöver trefflich ausführen sah, sagte er lachend zu deren Commandeur: mein lieber Hallecius, Er und seine Kerls haben den Teufel im Leibe mit Reiten; es ist mir lieb, daß ich nichts mit ihnen zu Pferde zu theilen habe, da würde ich verflucht schlecht dabei wegkammen.

Weithin drang des Königs scharfer Blick. Alles blieb ihm, auch im höhern Alter, frisch im Gedächtniß, und die zunehmende Hinfälligkeit vermochte nicht seine Thätigkeit und Energie zu schwächen. Der sonst in vielen Dingen so liberale König regierte unumschränkt, er wollte daher Zucht und Ordnung unter allen Umständen gewahrt wissen. Unverträglichkeit unter seinen Dienern, namentlich unter den Offizieren, konnte er daher am wenigsten leiden. Alles sollte in der großen Staatsmaschine wirksam ineinander greifen. Bei etwaigen Störungsfällen machte er kurzen Proceß. Hiervon nur ein Beispiel.

In einer schlesischen Festung waren alte und schadhafte Werke wieder herzustellen. Dergleichen Arbeiten sind theuer, und der König, der mit dem Gelde etwas knauserte, hatte dazu nur eine verhältnißmäßig geringe Summe ausgesetzt. Die ältern Genieoffiziere waren damit zufrieden gestellt und dachten: nach dem Geld die Arbeit. Die jüngern dachten aber anders und wollten schöne neue Werke aufführen. Dazu gehörten aber andere Mittel. Sie wendeten sich direct an den König, kamen aber, wie der Erfolg zeigt, übel an. Dieser schrieb darüber:

„Mein lieber Generallieutnant v. Zaramba, auch mein lieber Obrist v. Rabenau. Ich schicke Euch hiebei ein Schreiben von den beiden Ingenieur-Lieutnants v. Reibnitz und v. Goltz, woraus Ich mich nicht vernehmen kann, was sie eigentlich damit sagen wollen, sie sprechen von der Reparaturarbeit an dem contre escarpe, daß solche, wegen des chicaneusen Terrains von dem übelsten Erfolge und das Geld vergeblich darauf gewendet sein würde, und wollen haben, daß diese Reparaturarbeit contremandirt werden möchte: Ich sehe gar nicht ab, was das alles heißen solle, es wird ja auch dieses Jahr dorten nichts gemacht, als was am Wasser beschädiget ist und was die Brücken sind: Und habe Euch daher hierdurch auftragen wallen, ein bischen näher nachzusehen, was das eigentlich ist, was diese beide Offiziers da schreiben, und wie die Umstände davon beschaffen sind, und müssen sie sich darüber deutlicher expliciren, denn so verstehet man kein Wort davan, und will Ich sodann darüber Euern nähern Bericht erwarten. Und könnet Ihr selbigen von Meinetwegen nur andeuten, sie sollten sich nicht zanken, sonsten würde Ich sie in Arrest setzen. Ich bin Euer Wohlaffectionirter König

Potsdam den 15. Juli 1783. Frch.

Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

7.

Die Restauration und die Anfänge der romantischen Kunst. Der realistische Umschwung durch Géricault. Die Erneuerung der idealen Richtung durch Ingres.

(Schluß.)

So oft Ingres das Gebiet der historischen Kunst betrat, wählte er sich am liebsten solche Stoffe, die eine stylvolle Behandlung verlangten. Was Winkelmann die erhabene Grazie nannte, „die von der Harmonie gebildet, eine Gesellin der Götter und sich selbst genugsam ist, die dem Pöbel störrisch und unfreundlich erscheint und sich der seligen Stimmung der göttlichen Natur nähert," das war eigentlich das Ziel, das ihm vorschwebte. Es ist begreiflich, daß, um dieses zu erreichen, die Stoffe aus dem Alterthum ihm die passendsten schienen, wie denn auch seine Phantasie am leichtesten in die alte Welt sich einlebte. Hier fand er ein Feld, auf dem seine ideale Anschauung alles Kleine und Niedrige an dem Objecte tilgen und er dennoch oder viel mehr eben deshalb dieses zum vollen schönen Leben herausbilden konnte, zu einem Leben, das ganz das Innere in die Gestalt ergoß, in sich selber befriedigt war und doch mit dem Reiz der Erscheinung den Beschauer anzog. Und allerdings haben seine mythologischen Darstellungen bei einer auf das Sorgfältigste vollendeten Form einen Hauch und Fluß des Lebens, wie man ihn seit lange nicht gewohnt war. Was die geschichtlichen Stoffe betrifft, so wählte er sich keine großen, mächtig ergreifenden Vorgänge, sondern ruhige Situationen, in denen sich eine einfache Empfindung und Beziehung mit der schönen Bildung der Körper und dem edlen Schwung der Form leicht vereinigen ließ. Die Gemälde, „Virgil liest dem Augustus und der Octavia die Aeneide vor; bei der Stelle aus dem sechsten Buche über Marcellus sinkt Octavia von Schmerz überwältigt zusammen" und „Stratonice mit dem Gemahl und Arzte am Krankenlager des Sohnes" sind ganz in dieser ernsten durchaus künstlerischen Weise gehalten; besonders ist das erstere durch den vielfachen Ausdruck des Adels und der Bewegung von großer Wirkung, während das letztere schon an der Grenze eines allzugespannten Pathos steht.

Das Hauptwerk aber in dieser Richtung ist das Plafondbild in der Antikensammlung des Louvre, „die Apotheose Homers" (1829 vollendet, Wiederholung im Luxemburg vom Jahr 1842). An einer solchen monumentalen

Aufgabe konnte Ingres seine ganze Kraft bewähren, und um die Verherrlichung des Dichters durch die Verehrung der Männer aller Zeiten darzustellen, die auf den Gebieten des geistigen Lebens die bahnbrechenden Anführer gewesen, brauchte er nicht in eine bestimmte Periode zurückzugehen; vielmehr wurde die ganze Vergangenheit zur lebendigen Gegenwart, welche die freischaffende Phantasie ganz aus sich zu bilden hatte. In den hohen Gestalten ließ sich mit dem individuellen Gepräge des Charakters eine stylvolle Form verbinden, in der Anordnung der selige Friede einer idealen, über die Noth der Wirklichkeit erhobenen Beziehung sich ausdrücken. Der alte blinde Homer, ganz in der Bedingtheit des realen Daseins und doch in ruhiger Größe aufgefaßt, sitzt vor einem jonischen Tempel; eine freischwebende Victoria krönt ihn; zu seinen Füßen ruhen die Iliade und die Odyssee als ewig schöne Gestalten. Hinter ihm Orpheus, Linus und Musäus; auf der einen Seite Herodot und die griechischen Tragiker, Demosthenes, Apelles mit Raphael — es ist für Ingres bezeichnend, daß jener diesen an der Hand herbeiführt, — Alcibiades mit Sappho, dann die römischen Dichter mit Dante, Lycurg und Pisistratus, als Sammler der homerischen Gedichte, vorn auf dem tieferen Plane Tasso, Shakspeare, Lafontaine, Mozart, Corneille und Poussaint. Auf der anderen Seite Pindar voran mit der Lyra, Anakreon, Plato und Sokrates, Phidias mit dem Meißel, Perikles im Helm, Aristoteles, Michel Angelo und Alexander; wieder vorn und tiefer stehend Gluck und Camoens, Longin und Boileau, Fenelon, Racine und Molière. Es ließe sich über diese Zusammenstellung von großen Männern mit dem Künstler rechten; aber es zeigt sich doch in ihr die Weite und Größe der Auffassung, die von ihrem idealen Standpunkte aus auch die Vertreter der romantischen Poesie als Vorbilder der geistigen Entwicklung begreift. Von einem würdevollen Leben ruhig bewegt, wenden sich die schöngebildeten Gestalten dem greisen Sänger in mannigfaltiger Weise zu; unbekümmert um den Beschauer ruhen sie fest und einfach auf sich, nur die Franzosen des 17. Jahrhunderts sehen — wie denn das ganz recht ist — anspruchsvoll aus dem Rahmen heraus. Dem Allegorischen der Darstellung halten die lebendig charakterisirten Figuren glücklich das Gleichgewicht, Körper und Gewandung sind mit großer Meisterschaft behandelt, selbst die idealen Gestalten der Ilias und der Odyssee haben eine gewisse natürliche Schönheit der Form und Haltung.

Nicht ganz so glücklich ist die Composition, und in ihr zeigt sich die Achillesferse des Künstlers. Von einer durch tiefere Bezüge sich bildenden Gruppirung ist keine Rede: in den Stellungen ziemlich gleichförmig drängen sich die großen Männer mehr um Homer, als sie ihn würdevoll umgeben, und durch die Häufung der Figuren entsteht der Eindruck einer hastigen und verworrenen Menge. Zwischen dieser ist die geflügelte Victoria wie hinein-

geschneit und schneidet die Hauptlinie der ganzen Anordnung mitten durch. So entspricht das Bild in seiner Gesammtwirkung keineswegs der Vollendung des Einzelnen, und der Eindruck wird durch den Mangel des Lebens in der Beziehung der Figuren geschwächt. Es wird dem Beschauer klar, daß sich hinter der Menge der verwirrenden Gestalten eine innere Armuth der Erfindung versteckt und daß es an der schöpferischen Fülle und Mannigfaltigkeit der Phantasie fehlt, welche ihre Objecte in eine bestimmte belebende Situation setzt. Wie sehr hierin die alte Kunst die neue überragt, zeigt ein Blick auf Raphael's Schule von Athen.

Und eben jener Reichthum der Phantasie ist es, der dem großen Talent Ingres' überhaupt versagt war. In seinen religiösen Bildern ersetzte sich dieser Mangel durch den Anschluß an die hergebrachte Anschauung oder den wirklichen Vorfall; seine historischen Gemälde behandeln meistens Motive, die der Beschauer kennen muß und welche die Kunst zum unmittelbaren Verständniß kaum herausbilden kann. Von derselben Armuth einer eigenthümlich schaffenden Phantasie zeugen eine Reihe von Bildern, welche Vorfälle aus der neueren und Kunstgeschichte darstellen (Jean Pastorel, Don Pedro de Toledo, der Degen Heinrichs des Vierten, Heinrich der Vierte mit seinen Kindern, Raphael und Fornarina, Tod Leonardo's da Vinci, Tintoretto und Aretin u. s. f.). Das Mittelalter und die Renaissance waren eigentlich Ingres' Sache nicht; am wenigsten das anekdotenhaft historische Genre, welches sich aus jenen Zeiten seine Stoffe holt und das die Kunst der zwanziger Jahre vornehmlich ausbildete. Der Maler ließ sich durch den Aufschwung dieser Richtung verleiten, sich auf demselben Felde zu versuchen, und doch widerstrebten eigentlich seiner großen stylvollen Auffassung diese Stoffe, die in den heißen Farbenschein und das Drängen eines mannigfach verwickelten und gebrochenen Lebens eingehen.

Es ist daher in diesen Bildern Ingres' meistens etwas Gezwungenes, ein Adel der Form und Bewegung, der nicht aus den Motiven selber herausgewachsen, sondern ihnen angeheftet scheint, dann nicht selten wieder, indem doch der Künstler wieder seinem Gegenstande gerecht zu werden suchte, eine Bewegtheit des Ausdrucks und der Stellungen, welche das Maaß fast überschreitet. Zu dem Anziehendsten dieser Art gehört die Francesca da Rimini (1820), die der Geliebte in seinen Armen hält, während im Hintergrunde der Gatte hereintritt und das Schwert zieht; hier ist die edle und zugleich eigenthümliche lebendige Haltung der Figuren von großem Reiz, wenn auch die Francesca in ihrer Theilnahme am Vorgange zu passiv erscheint. Bei einer Johanna von Orleans aus der späteren Zeit (bei der Krönung Karls des Siebenten) ist die ruhige Würde, in der mehr stille Ergebung, als Heroismus sich ausspricht, ganz am Platze und entschädigt für den Mangel an Tiefe des Ausdrucks.

In einer ästhetisch gestimmten Zeit hätte wohl Ingres eine Anregung gefunden, die auf seine nur langsam und schwer arbeitende Phantasie von belebendem Einfluß gewesen wäre. Es lag in seiner künstlerischen Natur jede Gestalt zu der höchsten Formenschönheit und doch zum vollen Fluß des Lebens ganz herauszubilden, und da ihm hierin ebensowenig die Kunst, als die Wirklichkeit seiner Zeit entgegenkam, so war er lediglich auf sich selbst und die Alten angewiesen. Gleichmäßig bestrebt, der vollendeten Form Wirklichkeit zu geben, und diese ganz in die Form zu erheben, erreichte er vollständig das Ziel, das ihm vorschwebte, nur in einer Gattung der Malerei: im Portrait. Insofern ist das bekannte Portrait Bertins (vom Jahre 1833) durch die Auffassung sowol als die Behandlung sein Meisterwerk. Es ist von der eindringlichsten Wirkung: der Charakter der Individualität ist in wirklich großem Sinne ganz zur Erscheinung herausgebildet, während Form und Modellirung nicht vollendeter das Leben in wahrhaft künstlerischer, eben so wahrer als idealer Anschauung wiedergeben können. Von fast gleicher Vortrefflichkeit ist das Bildniß des Grafen Molé. Aber wie übel dem Meister sein abstractes Ideal bisweilen auch auf diesem Felde mitspielte, zeigt das Bild, auf welchem Cherubini, ganz in der Bestimmtheit des wirklichen Lebens aufgefaßt, unter dem Schutz der Muse sich darstellt. Die Seltsamkeit dieser allegorischen Spielerei ist geradezu abstoßend (auch die Apotheose Napoleons im Hotel de Ville ist eine frostige Allegorie).

Selbst in seiner besten Zeit war die Anerkennung Ingres' in Frankreich nicht unbestritten. Im Salon von 1834 hatte sein Symphorian mit der Johanna Gray von Delaroche um die Palme zu ringen; es entstand ein förmlicher Kampf der beiden Parteien, die Masse des Publicums erkannte nicht ihm, sondern Delaroche den Preis zu. Dieser hatte durch Ausdruck und Farbe das Gemüth unmittelbar zu bewegen verstanden. Ingres war verbittert; es war ihm erwünscht, Frankreich verlassen und als Director der Akademie nach Rom gehen zu können. Selbst seine Productionskraft schien für längere Zeit gelähmt.

Aber er ließ eine große Schule zurück, die sich streng nach ihm gebildet hatte, und wie sehr auch seine Anschauung von der Gegenwart und ihren Neigungen sich abwendete, so war doch sein Einfluß auf die Malerei überhaupt von weittragender Bedeutung. Seine Einwirkung erstreckte sich auf alle, denen es mit der ächten Kunst Ernst war, selbst auf Meister, die einen andern Weg eingeschlagen hatten. Man sah seinen Werken an, wie seine Production immer von dem Gedanken an die hohe Würde und Strenge der Kunst geleitet war. Er verachtete geradezu die Künstler, denen es besonders auf blendende

Virtuosität der Darstellung, auf bestechende Erscheinung des Lebens ankam, selbst Horace Vernet, wie er denn auch in der Musik im Gegensatz zu Mozart Rossini gering schätzte. Und es that noth, daß bei den mancherlei romantischen und realistischen Bestrebungen die Form und die stylvolle Bildung des menschlichen Körpers wieder zu Recht kamen. Was man auch von der Erfindung und der Composition in Ingres' Bildern halten mag, die Behandlung des menschlichen Baues im Fluß der Linien und in einer vollendeten Modellirung, die, ganz künstlerisch, dennoch den vollen Schein des Lebens erreicht, ist von so großem Reize, daß sich das Auge in den Anblick der einzelnen einfachen Gestalt mit wahrem Genuß vertiefen kann. (So ist noch eine wunderbare nackte Figur vom Jahre 1856, la source, ein Mädchen im Walde am Rande der Quelle stehend und Wasser aus einer Urne in sie fließen lassend, von zauberhafter Wirkung.) Es ist die Apotheose der menschlichen Form, in der das Leben des Körpers wie verklärt ist und andererseits der Adel des einfachen auf sich beruhenden menschlichen Daseins seinen vollen Ausdruck erhalten hat. Man mag allerdings den Mangel der Farbengluth des Fleisches um so mehr entbehren, als die Modellirung die Wirklichkeit mit einer Täuschung wiedergiebt, die sich nicht überbieten läßt, und als die Linie in die lebendige Form gleichsam eindringt. Aber es ist, wie wenn die ideale Anschauung, in der sich die Form von der zufälligen Realität läutert, mit dem satten Schein der Farbe sich nicht vertrüge.

Stellen wir die deutsche und französische Kunst nebeneinander, um beide in ihrem Entwicklungsgang zu vergleichen, so möchte wol, wo auf der französischen Seite Ingres steht, auf der deutschen Cornelius seinen Platz einnehmen. Beide waren ganz erfüllt von der Idee der großen, wahren Kunst, beiden war es mit ihrem ganzen Thun und Denken tiefer, heiliger Ernst, beiden war es um die ideale Darstellung des Menschen zu thun. Aber sonst wie verschieden! Bei dem Deutschen eine seltene Kraft und Mannigfaltigkeit schöpferischer Phantasie, daher eine große Fähigkeit der Composition, aber eine Stumpfheit des Formgefühls und eine Unbildung in künstlerischer Beziehung, die ihn seine Stoffe fast nie zum vollen Leben herausgestalten ließen. Bei dem Franzosen dagegen ein mühsamer Proceß der Erfindung, eine Art von Stocken im Fluß des Schaffens, das auch den Bildern das Gepräge der Anstrengung aufdrückt, aber für die Form ein eminentes, durch und durch gebildetes, zu hoher Meisterschaft entwickeltes Talent. Welche Werke hätte das Jahrhundert aufzuweisen, wenn beide Kräfte zu einer vereinigt gewesen wären! Aber fast scheint es, als ob unsere Zeit nicht der Boden sei, aus dem eine solche ganze Persönlichkeit hervorgehen könnte; nur getrennt und auch dann nur durch sorgfältige Pflege scheint in ihr ein gewisses Leben erhalten zu kön-

nen, was in den großen Perioden der Kunst zu Schöpfungen von herrlicher Kraft und Fülle innig verbunden gewesen.

Literatur.

Aus den Tirolerbergen. Von Adolf Pichler. München, Fleischmann's Buchhandlung. 1861.

Der Verfasser ist, soviel uns bekannt, Professor der Botanik in Innsbruck und kennt durch vielfache Ausflüge Land und Volk von Tirol etwa wie Steub Oberbaiern und seine Sitte. Die Schilderungen Steubs haben ihm hier wol auch zum Vorbild gedient, und wir möchten sagen, daß er ihm in Manchem nahekommt, wenn auch nicht in seinem allerliebsten Humor. Vorzüglich hübsch sind die vielen Anekdoten, welche uns das Buch zur Charakteristik der Tiroler erzählt.

Nach Marokko. Reise- und Kriegsmemoiren von August von Bäumen. Berlin, Verlag von J. Springer, 1861.

Erlebnisse und Beobachtungen eines bairischen Offiziers auf einer Reise nach Frankreich und Spanien, während des Kriegs der Spanier mit Marokko und während eines späteren Aufenthalts in Madrid und anderen spanischen Städten. Wir erhalten ein deutliches Bild des Kampfes von der Eroberung von Tetuan bis zu der Schlacht bei Val Dras, die den Frieden herbeiführte, von der Verfassung des spanischen Heeres, von den hervorragendsten Persönlichkeiten desselben u. s. w., doch schreibt der Verfasser oft in allzu überschwenglichem Ton, und namentlich sind seine Porträts, vor Allem Prim, eitel Glorie, ohne Schatten und Flecken. Wir erklären uns diese Dithyramben, die bisweilen recht unbequem, manchmal unausstehlich werden, einmal daraus, daß die spanische Liebe zu pomphafter Rede hier abgefärbt hat, dann aber daraus, daß der Verfasser von den spanischen Offizieren wohl aufgenommen wurde und dafür dankbar war. Aber auch die Dankbarkeit sollte sich vor Uebermaß in Acht nehmen.

Von der viel genannten Schrift des Dr. Julius Wiggers „Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft", die einen so wenig anmuthigen Einblick in das Verfahren der mecklenburger Criminaljustiz eröffnete, ist eine zweite vermehrte Auflage

(Berlin, Julius Springer) erschienen. — Von Dr. Avé-Lallemant in Lübeck wird in einer Schrift „Die Krisis der deutschen Polizei" (Leipzig, F. A. Brockhaus) viel Gutes und Verständiges über die gegenwärtige Lage und die dringend nothwendige Reform des genannten Instituts gesagt; doch meinen wir, die Schrift würde wirksamer sein, wenn der Verfasser eine weniger bilder- und blumenreiche Sprache gewählt hätte. — Die soeben ausgegebnen „Tabellarischen Uebersichten des hamburgischen Handels im Jahre 1860, zusammengestellt von dem handelsstatistischen Bureau. Hamburg, Druck von A. F. M. Kämpel, 1861", sind Allen zum Studium zu empfehlen, welche sich von der Bedeutung der hanseatischen Rhederei, von der Ein- und Ausfuhr Deutschlands über den Hafen Hamburgs und von dem Einfluß einer Blockade dieses Hafens einen klaren Begriff machen wollen. Indem wir uns einen kurzen Ueberblick über die Ergebnisse dieser verdienstlichen Arbeit vorbehalten, glauben wir der Flottensache einen Dienst zu erweisen, wenn wir schon jetzt auf diese Tabellen mit ihren Zahlenreihen hinweisen.

H. Reuchlin: Lebensbilder zur Zeitgeschichte, Nördlingen, Beck. — Das zweite Heft enthält Garibaldi und die Alpenjäger, nach authentischen Mittheilungen geschildert, zugleich mit einer Ermahnung an die deutsche Jugend in Bezug auf einen etwa bevorstehenden nationalen Krieg. Die Persönlichkeit des kühnen Führers tritt aus dieser Beschreibung deutlicher hervor als aus irgend einer der zahlreichen Compilationen. — Eben dahin gehören die „Erinnerungen aus den Feldzügen in Italien und Ungarn 1848 und 1849, vom General Marquis v. Pimodan; aus dem Französischen von J. Seybt. Leipzig, Gerhard: die tüchtigste und zugleich die liebenswürdigste Persönlichkeit unter allen Vorkämpfern der Legitimität.

Deutschland.

Indem wir uns in der angenehmen Lage befinden, mit dem Inhalt des folgenden Artikels der Wochenschrift des Nationalvereins in allen Stücken übereinzustimmen, theilen wir denselben unsern Lesern mit der Bitte mit, das darin Gesagte zu beherzigen und durch möglichst eifriges Arbeiten für die Verbreitung dieser Ansichten und die Förderung dieser Zwecke thätig zu sein.

Namentlich die nichtpreußischen Deutschen, soweit sie nicht Staaten angehören, deren Regierungen gleich der bremischen die Sache in die Hand genommen haben (der Schachzug der hannöverschen ist damit natürlich nicht entfernt gemeint), haben alle Ursache, sich reger und geordneter als bisher zu betheiligen.

Die Wochenschrift des Nationalvereins sagt in ihrer neuesten Nummer: „Die Bewegung für die Flotte hat bereits eine Ausdehnung gewonnen, welche es kaum mehr gestattet, alle die Orte, wo Aufrufe ergangen und die Sammlungen eröffnet sind, namentlich aufzuführen. Es wird indeß bei allem augenblicklichen Feuer gut sein, an eine bekannte Erfahrung zu erinnern, welche, nach dem Zeugniß Macaulay's, selbst von einem so durch und durch politischen Volke wie den Engländern seinerzeit gemacht worden ist. Es ist dies die Thatsache, daß auch die größten freiwilligen Opfergaben in ihrem Ergebniß nicht entfernt an das hinanzureichen pflegen, was auf dem Wege gleichmäßiger Besteuerung, und sei es im allerkleinsten Einzelbetrage, herauskommt. Natürlich folgt daraus nicht, daß wir, nach unserer alten schlechten Gewohnheit, das Geringste unterlassen, weil wir das Größte nicht thun können. Wol aber dürfen wir keinen Augenblick außer Acht lassen, daß neben den Sammlungen unsere Hauptaufgabe dahin geht, die deutsche Flotte vermittelst der Steuern zu Wege zu bringen, das heißt, wir müssen mit dem Aufgebot aller Kräfte unsre Einzelkammern und Regierungen zu bestimmen suchen, aus Staatsmitteln feste jährliche Beiträge zum Flottenbau zu verwilligen. Sodann werden die Sammlungen nach Möglichkeit so einzurichten sein, daß sie sich der Form der Besteuerung nähern, also regelmäßig wiederkehrende, wenn auch noch so kleine Beiträge von möglich Vielen gezeichnet werden. Die Bildung förmlicher Flottenvereine, wie sie an einigen Orten bereits bestehen, ist zu diesem Zwecke besonders zu empfehlen. Uebrigens haben wir nach wie vor eine ziemlich lebhafte Opposition gegen die ganze Flottensache zu bekämpfen, eine Opposition, die zum Theil gerade von den volksthümlichen Kreisen, namentlich Süddeutschlands, erhoben wird. Wie sich von selbst versteht, ist das letzte Wort und die vornehmste Quelle aller Einwände und Bedenken immer das Mißtrauen gegen Preußen und die preußische Politik. In einem Briefe aus Thüringen, der uns vorliegt, und dessen Verfasser, ein eifriges Mitglied des Nationalvereins, sich unter Anderm auf die befremdlich kühle Haltung beruft, welche man bis jetzt auch in der Hauptstadt Südwestdeutschlands, in Frankfurt, zu der Flottenbewegung einnimmt, finden wir außer Schleswig-Holstein, der Loreley und dergleichen auch die Existenz des Herrenhauses, die Schulregulative und was die Gebrechen des innern Lebens in

Preußen sonst noch alle sind — Patzke jedoch ist dabei vergessen — als Gründe angeführt, weshalb man zu der Geschichte kein Herz fassen könne. Was soll man darauf erwidern? Wir räumen das Gewicht aller Vorwürfe, die man gegen die innere und äußere Politik Preußens erheben mag, bereitwillig ein; aber was beweisen sie gegen die Nothwendigkeit der Erbauung von Kriegsschiffen? Angenommen der Krieg bricht morgen aus, die Franzosen fallen in das Land, werden auch dann noch die Schulregulative als zureichender Grund geltend gemacht werden, um die Theilnahme an der Vertheidigung des deutschen Bodens abzulehnen? Und ist die Erbauung einer Anzahl von Kanonenbooten, um welche es sich jetzt zunächst handelt, denn etwas Anderes als die nothdürftigste Vorbereitung für jene Abwehr? Selbst zugegeben, was von den Pessimisten behauptet wird, eine Radicalcur der preußischen und deutschen Zustände wäre erst von ein paar Niederlagen zu erwarten, aber auf die Niederlagen müssen dann doch Siege folgen, und die Schiffe können wir nicht erst bauen, wenn wir sie zu diesen Siegen unbedingt nöthig haben. Uns selbst wollen wir stärken, indem wir Preußen, unsern rechten Arm stärken; und gerade weil dieser Arm sich bisher schwach und lahm gezeigt hat, deshalb müssen wir suchen, ihn stark zu machen. Von Vorliebe für Preußen, von Vertrauen oder Mißtrauen, man kann dies nicht oft genug sagen, ist dabei gar keine Rede. Auf was wir allein rechnen, ist das wohlverstandene Interesse des preußischen Staats, in welchem wir nirgends einen Punkt entdecken, der mit dem Lebensanliegen der deutschen Nation in Widerstreit wäre. So z. B. bei Schleswig-Holstein; die praktischen Engländer fassen denn auch die Angelegenheit der Herzogthümer bekanntlich ganz und gar als ein preußisches Machtinteresse auf. Wenn trotzdem gerade diese Sache von Preußen bisher matt und kleinmüthig genug betrieben worden ist, so hat es damit vor allen Dingen sich selbst wehe gethan, und dies gewiß nicht aus einer besondern Lust an der Selbsterniedrigung, sondern einfach, weil es sich nicht stark genug fühlte, seine und Deutschlands Anliegen dem zu befürchtenden Widerstande ganz Europa's gegenüber durchzusetzen. Wir bessern hieran nichts, wenn wir uns begnügen, darüber zu wehklagen und zu schelten, sondern wir müssen das Unserige dazu thun, daß das Gefühl der relativen Schwäche, in welcher Preußens ganze heutige Politik wurzelt, sich in Bewußtsein der Kraft verwandele. Daß übrigens Preußen jemals seine eigenen Schiffe unter den Hammer bringen könnte, solche Befürchtung kann doch wol nur der äußerste politische Unverstand hegen. Denjenigen aber, welche mit eintöniger Ausdauer dabei bleiben, zu sagen: wir wollen keine preußische, nur eine deutsche Flotte, sagen wir: Zeigt uns doch auch nur einen Schimmer von Möglichkeit, eine deutsche, das will sagen, eine unter deutscher Flagge segelnde und

von einer deutschen Obergewalt befehligte Flotte herzustellen, in dieser letzten Frist, die uns zur Rüstung vergönnt ist, dann wollen wir euch in allen Stücken Recht geben, sogar darin, daß ein Staat mit solchen Schulregulativen wie Preußen nimmermehr im Stande ist, die deutschen Küsten zu vertheidigen.

Vierte Quittung

über Beiträge zu dem Bau von Dampfkanonenbooten unter preußischer Flagge.

Uebertrag laut Quittung d. d. 20. September 1861: **4772 Thlr. 7 Ngr. 4 Pf.** — Ferner gingen ein von den Herren: Dr. Pohl 1 Thlr., Jul. Lehmann 5 Thlr., Carl Strube 5 Thlr., C. H. L. N. 2 Thlr., Heinrich Schomburgk 25 Thlr., Schömberg, Weber u. Co. 5 Thlr., Emil Lüsching 1 Thlr., Gontard Nachf. 50 Thlr., Gerischer u. Co. 25 Thlr., J. B. Limburger jun. 50 Thlr., Herrmann Robrahn in Neuschönefeld 10 Thlr., C. G. Ritzsche u. Co. 25 Thlr., C. Hirzel u. Co. 50 Thlr., L. C. Heydenreich 5 Thlr., P. G. W. 2 Thlr., Menshausen, Holstein u. Co. 10 Thlr., J. J. H. 1 Thlr. 21 Ngr., J. G. Quandt u. Mangelsdorf 150 Thlr., W. G. 5 Thlr., C. Mr. 2 Thlr., D. A. K. 5 Thlr., Brems u. Co. 100 Thlr., C. Mahla 5 Thlr., C. u. R. Weyermann 20 Thlr.

Sammlung bei den Herren Buchhändlern: Breitkopf u. Härtel 100 Thlr., F. A. Brockhaus 100 Thlr., Freiherr v. Tauchnitz 100 Thlr., Gustav Mayer 50 Thlr., S. Hirzel 50 Thlr., E. Keil 50 Thlr., A. H. Payne 50 Thlr., B. G. T. 50 Thlr., Fr. Fleischer 50 Thlr., W. Engelmann 50 Thlr., Fr. Volckmar sen. 50 Thlr., K. F. Köhler 50 Thlr., H. Costenoble 25 Thlr., Georg Wigand 25 Thlr., A. Kirchhoff 10 Thlr., A. Gumprecht 25 Thlr., Rud. Hartmann 25 Thlr., Voigt u. Günther 25 Thlr., H. Kirchner 20 Thlr., J. C. Hinrich'sche Buchh. 20 Thlr., Carl Friedr. Fleischer 20 Thlr., Förstner'sche Buchh. 20 Thlr., Friedr. Hofmeister (Vater) 20 Thlr., Dr. Wilh. Hofmeister 20 Thlr., A. Dürr 20 Thlr., H. Mendelssohn 25 Thlr., Karl Tauchnitz 25 Thlr., H. Höffel 10 Thlr., L. Reisland 10 Thlr., W. Gerhard 5 Thlr., Ambr. Abel 10 Thlr., C. F. W. 5 Thlr., L. Schlicke 10 Thlr., J. A. Barth 5 Thlr., Fr. Volckmar (O. Volckmar u. C. Börster) 20 Thlr., H. F. 5 Thlr., Carl Geibel

20 Thlr., Ernst Fleischer 10 Thlr., A. H. Hirsch 10 Thlr., Rob. Fr. 10 Thlr., H. Hartung 5 Thlr., G. Brauns 5 Thlr., K. Heubel 10 Thlr., J. A. Bergson-Sonenberg 5 Thlr., H. Fritzsche 3 Thlr., Baumgärtners Buchh. 25 Thlr., Otto Klemm 5 Thlr., C. F. L. 5 Thlr., Veit u. Co. 20 Thlr.

Bei Herrn Wilhelm Felsche: C. M. 2 Thlr., Sammlung der Buchhändler-Lehr-Anst. 8 Thlr., Stadtrath Reichenbach 5 Thlr., Stadtrath Wilh. Felsche 5 Thlr., Mehlhorn aus Lößnitz 1 Thlr.

Bei Herren Ph. Schunck u. Co.: Dr. H.... 1 Thlr., Kobisch u. Thierfelder 5 Thlr., Herrm. Püttner u. Jul. Heinrich weg. Auffind. e. Bildes ihr. hochverehrt. früh. Lehrers M. Dolz 1 Thlr., aus dem Canton Uri durch Gen.-Conf. Hirzel 20 Thlr., durch Verauctionirung eines Pfennigs v. ein. heit. Gesellsch. im „Plauenschen Hof" d. 23. Sept. ges. 14 Thlr. 15 Ngr., Lehrercollegium der Thomasschule 14 Thlr., durch Herrn Schäfer ges. an ein. Abend b. Alippi 3 Thlr. 5 Ngr.

Bei Herrn Täschner: Einigkeit macht stark! 1 Thlr. 1 Ngr. 4 Pf., N. N. 2 Ngr. 5 Pf., C. A. 20 Thlr., Stadtrath Moritz Lorenz 25 Thlr., Otto Lorenz in Paris 6 Thlr., Hofrath Dr. W. Roscher 20 Thlr., die Secunda der Thomasschule als erster Beitrag durch F. 6 Thlr.

In Sammelbüchsen: Im Rosenthale, bei Bonorand 2 Thlr., bei Balár 3 Thlr. 13 Ngr. 8 Pf., Aeckerleins Keller 3 Thlr. 23 Ngr. 3 Pf., Keils Restauration 1 Thlr. Summa: 6487 **Thlr. 29 Ngr. 4 Pf.**

Die gesammelten Gelder werden vorläufig bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt zinsbar angelegt. Ueber die weiteren Eingänge wird periodisch quittirt werden.

Fernere Beiträge werden angenommen bei Herrn Täschner, Engelapotheke, bei Herrn Wilhelm Felsche, Café Français, bei Herrn Carl Linnemann, Katharinenstraße und Herrn Ph. Schunck, Katharinenstraße.

Leipzig, den 27. September 1861.

Das Flottencomité.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



Die polnische Bewegung und die Deutschen.

Sie tragen silberne Gürtel zu schwarzen Trauerröcken, sie arrangiren stumme Trauerdiners mit Haselhühnern und Champagner, sie veranstalten Processionen vornehmer Frauen zu berühmten Muttergottesbildern mit Wagen und Pferden, damit die müden Pilgerinnen, so oft von der Fußprocession keine Wirkung zu erwarten ist, einsteigen können. Schwarzgekleidete Damen sitzen an den Kirchenthüren und sammeln für Polen, Seelenmessen werden für patriotische Märtyrer gehalten, welche noch im Licht der Sonne Tabak rauchend und Branntwein trinkend umherlungern. Jede Art von dramatischer Schaustellung wird angewandt, das Volk aufzuregen. Und da die Masse des polnischen Volkes für die alte Größe Polens schwer zu begeistern ist, und auf die Mehrzahl der Agitatoren ohne besonderes Vertrauen blickt, so wird die Kirche zur Bundesgenossin geworben, die Geistlichkeit hat bereitwillig ihren Theil an dem Aufregungsgeschäft übernommen, sie vorzugsweise trägt die Schuld, wenn die neue Bewegung wieder tausend Unwissende und Vertrauensvolle elend macht.

Aber wie komödiantenhaft das Aussehen der Bewegung ist, welche in den polnischen Ländern arbeitet, — die Czechen verdienen eine ganz besondere Besprechung — so soll die Art, in welcher sich die gegenwärtige Erregung patriotischer Seelen zeigt, doch nicht unempfindlich machen gegen den sittlichen Inhalt, den die Bewegung wenigstens bei vielen Einzelnen unbestritten hat.

Wir Deutsche erfüllen die Pflicht theilnehmender Nachbarn, wenn wir denen von Russisch-Polen und Galizien ein ehrliches Bedauern darüber ausdrücken, daß sie zur Zeit sich noch in so ungemüthlichem Zustande befinden. Und wir verhehlen ihnen dabei unsere Ansicht nicht, daß der Weg, den sie jetzt einschlagen, um Polen groß zu machen, von allen möglichen politischen Operationen die unzweckmäßigste ist, und voraussichtlich ebenso blutig enden wird, als sie theatralisch begonnen wurde.

Ob es den Polen durch ihre Agitation gelingen wird, die russische Regierung zu einer mehr oder weniger vollständigen Ablösung Polens von Rußland zu zwingen, darüber wollen wir nicht entscheiden. Sie mögen die gegenwärtige Schwäche Rußlands besser kennen, als wir; sie mögen durch das

dramatisch einstudirte Aergern und Aufreizen vielleicht ihren eigenen Landsleuten die Impulse der Leidenschaft mittheilen, wir haben darüber kein Urtheil; wir sind nicht mehr in der Lage, große Wallfahrten für etwas besonders Imponirendes und das Zerschlagen eines Conditorladens für eine patriotische That zu halten. Wir haben vielleicht begründete Zweifel, daß sie durch solche Mittel ein großes Ziel erreichen werden; ja wir meinen überhaupt, daß es gar nicht in ihrem Vortheil liegt, die Russen bis auf das Aeußerste zu reizen, und daß sie im Zusammenhange mit Rußland viel eher zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen können, als durch eine neue Republik oder ein unabhängiges Königreich Polen, für welches ihnen zur Zeit noch zu sehr ein arbeitskräftiges Volk fehlt. Aber das ist ihre Sache, es geht uns nur wenig an. Eines jedoch bemerken wir der anonymen Gesellschaft, welche gegenwärtig an der Weichsel die Rollen zu einem neuen Trauerspiel einübt, daß sie ihre Arbeit durch ein besonderes Ungeschick erschwert hat. Sie hat nicht nur die Russen, sondern zu gleicher Zeit auch die Deutschen anzugreifen gewagt. Den brutalen Haß der slavischen Race gegen fremde Bildung und höhere Cultur hat sie angefacht, an mehr als einem Ort sind deutsche Bürger insultirt, gemißhandelt, am Eigenthum geschädigt, am Leben bedroht worden. Wir geben dem Warschauer Comité die Versicherung, daß die polnische Partei dafür vollgiltige Buße zahlen soll. Wir glauben gern, daß den Polen nicht viel an den Sympathien der Deutschen liegt, sie haben auch gegenwärtig geringe Aussicht, dergleichen bei uns zu finden. Aber es wäre ihnen immerhin vortheilhaft gewesen, wenn sie ihre stärkeren Nachbarn nicht so lebhaft erinnert hätten, daß sie sich selbst da nicht versagen können, feindlich gegen deutsches Wesen zu toben, wo es friedlich unter ihren Gesetzen lebt, ihnen selbst Wohlstand und Bürgerkraft abgebend. Sie zwingen uns, ernsthaft dafür zu sorgen, daß das deutsche Element, wo es mit ihnen zusammenstößt, vor den Wuthanfällen ihrer Politiker gesichert werde. Es ist uns durchaus keine Freude, polnisches Land in Besitz zu nehmen; nur die Pflicht der Selbstbewahrung wird uns dazu treiben. Und so lange Rußland uns ein friedlicher Nachbar ist, werden wir den Conspirationen des polnischen Adels an unseren Grenzen ruhig zusehen. Aber wenn — was wir nicht für wahrscheinlich halten — den Polen in der That gelänge, sich von den Russen zu lösen, dann werden wir die Landkarte in die Hand nehmen und uns erinnern, daß Warschau bereits einmal eine preußische Stadt war. Und unsere lebhaften Nachbarn mögen überzeugt sein, daß wir einen solchen neuen Erwerb, wie arbeitvoll und unhold er immer sei, nicht wieder aufgeben werden. Wir werden ihr Land deutsch machen. Denn jetzt haben die Polen nicht mehr eine einzelne Regierung gegen sich, sondern das deutsche Volk.

Es hat eine Zeit der Krankheit gegeben — sie ist jetzt glücklich vorüber —

wo dem Deutschen die Achtung vor fremdem Volksrecht so hoch stand, daß er darüber sein eigenes Recht vergaß, wo der Respect vor fremden Ansprüchen so lebendig war, das man das eigene wohlberechtigte Fordern nur zu sehr vernachlässigte. In dieser kranken Zeit hat man bei uns auch die Gefühle der Polen poetisch verwerthet und genossen, und der treue deutsche Bürger war im Theater und durch den Leierkasten so häufig genöthigt worden, an die Schlacht bei Dubienka zu denken und zu bewundern, wie Kosciuszko Finis Poloniae rief, daß er zuletzt nicht abgeneigt war, sich selbst als ein räuberisches, völkerverwüstendes Scheusal zu betrachten, jeden Polen aber, der im Chausseegraben seinen Rausch ausschlief, als ein Opfer der Deutschen und einen Märtyrer. Das ist allerdings anders geworden. Aber obwohl man die vergangene Sentimentalität der Deutschen recht leicht aus vielen politischen Zuständen unserer Vergangenheit erklären kann, es war doch den Polen gegenüber etwas besonders Unschickliches darin. Man durfte von den Deutschen als Nachbarn der Polen erwarten, daß sie nicht so schnell in Phrasen vom Untergange eines Volksthums sich befriedigen, sondern die alten und neuen Zustände des getheilten Volks ein wenig betrachten würden. Es hätte nie einem Deutschen Geheimniß bleiben sollen, daß die Republik Polen nicht durch die fremden Theilungen untergegangen ist, sondern durch die abscheuliche Nichtswürdigkeit Derer, welche zur Zeit des Unterganges die polnische Nation repräsentirten. Von allen faulen und verrotteten Zuständen, die je in Europa die Politik beunruhigt, den Egoismus der Nachbarn erregt haben, waren die von Polen die trostlosesten. Allerdings wird die Theilung selbst dadurch noch nicht zu einer löblichen That.

Die Russen und Oestreicher mögen, wenn sie können, ihre Vertheidigung selbst übernehmen. Wir deutschen Preußen waren selten in der Lage, etwas zu thun, was so nothwendig und so sehr im höchsten Interesse Deutschlands war, als die Besitznahme der slavischen Grenzländer an Ostpreußen, Pommern und Brandenburg. Es war eine Operation, die wir weder unter dem Druck eines weichen Mitgefühls, noch mit der Freude, eine Heldenarbeit zu thun, vollzogen haben. Neben dem Widerwillen, den der Leichenduft der abgestorbenen polnischen Republik erregte, war den Preußen damals die herrschende Empfindung, daß sie thaten, was sie mußten, wenn sie nicht sich selbst aufgeben wollten.

Allerdings im höchsten Interesse Deutschlands! Für Erhaltung unseres eigenen Gebietes und zur Befestigung eines theuren deutschen Erwerbes, an dem ein großer Theil unserer Bedeutung in Europa hängt, für unsere Herrschaft an den Ostseeküsten. Wir sind nicht in der glücklichen Lage, daß Preußen eine Insel mit festgemauerten Felswällen ist wie England, und Polen eine bequeme Nachbarinsel, wie Irland. Die hügellose Landebene des östlichen

Europa's, in welcher sich die Slaven nach dem Abzuge der Deutschen gelagert haben, hat wenig natürliche Begrenzungen, sie setzt Europa noch immer in Gefahr, durch einen Völkerschwall, der aus ihren unendlichen Ebenen und Steppen heranrauscht, beunruhigt zu werden. Wie sich dort das ungeheure russische Reich verhältnißmäßig leicht zusammengefügt hat, so vermag auch der eroberungslustige Wille eines Einzelnen immer noch unter günstigen Umständen viele Hunderttausende zusammenzuballen und zu einem Angriff gegen den Westen zu führen. Diese Lage zwingt einen angrenzenden Culturstaat, die Mittelpunkte seiner Macht zunächst dadurch zu decken, daß er die Meilenzahl bis zu seiner Grenze soweit hinausschiebt, daß ein plötzlicher Einbruch ihn nicht sogleich überschwemme. Vor der Anfügung polnischer Grenzländer war Berlin nur drei Tagemärsche von der slavischen Grenze entfernt. Die zweite Aufgabe eines deutschen Staates aber wird freilich immer sein, das Grenzland, das er sich angefügt, dadurch zu befestigen, daß er ihm so energisch als möglich von seiner Kraft und Bildung mittheilt.

Bis in die neueste Zeit hat die Germanisirung des Ostens Fortschritte gemacht. Der tausendjährige Kampf ist noch heut nicht beendigt. Bei häufigem Wechsel in Gewinn und Verlust ist der Fortschritt der Deutschen doch im Ganzen unaufhaltsam gewesen. Seit siebenhundert Jahren waren die Deutschen Städtegründer auch im slavischen Osten, einst war Nowgorod ein wesentlich deutscher Markt, noch vor sechzig Jahren war in Warschau der Kern der Bürgerschaft deutsch, er ist es noch heut in Lemberg und Krakau. Dieses Fortschreiten der Deutschen geht mit einer inneren Nothwendigkeit vor sich, welche man wohl einen Naturzwang nennen darf, mit und ohne Eroberung ist es eine unaufhörliche Colonisation.

Es war vielleicht Verhängniß für die polnischen Stämme, daß ihre Race nie im Besitz eines größeren Theils der Ostseeküsten gewesen ist. Der deutsche Orden colonisirte Ostpreußen so gründlich, daß die Spuren der alten Ureinwohner — die bekanntlich kein polnischer Stamm waren — bis auf wenige Erinnerungen geschwunden sind, der künstliche Bau des Ordens sank, er selbst kam in Abhängigkeit von der polnischen Krone. Auch die deutschen Handelsstädte, welche sich zwischen dem alten Ordensland und dem deutschen Pommern ausgebreitet hatten, zumal die Mündung der Weichsel stand unter polnischer Schutzhoheit. Seit dem Aufgehen der Reformation in dem slavischen Osten etwa hundert Jahre lang hatte es den Anschein, als ob den Polen gelingen könnte, ein neuer Culturstaat zu werden. Das massenhafte Einwandern der Deutschen, zumal seit dem Beginne des 30jährigen Krieges, hatte den polnischen Städten eine größere Bedeutung, Industrie und einige Bürgerkraft gegeben, die innern Kämpfe und die Schwäche des deutschen Reiches machten Hoffnung auf Befestigung des Erworbenen. Es war eine kurze Blüthe. Denn

in dem polnischen Wesen lag was eine gesunde Entwicklung der Volkskraft verhinderte. Polen wurde von der schlechtesten Aristokratie regiert, welche es gibt, von einer adligen Kaste, welche ihre Privilegien durch Geburt fortpflanzte und im ausschließlichen Besitz des Vollbürgerthums war. Diese Aristokratie, herrschlustig, unfähig, unwissend und anspruchsvoll, konnte der Versuchung nicht widerstehn, die gelehrten und fügsamen Jesuiten als Bundesgenossen der Herrschaft zu benützen. Auf diesen unseligen Orden hat aber die Vorsehung den Fluch gelegt, daß jedes Fürstengeschlecht, das sich mit ihm verbindet, jedes Land, das sich ihm unterwirft, dem Verderben verfällt. Sie haben die Valois, die Stuarts, die Bourbonen von ihren Thronen geworfen, sie haben jetzt ebenso den Habsburgern ernste Gefahr bereitet. Sie waren die Todtenvögel des sinkenden Irlands, sie haben Spanien durch Jahrhunderte zu einem hilflosen Staat und zum Spott des Auslandes gemacht, sie haben mit ungewöhnlicher Schnelligkeit dasselbe in Polen durchgesetzt. Die hohle gefirnißte Bildung ihrer Schulen, ihre Intoleranz und schleichende Bekehrungssucht, ihr unaufhörliches Einmischen in Politik haben dort in Kurzem vergiftet, was etwa an patriotischer Redlichkeit und politischem Menschenverstand zu Tage gekommen war. Durch sie wurde die Kraft der deutschen protestantischen Colonien in den polnischen Städten gebrochen, sie halfen die Politik nach Pfaffenweise in ein Spiel von Intriguen mit kleinen Mitteln und unpraktischen Gesichtspunkten zu verwandeln. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ging der Auflösungsproceß in den ungeheuern Landschaften des dünnbevölkerten Reiches mit unheimlicher Schnelle vor sich.

Die Pflicht der Deutschen war, aus dem Elend der wüsten Wirthschaft so viel als möglich von dem deutschen Leben zu retten, welches dort Wurzel geschlagen hatte. Daß die Hohenzollern seit dem großen Kurfürsten dies gethan haben, ist einer der größten Erfolge, den dies Fürstengeschlecht für Deutschland durchgesetzt hat. Kurfürst Friedrich Wilhelm hat das deutsche Ordensland Preußen von der polnischen Lehnshoheit befreit. Friedrich der Erste hat auf diese isolirte deutsche Colonie im Osten entschlossen die Königskrone gesetzt und dadurch den Schwerpunkt des Hausinteresses weiter nach Osten gerückt, eine unablässige Mahnung für seine Nachfolger. Friedrich der Große endlich hat in der ersten Theilung Polens das getrennte Königreich Preußen durch Erwerbung der deutschen Colonien von Westpreußen mit Pommern und Brandenburg in feste Verbindung gesetzt. Erst durch diese Maßregel wurde das deutsche Preußen nothdürftig gegen einen Völkerschwall von Osten her gesichert. Wer diesen Erwerb aus irgend einem gemüthlichen Grunde ungeschehen wünscht, der will die Weichselmündung, Elbing, Thorn, Danzig, ja das in diesem Fall unhaltbare Ostpreußen den Erben Peter des Großen oder den Schachzügen einer neuen adligen Republik überliefert sehen; er will, daß

jetzt russische Popen in den Straßen ihren Segen austheilen oder plärrende Wallfahrer das Kreuz tragen, in denen die Zuhörer von Immanuel Kant zu dem Hörsal des großen Denkers eilten; er will, daß in den Palästen der deutschen Kaufleute zu Danzig die Leibeigenen eines russischen Generals ihre Hemden reinigen, polnische Juden mit Ohrlocke und Kaftan die Sabbathlichter anstecken; er will, daß der Blick des Reisenden, der aus den Fenstern des Schlosses von Marienburg jetzt auf die starken Dämme deutscher Colonisten und das hochcultivirte Uferland der Weichsel blickt, sich von einem trostlosen Sumpfe abwenden soll, aus dessen Rohr in den Novembernächten der heisere Schrei des hungrigen Wolfes gehört wird.

Aber die späteren Erwerbungen Preußens in Polen sind auch von Solchen, welche die erste als eine Nothwendigkeit gelten ließen, getadelt worden. Auf den Vorwurf der Unmoralität haben wir, das spätere Geschlecht, nicht mehr zu antworten. Es war keine Heldenarbeit, wie die Eroberung und Behauptung Schlesiens, aber sie war unvermeidlich, und wir haben nichts dagegen, wenn sie eine traurige Nothwendigkeit genannt wird. Auch ist möglich, daß bei diesen Theilungen nicht immer mit dem wünschenswerthen Anstand, der Ruhe und Humanität verfahren wurde, welche sich in solchem Fall geziemt. Wir würden jetzt, wenn wir dieselbe Frage zu lösen hätten, hoffentlich gefälliger und zarter anfassen, aber nehmen würden wir das herrenlose Land ebenfalls, wir, die Preußen von 1861, und mit größerem Recht, als unsere Väter damals hatten. Allerdings bereiteten die letzten Theilungen Polens dem preußischen Staat eine große Gefahr. Aber die politischen Gesichtspunkte, von denen Preußen den Erwerb suchte, waren doch an sich durchaus richtig. Abgesehen davon, daß es eine Pflicht der Selbsterhaltung war, die Vergrößerung Rußlands und Oestreichs soviel als möglich zu beschränken, machte auch Behauptung und Vertheidigung von Berlin und der deutschen Ostseeküste eine Begrenzung, welche nach Osten die Vertheidigungslinie möglichst weit hinaus schob, so wünschenswerth, daß es eine unverzeihliche Thorheit gewesen wäre, die dargebotene Gelegenheit aus Zartgefühl nicht zu benützen. Zumal Preußen durchaus nicht im Stande war, das Leben Polens zu conserviren. Aber der Erwerb von Süd- und Neu-Ostpreußen bis zum Memel, zum Bug und der Pilika, so vortheilhaft er in militärischer Hinsicht werden konnte, war deshalb ein mißlicher Gewinn, weil die Kraft des Staates nicht groß genug war, das weitläufige Terrain von zusammen 1700 Quadratmeilen*) in deutsche Provinzen umzubilden. Wieviel Preußen auch in den wenigen Jahren seines Be-

*) Südpreußen	958	Quadratmeilen
Neupreußen (mit Bialystok)	773	" "
Neuschlesien	41	" "
	überhaupt 1772	Quadratmeilen

sitzes für die Verbesserung, für Administration und Cultur dieser Länder gethan hat, sein Ueberschuß an Intelligenz, Menschenkraft und Capital war lange nicht groß genug, dies Slavenland wirklich nutzbar zu machen. Die Integrität der deutschen Beamten, welche in großer Zahl hineingesandt wurden, kam bei den Versuchungen, welche die barbarischen Zustände nahe legten, immer wieder in Gefahr; die Colonisation, welche nicht mehr durch die Alles umspannende Kraft Friedrichs des Zweiten geleitet wurde, war durchaus ungenügend, obgleich auch in dem Theile Südpreußens, welcher später nicht an Preußen zurückfiel, Spuren derselben noch jetzt erkennbar sind. Im besten Falle wäre die Kraft des Staates auf Jahrhunderte so ausschließlich durch diese Provinzen in Anspruch genommen worden, daß dies die Bedeutung, welche Preußen für Deutschland haben soll, wesentlich verringert hätte. Der Erwerb in dieser Ausdehnung kam um ein Jahrhundert zu spät oder zu früh. So war es vorläufig kein Unglück, daß nach der Restitution des Staates im Jahr 1814 und 15 nur der kleinere Theil von Südpreußen als Großherzogthum Posen wieder mit dem Staatskörper vereinigt wurde, ein Theil, welcher nothdürftig, aber durchaus nicht genügend die langgedehnten offenen Grenzen Schlesiens und Ostpreußens verbindet, und dem Mittelpunkt der Monarchie Berlin immerhin unzureichende Deckung gibt.

Es war die Aufgabe Preußens, dieses Terrain, sowie die wenigen polnischen Kreise Westpreußens mit dem vollen Aufgebot seiner Kraft zu germanisiren. Jetzt nach fast funfzig Jahren eines im Ganzen ruhigen Besitzes, der allerdings dreimal durch polnische Erhebungen nicht in Frage gestellt, aber aufgeregt wurde, darf der Preuße zwar ohne Demüthigung, aber auch ohne besonderen Stolz auf die Fortschritte sehen, welche das deutsche Leben daselbst gemacht. Die Provinz ist in einem halben Jahrhundert erst etwa zur Hälfte germanisirt worden. Allerdings bietet die erste Zeit, in welcher ein neues Leben über altem sich festsetzt, immer die größten Schwierigkeiten dar. Was durch den preußischen Beamtenstand geschehen konnte, ist redlich gethan worden, geordnete Rechtspflege und Verwaltung, politische Hebung des Bauern, ein Aufblühen der Städte. Auch der Ackerbau ist durch deutsche Arbeitskraft, deutsche Oekonomen, Maschinen und Fabriken auf eine Höhe gebracht, welche nur wenig dem Culturstand Schlesiens und Ostpreußens nachsteht. Die größere Hälfte der Kreise ist so mit deutschem Leben gefüllt, daß die deutschen stimmfähigen Bürger die entschiedene Majorität bilden, auch in solchen, wo das polnische Element noch das stärkere ist, stehen die Deutschen als eine mit jedem Jahre wachsende Minorität. Die Polen selbst, Gutsherrn und Bauern, — denn die kleinen Städte und Marktflecken, welche noch vorwiegend polnische Bevölkerung haben, sind unbedeutend — haben Fortschritte gemacht, welche wenigstens im Vergleich zum russischen Königreich Polen und

Galizien die Lage derselben zu einer beneidenswerthen machen. Ein Theil der ansehnlicheren polnischen Gutsbesitzer hat seine Güter ganz auf deutsche Weise eingerichtet und kann wol den Vergleich mit seinen deutschen Nachbarn aushalten. In den Bauern, welche längst freie Ackerbesitzer geworden sind, ist die Idee eines Polenreichs nichts weniger als populär, die dunkeln Erinnerungen, welche das gegenwärtige Geschlecht an alte Zustände hat, sind eng verbunden mit den Erinnerungen an Schläge, Mißhandlungen und alles Leiden einer unwürdigen Sklaverei, welche sie zu ertragen hatten. Aber beide, Gutsherrn und Bauern, sind durch ein Band verbunden, welches von Zeit zu Zeit auch den Landmann von Preußen abzieht, durch ihre Kirche. Polnisch und Katholisch ist in der Empfindung des Landvolks gleichbedeutend. Die polnischen Geistlichen sind bei den Gährungen, welche in den letzten funfzig Jahren dort entstanden, in großer Anzahl die Agitatoren gewesen. Der polnische Bauer kehrt von seinen Soldatenjahren als guter Preuße in das Dorf zurück. Es ist ihm dort eine neue Welt aufgeschlossen, er hat ein wenig Deutsch gelernt, in den Lehrstunden der Compagnie und durch den Verkehr in einer deutschen Garnison sind eine Menge Vorstellungen in die arme unwissende Seele gefallen, welche ihn um vieles kräftiger und freier machen. Aber das Mädchen, welches er heirathet, war in dem Bann ihres Dorfs zurückgeblieben, in völliger Abhängigkeit von ihrem Geistlichen, ohne Kenntniß der deutschen Sprache, leider oft mit den unordentlichen Gewohnheiten der polnischen Wirthschaft. So sinkt der junge Bauer mit seiner Familie leicht wieder in den alten Schlendrian zurück. Kommt also die Zeit, wo Edelleute und Geistliche der Versuchung verfallen, eine polnische Bewegung anzuführen, dann sieht die Mehrzahl der polnischen Landleute im Anfange mit preußischen Augen auf die unheimliche Rührigkeit, bis zu den Tagen, wo sie den Dienst und Segen ihrer Kirche bedürfen. Dann aber verfallen sie der Zucht ihres Seelsorgers. Bis jetzt hat der Geistliche ihnen sehr häufig den Zulaß zu den Sacramenten verweigert, wenn sie zum Hofe des deutschen — ketzerischen — Herrn hielten. Die Folge war, daß sie sich scheu und unsicher von den Deutschen zurückzogen und nach wenigen Wochen in die Hände der polnischen Agitatoren fielen. Viele unterlagen dieser Verlockung, aber nicht Alle. Sogar in der bedenklichsten Zeit des Jahres 1848 ist ein namhafter Theil der Landleute, zuweilen ganze Dorfschaften fest bei der preußischen Regierung geblieben, in den Kreisen, in denen die Polen am leidenschaftlichsten aufgeregt waren.

Auch die polnischen Gutsbesitzer in Posen gehören in der Mehrzahl **keineswegs der exaltirten polnischen Partei an, im Gegentheil, es ist bis jetzt bei den Aufregungen immer eine verhältnißmäßig kleine Minorität gewesen, welche die einfachen leicht erregten Männer, die durch ihre Sprache und pro-**

vinzielle Beschränktheit nur auf den Verkehr mit ihresgleichen angewiesen sind, tyrannisirt hat. Demungeachtet ist anzunehmen, daß auch in der Zukunft ein solcher Einfluß sich wieder geltend machen wird, um so mehr, je lebhafter in den polnischen Edelleuten das Gefühl wird, daß sie durch das Ueberhandnehmen der Deutschen gedrängt und isolirt werden.

Trotz solcher Hindernisse schreitet die Germanisirung in der Provinz alljährlich fort. Es wird den polnischen Gutsbesitzern und Bauern sehr schwer, zu sparen und durch stetige Arbeit ihr Leben in Ordnung zu halten. Schon ist die Mehrzahl der großen Gütercomplexe in deutschen Händen, von den kleineren Rittergütern sind einige hundert so mit Schulden belastet, daß ihre Behauptung den Besitzern unmöglich werden wird, unaufhörlich gehen dieselben in deutsche Hände über. Aber auch die nothwendige Subhastation der bäuerischen Stellen findet im Großherzogthum in einem Umfange statt, der erschrecken darf. So wird das Schicksal auch vieler Dorfgemeinden sein, durch deutsche Käufer umgeformt zu werden.

Die Stellung der Regierung zu dieser langsamen aber unaufhaltsamen Wandlung einer polnischen Landschaft in eine deutsche ist nicht zu aller Zeit consequent, ja nicht zu aller Zeit Preußens würdig gewesen. Die Verwaltungsbeamten waren oft geneigt, durch die Virtuosität der Polen im systematischen Aergern gereizt, mit gleicher Münze zu bezahlen. Sie haben das in der Regel ungeschickt gemacht, durch kleinliche Polizeiwirthschaft, welche nur erbitterte, ohne zu imponiren. Die höchste Staatsleitung selbst hat nicht immer den Grundsatz festgehalten, gegen die Polen gütig und menschlich zu sein, aber innerhalb der gesetzlichen Schranken unerbittlich mit der Germanisirung vorzugehen. Es hat eine unselige Zeit gegeben, wo man in einer umherflackernden Courtoisie sich gefiel, oder in dem noch unglücklicheren Gedanken, ein originales polnisches Element mit seinen interessanten Eigenthümlichkeiten in Preußen groß zu ziehen. Das hat sich gerächt. Aber auch in der Periode, in welcher man die Interessen Preußens verständiger handhabte, ist von der Staatsregierung Vieles versäumt worden. Man hat unter Friedrich Wilhelm dem Dritten Millionen darauf verwendet, dem verschuldeten Adel der alten Provinzen Geschenke oder Darlehen zu niedrigen Zinsen zu machen, man hat dadurch im besten Falle eine Anzahl schwacher Familien conservirt, die für die Landescultur wie alle andern höchsten Interessen des Staates keinen Werth hatten, wol gar die Fortschritte des Staates aufhielten. Hätte man die Hälfte dieser Summe auf den Ankauf polnischer Güter verwendet, wir würden jetzt nicht mehr nöthig haben, die Proteste einiger unzufriedenen Polen in dem preußischen Abgeordnetenhause anzuhören. Es war vor 30, noch vor 20 Jahren möglich, durch ein Capital von 10 Millionen die gesammte Provinz so zu germanisiren, daß die Arbeit jetzt gethan wäre; und der Regierung ist die-

ser Vorschlag gemacht worden: man hat ihn bis auf Höhe etwa des zehnten Theils ausgeführt.

Es gibt aber ein untrügliches Mittel, das deutsche Element in kürzester Zeit in allen Kreisen der Provinz Posen zum herrschenden zu machen; dies naheliegende Mittel ist: Zerschlagen einer Anzahl von Rittergütern und Verwandeln derselben in deutsche Bauerngemeinden, für welche Einwanderung aus den nahen niederdeutschen Landschaften, Holstein, Pommern, Mecklenburg, ohne wesentliche Schwierigkeit zu bewirken ist. Der Erwerb der Rittergüter durch deutsche Landwirthe germanisirt sehr langsam und unvollständig, der Gutsherr zieht einen deutschen Amtmann, einen Schäfer, einen Bauer, vielleicht auch einzelne Arbeiter mit sich. Diese deutsche Colonie bleibt, von Polen umgeben, vielleicht durch mehrere Generationen eine kleine Minderzahl. Wird aber ein Rittergut von etwa 1500—2000 Morgen in eine deutsche Bauergemeinde von etwa 15—20 Stellen, die mit 50—200 Morgen ausgestattet sind, verwandelt, so wird ein Kern von deutschen Seßhaften gebildet, welcher der ganzen Umgegend zu imponiren vermag. Freilich muß man nicht arme Colonistenstellen, welche auf Handarbeit angewiesen sind, aussetzen, sondern wohlfundirte Bauerhöfe. Eine mäßige Zahl solcher Dorfschaften ändert die ganze Physiognomie eines Landkreises. Es ist vorauszusehen, daß dann in wenigen Jahren die expansive Kraft des deutschen Elements auch die Mehrzahl der slavischen Bauerstellen und die noch übrigen Rittersitze besetzen wird. Eine solche Operation, consequent durchgeführt, wirkt unwiderstehlich, sie würde das darauf gewandte Capital allerdings nur mäßig verzinsen, langsam zurückerstatten; aber es wäre die größte Cultur, welche Preußen je durchgesetzt hätte, sie würde die Provinz zu einer der blühendsten in Deutschland machen, sie würde kein Recht der Polen kränken, sie ist die humanste, mildeste Waffe der Preußen gegen Solche, welche öffentlich erklärt haben, daß sie keine Preußen sein wollen. Das Detail dieser Operation gehört nicht hierher, sie ist durchführbar ohne neue Actiengesellschaften und ohne neue Belastung des Budgets.

Mit und ohne solche Maßregeln ist Polen dem deutschen Elemente gesichert. Es ist nicht unmöglich, daß die Polen noch einmal den Versuch machen, die Grenzkreise, in denen sie zahlreich wohnen, gegen die Regierung aufzuregen. Wir erwarten die Zeit kalt, ohne Freude, ohne ein anderes Mitleid, als das, welches man den idealen Empfindungen eines erbitterten Feindes schuldig ist. Denn es ist sicher, daß ein solches Beginnen schneller als jede Colonisation die Schuldigen aus dem Großherzogthum entfernen wird.

So steht der Deutsche zum Polen. Wir haben ihnen gegenüber das Unrecht, daß wir seit mehr als sechs Jahrhunderten gegen Osten uns ausbreiten, daß sie schwinden; wir haben ihnen gegenüber keine von den Verschuldungen, welche sich der Engländer gegen Irland vorzuwerfen

hat. Wir haben sie nie mit dem abschließenden Hochmuth einer siegreichen Kaste behandelt, wir haben ihnen länger als durch ein halbes Jahrhundert eine Nachsicht und Schonung bewiesen, welche zuweilen weicher Schwäche mehr ähnlich sah, als sicherer Kraft. Wir sind in die Lage gekommen, mit ihnen einen friedlichen Kampf um Grund und Boden kämpfen zu müssen, nicht aus roher Eroberungssucht, nicht weil es uns Freude macht, sie von ihrer heimischen Erde zu vertreiben, sondern weil die Sorge für unsere Selbsterhaltung uns dazu zwang. Wenn der Engländer Macaulay in dem nachgelassenen Band seiner englischen Geschichte die Theilung Polens die schmachvollste That der europäischen Politik nennt, so verzeihen wir diese hohle Zeitungsphrase einem Todten; seinen Landsleuten aber wünschen wir, daß sie bei allen ihren Kämpfen mit fremden Nationalitäten mit so gutem Gewissen und unter dem Zwange einer so ernsten Nothwendigkeit gehandelt haben mögen, wie Preußen, da es Stücke des polnischen Landes für sich und Deutschland in Besitz nahm. ♀

Eine Stimme aus den Hansestädten.

Bremen im September.

Die Artikel, welche die „Grenzboten" der zu begründenden deutschen Kriegsmarine gewidmet haben, sind wol nirgend mit lebhafterem Interesse gelesen worden als in unseren Seestädten, obwol wir selbst nicht eben sehr glimpflich von dem Verfasser behandelt worden sind. Er stellt uns, wie wir uns nicht verhehlen können, gewissermaßen an den Pranger und wirft uns eine Reihe politischer Laster und Gebrechen vor, welche uns selbst mit Abscheu erfüllen müssen. Wir besitzen keinen Patriotismus; wir wollen lieber bettelhaft durch die Welt uns krümmen als etwas von unserem Mammon für eine deutsche Marine opfern; wir sind von einem engherzigen Particularismus besessen; wir sind vernarrt in unsere kleine Souveränetät; wir sind so beschränkt, daß wir nicht einmal die Interessen unseres eigenen Handels verstehen; wir sind namentlich die entarteten Nachkommen der alten Hansa, unfähig den Ruhm der kriegerischen Väter zu wahren, vor deren Flagge einst die Könige zitterten. Ungeachtet dieser von schweren Anschuldigungen strotzenden Anklage-

acte wagen wir es mit leichtem Herzen vor die Jury hinzutreten, welche aus den Lesern dieser Zeitschrift besteht. Wir plaidiren „Nicht schuldig" und wir leben der getrosten Zuversicht, daß der Wahrspruch der Geschworenen, ja daß der öffentliche Ankläger selbst uns freisprechen wird.

In einem Punkte freilich räumen wir unsere Schuld ein. Ja es ist wahr, wir sind nicht mehr, was die alte Hansa gewesen ist. Wir spielen nicht mehr auf den Meeren die große Rolle, die unsere Vorfahren so glorreich durchführten. Aber wir glauben, daß wir „mildernde Umstände" zu unseren Gunsten anführen können. Wir sind unserer nur noch drei, während die alte Hansa ihre Bundesglieder nach vielen Dutzenden zählte. Die Gegner der alten Hansa dagegen waren arme und unbehilfliche Dynasten, deren verfügbare Streitkräfte keinen Vergleich aushalten mit der organisirten Macht moderner Königreiche selbst dritten Ranges. Wir sind für Deutschland, abgesehen von unserer politischen Verfassung, was Rotterdam und Amsterdam für Holland, was Liverpool und Hull für England, Marseille und Havre für Frankreich sind, Handelsplätze, Seehäfen, ohne die Mittel, selbständig in die große Politik einzugreifen. Ich für meine Person kann mir auch nicht vorstellen, daß unser Ankläger, als er seine glänzende Schilderung von den Kriegsthaten der alten Hanseaten entwarf, ernstlich daran gedacht hat, Ansprüche auf ähnliche Leistungen an uns zu erheben. Er hat gewiß nur damit bezweckt, unser, wie er annahm, eingeschlafenes Ehrgefühl zu erwecken, und uns zu ermahnen für die Sache der deutschen Seegeltung nach dem Maße unserer jetzigen Kräfte thätig zu sein.

In der That, wenn wir in seinen Artikeln an die praktischen Anforderungen kommen, so finden wir, daß er nichts Anderes will. Er verlangt von uns Bremern eine Leistung, deren jährlichen Geldwerth er auf 50,000 Thlr. und mit Einschluß der Anlagekosten auf 75,000 Thlr. veranschlagt. Er fordert nichts, was auch nur entfernt solche Wirkungen hervorrufen könnte, wie die alte Hansa sie mit ihren Flotten erreichte. Er selbst weiß sehr wohl, daß dazu die vereinigten Budgets der drei Städte nicht im Mindesten ausreichen würden, selbst wenn dieselben nur für Kriegsschiffe verwandt würden.

Haben wir in diesem Punkte die Absicht des Anklägers richtig verstanden, so haben wir die Genugthuung, ihm erklären zu können, daß zwischen ihm und uns Bremern in der Hauptsache ein vollkommenes Einverständniß herrscht und vom Anfang an geherrscht hat. Seitdem in unserer Mitte die Flottenfrage in erneute öffentliche Anregung gekommen ist, d. h. seit vorigem Frühjahre ist dasjenige, was die Artikel der „Grenzboten" uns so nachdrücklich und eifervoll als unsere Schuldigkeit predigen, als etwas durchaus Selbstverständliches von uns anerkannt worden. Von uns, d. h. von dem gesammten Bremen, von dem Senate, von der Bürgerschaft, von dem Publicum, von

der Presse. Sofort nach der ersten Wiederanregung der Sache, wie gesagt, faßte die bremische Bürgerschaft einstimmig den Beschluß, staatsseitig für die bessere Vertheidigung der Küsten und des Seehandels mit anderen deutschen Regierungen zusammenzuwirken, und dem Principe dieses Beschlusses trat der Senat unverweilt bei. Das Publicum machte zwar keine geräuschvollen Zustimmungsdemonstrationen; dergleichen liegt den hiesigen Sitten und Gewohnheiten fern; aber daß die Bevölkerung in allen Klassen völlig einverstanden mit den Erklärungen ihrer gesetzlichen Vertreter gewesen sei, daran zu zweifeln ist hier schwerlich Jemandem in den Sinn gekommen. Die Presse endlich war einstimmig in ihren patriotischen Kundgebungen, und während des ganzen Sommers ist sicher in Bremen kein Wort über die Marineangelegenheit gedruckt worden, welches gegen eine staatsseitige Förderung derselben gerichtet gewesen wäre. Es scheint aber, daß man im inneren Deutschland von uns lautere und umständlichere Betheuerungen unserer Opferwilligkeit erwartet hat, und es mag sein, daß wir in diesem Stücke durch Unterlassung gesündigt haben. Wir haben uns eingebildet, daß Worte überflüssig seien, wo Alle, man darf wohl sagen ausnahmslos, die That für gesichert ansahen.

Vielleicht sind wir aber, nachdem wir den ersten Beschluß gefaßt hatten, mit der Ausführung zu säumig gewesen. Die Monate Juli, August und September sind verflossen, und noch ist nicht definitiv entschieden, was wir thun und wie wir es thun wollen. Ich räume ein, daß eine raschere Erledigung der Angelegenheit möglich gewesen wäre. Aber die Schuld der Verzögerung ist weder uns allein zur Last zu legen, noch ist sie, bei Lichte betrachtet, so unverzeihlich, wie sie dargestellt worden ist. Zunächst ist zu bemerken, daß Verhandlungen mit der preußischen Regierung einem endgiltigen Beschlusse Bremens voranzugehen hatten. Die preußische Regierung hatte die Führung dieser Verhandlungen ihrem Gesandten bei den Hansestädten übertragen, zugleich aber sich damit einverstanden erklärt, daß dieselben nicht während der Sommermonate zu eröffnen seien. Der Gesandte selbst mußte in Marienbad, wenn wir nicht irren, eine Cur gebrauchen; die bremische Bürgerschaft war in alle Himmelsrichtungen zerstreut; das Berliner Cabinet befand sich in Bädern oder auf Gütern; das auswärtige Ministerium war thatsächlich ohne Chef. Man scheint nicht angenommen zu haben, daß die Sache Nachtheil leiden werde, wenn man sie bis September vertage; von preußischer Seite wenigstens hat man, des Erfolges in der Hauptsache sicher, gegen den kurzen Aufschub der Detailfragen kein Bedenken geäußert.

Ohnehin sind die drei Sommermonate nicht ungenutzt verstrichen. Unser Ankläger behauptet freilich, wir hätten während dieser Zeit uns bemüht, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und unter allerlei nichtigen Vorwänden

die Leistungen, zu denen wir anfänglich uns erboten hatten, von uns abzuwälzen gesucht. Der Senat, von reichsstädtischem Souveränetätsschwindel erfüllt, habe sich gegen preußische Führung gesträubt, man habe sich hinter den Bundestag zu stecken gesucht; man habe, um nur keine Kanonenboote bauen zu müssen, den Bau von Fregatten gefordert; man habe in der Presse die uns angesonnene Last als eine unerschwingliche dargestellt. Allein alle diese Anschuldigungen sind einfach unwahr.

Was zunächst den behaupteten Souveränetätsschwindel betrifft, so ist darüber Folgendes zu bemerken. Ursprünglich herrschte sowol in Preußen wie in den Städten die Idee vor, die künftige Nordseeflotille solle aus Contingenten der einzelnen Staaten bestehen. Noch die Erklärung der Bremischen Bürgerschaft ging von diesem Gedanken aus. Jeder Staat baute danach selbst seine Schiffe, unterhielt und bemannte sie selbst, und nur eine gewisse äußere Organisation vereinigte die verschiedenen Flottenabtheilungen zu einer Art von Einheit, ähnlich wie im Bundesheere die Brigaden und Divisionen der verschiedenen „Kriegsherren“ sich zu einem Armeecorps vereinigen. Nur daß im Kriegsfalle Preußen den Oberbefehl über die Seemacht führen werde, ward von vorn herein ausgemacht. Was that nun dieser Idee gegenüber der Bremische Senat? Sagte er, daß sie zu weit gehe, zu tief in seine Regierungsrechte eingreife? Nein, er sagte: diese Idee geht n i c h t weit genug. Preußen muß nicht allein im Kriege, sondern auch im Frieden die Marine in der Hand haben. Bei einer Zersplitterung der Kräfte in einzelne Contingente kommt nie so viel heraus, wie bei einer einheitlichen Leitung und Verwaltung; in kleinen und engen Verhältnissen kann ein tüchtiger Seedienst nur schwer, nur unvollkommen sich entwickeln; innerhalb einer Miniaturflotille, wie Bremen sie doch immer nur stellen könnte, verkümmert — namentlich in langen Friedensjahren — der kriegerische Geist und der Trieb technischer Vervollkommnung; d a r u m i s t e s b e s s e r, k u r z u n d g u t d u r c h a l l e t h e o r e t i s c h e n S o u v e r ä n e t ä t s b e d e n k e n e i n e n S t r i c h z u m a c h e n u n d d a s b r e m i s c h e F l o t t e n c o n t i n g e n t d e r p r e u ß i s c h e n M a r i n e, n i c h t ä u ß e r l i c h a n z u s c h l i e ß e n, s o n d e r n g ä n z l i c h e i n z u v e r l e i b e n. Preußen ist in Sachen der Marine d e r f a c t i s c h e V e r t r e t e r D e u t s c h l a n d s und Bremen mag sich so zu ihm stellen, wie die deutsche Stadt zu einem deutschen Seeministerium stehen würde. Im Interesse der Sache verzichten wir gern auf unsere selbstherrlichen Rechte; so weit es an uns liegt, erkennen wir in der preußischen die deutsche Marine, und wir sind bereit demgemäß zu handeln. „Sah das der Herrschsucht wol an Cäsar gleich?“ Ist dieses Progamm ein Zeichen von engherzigem Particularismus, von übertriebenem Souveränetätsschwindel? Wenn einige Wochen erforderlich gewesen sind, um für diesen Schritt das erforderliche Terrain zu gewinnen, kann man sagen, daß diese Wochen für die

Flottensache verloren gegangen seien? Ist nicht diese Wendung der Sache weit bedeutungsvoller als der Bau bremischer Kanonenboote hätte sein können? Die preußische Regierung, wie ich Grund habe anzunehmen, hat sich keinen Augenblick besonnen, diese Frage mit Ja zu beantworten.

Aber wir haben den Bundestag vorgeschoben und unsere Mitwirkung von einer entsprechenden Erleichterung unserer Militärlast abhängig machen wollen? Ich weiß nicht, aus welchen Quellen unser Ankläger diese Behauptung geschöpft hat, aber ich kann ihn versichern, daß seine Quellen ihn getäuscht haben. Von Einschlagung des Bundesweges ist niemals die Rede gewesen, und ebenso wenig hat man die Absicht gehegt, Preußen gegenüber die Bedingung einer Erleichterung unserer Bundespflichten aufzustellen oder auch nur zu erwähnen. Ich habe wol vernommen, daß im allerersten, noch etwas chaotischen Stadium der Flottenfrage ein Mitglied des Bremischen Senats privatim die Idee aufgestellt hatte, Preußen solle mit den Uferstaaten eine Marine organisiren und dann hintendrein für dieselbe vom Bunde die Anerkennung als Bundesinstitut und die schwarz-roth-goldne Flagge begehren, allein dieser Vorschlag ist nie aus der Privatsphäre herausgetreten. Möglich daß er Anlaß zu den irrigen Anschuldigungen, deren ich eben erwähnte, gegeben hat. Aehnlich mag es sich mit dem anderen Vorwurfe verhalten, daß wir auf dem Bau von Fregatten beständen, um nur keine Kanonenboote anschaffen zu müssen. Privatmeinungen mögen für officielle Weigerungen genommen worden sein. Natürlich sind in einer Frage, von der im Grunde Niemand etwas versteht, die Leute ganz besonders geneigt, ihre Weisheit leuchten zu lassen, und so fehlt es auch bei uns nicht an reichlichem Vorrathe wohlgemeinter Rathschläge. Wenn wir aber, wie bemerkt, entschlossen sind, die Entscheidung der Frage der preußischen Regierung zu überlassen, so ist die Selbstfolge, daß etwaige bremische Privatsympathien für die eine oder die andere Gattung von Kriegsfahrzeugen ganz gleichgiltig werden. Ich für meinen Theil habe unsere angebliche Begeisterung für Fregatten übrigens erst aus den „Grenzboten“ erfahren.

Jedenfalls hat aber doch die bremische Presse die uns angesonnene Last als unerschwinglich dargestellt? Auch dies muß ich leugnen. Die „Weser-Zeitung“ hat einmal auseinander gesetzt, daß ein jährlicher Friedens-Etat von 200,000 Thalern für Kanonenboote unsere finanziellen Kräfte übersteige. Sie hat aber nie behauptet, daß 50,000 Thaler zu viel sein würden. Unser Ankläger aber reducirt zuerst die 200,000 Thaler auf ein Viertel und spricht dann, als ob unsere Presse gegen das Viertel protestirt hätte. Wenn ich eine 50 Pfund schwere Last, deren Gewicht ich auf zwei Centner schätze, aufzunehmen mich weigere, weil sie 200 Pfund wiege, so ist es doch ungerecht zu behaupten, ich hätte mich geweigert 50 Pfund zu tragen. Ob die Berech-

nung der „Weser-Zeitung" oder diejenige unseres Anklägers richtiger sei, mag unentschieden bleiben, da die Frage keine praktische Bedeutung mehr hat. Der Ankläger fordert von uns nicht, was wir verweigern, und wir haben nie verweigert, was er fordert. Nur auf Eins möchte ich, um ferneren Mißverständnissen vorzubeugen, aufmerksam machen, daß wir, wenn wir die Grenze unserer Leistungen und unserer Mittel in's Auge fassen, immer nur an das Ordinarium eines Friedensbudgets denken, nicht an die außerordentlichen Opfer eines Krieges, daß mithin, wenn man uns einige Kriegsabgaben und Kriegsverwendungen der alten Hansa zur Nachahmung empfiehlt, wir diese Beispiele nicht als zutreffend anerkennen dürfen.

Noch zwei Punkte enthält die Anklageacte, die ich berühren muß. In Bremen hat man noch keine Privatsammlungen veranstaltet, und in Bremen verschließt man sich gegen die Erkenntniß, daß man im Interesse des eigenen Handels wohl daran thue, die Begründung einer deutschen Seemacht fördern zu helfen.

Mit dem Mangel an Privatsammlungen hat es seine Richtigkeit. Aber weshalb sind dieselben in Bremen unterblieben? Aus Mangel an Sympathie? Der Ankläger gibt es ja selbst zu, daß unsere „Bevölkerung" von der besten Gesinnung erfüllt, daß nur die Regierung lau und säumig sei. Oder aus Geiz? Man kann unserem Publicum Manches vorwerfen, aber Mangel an Freigebigkeit gewiß nicht. Der Grund, welcher die Privatsammlungen bei uns gehindert hat, ist ein ganz anderer und ein recht erfreulicher. Der Staat wird die Sammlung in die Hand nehmen, das steht seit dem vorigen Juni für Jedermann unzweifelhaft fest. Der Steuererheber wird von nun an alljährlich in unsere Häuser kommen und unsere Flottenbeiträge eincassiren. Die Beiträge sind darum nicht minder freiwillig. Wenn unsere 150 städtischen Vertreter einstimmig die Flottensteuer bewilligen, wenn der Senat einstimmig sie sanctionirt, wenn im Publicum kein einziger Mund dagegen sich öffnet, so darf man wol behaupten, dies sei eine ächte Selbstbesteuerung, moralisch von eben so hohem Werthe, wie irgend eine Collecte, pecuniär wahrscheinlich von ungleich höherem. Man wird den Geldwerth capitalisirt doch immerhin auf eine Million anschlagen können, was eine hübsche Summe für einen so kleinen Staat ist. Unser Ankläger meint freilich, es sei für uns eine Kleinigkeit, 50,000 Thlr. jährlich für eine Marine aufzubringen. Aufbringen werden wir sie, und ohne Murren, aber eine Kleinigkeit ist es leider keineswegs. Wir geben ja ohnehin schon so viel aus, wird uns gesagt. Freilich, und eben deswegen wird es uns einigermaßen schwer, noch mehr auszugeben. Wäre es umgekehrt, so ginge es schon eher. Ich kann versichern, daß es unseren Finanzmännern recht viel Kopfbrechens verursachen wird, den Bedarf zu decken. Wie dem aber auch sein mag, es wird geschehen, und damit sollte

man sich zufrieden geben. Besonderes Lob haben wir ja nie verlangt; nur Tadel glauben wir nicht verdient zu haben. So viel ist doch gewiß, wenn das übrige Deutschland in der nämlichen glücklichen Lage sich befände, wie wir, würde Niemand an Flottensammlungen denken. Ein Vertrauensvotum für Preußen liegt aber in unserem Verfahren so unzweifelhaft, daß es kaum unbedingter gedacht werden kann.

Soll ich noch von unserem commerciellen Interesse reden? Der Vorwurf, daß wir den Flottenschutz für unseren eigenen Geldbeutel zu gering anschlügen, klingt etwas eigenthümlich in dem Munde eines Mannes, welcher so geringschätzig von dem Commissions- und dem Speditionsgeschäfte der Hanseaten spricht und es ihnen zum Verbrechen anrechnet, daß die Ladungen in ihren Schiffen so häufig nicht ihnen, sondern Anderen gehören. Je begründeter diese Behauptung ist, desto nothwendiger folgt daraus, daß jene „Anderen", daß also namentlich das übrige Deutschland, wenn man einmal eine Interessenfrage aus der Sache machen will, mehr Vortheil von der Kriegsmarine haben würden als unsere armseligen Rheder, denen ja nur selten noch, wie in der glorreichen alten Zeit, die Waare in ihren Schiffen gehört. Inzwischen werden wir, wie schon gezeigt, bei der Bemessung unserer Leistungen uns nicht auf diese Consequenz berufen. Wir werden über unsere Durchschnittsquote hinausgehen und nicht etwa darauf hinweisen, daß in anderen Ländern die Seeplätze nicht mehr als jedes Dorf zu den Kosten der Staatsmarinen herangezogen werden, am allerwenigsten zwei oder drei Seeplätze unter allen übrigen. Allein so viel steht fest, daß wir dazu nicht um unseres Geldbeutels willen uns bereit erklärt haben, sondern lediglich aus politischen Gründen. Wenn wir wirklich solche Krämerseelen wären, wie unser Ankläger sagt, wenn wir nur den kaufmännischen Nutzen im Auge hätten, so würden wir unser Geld in der Tasche behalten. Wir geben es gern und freudig her, weil wir nicht nach dem commerciellen Vortheil fragen, weil wir in der Marine ein unentbehrliches Werkzeug der deutschen Politik und eine Waffe des Rechts und der Ehre unseres großen Vaterlandes erblicken, weil ohne Kriegschiffe, um es einfach zu sagen, unsere Sache mit Dänemark nicht ausgefochten werden kann. Der Geldschaden, welchen der bevorstehende Krieg mit den Dänen uns zufügen wird, bleibt, auch wenn wir eine Blokade abwenden, immer noch sehr bedeutend, und derjenige Betrag, um welchen er sich durch besseren maritimen Schutz abmindern wird, würde schwerlich eine Krämerseele bestimmen, die hohe Versicherungsprämie zu zahlen, welche für Unterhaltung einer Marine erforderlich ist. Eine Krämerseele würde denken, in großen Seekriegen werde Deutschland doch schwerlich viel zum Schutze seines schwimmenden Eigenthums thun können; ein Krieg mit Dänemark werde muthmaßlich in hundert Jahren kaum einmal vorkommen, und wenn er eintrete, so werde man seine Schiffe unter neutrale Flagge bringen

und in der Frachtfahrt zwischen neutralen Plätzen beschäftigen, auch der Blokade wegen sein Capital in auswärtigen Handelsunternehmungen anlegen können. Die Blokade selbst werde zwar auf eine Zeit lang, vielleicht auf zwei Jahre, den Handelsgewinn am Platze selbst in's Stocken bringen und damit eine bedauerliche Einbuße verursachen; wenn man aber dagegen berechne, daß man in hundert Jahren durch Unterlassung jeglicher Seerüstung Millionen und aber Millionen erspart habe, so müsse man ein Narr sein, wenn man sein schönes Geld für Kriegschiffe ausgeben wolle. So würde eine Krämerseele denken, und zu ähnlichen Resultaten würde sie gelangen, wenn sie den bloßen Geldwerth der Nachtheile berechnete, welche den deutschen Kaufleuten in den Häfen halbcivilisirter Völker durch eine Kriegsmarine erspart werden können. Wir dagegen erkennen zwar gern an, daß eine Flotte, wie Preußen sie zu organisiren unternimmt, auch pecuniären Nachtheil bis zu einem gewissen Grade abzuwenden und namentlich, einem schwächeren Feinde gegenüber, den deutschen Producenten und Consumenten ihre Verkehrsstraßen zur See freizuhalten vermag. Aber wir glauben, daß als bloßes Assecuranzgeschäft die Unterhaltung einer solchen Flotte sich nicht rechtfertigen lasse. Möglich, daß wir hierin irren, aber es ist überflüssig von unserem Irrthum uns überzeugen zu wollen. Denn mag das Geschäft kaufmännisch gut oder schlecht sein, wir werden uns daran betheiligen, und es kann Anderen ziemlich gleichgültig sein, ob wir es thun aus Eigennutz oder aus Patriotismus.

Eine französische Flottenbewegung.

Als im Jahre 1803 der Krieg zwischen Frankreich und England wieder ausbrach, befand sich die französische Marine, obwol sie ungefähr 50 Linienschiffe zählte, gegenüber der englischen in einem unzureichenden Zustande. Es war nothwendig die Zahl der Schiffe zu vermehren, sowol um die See behaupten zu können, als auch speciell, um die schon im früheren Kriege vom französischen Directorium in's Auge gefaßte Landung an der englischen Küste auszuführen. Zu letzterem Zwecke hatten die Marine-Ingenieure platte Schiffe

vorgeschlagen, welche so eingerichtet waren, daß sie sowol die Truppen mit ihrem Material aufnehmen, als auch nöthigenfalls an einer Seeschlacht Theil nehmen konnten.

Im Juni 1803, gleichzeitig mit dem Ausbruch des Krieges, wurde die französische Nation von einer Bewegung ergriffen, welche Thiers in seiner Geschichte des Consulats und Kaiserreichs in folgender Weise schildert: „Wie mit einem elektrischen Schlage boten die Departements und großen Städte, jede nach ihren Mitteln, der Regierung Plattschiffe, Corvetten, Fregatten, ja selbst Linienschiffe dar. Das Departement l'Orient wurde zuerst von diesem patriotischen Gedanken ergriffen. Es legte sich eine Summe von 300,000 Franken auf, um eine Fregatte von 30 Geschützen zu bauen und auszurüsten. Diesem Signal antworteten die Gemeinden, die Departements, ja die Corporationen mit einer allgemeinen Erhebung. Die Maires von Paris eröffneten Unterzeichnungen, und eine Menge von Unterschriften bedeckten bald die ausgelegten Bogen. Die von den Marinebehörden vorgeschlagenen Plattschiffe hatten verschiedene Größen und kosteten 8000 bis 30,000 Franken. Jeder Ort konnte daher seinen Eifer seinen Mitteln anpassen. Kleine Städte wie Coutances, Bernay, Louviers, Valogne, Foix, Verdun, Moissac, gaben einfache Plattschiffe erster oder zweiter Klasse. Bedeutendere Städte votirten Fregatten und selbst Linienschiffe. Paris gab ein Linienschiff von 120, Lyon von 100, Bordeaux von 80, Marseille von 74 Geschützen. Diese Geschenke der großen Städte waren von denjenigen, welche die Departements machten, unabhängig. So unterzeichnete das Departement der Gironde zum Schiffsbau 1,600,000 Franken, obwohl Bordeaux ein Linienschiff von 80 Geschützen dargeboten hatte. Obgleich Lyon ein Linienschiff von 100 Geschützen gegeben hatte, fügte das Departement der Rhone noch eine patriotische Gabe, die sich auf ein Achtel seiner Abgaben belief, hinzu; ebenso das Norddepartement zu dem von der Stadt Lille votirten Fonds noch eine Million. Die Departements besteuerten sich im Allgemeinen mit Summen von 200,000 bis zu einer Million Franken. Einige lieferten ihren Beitrag in den für die Marine geeigneten Producten des Landes. Das Departement der Côte-d'Or schenkte dem Staate hundert schwere Geschütze, die zu Creuzot gegossen werden sollten. Das Departement des Lot und der Garonne votirte für die Dauer der Finanzjahre XI und XII einen Zuschlag von 5 Centimes zu seinen directen Abgaben, um denselben für Segeltuch, das im Lande gekauft werden sollte, zu verwenden. — Die großen Staatskörper wollten nicht zurückbleiben, und der Senat gab von seinen Einkünften ein Linienschiff von 120 Geschützen. Einfache Handelshäuser, wie das Haus Barillon, Finanzbeamte, wie z. B. die Generaleinnehmer, boten Plattschiffe dar.

Der Gesammtwerth dieser patriotischen Gaben wird von Thiers auf vierzig Millionen Franken geschätzt.

Aus Tirol.

Unlängst wurde vor dem Gerichtshof zu Botzen ein interessanter Fall verhandelt. Als Angeklagter stand der Priester Andersag vor den Schranken, weil er bei Anlaß des Protestantengesetzes zu Schlanders eine sehr heftige Predigt gehalten hatte. Sein Urtheil lautete auf 14 Tage Haft. Was soll jedoch das heißen? Zufolge des Concordates darf er diese nicht in einem bürgerlichen Gefängniß absitzen, sondern in einem Kloster, wo man ihn gewiß als Märtyrer für die gute Sache mit Auszeichnung aufnehmen, für die empörende Ungerechtigkeit der Regierung gegen einen Diener Gottes schadlos halten und auf das Beste bewirthen wird. Sehr instructiv war das Verhalten der vorgeladenen Zeugen, welche großentheils, den Bezirksrichter Klingler voran, die Schmähungen Andersags vergessen haben wollten; vermuthlich hat die Furcht vor dem noch immer mächtigen Klerus auf ihr Gedächtniß gewirkt. So lange man übrigens nur gegen Priester in untergeordneter Stellung vorgeht und auch noch diese fast wie ein noli me tangere behandelt, ist kein Erfolg zu hoffen, man muß höher greifen. Die Bischöfe, wenn sie sich etwa gegen die Strafgesetze vergehen, genießen freilich in Folge des famosen Artikels Nr. XIV des Concordates nahezu einer vollständigen Immunität, indem sie nur von einem Provinzialconcil oder dem Papste selbst gerichtet werden können. Es thäte aber auch zur Aufmunterung unseres Beamtenstandes recht gut, wenn man einmal alle Förderer der Reaction bei Seite schöbe, damit sie nicht heimlich ihren Unflat auf alle Maßregeln, welche ein neues Stadium bürgerlicher und politischer Freiheit schaffen sollen, werfen und sie dadurch in Mißcredit bringen. Das wäre um so trauriger, weil das Ministerium Schmerling ohnehin vom letzten Sparpfennig des öffentlichen Vertrauens zehrt und bei schlechter Verwendung desselben der Ruin des Staates unausbleiblich wäre. Es ist eine Frage, welche nicht einschlafen darf und die man daher stets wiederholen muß: warum sind Haßlwandter, Scheuchenstuel, Petzer u. A. noch stets in amtlicher Thätigkeit? Freilich sollte man auch in Wien anfangen,

mit der Wurfschaufel die Spreu vom Weizen zu sondern. Was die Ansiedlung der Protestanten in Tirol betrifft, so gibt vorläufig selbst der Bischof von Brixen seine Sache verloren, wie er sich jüngst äußerte; es wäre freilich für ihn und das Land besser gewesen, wenn er sie nie angefangen hätte. Zu Bregenz sind bereits die Summen für den Bau einer lutherischen Kirche und die Anstellung eines Predigers gezeichnet, leider scheint sich die Regierung wieder auf das Zögern zu verlegen; denn obwol schon vor einigen Monaten die Bewilligung derselben eingeholt ward, ist diese doch noch nicht erfolgt. Ein gleiches Schicksal hatte die Bitte einiger Actionäre, welche zur Gründung eines liberalen Blattes bereits ziemlich ansehnliche Summen gezeichnet hatten. Sie wurden angeblich auf Grund des Gemeindegesetzes abgewiesen; die Pille versüßte man allerdings damit, daß man ihnen die Errichtung eines Gesellschaftsvertrages rieth. Statt dessen kommt nun ein Professor der Universität Innsbruck um die Concession ein, doch ist dadurch leider die Erledigung um Monate verzögert, während jeder Tag, wo man den Ultramontanen nicht tüchtig über den Mund fährt, als Verlust gelten muß. Es ist eine bekannte Sitte großer Herren, daß sie ihren Unmuth, den sie an dem schuldigen Gegenstande nicht kühlen können, an einem unschuldigen auslassen. So scheint es auch dem Director des Gymnasium zu Innsbruck, Sibinger, von Seite des hochwürdigen Fürstbischofes zu Brixen ergangen zu sein. Sibinger hat mit Ehren seine amtliche Laufbahn vollendet und wollte ausgezeichnet auch in Anerkennung des Kaisers die Lehranstalt, welche sich unter seiner Leitung vor allen andern hervorgethan, verlassen. Da berief ihn der Bischof, um ihm zu sagen, daß die sittliche und religiöse Bildung der Schüler des Gymnasiums völlig vernachlässigt sei, nur durch die zwei Professoren Vonbank, den ehemaligen Redacteur der schmählichen Tirolerstimmen, und Herrn Greuter, der sich bereits durch ganz Deutschland durch seinen Zelotismus eine keineswegs erfreuliche Berühmtheit erworben, sei sie noch aufrecht erhalten. Sibinger konnte diese Verläumdung gründlich zurückweisen; wie man uns schreibt, soll sich der Bischof auch noch beklagt haben, daß einer der Professoren zu den Führern der liberalen Partei gehöre. Hinc illae lacrimae! Die Professoren einer von der Regierung bezahlten Lehranstalt sollen also unter Führung irgend eines Fanatikers dem Ministerium Opposition machen, um allenfalls den Augen eines Bischofes, der sich überhaupt um die politische Gesinnung der Lehrer einer öffentlichen Anstalt gar nicht einmal zu kümmern das Recht hat, wohlgefällig zu sein. Das ist doch naiv. Es wäre der Mühe werth, daß Jemand zu Innsbruck diesem Vorgang genau nachspürte und ihn mit allen Details veröffentlichte, er wirft ein zu grelles Streiflicht auf unsere Zustände und die Gelüste des Klerus.

Noch einen Blick auf die Universität! Oeffentlichen Blättern entnehmen

wir, daß wieder einige Professoren neu ernannt worden sind. Der vermuthlich an die Stelle Schulers, dessen Nachlaß noch immer der Veröffentlichung harrt, berufene Professor Harum genießt in der juridischen Welt mit Recht eines großen Ansehens, für Naturgeschichte wurde ein gewisser Kerner berufen, der laut einer Angabe der Allgemeinen Zeitung ein geschätzter Botaniker sein soll; Fachmänner, bei denen wir uns nach ihm erkundigten, scheinen nicht viel von seinen Werken zu wissen. Sei dem, wie ihm wolle, mit der Botanik allein ist in einem Lande, dessen Reichthum an den verschiedensten Naturerzeugnissen sprichwörtlich ist, nicht viel ausgerichtet, auch Mineralogie und Zoologie verlangen gebührende Vertretung. Soll unsere Landesuniversität zu einem gedeihlichen Stand kommen, so muß auch hier aufgeräumt werden; denn mit Dilettanten, welche ihre Berufung weniger einer wissenschaftlichen Leistung als der Protection verdanken, ist nichts gethan, zu schweigen von Leuten wie Moy und Kerer, welche noch jesuitischer als die Jesuiten sind. Bis jetzt haben wir viel gehofft, es ist aber nicht viel geschehen, die Galgenfrist, welche man dem Anhang des alten Systems gewähren kann, sollte doch billigerweise jetzt als abgelaufen zu betrachten sein.

Lessing-Studien.

Lessing-Studien. Von C. Hebler, Privatdocent der Philosophie an der Hochschule Bern. Bern, Verlag von Huber und Comp. (J. Körber.) 1862.

So erfreulich die Wahrnehmung ist, daß man sich in unsern Tagen fleißiger als je mit Lessing beschäftigt, so fehlt doch viel, daß auch die Ergebnisse dieser Beschäftigung allemal erfreuliche wären. Selbst an dem gesundesten Stoffe (und den gesundesten aller deutschen Schriftsteller kann man ja Lessing füglich nennen) nährt der Kranke seine Krankheit: und der Kranken gerade in den Stücken, auf welche Lessings wichtigste Schriften sich beziehen, sind in unsrer Zeit nur gar zu viele. Je höher die Achtung vor Lessing, die Geltung seines Wortes und Vorgangs, gestiegen ist, desto eifriger suchen die verschiedensten Parteien seine ihres Tiefsinns wegen nicht immer leicht verständlichen Orakel zu ihren Gunsten auszulegen, den großen Mann als einen

der Ihrigen darzustellen, sich mithin, sofern sie irren, an und aus ihm in ihrem Irrthum zu bestärken.

Weil Lessing es bekanntlich nicht mit der damaligen Berliner Aufklärung hielt, weil er das orthodoxe System seiner Consequenz und der Geistesarbeit wegen, die zu seinem Aufbau erforderlich gewesen, der Modetheologie seiner Zeit vorzog, in der er ein folgewidriges, beide Bestandtheile verunstaltendes Gemisch von Glauben und Wissenschaft erkannte: wird er von unsern Neukirchlichen heute als Gewährsmann aufgerufen, deren Theologie er doch noch viel ungesunder und „ausstoßender" als die der neumodischen Geistlichen von damals gefunden haben würde. Aber auch auf der andern Seite, wo man mehr Recht hat, Lessing für sich in Anspruch zu nehmen, verfährt man dabei nicht selten ebenso unrecht. Statt vor Allem Lessings Eigenthümlichkeit in allen ihren Zügen, auch die zunächst befremdlichen nicht ausgenommen, ohne Abzug oder Zuthat aufzufassen, geht man so zu sagen von einer Kategorientafel des Freisinns und Fortschritts aus, und sucht nun für alle Rubriken derselben Belege in dem Wesen und Wirken des Mannes beizubringen. Er muß ein Republikaner, ein Fürstenhasser, kurz ein Radicaler in jeder Art gewesen sein, und in solcher schablonenhaften Betrachtungsweise kommt man von der Person so weit ab, und redet sich in ein solches Pathos hinein, daß man nicht mehr fühlt, wie lächerlich es unter Anderm ist, auf Lessings gewiß tiefgemüthliche, aber ebenso gewiß ernst männliche, nicht jugendlich empfindsame Neigung zu seiner nachmaligen Frau Mignons „Nur wer die Sehnsucht kennt" in Anwendung zu bringen.

So unechtem Tendenzwesen auf beiden Seiten steht die Schrift des Schweizerischen Gelehrten, die uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, als durchaus gesunde und erfreuliche Erscheinung gegenüber. Der Verfasser sucht vor Allem Lessing zu nehmen wie er ist, nicht wie man ihn von dem oder jenem Parteistandpunkt aus wünschen möchte, und dies zu ermitteln steht ihm ebenso viel Schärfe des Denkens als Feinheit der Empfindung zu Gebot. Durch solches Verfahren verdirbt er freilich den Tendenzmännern nach beiden Seiten hin den Spaß, und das ist gleich im ersten Falle jammerschade, da es wirklich ein Capitalspaß ist, den uns die frommen Herren hier zum Besten geben. Sie möchten Lessing, den sie geradehin zu den Ihrigen unmöglich rechnen können, doch als einen solchen darstellen, der mindestens in seiner letzten Zeit nicht fern vom Reiche Gottes gewesen. Indeß auch das scheint der Nathan mit seinen fatalen drei Ringen unthunlich zu machen. Wer zwei Jahre vor seinem Ende den Nathan schrieb, der war augenscheinlich noch weit von dem, was jene Leute den rechten Weg heißen.

So wie er ist, steht also der Nathan den Wünschen der Partei entschieden entgegen. Allein er könnte ja auch anders sein. Und er würde anders

sein, hat neuerlich ein frommer Literaturhistoriker (W. Wackernagel) und gleichzeitig ein Consistorialrath (Stirm) entdeckt, wenn er nur um zwei Jahre später wäre gedichtet worden. Dann würden nicht bloß manche Einzelnheiten anders lauten, sondern auch „Haltung und Sinn des Ganzen würde anders, wesentlich anders, ausgefallen sein". Fragt man die Herren, woher sie das wissen, so verweisen sie auf die Erziehung des Menschengeschlechts, die Lessing das Jahr nach der Vollendung des Nathan geschrieben habe. Hier erkenne er das Bedürfniß einer der Vernunft zu Hilfe kommenden Offenbarung an und setze die christliche Offenbarung als höhere Stufe über die mosaische, während er den im Nathan mit beiden als gleichberechtigt hingestellten Islam nunmehr als unberechtigt bei Seite lasse: eine fortgeschrittene Ansicht, mit welcher die dem Nathan zum Grunde liegende nicht mehr zu vereinigen sei. Hätte folglich Lessing den bösen Nathan nach der Erziehung des Menschengeschlechts gedichtet oder umgedichtet, so wäre er ein guter Nathan, ein Nathan nach dem Herzen dieser frommen Herren geworden. Schade nur für's Erste, daß der Nathan, wie sonst Jedermann weiß, wie aber der Verfasser auch den Herren, die es nicht wissen wollen, vor Augen legt, in der That nach der Erziehung des Menschengeschlechts geschrieben, und dennoch so bös ausgefallen ist! Und Schade für's Andere, daß die Erziehung des Menschengeschlechts selbst, wie der Verfasser gleichfalls nachweist, auf wesentlich gleichem Boden mit dem Nathan steht, anders aber und der Rechtgläubigkeit günstiger nur von solchen ausgelegt werden kann, die zwischen Bild und Sache nicht unterscheiden können, oder nicht unterscheiden wollen.

Je häufiger Lessings Erziehung des Menschengeschlechts in diesem theologischen Sinne mißverstanden oder mißdeutet wird, desto verdienstlicher sind des Verfassers Erörterungen über den wahren Sinn und die Bedeutung dieser Schrift. Er bezeichnet sie als eine durchaus exoterische: wenn Lessing die Offenbarung als göttliche Erziehung darstelle, so verfahre er selbst als Pädagog, der sich nach der schwachen Fassungskraft der Mehrzahl seiner Leser richte. Das von Lessing gebrauchte Bild hat das Schiefe, daß es als Erziehung durch einen draußen stehenden Gott darstellt, was vielmehr immanente Selbsterziehung ist; das geht so weit, daß Lessing im Bilde einen Theil des Menschengeschlechts „den Gott in einen Erziehungsplan habe fassen wollen", von der übrigen Menschheit unterscheidet, bei der dies nicht der Fall gewesen (§. 54); ein Zug, durch welchen das Bild mit dem Gedanken Lessings, der sich die göttliche Erziehung des Menschengeschlechtes nicht anders als allgemein gedacht haben kann, in directen Widerspruch tritt. Doch wem dieser Widerspruch das Verständniß noch nicht öffnet, dem sollte es Lessings eigne Erklärung in der Vorrede thun, wo er die Reihe der positiven Religionen als „den Gang betrachtet, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll";

oder der Wink §. 70, wo das unmittelbare Geoffenbartsein gewisser Wahrheiten dazu herabgestimmt wird, „daß Gott verstatte, oder einleite, daß bloße Vernunftwahrheiten als unmittelbar geoffenbarte eine Zeit lang gelehrt werden.“ Ja schon dadurch, daß nach §. 4 die Offenbarung dem Menschengeschlecht nichts geben soll, worauf dasselbe nicht auch durch sich selbst, wenn auch später, hätte kommen können, daß mithin die Offenbarung keinen ihr eigenen, der Vernunft unerreichbaren Inhalt hat, ist sie andern Lessing'schen Erklärungen zufolge zu einer Offenbarung gemacht, „die nichts offenbart“, d. h. es ist dadurch der ganze Begriff der Offenbarung aufgelöst, und selbst das angebliche „Früher“ versteht sich lediglich als das natürliche Voraneilen bevorzugter Geister vor der Menge. „Hienach können wir,“ sagt der Verfasser mit Recht,“ zwischen beiden Schriften in Bezug auf ihr Verhältniß zur Offenbarung einen Unterschied nicht des Standpunkts, sondern nur der Ausführung zugeben, welcher sich leicht erklärt aus den verschiedenen Zwecken. Die Erziehung des Menschengeschlechts, gegen einen Feind der positiven Religion gerichtet, hat zu zeigen, daß diese doch auch eine der wahren Religion förderliche Seite habe; der Nathan, welcher den Theologen einen Possen spielen sollte, muß die andere Seite, den Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, herworkehren. Von einer eigentlichen Offenbarung aber und einer absoluten positiven Religion weiß auch schon die Erziehung des Menschengeschlechts nichts mehr. Nicht ist sie gegen den Deismus des Nathan gerichtet, vielmehr ist der Nathan eine Wahrung desjenigen Rechts des Deismus, welches Lessing von jeher anerkannt und diesem auch durch die Erziehung des Menschengeschlechts nicht hat verkümmern wollen“ (S. 14. 17. 21).

Lessings Christenthum und zunächst die Frage anlangend, ob er sich selbst für einen Christen gehalten und ausgegeben, sagt Hebler treffend: „Das christliche Gefühl, welchem Lessing das Wort redet, läßt sich nicht als das seinige, und sein religiöses und sonstiges Gefühl nicht als das christliche nachweisen. Die Gründe (für die Wahrheit des Christenthums), die er genügend fände, hat er nicht, und die, welche er hat, genügen ihm nicht. Das Christenthum ist wesentlich Glaube an Jesus als einen Gegenstand der Religion (also nicht als bloßen Religionsstifter oder Lehrer, oder Beispiel zur Nachahmung). Eine solche Anerkennung Jesu findet sich bei Lessing nirgends, wol aber die unzweideutige Ablehnung derselben. Hieraus folgt, daß, wenn er sich nicht für einen Christen in seinem und zugleich dem eigentlichen geschichtlichen Sinne des Wortes hielt, er sich nur für etwas nicht hielt, was er nicht war. Er war ein „decidirter Nichtchrist“ wie Goethe; aber wenn man von einem christlichen Nichtchristen reden dürfte, so hätte er wohl auf den Titel einigen Anspruch. Wie könnte auch Jemand eine Erscheinung hassen, die er als eine

geschichtlich nothwendige und im Großen und Ganzen wohlthätige erkennt? Nur etwa dann, wenn sie sich ihm als eine nicht blos geschichtliche, sondern nach seinem Urtheil am unrechten Ort oder in unrechter Weise noch gegenwärtige aufdrängt. Im Wesentlichen aber kommt Lessings angebliche Feindschaft gegen das geschichtliche Christenthum darauf hinaus, daß er es rein gegenständlich zu fassen sich beflis; was für ihn, da er jene unerklärbaren göttlichen Gründe nicht in sich spürte, ohne sie darum mißachten, oder sich ihnen für seine Person absichtlich versperren zu wollen, die einzige seiner selbst wie der Sache würdige Art war, es auf sich wirken zu lassen. Es ist troß dieser inneren Fremdheit gegen das geschichtliche Christenthum wol selten Jemandem eine größere Herzenssache gewesen, es zu verstehen, sich für das Recht desselben zu wehren, und an der Bestimmung desselben, so viel an ihm, mitzuarbeiten. Wenn das Christenthum klug ist, so ist ihm eine solche Feindschaft lieber als gar manche Freundschaft." (S. 88 f. 99 f. 103).

Den Gang, den Lessings theologische Entwickelung genommen, zeichnet Hebler im Umrisse so: „Nach einer kindlichen Rechtgläubigkeit und darauf folgendem kläglichen Zweifel, unter Betonung des Praktischen im Christenthum, ein Ansatz zu einer speculativen Dogmatik; dann bloße Vernunfttheologie; zuletzt Anerkennung der positiven Religion als der geschichtlichen Entwicklung der vernünftigen. Ein Fortgang von einem rechtgläubigen Christenthum zu einer Vernunfttheologie und von einer Stufe dieser zur andern, ohne daß wir irgendwo einen Sprung sähen" (S. 62 f.).

Als Philosophen nennt der Verfasser Lessing „einen Gelegenheitsdenker im großen Stil, wie sogar Leibnitz noch ein solcher heißen mag" (S. 116 f.), und seine Philosophie, sofern das Ganze seiner gelegentlich zu Tage kommenden Weltanschauung so genannt werden kann, bezeichnet er als „einen mit Hülfe Spinoza's vollbrachten Rückgang von der Leibnitzisch-Wolfischen Zeitphilosophie auf die einfachsten Grundgedanken ihres ersten Urhebers, mit selbständiger Ausführung derselben besonders nach der geschichts-philosophischen Seite hin" (S. 137). Dabei kommt er auf den merkwürdigen Umstand zu reden, daß zwei so geistesverwandte und ebenbürtige Zeitgenossen wie Lessing und Kant so viel wie keine Notiz von einander genommen haben. Ersterer von dem Letztern nur in einem Epigramm, von dem Hebler urtheilt, es möchte wol auf die Kenntnißnahme von dem bloßen Titel der Kantischen Schrift über die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte (der Philosoph habe dabei seine eignen zu schätzen vergessen, spottet das Epigramm) entstanden sein, als „der Schrift eines obscuren Magisters, welcher eine von den größten Gelehrten der Zeit discutirte Streitfrage zu lösen unternimmt, und welchem, wenn es zufällig ein Kant ist, so ein Spaß nicht schadet; oder vielmehr ist es dann

erst recht ein Spaß, besonders wenn es ein Lessing ist, der sich so verschätzte" (S. 139). Mit demselben Freimuth, der uns in seiner Verbindung mit der innigsten Verehrung seines Helden an dem Verfasser so wohl gefällt, bemerkt er über das Verhältniß beider Männer weiter: „Wir dürfen uns bei aller Ehrfurcht vor Lessing nicht verhehlen, daß er in philosophischen Dingen doch viel mehr von Kant, als dieser von ihm, hätte lernen können. Einzig in der philosophischen Geschichts- und Kunstbetrachtung (sicher doch auch in der genaueren Kenntniß der Geschichte der Philosophie) hatte Lessing einen gewissen Vorsprung"; während er dagegen „von einer kritischen Erkenntnißtheorie kaum eine Ahnung gehabt zu haben scheint" (S. 139).

Wie Eingangs die Parteifreude der Neukirchlichen über Lessings vermeintliche Bekehrung, so macht der Verfasser zum Schlusse die entgegenstehende Derer zu Nichte, welche den Helden des Fortschritts auch politisch gern radicalisiren möchten. „Lessing," bemerkt er, war seiner Natur nach kein nationaler und politischer Reformator und wollte keiner sein. Er dachte wahrscheinlich, diejenige Freiheit, um welche er für sich selbst und Andre sich bemühte, die geistige Freiheit, d. h. humane Bildung, sei schon an und für sich etwas werth, und werde sein Volk auch zu der äußeren Freiheit, wie er sie wünschte, führen, denn es sei auch in dieser Hinsicht nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist" (S. 165). Bezeichnend für Lessings Stellung findet der Verfasser schon das, „daß er so selten auf diese Dinge zu sprechen kommt. In seinen Briefen, die doch 37 Jahre umfassen, ist so gut wie gar nicht von Politik die Rede"; unter seinen Epigrammen finden sich nur zwei politische, die beide sehr zahm, das eine überdies, wie Hebler nachweist, nur der in Reime gebrachte Ausspruch eines der sieben Weisen ist (S. 171 f.). „In seiner Mustertragödie ist er dem Politischen förmlich aus dem Wege gegangen", er glaubte, wie er selbst schreibt, „daß das Schicksal einer Tochter, die von einem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der gesammten Staatsverfassung darauf folgte. (Dieser oder jener andere Dichter, setzt Hebler hinzu, scheint umgekehrt zu denken: "politischer Stoff macht eine Tragödie anziehend genug, wenn auch kein Herz gerührt wird)" (S. 172).

Lessings herabsetzende Aeußerung über den Patriotismus ist bekannt, und die Entschuldigung durch preußisch-patriotische Uebertreibungen, die er (während des siebenjährigen Kriegs) habe mitanhören müssen, weist der Verfasser als eine solche von der Hand, die Lessing selbst sich verbeten haben würde. „Wenn er das Lob des Patrioten verschmäht, der nicht zugleich Weltbürger wäre, so sagt er sich damit keineswegs vom Patriotismus los, sondern verwirft nur jene ausschließende und blinde Liebe zum eignen Lande, die sich

von gewöhnlicher Eigenliebe nur durch die weiter hinausgeschobenen Schranken unterscheidet" (S. 175).

Nach den Worten seines neuesten Biographen war Lessing seiner Zeit auch politisch um ein Jahrhundert voraus. „Also", commentirt Hebler, „da die 100 Jahre jetzt um sind, ein Politiker der Gegenwart. Ob dies nicht ein bloßer Schein ist, davon herrührend, daß ein Politiker der Gegenwart seinen eigenen Standpunkt um so viel zurückdatirt?" (S. 178). Nach demselben Biographen war Lessing ein Republicaner, ein theoretischer natürlich, da er keine republicanischen Umwälzungen erstrebte — „und," setzt Hebler hinzu, (nach früher von ihm angeführten Stellen) „nicht einmal die allervorsichtigste Gewalt, auch nicht die allergelindesten Mittel, ja nicht ein Sterbenswörtchen für die Republik aufwandte!" (Ebendaselbst.) Eine der stärksten republicanischen Stellen, scherzt Hebler, sei dem Biographen überdies entgangen. Ueber die Frage, ob die Poesie gereimt sein solle oder nicht, bemerke Lessing, er bringe auch hier auf eine „republicanische Freiheit", die er überall einführen würde, wenn er könnte. „Der Tausend!" parodirt der Verfasser solche tendenziöse Gesinnungsschmeckerei, „daß er auf dieses Geständniß nicht nach Spandau transportirt wurde, und der fahrlässige Censor mit ihm! Nein, gewiß hat derjenige, welcher in einer absoluten Monarchie sich so naiv zum Republicanismus bekennt und dahin die Freiheit zu reimen oder nicht zu reimen zählt, etwas Andres im Kopf als Politik" (S. 185).

Wenn Stahr bedauert, daß uns Lessing nicht auch einen politischen Nathan hinterlassen habe, so hat Hebler dagegen nichts, nur bemerkt er, „eine bestimmte Staatsform wäre darin von Lessing so wenig verherrlicht worden, als dies in dem wirklichen Nathan einer positiven Religion widerfahren ist. Ihm galt keine Staatsform für die absolut beste; aber dieser relative Indifferentismus war nur die Kehrseite der Ueberzeugung, daß jedes Volk, so gewiß es ein eigenes Volk ist, auch seine eigene Verfassung haben solle und habe. Sich für einen Monarchisten zu erklären, wäre Lessing nicht eingefallen, ohne zu sagen, für welches bestimmte Land; ebensowenig aber für einen Republicaner ohne dieselbe nähere Bestimmung." Will man indeß unter Republicaner im weitern Sinn „Jemand verstehen, der von einer guten Verfassung fordert, daß sie dem vernünftigen Willen des betreffenden Volks angemessen sei, so war Lessing unstreitig ein Republicaner." Doch auch das immer nur so, daß ihm die Staatsverfassung als bloßes Mittel galt, während der Zweck des Staats über diesen hinauslag, da er den Menschen nicht um des Staates, sondern den Staat um des Menschen willen geschaffen glaubte (S. 187 f.).

Wir trennen uns von dem Buche des Herrn H. mit dem Wunsche, daß er sich bald wieder über Lessing vernehmen lasse, und daß seine lautere Art sich mit Lessing zu beschäftigen Andern zum Muster dienen möge.

—d.

Briefe über einzelne Gegenstände der deutschen Literatur.

2.

Erlauben Sie, daß ich noch einmal auf das Thema meines vorigen Briefes zurückkomme, die Schleiermacherschen Briefe. Die preußischen Jahrbücher haben darüber einige Bemerkungen gemacht, aus denen mir hervorzugehen scheint, daß hier noch ein ganz ernsthaftes Mißverständniß zu beseitigen ist. Dies Mißverständniß bezieht sich nicht bloß auf den einzelnen Fall, sondern es betrifft eine allgemeine Frage, die sich in jeder Periode einer sittlichen Krisis hervordrängt: nämlich das Verhältniß des sittlichen zum ästhetischen Gesichtspunkt.

Bekanntlich hat die romantische Schule in ihrer Blüthezeit gerade von dieser Seite her Anstoß gegeben. Sie waren als streitfertige Kritiker den anerkannten Größen der Literatur gegenüber getreten und hatten ziemlich hart über sie geurtheilt; um sich zu rächen, suchten die Gegner alles Mögliche hervor, was sie in den Augen des Publicums brandmarken konnte. Durch Romane, wie „Lucinde," machten ihnen die Romantiker leichtes Spiel, aber um die damaligen Verhältnisse richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß zu den Moralisten, welche gegen die Unsitte der neuen Schule predigten, auch Kotzebue gehörte, der Dichter von „Menschenhaß und Reue", und daß daher die Schlegel, wenn sie jene Vorwürfe mit Zinsen wiedergaben, im vollsten Recht waren. Die Schlegel trugen das Bewußtsein in sich, weder in ihrem Leben, noch in ihren Schriften unsittlich zu sein, sondern ein neues, höheres Princip der Sittlichkeit entdeckt zu haben, welches geeignet sei, wenn nicht die ganze Menschheit, doch wenigstens den edleren Theil derselben tugendhaft und glücklich zu machen. Ob sie mit diesem Glauben Recht hatten, das ist einzig und allein die Frage, auf die es heute ankommt, und nicht etwa, ob Friedrich Schlegel oder Tieck oder sonst Einer einmal ein Glas zu viel getrunken, oder ein Mädchen zu viel geküßt habe, Dinge, die vollkommen gleichgültig sind.

In dieser Beziehung ist es aber wirklich nöthig, auch den Besseren gegenüber, was man zu sagen hat, nicht einmal, sondern zehnmal zu sagen, um nur verstanden zu werden.

So lange die Welt steht, ist es noch keinem Menschen, der seine fünf Sinne hatte, eingefallen, einem Andern deshalb die Sittlichkeit abzusprechen, weil er Leidenschaften durchgemacht hat, im Gegentheil fehlt demjenigen et-

was an der Fülle seines Geistes, der nie in diese Lage gekommen ist. Freilich führt die Leidenschaft zu Conflicten und die Art, wie man diese zu beherrschen oder überwinden weiß, zeigt an, aus welchem Holz man geschnitten ist. Um ein sittlicher Charakter zu sein, hat man noch mehr zu thun, als die zehn Gebote zu befolgen; das hat der Volkswitz auch ganz richtig gefühlt, welcher ein elftes, ein Cardinalgebot in den verschiedensten Formen aufgestellt hat, und so sei es auch mir erlaubt, eine neue Form dafür vorzuschlagen. Das elfte Gebot heißt: Sei kein Waschlappen!

Gegen dieses Gebot sündigt aber die „Lucinde" auf eine ebenso unerhörte Weise, als die Dramen des Herrn von Kotzebue. Die ganze Lucinde ist aus Figuren zusammengesetzt, die nichts Bestimmtes zu denken, zu empfinden oder zu wollen im Stande sind; aus Gedanken, die nie fertig werden, aus Empfindungen, die ganz so aussehen wie Seufzer der verhaltenen Langenweile, aus Velleitäten, die darum ans Schmuzige streifen, welche zu nichts führen; und dies Alles ist in einem Ton der Selbstanbetung vorgetragen, welcher das Gefühl der hohlsten Unfruchtbarkeit zu überschreiten scheint.

Wenn wir von dem Verfasser der „Lucinde" Nichts wüßten, er mag sonst der vortrefflichste Mensch von der Welt gewesen sein, sein Buch aber werden wir als unsittlich brandmarken, weil es die Schwäche und zwar die Schwäche in dieses Worts verwegenster Bedeutung als Stärke verherrlicht, und so dem Volk falsche Götzenbilder aufstellt.

Aber auch selbst die Schwäche kann durch die Kraft des Dichters so hinreißend wirken, daß man ihr wenigstens nach einer Seite hin die Anerkennung nicht versagen darf. Als Beispiel führe ich ein bekanntes französisches Buch an: „Manon Lescaut". Der Held dieser Novelle ist gewiß ein Schwächling, und daß er einer Dirne bis in's Bagno nachläuft, ist gewiß nicht fein; aber die Stärke der Leidenschaft, welche dieses schwache Subject ergreift, ist so hinreißend geschildert, daß man während der Lectüre an die Schwäche nicht denkt. Das Buch ist trotzdem zu tadeln, aber nur von einer Seite. Ganz ähnlich ist es mit einer späteren Novelle „Carmen", die an poetischem Werth hoch über jener steht, und bei der es gewiß keinem Leser einfallen wird, an den Katechismus zu denken. Ganz anders in der „Lucinde". Hier stellt die Ohnmacht die Ohnmacht dar, und täuscht sich doppelt, indem sie sowol sich, als ihren Gegenstand für groß hält.

Die „Lucinde" sündigt aber noch nach einer andern Seite hin, und das ist eins der schlimmsten Verbrechen der Romantik, indem sie nämlich das sinnliche und geistige Element der Liebe auf eine sinnlose Weise durcheinanderwirft.

Es ist bekannt, was Lessing über den „Werther" geäußert hat: den Alten sei so eine Leidenschaft unbekannt, und es sei der christlichen Erziehung vor-

behalten gewesen, ein physisches Bedürfniß für eine geistige Vollkommenheit auszugeben. Diese hingeworfene Aeußerung Lessing's hat man in neuerer Zeit mehrfach als eine passende Kritik des „Werther" gerühmt und damit viel weniger Goethe, als Lessing Unrecht gethan. Lessing hatte den Grundsatz, oder vielmehr die Gewohnheit, eine Uebertreibung, die ihn verletzte, dadurch zu bekämpfen, daß er ihr eine andere Uebertreibung entgegensetzte, man muß also mit seinen Einfällen sehr vorsichtig umgehen, wenn man daraus auf seinen Charakter oder seine Ueberzeugung schließen will: am vorsichtigsten gerade dann, wenn er gerade recht kühl und vorsichtig zu reden scheint; denn nie hat ein Schriftsteller in solchen Fällen mehr über die Schnur gehauen, als Lessing. Drückte jener Einfall wirklich seine Ueberzeugung aus, so müßte man sie abscheulich nennen, um so mehr, da er in jener Zeit so gut als verlobt war; glücklicher Weise hat uns Leisewitz noch Unterredungen aufbewahrt, aus denen hervorgeht, daß er in der Wirklichkeit ganz anderer Ueberzeugung war.

Zudem paßt jene Aeußerung nicht im Mindesten auf den „Werther": in diesem Roman wird nur der Versuch gemacht, das rein sinnliche Element der Liebe zu spiritualisiren, wohl aber ist das der Fehler der „Lucinde"; damit will ich nicht etwa sagen, daß das sinnliche Moment der Liebe nicht fähig wäre, poetisch dargestellt zu werden; die alten Dichter, und unter den neueren namentlich Goethe, haben das Gegentheil hinlänglich gezeigt: man soll die Sinnlichkeit poetisch darstellen, aber sie nicht spiritualisiren, man soll, um mit Lessing zu reden, ein physisches Bedürfniß nicht als eine geistige Vollkommenheit darstellen. Diese Sünde hat nicht Goethe, sondern Friedrich Schlegel begangen.

Man wende dagegen nicht etwa ein, daß beide Elemente, das sinnliche und das geistige, innig zusammenhängen; sie gehören allerdings zusammen, etwa wie Farbe und Figur eines Körpers, die man deshalb doch nicht verwechseln darf; sie werden oft nur durch eine ganz zarte Scheidelinie getrennt, aber diese Scheidelinie richtig zu erkennen und zu fühlen ist eben die Kraft des echten Dichters, der, indem er schön darstellt, zugleich sittlich darstellt.

Goethe ist es fast nie begegnet, daß er Beides verwechselt; ich erinnere mich nur eines Falls in den „Wahlverwandtschaften", der auch auf jedes unbefangene Gemüth einen höchst peinlichen Eindruck macht.

Um die Paradoxien der Romantiker einigermaßen zu verstehen, muß man den historischen Hintergrund in's Auge fassen. In ihrer Zeit herrschte die Wolff'sche Philosophie und war eben im Begriff durch die Kantische abgelöst zu werden; beide Lehrgebäude kommen darin überein, daß sie den moralischen Standpunkt als den entscheidenden auffaßten. Im Princip gingen beide im Grunde von dem 11. Gebot aus, das ich oben aufgestellt habe; denn wenn Wolff lehrte; strebe immer nach höherer Einheit mit dir selbst;

und wenn Kant lehrte: handle wie du sollst, ohne andere Nebengründe, so heißt das eigentlich nichts Anderes, als: sei kein Waschlappen. Aber Beide fehlten darin, daß sie aus diesem richtigen Princip nicht die Fülle der wirklichen Welt herzuleiten, oder sie nach demselben zu beurtheilen im Stande waren. Wolff kam wirklich blos auf die 10 Gebote heraus, und Kant blieb bei der abstracten Form stehen; er lehrt über den Inhalt der Pflicht Wenig oder gar Nichts. So fiel die eigentliche oder positive Pflichtenlehre unvollkommenern und schwächern Denkern in die Hand, z. B. Gellert, der in seiner weinerlichen Moral immer darauf zurückkam, man soll die Leidenschaften verweisen, weil diese zu nichts Gutem führen. Gellert hielt daher auch den Reitknecht für würdiger in den Himmel zu kommen, als Alexander den Großen. Diese Art von engherziger, spießbürgerlicher Moral hatten die Romantiker im Auge, wenn sie die Moral im Allgemeinen lächerlich machten und als einen überwundenen Standpunkt darstellten. Die Zweideutigkeit dieses Ausdrucks hätte noch nicht so viel geschadet, wenn sie für das, was sie an die Stelle setzen wollten, nur einen poetisch verständlichen Ausdruck gefunden hätten; aber sie geberdeten sich als Reformatoren, ohne zu wissen was sie eigentlich vorhatten, und ohne die Kraft, das, was sie etwa wußten, zu sagen.

Da sie nun keine Sache hatten, für die sie eigentlich warm wurden, und doch das Bedürfniß der Wärme in sich fühlten, so ersetzten sie den Cultus der Dinge durch den Cultus der Persönlichkeiten und zwar ihre eigenen Persönlichkeiten. Die lächerliche Abgötterei, die sie mit ihren zufälligen Einfällen, Stimmungen, Empfindungen trieben, ist allgemein bekannt, und wenn der Kritiker der Preußischen Jahrbücher versichert, in den vorliegenden Briefen erscheine Friedrich Schlegel besser als sein Ruf, so bekenne ich, ihn nicht zu verstehen. Was hat man denn für Enthüllungen über Friedrich Schlegel erwartet? Etwa wilde Leidenschaften, kolossale Laster, ruchlose Neigungen oder gar Verbrechen? Wer das von ihm erwartet hat, muß noch wenig von ihm wissen. Was man aber schon aus seinen Schriften schließen darf, findet man in diesen Briefen im höchsten Grade bestätigt: eitle hohle Großsprecherei, die niemals wirklich in die Sache aufgeht, sondern immer nur mit dem Effect beschäftigt ist, den die Person daraus ziehen kann; unendliche Begeisterung für das Großartige, was er im Begriff ist zu schaffen, die denn doch eine geheime Unsicherheit versteckt. Und grade in dieser Beziehung ist es wünschenswerth, daß wir bei dieser Schule etwas hinter die Coulissen treten. Mit ihrem Treiben war nämlich auch eine große Unwahrheit verbunden. Fast sämmtliche Freunde Friedrich Schlegels haben in späterer Zeit erklärt, sie hätten die Lucinde und andere Thorheiten schon damals vollkommen übersehen, namentlich A. W. Schlegel hat sich nach dem Tode seines Bruders mit einer Härte über ihn ausgesprochen, die über alle Begriffe geht. Welches von Beiden ist Maske? Das zu erfahren, wäre nicht

ohne Interesse, und nur darum bedaure ich, daß die Briefe nicht vollständig veröffentlicht sind. Ob sich Caroline mit Dorothea über ihren Putz oder dergleichen Dinge gezankt habe, das zu erfahren, bin ich nicht im Mindesten begierig, ich vermuthe aber, daß in den unterdrückten Stellen noch mehr stehen wird und daß man erfahren wird, wie weit bei der Lucindenreligion, die damals von der gesammten Schule getrieben wurde, offene Heuchelei gegen das draußen stehende Volk und wie weit Selbsttäuschung vorhanden war.

In Bezug auf die Sittlichkeit fällt mir eine treffende Stelle aus einem an sich schlechten Buche ein, aus der Schrift Heine's über Boerne. Heine war in Beziehung auf Eitelkeit und Selbstanbetung mit Friedrich Schlegel sehr verwandt, den er freilich an poetischer Kraft unendlich überragte. „Die Welt", sagt er in jenem Buche, „ist am Ende gerecht und verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und echt ist und schön lodert und lange; gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart und verspottet jede ängstliche Halbglut; die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Fall eine gewisse Legitimität." Das ist vollkommen richtig und wie die Welt, so urtheilt auch die höhere Sittlichkeit.

Die „Preußischen Jahrbücher" erwähnen noch den Uebertritt Friedrich Schlegels zum Katholicismus und vermissen und wünschen nähere Aufklärung darüber. Es ist möglich, daß im Einzelnen noch die eine oder die andere Notiz erfolgt, in der Hauptsache aber scheint mir Alles vollkommen fest zu stehn und ich glaube, daß die Motive Friedrich Schlegels nicht hart genug verurtheilt werden können. Ich will mich näher darüber erklären.

Wenn Einer übertritt, weil sein sinnliches Bedürfniß durch den protestantischen Cult nicht befriedigt wird, so bedauern wir seinen kleinlichen Begriff von der Religion, aber wir bekennen, daß er dahin gegangen ist, wohin er gehörte.

Wenn er, von Zweifeln und Gewissensbissen gequält, Ruhe sucht unter dem sichern Schirme einer unanfaßbaren Autorität, so wird uns seine Willenskraft keine große Achtung abnöthigen, aber wir werden ihm diese gelindere Form des Selbstmordes nicht mißgönnen.

Strenger schon wird unser Tadel sein, wenn ein Kopf, der mehr esprit besitzt als Menschenverstand, sich durch Streitigkeiten mit Anderen und falsche Schlußfolgen in ein Princip hereinredet, das ihm eigentlich fremd sein sollte; aber selbst in diesem Fall haben wir unter gewissen Umständen das Gefühl subjectiver Nothwendigkeit.

Am unfeinsten scheint es, wenn man des Geldes wegen die Religion

seiner Väter abschwört, oder um sich eine Anstellung zu sichern, aber selbst hier fällt Jedermann ein Beispiel ein, bei dem man gewiß keinen Stein auf den Abgefallenen werfen wird. Winkelmann war, wie Goethe ganz richtig bemerkt, ein Heide; die christlichen Confessionen waren ihm ziemlich gleichgültig; dagegen war es ihm eine innere Nothwendigkeit, sich in die Kunstwelt Rom's zu vertiefen. Man forderte den Preis und man zahlte ihn.

Schlegels Uebertritt erscheint mir deshalb schlimmer als diese einzelnen Fälle, weil alle angegebenen Motive in seinem Gemüth durcheinander spielten und er nicht Manns genug war, Eines von dem Andern zu unterscheiden. Er vermißte das sinnliche Moment des Gottesdienstes; er fühlte die Unfähigkeit, eine neue Religion zu machen, wie er sich zuerst vorgenommen hatte, und sehnte sich daher nach einer recht handfesten Autorität; er hatte sich durch die Zänkereien mit den Aufklärern so in seine Ideen hereingeredet, daß er zuletzt mitunter selber glaubte, er sei von Herzen Katholik; er brauchte endlich Geld und eine Stelle. Alle diese Motive spielten durcheinander, den Ausschlag gab das letzte. Bei einem solchen Durcheinander hört in der That auch das Mitleid auf. Der Ueberläufer zur katholischen Kirche und der Dichter der Lucinde sind genau die nämliche Person: Unfähigkeit einen Gedanken auszudenken, Unfähigkeit ein Gefühl auszuempfinden, Unfähigkeit etwas zu wollen, ohne zugleich das Gegentheil zu wollen, denn er hat sich nicht etwa aus freiem Entschluß als Katholiken bekannt, sondern die Zeitungen haben es sehr zu seinem Kummer ausgeplaudert, da er noch immer hoffte, Katholik und auch Nichtkatholik zugleich sein zu können; als das Schicksal dann gesprochen hatte, fügte er sich freilich. Das war das letzte Resultat der sogenannten romantischen Ironie.

Julian Schmidt.

Von der preußischen Grenze.

Es ist nicht möglich, das Verhalten der englischen Blätter, nachdem der König wirklich nach Compiegne gereist ist, mit Stillschweigen zu übergehen. Zwar hat es nicht das mindeste Interesse, die bodenlose Erbärmlichkeit dieser

Presse im Einzelnen zu verfolgen, aber wir lernen daraus, wie man sich gegen England stellen muß, um in gutes Vernehmen mit ihm zu kommen.

Seit Jahren war es Dogma der preußischen Politik, daß nur eine englische Alliance möglich sei, eine Alliance gegen Frankreich.

Die englische Presse und mit ihr das englische Publicum von Lord Palmerston bis zum gemeinsten Karrenschieber herunter erkannten dies Factum dadurch an, daß sie Deutschland und namentlich Preußen als einen Staat darstellten, der ungefähr auf einer Höhe mit Neapel stehe, der hauptsächlich von den englischen Touristen lebe und zum Dank dafür dieselben ausplündre. Wenn von einer Alliance Englands mit Preußen die Rede ist, rief man uns zu, so halten wir unsere Taschen fest, weil man doch nur von uns betteln, oder uns bestehlen will. Tag aus, Tag ein wurde so in England geredet und die Furcht vor Napoleon hinter dem frechen Hochmuth gegen einen Staat versteckt, den man in der Tasche zu haben glaubte.

Nun kommen die beiden Monarchen zusammen, und plötzlich steigt Preußens Credit. Wir sind mit einem Male ein ganz ordentliches Volk, noch dazu stammverwandt; die Angelsachsen waren ja auch Preußen! und von einer andern Alliance kann gar nicht die Rede sein, als zwischen England und Preußen.

Den Grad unserer Verachtung auszusprechen, ist hier wol überflüssig, und würden keine Worte dafür ausreichen. Aber Preußen kann sich merken — **und nicht blos in Bezug auf England** — **daß es seine Alliancen nicht zu erbetteln, sondern zu erobern hat. Wenn die Staaten, deren Alliance zu gewinnen in Preußens Interesse liegt, zu der festen Ueberzeugung gelangen, daß sie zu wählen haben, ob Freund oder Feind? so werden viel unnöthige Worte gespart werden und die Lage der Dinge wird bald aufgeklärt sein.**

Aber freilich müssen sie wissen, daß hinter den Worten Ernst liegt.

† †

Die Riesengarde Friedrich Wilhelms des Ersten.

Wir entnehmen die folgenden Mittheilungen einem Werke des preußischen Majors Rudolph Graf von Kanitz, welches unter dem Titel: „Aus dem deutschen Soldatenleben. Militärische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte" soeben in Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, erschienen ist. Dasselbe schildert nach einigen Kapiteln über die deutschen Soldaten zur Zeit der Reformation und während des dreißigjährigen Kriegs in recht ansprechender Weise vorzüglich die Zustände und Thaten der preußischen Armee in den Türkenkriegen des siebzehnten Jahrhunderts, in dem spanischen Erbfolgekriege und unter Friedrich Wilhelm dem Ersten. Die Verdienste dieses Fürsten um die Verbesserung des preußischen Heeres sind ebenso bekannt wie seine Vorliebe für große Soldaten. Von letzterer im Folgenden einige bezeichnende Beispiele.

Es gab Nichts in der Welt, wodurch man sich dem Könige mehr empfehlen konnte, als durch Herbeischaffung langer Flügelmänner, und Begünstigungen, die sonst bei des Königs Festigkeit unmöglich zu erlangen gewesen wären, war er nicht im Stande zu verweigern, sobald das Gesuch durch einige lange Kerle unterstützt wurde. So kam es, daß auch Personen, die nicht dem Soldatenstande angehörten, es sich zur Aufgabe machten, Soldaten zu werben; so namentlich auch der Gesandte am Britischen Hofe, Geheimrath von Borcke, der unter Andern den berühmten Riesen James Kirckland, einen Irländer, der 6 Fuß 11 Zoll maß, dem Könige in sein Leibbataillon lieferte, eine Acquisition, die freilich kostbar genug war, denn die durch Bestechung, glänzende Geschenke, Handgeld und Reisekosten verursachten Ausgaben beliefen sich auf die unglaubliche Summe von 9000 Pfund Sterling.

Ueberhaupt war — wenn auch allerwärts, sowol bei der Infanterie, als auch selbst bei den Reiterregimentern, vorzugsweise auf bedeutende Leibeslänge gesehen wurde — es doch vor Allem das Leibregiment des Königs, von dem man mit Schiller sagen konnte: „es wuchs das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches hinaus!" Denn obwol das Regiment 3 Bataillone und jedes von ihnen eine Grenadier- und 6 Musketier-Compagnieen zählte und außerdem noch 4 Compagnieen Unrangirter dazu gehörten, in welche der zunächst auszubildende Ersatz eingestellt wurde — so gab es doch keinen Mann darunter, der nicht wenigstens 6 Fuß maß. Der Flügelmann des Regiments, Jonas, der 1727 starb, hatte 8 Fuß 2 Zoll; sein Nachfolger, Hohmann, war so groß, daß der bekanntlich ungewöhnlich große König von

Polen, August der Starke, mit ausgestreckter Hand ihm nur eben noch an die Nase reichte. Ein Deutscher, Namens Müller aus Weißenfels, der sich im Jahre 1713 zu St. Germain als Riese für Geld sehen ließ, wurde einige Jahre später in der Leibgarde wiedergesehen, wo er doch erst der fünfte Mann vom rechten Flügel war. Aus dem einen Beispiel des James Kirckland geht schon hervor, mit was für unerhörten Summen der König seine Liebhaberei erkaufen mußte; und nicht nur das Engagement dieser Riesen, für dessen Bestreitung in den Jahren von 1713 bis 1735 zwölf Millionen Thaler ins Ausland gegangen sein sollen, sondern auch die Unterhaltung derselben, kostete wahrhaft Unglaubliches: denn jeder Grenadier erhielt das als Löhnung, was er sich bei der Anwerbung contractlich ausbedungen, und dies betrug bei Einigen täglich mehrere Thaler, der vielen anderweitigen Beneficien nicht zu gedenken, die der König seinen Lieblingen sonst noch zufließen ließ. Zu letzteren gehörte die Erlaubniß, neben ihrem Dienste alle möglichen Gewerbe zu treiben, Schank- und Gastwirthschaften zu errichten, Bier- und Weinhäuser, Material- und Italiener-Waarenläden anzulegen. Es wurde ihnen ferner gestattet, Bittschriften und Gesuche anzufertigen und unmittelbar an den König einzureichen, eine Dienstleistung, die sie sich natürlich durch die Bittsteller gehörig in klingender Münze bezahlen ließen. Viele von ihnen erhielten von ihrem königlichen Chef Grundstücke, Gärten, Häuser zum Geschenk, anderen wurden Hebestellen und selbst Kanonikate verliehen; kurz es geschah alles Mögliche, um ihnen ihre Existenz erträglich zu machen und die Neigung zum Desertiren zu unterdrücken. Geschah es aber dennoch, so wurde der Deserteur als ein Dieb angesehen, der den Staat um das Handgeld bestohlen, und ohne Gnade gehängt. Ueberhaupt wurde trotz der Kostbarkeit des Materials bei todeswürdigen Vergehen ohne Rücksicht verfahren, und das längste Zollmaß konnte den Verbrecher nicht vor dem Strange retten. Freilich war bei den bunt zusammengewürfelten Elementen die eisernste Strenge durchaus unerläßlich, ohne welche täglich die tollsten Excesse vorgefallen wären. Ereignete es sich doch im Jahre 1730, daß das Complott, Potsdam an allen vier Ecken anzuzünden und mit gewaffneter Hand auszubrechen, gerade noch nothdürftig verhindert werden konnte, und daß bei einer ähnlichen Veranlassung der König zu seiner persönlichen Sicherheit sich genöthigt sah, sechs Husaren mit geladenem Carabiner Wache halten zu lassen.

Nicht genug, daß die Werbungen, der Unterhalt der Werbeoffiziere, die häufig, um ihr Wesen ungestörter treiben zu können, verkleidet unter falschem Namen und mit großem Aufwande im Auslande lebten, die weiten Transporte — denn es befanden sich Unterthanen aus aller Herren Ländern, Russen

Engländer, Schweden, Spanier, Italiener, Franzosen, Ungarn und Dalmatier in den Reihen der preußischen Armee — unberechenbare Summen kosteten, so veranlaßten die Uebergriffe der Werber auch oft die verdrießlichsten Händel, die den König in verschiedenen Fällen selbst in Kriege mit Staaten fast verwickelt hätten, mit denen er in anderer Beziehung gerade in friedlichstem Verkehr zu bleiben bemüht war. So wäre es, als im Jahre 1723 preußische Werber einen Bauer von einem Gute des General Flemming, Bruder des sächsischen Ministers, und 1731 einen andern von den Gütern des polnischen Starosten Mielski gewaltsam wegnahmen, beinahe zum Kriege mit dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen gekommen, und als in Sachsen ein preußischer Werbeoffizier, der Capitän von Natzmer, ergriffen und zum Tode verurtheilt wurde, bewirkte Friedrich Wilhelm seine Rettung nur dadurch, daß er dem sächsischen Gesandten Suhm durch den Minister von Katsch ganz kategorisch sagen ließ, daß, wenn das Urtheil vollzogen würde, er ihn, den Gesandten, werde hängen lassen, eine Drohung, die im Jahre 1734 an zwei holländischen Unteroffizieren, die die Grenze überschritten hatten, wirklich vollzogen wurde, als Wiedervergeltung für die im vergangenen Jahre durch die Generalstaaten vollzogene standrechtliche Erschießung des preußischen Werbeoffiziers Wollschläger, der einen langen holländischen Soldaten zur Desertion verleitet hatte. Ebenso lief der König Gefahr von dem Papst in den Bann gethan zu werden, als auf wahrhaft romanhafte Weise ein preußischer Major sich verkleidet nach Rom begab, um einen Mönch, von dessen riesenhafter Leibeslänge der Ruf bis nach Preußen gedrungen war, zur Flucht aus seinem Kloster und zum Eintritt als Grenadier in die Leibgarde zu überreden, was ihm auch wirklich gelang; desgleichen als ein Kapuziner aus Italien, der im Lande umherzog, um Beiträge zum Türkenkriege einzusammeln, ohne Weiteres als gemeiner Reiter in das Regiment des Fürsten von Anhalt gesteckt wurde.

Es ließen sich noch unzählige Beispiele von den Uebergriffen bei den ausländischen Werbungen anführen, ich glaube indeß schon genug darüber angedeutet zu haben, um nunmehr zu einer andern Art des Ersatzes überzugehen, welcher der König gerade die schönsten Leute für seine Garde verdankte. Es waren dies diejenigen Mannschaften, welche dem Könige durch auswärtige Monarchen geschenkt wurden; und jedes Cabinet, das mit dem preußischen in irgend welche Verbindung zu treten wünschte, suchte zunächst des Königs Geneigtheit durch Uebersendung einer Anzahl Riesen zu gewinnen. Kaiser Peter der Erste schenkte dem Könige 150 lange Soldaten und fuhr alljährlich damit fort, um dagegen eine Anzahl Klingenschmiede, Polirer und Härter aus Westphalen zu erlangen, welche ihm die jetzt weltberühmte Gewehrfabrik

von Tula anlegen halfen. Auch die Kaiserin Anna suchte den König zu politischen Zwecken durch Uebersendung von „quatre beaux Fluegelmaenner", wie sie sich in ihrem eigenhändigen Begleitschreiben ausdrückt, zu bestechen. Vor Allem war es Graf Seckendorf, der österreichische Gesandte, der, unterstützt durch Grumbkow, den König dem Interesse seines Souveräns hauptsächlich dadurch fortwährend geneigt erhielt, daß er ihn ununterbrochen mit großen Soldaten versah, auch, als er 1726 Preußen vom Bündniß mit England abzuziehen bemüht war, dem Prinzen Eugen vorschlug, „etliche große unnütze Raitzen" aufzutreiben, da man dem Könige kein angenehmeres Geschenk machen könne. Auch der Administrator von Mecklenburg-Schwerin konnte während des nordischen Krieges Friedrich Wilhelm nicht eher zum Zurückziehen, seiner Truppen aus dem Lande bewegen, als bis er ihm sechs Kerle für seine Garde schickte. Als verschiedene polnische Magnaten während des polnischen Krieges nach Königsberg geflüchtet waren, stellte der König als Bedingung seines Schutzes die Forderung: etliche lange Kerle oder 30,000 Thlr.; und als der französische Gesandte ihm im Auftrage seines Monarchen einen mit Brillanten besetzten Degen zum Geschenk anbot, lehnte er diesen mit der Versicherung ab: ein Dutzend großer Kerle würden ihm lieber sein. In diese Zeit fällt eine Anekdote, die für die Leidenschaft Friedrich Wilhelms für seine großen Grenadiere recht bezeichnend ist. Der neue Thurm der Petrikirche zu Berlin war, kaum vollendet, eingestürzt. Voll Sorge darüber, wie der König dieses Mißgeschick aufnehmen würde, wurde ihm endlich die nothwendige Mittheilung mit den Worten vorbereitet: „ein großes Unglück habe sich in Berlin ereignet." Auf die Frage, was es sei, war die Antwort: „der Petersthurm ist eingestürzt!" „Ich dachte Wunder was es wäre", sagte der König ganz gelassen, „und glaubte schon, der Flügelmann von Glasenapp sei todt!"

Aber weder Geschenke noch Werbungen reichten hin, die Leibgarde vollzählig zu erhalten; es mußte daher noch zu einem dritten Mittel ihrer Ergänzung geschritten werden. Bei den jährlichen Musterungen über die Feldregimenter ließ sich der König die größten Soldaten vorstellen. Diese wählte er für seine Garde aus und ersetzte den Commandanten, was sie für dieselben an Handgeld ausgelegt hatten. So bezahlte er beispielsweise für elf Soldaten, die er im Jahre 1731 im Lager bei Wehlau den Linienregimentern abnahm, an die Regimentschefs 14,000 Thlr., im Jahre 1733 für 46 Rekruten 43,000 Thlr. und für einen einzigen Rekruten des Regiments Schmettau zahlte er 5000 Thlr. und gab noch überdem seiner Schwester eine Stelle in einem Fräuleinstift!

Literatur.

Die schwedische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung. Dargestellt von F. O. Freiherrn v. Nordenflycht. Berlin, R. Decker, 1861.

Gibt zuerst einen geographisch-statistischen Ueberblick über Schweden und seine Zustände und geht dann zu den politischen Verhältnissen des Landes während der heidnischen und der ältesten christlichen Zeit über. Dann behandelt ein zweites Buch die Zeit der Wahlmonarchie von Magnus Erichsons Landrecht bis zum Jahr 1520, wo die Monarchie erblich wurde. Das dritte Buch führt die Entwicklung des schwedischen Staatsrechts bis zur Abdankung Christinas, der Tochter Gustav Adolfs fort, das vierte beschäftigt sich mit der Regierung des Hauses Pfalz-Zweibrücken, das fünfte mit der sogenannten Freiheitszeit, die bis zu Gustavs des Dritten Thronbesteigung geht, das sechste mit der Periode bis 1810, wo der Sturz der Wasas erfolgte. Angehängt sind verschiedene Mittheilungen über die neuesten Verfassungsveränderungen Das Werk läßt namentlich manchen wichtigen Vorgang aus den letzten hundert Jahren in anderem als dem bisherigen Licht sehen. Wir behalten uns aus diesen Abschnitten einen Auszug vor.

Die Inseln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben von Dr. Georg Hartwig, Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1861.

Eine geschickte Zusammenstellung von Auszügen aus Reisewerken über die genannten Inseln, wohlgeordnet, lesbar geschrieben und mit zum Theil sehr hübschen Abbildungen geschmückt. Besonders ausführlich sind die Inseln Tahiti, Hawaii und Honolulu und die Marquesas beschrieben. Die Geschichte der Inseln ist ebenfalls berücksichtigt, und der Verfasser hat zahlreiche Abenteuer der Reisenden in diesen Gegenden eingeflochten, sodaß sein Buch außer genügender Belehrung auch reichlichen Stoff zur Unterhaltung gewährt. Außer den vier Bildern (in Farbendruck) sind auch drei Karten beigegeben.

Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857—1859 von Axel Lind von Hageby. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1861.

Der Verfasser, Offizier der schwedischen Flotte, schildert mit lebhaften Farben zunächst eine Reise von Stockholm nach London und von dort nach China und Indien, und sodann seine Erlebnisse während des Feldzugs gegen die rebellischen Sipoys, den er in Capitän Peels Matrosenbrigade mitmachte und bei dem er der Erstürmung von Lukhnau beiwohnte. Angehängt sind Beobachtungen, die er auf einer Tour im Mittelmeer und Italien anstellte und ein Vergleich der englischen mit der französischen Flotte. Wir empfehlen das Buch als lesenswerth und namentlich auch wegen der zahlreichen beigegebenen Abbildungen, von denen besonders die, welche nach indischen Malereien angefertigt wurden, sehr charakteristisch sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das industrielle Deutschland als Uebergang aus dem humanistischen zum frei bürgerlichen und nationalen.

Nirgends macht sich wol der gewaltige Umschwung, welchen die Verhältnisse des Verkehrs und der Industrie und damit die ganze Denkweise und Richtung der Zeit im Verlauf des letzten Jahrzehnts erlitten haben, lebhafter fühlbar, als in unseren kleineren binnenländischen Staaten, die seit dieser Zeit erst in die Bewegung der übrigen Welt recht hineingerückt sind. Welch' eine Kluft trennt z. B. jetzt schon das Schwaben von heute von demjenigen, das noch vor ein paar Jahrzehnten war, das noch vorwiegend durch theologische und philosophische Kämpfe, durch die unruhigen Geister, die aus dem Tübinger Stifte hervorgingen, seinen Antheil an deutscher Geistesentwicklung bethätigte und draußen in der Welt von sich sprechen machte. Jetzt ist das Alles verstummt, auch das Haupt der „Tübinger Schule" ist dahin, und eine verhältnißmäßig noch ferne Zeit erst wird die bleibenden Nachwirkungen jener Kämpfe und Untersuchungen herausstellen und zur Reife bringen. Schwaben aber geht mehr und mehr über in die industrielle Bahn. Technische Ausbildung, durch Mittel jeder Art, durch Schulen, Fortbildungsanstalten, Musterlager, Ausstellungen u. dgl. gefördert, Gewerbsfreiheit und schwungvollerer rationeller Betrieb des Hauptnahrungszweiges, der Landwirthschaft, das ist derzeit zum Hauptagens des schwäbischen Lebens geworden; und so strebt auch der Hauptpunkt des Landes, vor ein paar Jahrzehnten noch vorwiegend eine bloße Residenzstadt, immer mehr zu einem Sitze industrieller Thätigkeit auf. Es scheint, als ob der schwäbische Geist mit derselben Gründlichkeit, mit welcher er an den Tiefen der philosophischen und theologischen Geistesarbeit Theil genommen hat, auch auf jenem praktischen Gebiete das Versäumte nachholen und gegenüber der idealen Macht Schiller'scher Dichtung, in welcher er seine ganze Innerlichkeit geoffenbart, nun auch die Befähigung zu prosaisch reeller Arbeit bethätigen wolle. Und allerdings hat wol kein Theil unserer Nation es nöthiger gehabt, aus brütendem, einseitig innerlichem Geistesleben und kleinlich binnenländischer Beschränktheit heraus zum regen Bewußtsein seiner Stellung und seines Berufes in der Außenwelt aufgerufen zu werden. Denn nirgends war, vor verhältnißmäßig noch kurzer

Zeit, der enge und im gewohnten Gleis sich fortschleppende Gesichtskreis bäuerlichen Lebens und des bloßen Kleingewerbes mehr zu Hause, als in Schwaben.

Das Obige gibt von einem bloßen einzelnen Theile aus, aber ebendamit nur um so augenfälliger und deutlicher, ein Bild des Umschwunges, der im Leben unserer ganzen Nation vor sich gegangen ist und der ja, ganz abgesehen von den unmittelbar nationalen Fragen auch in der ganzen Literatur nicht weniger fühlbar ist. Denn wie hier Philosophie und Theologie dem empirisch-realistischen Zuge der Zeit, der exacten Geschichtsforschung und Naturwissenschaft Platz gemacht haben, so ist ja auch in der Dichtung und in der Unterhaltungslectüre ein gleicher Geist nicht zu verkennen, und stärker noch als in den Dorfgeschichten, in den halb ästhetischen Schilderungen und Reflexionen aus der „Naturgeschichte des Volks" u. dgl., spiegelt er sich in der Masse von Schriften, die aus all' den verschiedenen Gebieten der Natur, der Erdkunde u. s. w. ihren Stoff entnehmen. Aber auch noch von einer ganz anderen reellen Seite her, von der ökonomischen, macht sich diese Veränderung fühlbar. Denn mit der universellen Gestaltung des Verkehrs und der erhöhten industriellen Thätigkeit haben auch die Verhältnisse des Geldwerths und mit ihnen die der einzelnen Klassen und Stände in kurzer Zeit sich gewaltig geändert; und während alle Erzeugnisse der Landwirthschaft und so mittelbar überhaupt die der materiellen Erwerbskräfte fortwährend im Preise steigen, seufzt dagegen vor Allem der Stand, der in den früheren Zeiten eines noch mehr ideellen Lebens der Hauptträger der geistigen Bewegung war und der jetzt mit dem fixen Betrage, auf den er angewiesen ist, sich auch ökonomisch immer mehr im Nachtheil sieht, der Beamtenstand in seinen verschiedensten Zweigen. Und so bereitet sich auch von dieser Seite aus ein immer stärkerer Umschwung, indem statt des einst vorzugsweise angestrebten Staatsdienstes und der geistigen Berufsformen vielmehr die materiellen Erwerbszweige immer mehr Kräfte an sich ziehen.

In so grellem Gegensatze nun aber diese jetzige Phase, in welcher das Leben unserer Nation angelangt ist, zu der vorausgegangenen philosophischen und dichterischen Periode zu stehen scheint, so wenig kann sich dem, der mit dem Geiste dieser letzteren sich durchdrungen hat, entgehen, daß in ihr selbst schon der Keim zu dieser jetzigen Gestalt der Dinge lag, ja daß selbst in demjenigen, was am fernsten von derselben abzuliegen scheint, in den Erzeugnissen und der Geistesentwicklung unserer classischen Dichter, geradezu prophetische Vorbilder einer solchen künftigen Gestaltung sich finden und eben damit auch von selbst die Hoffnung begründet ist, daß das Einseitige und Unwahre, was der jetzigen Bewegung noch anhaftet, einst in einer letzten gereifteren Frucht überwunden sein und so auch der ideale, aber noch unentwickelte Kern jenes früheren Strebens seine volle leibliche und menschlich-bürgerliche Ausprägung noch erhalten werde.

Wir sehen ganz davon ab, wie unsere philosophische Entwicklung in ihren Consequenzen selbst in das jetzige praktische bürgerliche Streben hinüberführte. Wir suchen nur in Kürze zu zeigen, wie von unseren beiden großen Dichtern gerade derjenige, welchem die gewöhnliche Anschauungsweise am wenigsten Sinn für die politischen und socialen Fragen der Zeit zuschreibt, vielmehr die ausgesprochensten echt vorbildlichen Hinweisungen auf unsere jetzige Periode und deren Aufgaben gegeben hat. Freilich dürfen wir dieselben nicht auf dem Höhepunkte Goethe'scher Kunst und Dichtung suchen; denn dieser liegt der Zeit, wie dem Geiste nach noch zu weit ab. Es ist der schon gealterte Goethe, mit dem wir es hier zu thun haben; allein was hier an rein dichterischem Interesse abgeht, das wird ersetzt durch die innere geschichtliche Bedeutung der Ideen und Anschauungen, die wir wie ein prophetisches Spiegelbild kommender Entwicklung uns vorgeführt sehen.

Daß Faust zuletzt mit dem freien rastlosen Schaffen bürgerlichen Gemeinsinns als einer höchsten Ahnung abschließt, ist freilich bekannt genug. Ungleich weniger mag man dagegen den wunderlichen und ermüdenden Wendungen eines anderen Erzeugnisses des Goethe'schen Alters folgen, nämlich der Wanderjahre. Und doch ist gewiß, daß gerade diese, verglichen mit den Lehrjahren, deren Fortsetzung sie sein sollen, das sprechendste Abbild des Entwicklungsganges unserer ganzen Nation, des Durchganges von dem früheren noch einseitig idealen und humanistischen Streben zu dem Realismus und der nüchternen Prosa der jetzigen Periode, vor Augen stellen. Menschlich harmonische Ausbildung der ganzen Persönlichkeit, dies ist das Ziel, das mehr oder weniger bewußt der Held der Lehrjahre verfolgt, und das schon seiner Vorliebe für das Schauspielwesen zu Grunde liegt; klar veranschaulicht dies insbesondere der Brief Wilhelm's an Werner (im 5. Buche), indem er den Edelmann, als den, der unter den bestehenden Verhältnissen allein zu einer solchen vollkommneren harmonisch persönlichen Ausbildung befähigt sei, dem Bürger entgegenstellt, der vielmehr nur „einzelne Fähigkeiten ausbilden soll, um brauchbar zu werden", und der nach Werners Art nur auf Erwerb und Besitz ausgeht, um dann wieder auf eine leichte Art zu genießen. Weiter als bis zu jenem von den bürgerlichen Aufgaben noch so weit abliegenden Ziele geht im Wesentlichen die Entwicklung der Lehrjahre noch nicht, wenn auch in der zweiten Hälfte ein jener persönlichen Bestimmung gemäßes Wirken auf Andere, Ausbildung und Bethätigung in einer Gemeinsamkeit, als ergänzende Seite hervortritt.

Allein in welchem Gegensatze steht nun zu jener Anschauungsweise, die so von selbst an die alte griechische mit ihrer Verachtung des banausischen Erwerbslebens gegenüber der edlen frei menschlichen Ausbildung erinnert, die in den Wanderjahren entwickelte! „Narrenspossen", sagt dort Jarno

(gegen Ende des 2. Buches), „sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein Anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an". Hier wird also vielmehr eben jene „Ausbildung einer einzelnen Fähigkeit", dies technisch Fachmäßige, dessen Einseitigkeit den Lehrjahren zufolge den Bürger charakterisirt, in den Vordergrund gestellt. „Jetzt ist die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und Andere in diesem Sinne wirkt." (1. B. 4. Kap.) Und wenn dies selbst wieder als eine der scharfen und einseitigen Aeußerungen in Jarno's Manier gefaßt werden könnte, so ist doch vielmehr die ganze Anlage jenes Bundes, in welcher auch Wilhelm ein nützliches Mitglied zu werden strebt, eben in diesem Sinne gehalten. Und so verläuft denn derselbe Roman, der in Mignons Gestalt und Liedern noch den ganzen Zauber classischer Schönheit mit dem des Romantischen auf wundersame Weise vermählt hat, in seiner letzten Fortsetzung in einem dieser idealen Welt gänzlich entgegengesetzten Gebiete, in gedehnten technischen Erörterungen über Garnspinnerei und Weberei, in Figuren eines „Gevatter Schürfasser's und Garnboten". Nicht blos Jarno wird zum „Montan"; selbst die lose Philine, diese aller Geschäftsprosa fremdeste Gestalt heiterer poetischer Laune, muß es sich gefallen lassen, zur Schneiderin sich umzuwandeln, die überall nach Stoff für ihre Scheere sucht, und der Held des Ganzen wird durch das eigenthümliche Andenken, das ihn an sein romantisches Abenteuer mit der Amazone erinnert, hinübergeführt zu seinem wundärztlichen Streben und vertieft sich in Erörterungen über Knochen- und Bänderlehre und künstliche anatomische Präparate.

Wol mag man mit Recht in diesem Verlaufe zugleich ein unmittelbares Abbild des innern Absterbens des Dichtergeistes selbst, die zunehmende prosaische Verknöcherung des Alters gegenüber der jugendlich schaffenden Fülle und Bildungskraft der frühern Periode erblicken. Allein wie unzulänglich und wie ungerecht wäre es, bloß diesen Gesichtspunkt anzulegen, wo vielmehr mit den unverkennbarsten Zügen die eigene Entwicklungsgeschichte der ganzen Nation, das Bild der Periode vor Allem, in der wir selbst jetzt begriffen sind und der wir noch weiter entgegengeben, uns anschaut! Oder sind denn nicht auch wir selbst gegenüber jener früheren Periode dichterischen und philosophischen Schaffens in gleicher Weise prosaisch hölzern geworden? Ist nicht die einseitige Masse des Stofflichen und Technischen, wie es aus allen Gebieten der Natur her angehäuft wird, das Beherrschende für die ganze Denkweise der Zeit, selbst für ihre Liebhabereien und für den Geschmack ihrer täglichen Unterhaltung geworden? Und wo ist dagegen jener einst so allgewaltige Faustische Drang hin verschwunden, der nach dem innersten Grunde der Dinge, nach wahrhaftem Begreifen derselben hinstrebte und unsere ganze philosophische

Entwicklung schuf, während er für diese jetzige Tagesweisheit als abgethan und verschollen erscheint, als ein Traum und Schwindel unreifer Jugend, welcher für immer der nüchternen empirischen Beobachtung Platz zu machen habe!

In so schroffer einseitiger Weise von der eigenen Vergangenheit abzubrechen, konnte freilich dem Dichter selbst nie in den Sinn kommen; wie konnte es ihm einfallen, dem Bewußtsein praktisch bürgerlicher Bestimmung, das er in jenem Werke seines späten Alters so entschieden betont, die Wahrheit seiner früheren rein dichterischen Periode, das Ziel idealer menschlich schöner Ausbildung, zum Opfer zu bringen. Und so hat denn auch jene bürgerliche Tendenz der Wanderjahre noch keineswegs schon in der unmittelbaren Gegenwart ihre entsprechende Erfüllung gefunden; sondern in dieser erscheint sie nur erst in der noch einseitigen und unvollkommenen Form industriellen Erwerbsstrebens, materiellen und technischen Zweckmäßigkeitsgeistes, während die Dichtung noch auf eine ganz andere vollendetere Form hinausweist, auf die des entwickelten Berufslebens und seiner gegliederten Ordnung. Und hiermit erst kommen wir denn zu dem eigentlichen Ziele dieser Erörterungen, für welches uns wieder zunächst die Dichtung selbst als Führer dienen kann.

Was nämlich den Dichter bei jener Tendenz bestimmter sachmäßiger Ausbildung geleitet hat, das ist die Idee eines berufsmäßigen Wirkens in der Gemeinsamkeit. Die Einordnung in den Zweck der Gemeinschaft, in welcher jeder eine bestimmte Stelle auszufüllen hat, sie ist es, die von dem Einzelnen diese Einseitigkeit (wenn man es so nennen will) einer besondern fachmäßigen Bildung und Fertigkeit fordert. Eben dadurch aber, daß es so der Beruf, das Wirken in und mit der Gemeinschaft ist, auf dem Alles ruht, ist der einseitig materielle Nützlichkeitsgeist, das Streben des bloßen Erwerbs, der an jene technisch sachmäßige Ausbildung sich anknüpfen könnte, von vornherein ausgeschlossen. Der höhere allgemeine Zweck, der in dem Berufe liegt, ist es vielmehr, der überhaupt den Einzelnen aus seiner bloßen Sonderstellung, aus seinem bloßen Privatstreben heraushebt und jene Form eines gegliederten Bundes der verschiedenen Fachgenossen mit sich bringt, welche in den Wanderjahren so eigenthümlich hervortritt und als eine der höchsten dichterisch prophetischen Hinweisungen auf die socialen Aufgaben der Neuzeit erscheint. Nur im gegenseitig ergänzenden Aufeinanderwirken und Zusammenwirken ist theils die volle fachmäßige Ausbildung, theils überhaupt der genügende Antrieb zu berufsmäßiger Bildung und Wirksamkeit vorhanden; deshalb eben hat der Dichter jene Form verbündeter Genossenschaft und einer gegliederten Vertretung derselben, die als „Band" sie zusammenhält, als die wesentliche Bedingung erkannt, unter welcher allein jene Ausbildung aller für einen bestimmten Berufszweig und die entsprechende Berufsthätigkeit selbst sich vollziehen könne.

Auch in der sogenannten pädagogischen Provinz erscheint demgemäß (nur in einer mehr spielend bildlichen Weise) Alles darauf angelegt, die besondere Anlage und Bestimmung des Einzelnen zu erforschen, ihn zu diesem Zwecke mit seinen besonderen Fachgenossen zusammenzubringen und auszubilden. Das Wandern aber, diese eigenthümliche Form der „Entsagung", erscheint so (abgesehen von der Anknüpfung, die es an dem Gedanken der Lehrjahre hat) nur als ein Symbol, um überhaupt jene Erhebung über die bloß persönliche Stellung und deren Privatinteressen auszudrücken, welche mit dem Zweck der berufsmäßigen Bildung und Wirksamkeit für die Gemeinschaft von selbst gegeben ist.

Man darf mit Recht sagen, daß der Dichter in dem Allem das Ziel unserer deutschen Entwicklung in der vollkommensten Weise, so weit es eben in der Form dichterischer Ahnung möglich war, ausgesprochen hat, daß er zu einer Zeit, wo der französische Geist noch mit dem Aushecken unnatürlicher socialistischer Zerrbilder und ihres materiellen Nützlichkeitsmechanismus beschäftigt war, hier, in den Wanderjahren, schon auf eine ganz andere tiefere und würdigere Lösung der socialen Frage hingewiesen hat, obgleich dann erst die französischen Ideen uns Deutsche anregen mußten, diese Fragen zum Gegenstande eines eingehenderen wissenschaftlichen Nachdenkens zu machen. Nur Ein Wort ist es, das bei jenen Goethe'schen Anschauungen noch zur vollen Lösung fehlt, ein Begriff der vollen Rechtsordnung, die erst in einer demgemäßen organischen Berufspflicht und einer entsprechend gegliederten Rechtsform dieses Berufslebens Aller ihre wahre Verwirklichung findet.

Im Rechte nämlich handelt es sich um die äußeren (gegenständlichen) Bedingungen, durch welche der Zweck der freien Persönlichkeit zu sichern ist. Eben diese äußeren Bedingungen aber sich vollständig klar zu machen und herzustellen (nicht nur etwa das sittliche Bewußtsein der menschlichen und bürgerlichen Aufgaben vollständig auszubilden), dies eben ist die Aufgabe der jetzigen Zeit. Zum Bewußtsein dieser entwickelten Rechtsbedingungen fortzugehen, dazu war das Bewußtsein des Dichters und seiner ganzen Zeit noch zu idealer Art, noch zu sehr erst mit dem ideellen (sittlichen) Begriffe echt menschlicher Bestimmung beschäftigt. Es ist schon Fortschritt genug, daß von dem noch einseitig ästhetischen, auf harmonisch schöne Ausbildung gerichteten Interesse der Lehrjahre zu einem entschiedenen Bewußtsein bürgerlicher Berufsbestimmung fortgegangen ist, das die Wanderjahre bezeichnet. Allein dieses Bewußtsein selbst erhält freilich seine volle Wahrheit und Wirklichkeit erst mittelst jener Rechtsbedingungen. So gewiß als das Recht in Achtung des leiblichen Daseins und Eigenthums der freien Person besteht, so gewiß hat es auch nicht weniger diejenigen äußeren Bedingungen zu erfüllen, an welche der geistig sittliche und echt menschliche Zweck der Persönlichkeit geknüpft ist; ohne Er-

füllung dieser Bedingungen ist der Begriff des Rechts noch ein unvollständiger und unwürdiger. Nun fordert aber jener Zweck als seine unumgängliche äußere Bedingung eine mannigfach gegliederte Culturfähigkeit der Einzelnen für alle die verschiedenen Seiten, die in ihm enthalten sind. Also hat von Natur Jeder (denn das Rechtsgesetz ist seiner Natur nach allgemein und ohne Ausnahme) die rechtliche Berufspflicht zu einer Thätigkeit, die organisch ergänzend mit den übrigen Zweigen der Culturthätigkeit zusammengreift. Und da die volle berufsmäßige Ausbildung und Wirksamkeit ihrer Natur nach nur im gegenseitigen fördernden Zusammenwirken der Berufsgenossen möglich ist, so vollzieht sich auch jene natürliche Rechtspflicht erst im Eintritt in eine durch die ganze Gemeinschaft, durch die ganze Nation hindurchgreifende und mittelst einer gegliederten Vertretung sich zusammenfassende Genossenschaft des bestimmten Berufszweiges. In diesem organisch verzweigten Berufsleben der verschiedenen Genossenschaften (der Berufsstände) und in ihrer hierauf bezüglichen Selbstverwaltung liegt also die wahre rechtliche Grundlage des ganzen Volkslebens, die eigentliche Wurzel, aus welcher die ganze inhaltsreiche Ordnung des Staates entspringen und die auch für die locale Besonderheit seiner Gebiete, für Gemeinde und Provinz und deren Stellung, das ursprünglich Maßgebende sein soll. Und hierin haben wir also das vollständige rechtliche Abbild dessen, was der Dichter in den Wanderjahren zunächst nur in der sittlichen Form eines freien Privatbundes der betreffenden Genossen dargestellt hat.

Sehen wir jetzt zunächst, ehe wir weiter gehen, wie zu diesem Ziele, auf das ebenso der volle wissenschaftliche Begriff, wie das Vorbild unserer Dichtung uns hinweist, die unmittelbare Gegenwart mit ihrem industriellen Streben sich verhält.

Wenn man sieht, wie die Gegenwart so ganz bestimmten und greifbaren, unmittelbar praktischen Bestrebungen und Fragen zugewendet ist, wie der Volkswohlstand durch gesteigerte industrielle Thätigkeit und Ausbildung sich zu heben strebt, wie das politische Leben vor Allem durch die nächsten nationalen Aufgaben beherrscht und in Anspruch genommen ist, wie auch in der Wissenschaft die reellen und thatsächlichen Erscheinungen der Natur und Geschichte es sind, welche die Forschung beschäftigen, so mag man mit Recht glauben, die Zeit der unfruchtbaren grauen Theorie liege hinter uns, die der lebendigen praktischen Bethätigung sei endlich angebrochen. Allein halten wir uns auch nur zunächst an den Stand unserer bürgerlichen Entwicklung und sehen von dem der wissenschaftlichen, religiösen u. s. w. ab, so erscheint es doch als eine Thorheit zu glauben, wir hätten die allgemeinen socialen Probleme schon hinter uns, wir seien schon unmittelbar auf dem Wege der letzten praktischen Abhilfe. Das allerdings scheinen wir gewonnen zu haben, daß die verderb-

liche Macht abstracter Forderungen und unreifer Rechtsansprüche, die noch in der Bewegung von 1848 alle unsere nationalen Bestrebungen lähmte und durchkreuzte, überwunden ist und weit mehr die bestimmten nüchternen Bedingungen sowol des bürgerlichen als des nationalen Strebens in den Vordergrund getreten sind. Allein zu jenem tieferen bürgerlichen Berufsbewußtsein, in welchem erst die letzte Lösung auch unserer nationalen Aufgabe liegt, sind wir doch nur erst in sehr unvollkommener Annäherung begriffen. Und zwar sind wir dies von einer doppelten Seite her, einmal sofern das Bedürfniß und Streben nach wahrhaft fachmäßiger technischer Ausbildung, sowie nach Beseitigung aller Hemmnisse der industriellen Thätigkeit, in allen Klassen des Volkes, in der Landwirthschaft, wie in den Gewerben u. s. w. rege geworden ist und in der mannigfachsten Weise gefördert wird; und dann (was unmittelbar damit zusammenhängt und darauf einwirkt) sofern das Bewußtsein eines großen universellen Verkehrszusammenhangs lebendig geworden ist, in welchem jene industrielle Arbeit sich zu bethätigen und zu behaupten hat. Diese beiden Seiten zusammen sind, wie von selbst erhellt, für das volle bürgerliche Berufsbewußtsein wesentlich: die technische Tüchtigkeit und die Anregung und Befeuerung derselben durch einen umfassenden Verkehrszusammenhang greifen ineinander.

Allein diese beiden so wesentlichen Factoren wirken in der Gegenwart nur erst in äußerlicher Weise, nicht in ihrer wahren rechtlichen Gestalt; sie wirken mit einem Worte nur erst in der Form gesteigerten Erwerbsgeistes, nicht in der des rechtlichen Berufsgeistes. Denn so sehr auch dem sachlichen Inhalte nach jene Erwerbsthätigkeit eine gemeinnützige sein mag, so gilt sie doch rechtlich nur als Sache des eigenen Privatwerkes, und selbst die Förderung dieser Thätigkeit durch den Staat durch allerlei öffentliche Bildungsmittel und Anstalten macht das durchaus nicht anders. Jene ganze industrielle Regsamkeit ist daher zunächst noch ein bloßes Erwerbsstreben, wie denn dieß Alles an nichts deutlicher wird als daran, daß in rechtlicher Beziehung diese jetzige industrielle Bewegung bis jetzt noch auf nichts Weiteres als die bloße Gewerbsfreiheit gerichtet ist. Denn wie sehr auch diese mit Recht gegen veralteten Zunftzwang, gegen widersinnige Beschränkungen und Eingrenzungen des Erwerbsgebietes u. s. w. sich richten mag, so enthält sie doch für sich selbst noch nichts Weiteres als das Princip des eigenen ungehemmten Erwerbes Aller, sie will nur diesem ihrem Eigenrechte zur vollen ungehinderten Bethätigung verhelfen. Ein anderes noch höheres und vollständigeres Rechtsprincip, das namentlich zu wahrer genossenschaftlicher Gliederung und Ausbildung des gewerblichen Lebens führen müßte, kennt sie noch nicht.

Eben dies nun aber, der Geist des bloßen Eigenrechtes und seines Erwerbs, ist es, was uns in der Hauptsache immer noch an die alten Zustände fesselt, was ebenso wahre Selbstverwaltung im Innern, Befreiung von all'

der bureaukratischen Bevormundung, dies jetzt so vielgenannte Ziel, uns noch unmöglich macht, wie es in nationaler Beziehung noch die letzte Wurzel alles unseres kleinstaatlichen Particularismus ist. Der ganze unfrei mechanische Charakter unserer Staatsordnung nämlich, wie sie sich von den Zeiten des Mittelalters an allmälig ausgebildet hat, beruht durchweg darauf, daß die verschiedenen Elemente und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft sich nur innerhalb ihres besonderen, durch geschichtliche Verhältnisse so gewordenen (oder ausschließlich kraft natürlicher Rechtsprincipien umzugestaltenden) Eigenrechtes und Sonderinteresses bewegten, daß sie so gegenüber dem höheren und allgemeinen Zwecke des Staates in einseitiger Privatstellung und in der Beschränktheit ihrer besonderen Rechtsinteressen dastanden, und ebendeshalb die allgemeine Staatsregierung zu einer gegen sie äußerlichen und bevormundenden Macht, zu einem gegen die eigene Selbstthätigkeit des Volkes fremden Mechanismus werden mußte, zu dem, was wir in seiner jetzigen gleichmäßig durchgeführten Gestalt eben als bureaukratische Staatsordnung bezeichnen. Zufolge jenes natürlichen Gesetzes mußte einst zunächst die particularistische Ungebundenheit und Selbständigkeit der mittelalterlichen Stände und Corporationen, die den einheitlichen Staatszusammenhang zerriß, sich allmälig unter den Absolutismus der fürstlichen Gewalt unterordnen, eben weil sie selbst nur einseitig besondere und einander widerstreitende Interessen in sich darstellten und so dem Bedürfniß der höheren allgemeinen Ordnung, die vielmehr durch die fürstliche Gewalt vertreten wurde, nicht selbst genügen konnten. Aber auch das frei natürliche Rechtsbewußtsein der Revolutionsperiode hat an jenem letzten Grundfehler, der bis in das Mittelalter zurückgeht, noch nichts geändert. Wenngleich das Volk kraft freier natürlicher Rechte zu constitutioneller Mitregierung berufen werden sollte, so blieben doch alle seine verschiedenen Klassen, Gewerbsstand, Handelsstand u. s. w., ihrer ganzen übrigen bürgerlichen Stellung nach nur in ihr Eigenrecht und dessen Interessen, in ihren Erwerb, Besitz u. s. w. versenkt, sie blieben also in dieser beschränkten und selbstischen Privatstellung und behielten ebendeshalb fortwährend die Staatsverwaltung und deren verschiedene Gebiete als eine bureaukratische, für sie selbst unfrei äußerliche und bevormundende Ordnung über sich. Ja durch die Aufhebung der frühern noch aus dem Mittelalter herstammenden Ungleichheiten, der verschiedenen Standesvorrechte, Körperschaftsrechte u. s. w. wurde erst vollends die gleichmäßig über Alles ausgedehnte und einheitlich centralisirte Verwaltungsmaschine vollendet. Sogar die Volksvertretung selbst, diese doch zur Mitregierung im Staate berufene Macht, ist etwas dem gewöhnlichen übrigen Leben des Volkes Fremdes, Extraordinäres; sie ist nicht die eigene unmittelbare Zusammenfassung des sonstigen Lebens des Volkes als eines schon organisirten und in freier Selbstverwaltung thätigen. Die staatsbürgerliche Stellung

und Thätigkeit, wie sie in der Volksvertretung erscheint, ist ein von dem sonstigen bürgerlichen Leben (das vielmehr in jenen Eigenrechten und Sonderinteressen sein Wesen hat) abgetrenntes Gebiet, und so kommt denn auch gar nicht das vollständige bestimmte Leben der besonderen bürgerlichen Gebiete zu seiner Vertretung. Zufällig zusammengewürfelte Vertreter haben in gleichmäßiger Weise über die verschiedensten Gebiete, vielfach über solche, die ihrem gewöhnlichen Beruf und Gesichtskreis ganz fremd sind, zu berathen und zu entscheiden. Mit einem Worte: selbst die Volksvertretung ist in ihrer Weise wieder ein bureaukratisches, dem sonstigen eigensten Leben des Volkes fremdes Institut, deshalb weil auch im Volke selbst, im einzelnen Bürger das, was den eigentlichen und gewöhnlichen Inhalt seiner bürgerlichen Stellung und Thätigkeit ausmacht, seine bestimmte Erwerbsart und Besitzform u. s. w., und andrerseits seine allgemein staatsbürgerliche Seite in äußerlicher Weise auseinanderfällt.

Dieser innerste durchgreifendste Fehler der bisherigen Gesellschaftsform, in Folge dessen sie eben als bloße „Gesellschaft", in ihre mannigfachen Eigenrechte und Sonderinteressen versenkt, dem Staate und dessen allgemeinem Zwecke gegenüber steht und ihn als bureaukratische Ordnung über und außer sich hat, wird, wie aus dem Früheren von selbst erhellt, nur durch jenes Rechtsgesetz der organischen Berufspflicht und ihrer Ordnung aufgehoben. Durch sie erst ist Jeder eben in dem, was den besonderen eigensten Inhalt seines gewöhnlichen bürgerlichen Lebens ausmacht, zugleich auch unmittelbar ein Rechtsglied in dem allgemeinen Zwecke des Staates; eben in seiner besondern Berufsthätigkeit schon und als Genosse dieser bestimmten und in sich gegliederten Berufsgemeinschaft ist er zugleich an der allgemeinen Staatsordnung thätig; und diese hat sich so selbst ihrer ersten Grundlage nach aus der organischen Selbstverwaltung der besonderen Berufskreise des Volkes und ihrer Vertretung aufzubauen. Dadurch erst verschwindet zugleich mit dem ganzen Gegensatze von Staat und Gesellschaft auch der unwahre und unfreie Mechanismus der ganzen Staatsverwaltung, verschwindet ferner der ebenso äußerliche, nicht aus dem übrigen bestimmten Leben des Volkes herausgewachsene Charakter der Volksvertretung u. s. w. Allein es ist auch andererseits dabei vorausgesetzt, daß überall anstatt der Rechtsform des bloßen Erwerbs und Besitzes die der wahren Berufsarbeit und ihrer dem entsprechenden öffentlichen Verkehrspflicht, sowie eine demgemäße Gestaltung nicht bloß der Berufsstände und specielleren Berufszweige, sondern auch eine auf dieser Grundlage ruhende Durchbildung des Gemeindelebens und Provinziallebens erfolge. Nur so wird überall statt jenes unwahren Gegensatzes der heutigen Gesellschaft, nämlich eines selbstisch beschränkten und in seine mannigfachen Sonderinteressen aufgelösten Privatdaseins und andererseits einer dasselbe äußerlich zusammenhaltenden mechanischen Staatsordnung,

vielmehr ein frei organisches Leben der besonderen Glieder wie des Ganzen möglich.

Allein indem nun die jetzige industrielle Bewegung vielmehr eben innerhalb jener bisherigen bürgerlichen Formen sich fortbewegt, so muß sie trotz aller fachmäßig technischen Ausbildung, trotz aller anregenden und ergänzenden Einwirkung eines großen Verkehrszusammenhanges, doch andererseits den selbstisch materiellen und dem wahren Berufsbewußtsein entgegengesetzten Sinn noch steigern. Eben das Obige hat gezeigt, was eigentlich das Unwahre an jenem so vielfach beklagten und getadelten materiellen Streben der Zeit ist: es ist nichts weniger als überhaupt schon die große Bedeutung, welche die materielle Arbeit und Hervorbringung in der Gegenwart gewonnen hat. Diese ist vielmehr durchaus nothwendig und berechtigt gegenüber dem früheren noch einseitig idealen Leben unserer Nation. Das selbstisch Materielle liegt vielmehr nur darin, daß diese Bewegung noch innerhalb der bisherigen selbstisch beschränkten Rechts- und Gesellschaftsformen vor sich geht und daß sie so den einseitigen Erwerbsgeist und Speculationsgeist fördert, statt von dem echt menschlichen und organischen rechtlich und sittlich läuternden Berufsgeiste durchdrungen zu sein. Auf diese Weise hat sich in Frankreich, dessen Geistesentwicklung am einseitigsten und mit ihrer ganzen Kraft eben in jene bisherigen Rechts- und Gesellschaftsformen sich hineingelebt hat, die selbstische Corruption ausgebildet, die nebst der innern Zerklüftung zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen die Grundlage der jetzigen Napoleonischen Herrschaft bildet. Und wenn auch Deutschland zufolge seiner universelleren und tieferen Entwicklungselemente vor solcher Einseitigkeit bewahrt ist, so muß doch das wirklich Analoge in den Zuständen auch ähnliche Wirkung üben und wie überhaupt auf die sittliche Kraft der Nation, so auch auf die ihres Einheitsstrebens noch erschlaffend und lähmend wirken. Wie nämlich aus dem Obigen von selbst erhellt, weshalb unsere heutige Gesellschaft, trotz alles Ankämpfens gegen bureaukratische Bevormundung, doch noch so wenig fähig ist, Formen wahrer Selbstverwaltung in das Leben zu rufen, so ist es auch der gleiche Grund, der trotz des von der Zeitentwicklung hervorgerufenen nationalen Zuges doch dieses Einheitsstreben wieder innerlich lähmt und hindert. Der Particularismus der bürgerlichen Gesellschaftselemente, d. h. ihr noch in das spröde Eigenrecht, in einseitigen Erwerb und Besitz versenkter Privatgeist und ihr demgemäßer atomistisch zerbröckelter Zustand enthält auch ebendamit den Particularismus der deutschen Staaten gegen einander. Denn auch sie sind demzufolge in der geschichtlichen und natürlichen Besonderheit ihrer Besitz-, Erwerbs- und Handelsverhältnisse und in der ganzen Eigenthümlichkeit ihres Lebens noch spröde Sonderexistenzen, deren einheitliche Zusammenschmelzung schon unmittelbar durch die eingewöhnte Macht dieses in sich selbst lebenden und für sich be-

stehenden Sonderdaseins unmöglich wird. Dies ist der tiefste allgemeine Grund, weshalb z. B. eine unmittelbare Verschmelzung der übrigen Kleinstaaten mit Preußen, trotz allen Bedürfnisses eines starken einheitlichen Schutzes nach außen, unmöglich erscheint. Denn abgesehen von allen östreichisch-großdeutschen und sonstigen Antipathieen und von dem mannigfachsten Widerstreite materieller Sonderinteressen, welcher sich dagegen erheben würde, ist überhaupt gegenseitig das Bewußtsein und Gefühl eines Sonderlebens vorhanden, das noch in keinen organischen Fluß gekommen ist, sondern hinsichtlich der ganzen Rechtsform und Rechtsanschauung der bürgerlichen Zustände noch in sich selbst verharrt, welches also bei aller nationalen Gemeinsamkeit doch wieder in der mannigfachsten Weise sich abstoßen würde. Und indem nun zufolge dieser ganzen Natur der bürgerlichen Zustände auch die einheitliche Verschmelzung zunächst noch den Grundcharakter eines bureaukratisch zusammengefaßten Mechanismus tragen müßte, so knüpft sich auch hieran wieder um so mehr die Furcht, daß ein Element der Nation sich auf Kosten der andern geltend machen, daß das specifisch Preußische das Deutsche überwiegen würde u. s. f. Wie jetzt noch unsere ganze Regierungsform ungeachtet aller constitutionellen Formen doch eine unfrei äußerliche Centralisirung ist, so fürchtet man in ganz analoger Weise, daß bei einer gleichen Centralisirung der ganzen Nation (statt der jetzigen Staatenvielheit) unwillkürlich einem Element, demjenigen, welches der nächste Träger dieser centralisirten Macht wäre, ein überwiegender und der deutschen Natur widerstrebender Einfluß zufiele. Und so ist es in gleicher Weise das spröd particularistische Wesen der bürgerlichen Gesellschaftselemente, wie andererseits der ihm entsprechende unfreie Mechanismus der Staatsform, was derzeit unserer nationalen Einigung entgegensteht.

Daraus folgt nun freilich in keiner Weise, daß all' die nationalen Bestrebungen, mit deren endlichem Wiedererwachen die Nation so eben erst neu aufzuathmen anfängt, daß all' die Bemühungen für deutsche Wehrhaftigkeit zu Land und zur See, für einheitliche Vertretung im Innern und nach außen u. s. w., vergeblich und bedeutungslos seien. So gewiß die industrielle Bewegung bei all' ihrer oben nachgewiesenen Einseitigkeit nothwendig ist, um die breite natürliche Grundlage unseres Volkslebens gegenüber der früheren Verkümmerung herzustellen, so wenig wäre auch ohne jene nationalen Regungen für uns vorwärts zu kommen. Ja in der nationalen Aufgabe ist für uns Deutsche selbst wieder ein wesentliches Mittel gegeben, um der sittlich erschlaffenden und selbstsüchtigen Macht des materiellen bloßen Erwerbsgeistes entgegenzuwirken. Allein das haben wir allerdings hier klar zu machen versucht, daß neben den unmittelbar nationalen Aufgaben und Strebungen immer doch die letzte innerlich einigende Macht für uns Deutsche in den rechtlich-socialen Aufgaben und deren wahrem Verständnisse liege. Dies ist nun ein-

mal das Wahre unserer Geschichte, daß uns nicht gleich anderen Völkern ein unmittelbar nationaler Drang zusammenführt, daß vielmehr mit dem Erlöschen des höheren idealen Bandes, das einst im mittelalterlichen Kaiserthum Deutschland zusammenhielt, die hervorragendsten einzelnen Elemente zu spröder selbständiger Staatshoheit sich verfestigten, und daß also erst in und mit der Ausbildung eines organisch rechtlichen Bürgerthums und seines Berufslebens, mit dieser Reife der allgemeinen geschichtlichen und menschlichen Entwicklung, auch die bleibende Form nationaler Einheit und Kraft für uns herbeikommen soll.

Wol mag eine große nationale Gefahr uns, noch ehe wir innerlich bis zu jenem Punkte gereift sind, auf äußerem Wege die politische Einheit bringen. Allein auch diese wäre dann insoweit immer noch derjenigen analog, mit welcher gegenwärtig der bureaukratische Mechanismus die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, und wäre darin der Anlage und Bestimmung unseres deutschen Wesens noch nicht völlig angemessen, könnte nur der Uebergang zu einer wahren von innen heraus kommenden und organischen Umgestaltung sein. Was dagegen dahin wirkt, in den verschiedenen Gebieten unserer Volksarbeit den gemeinsamen Berufsgeist in umfassender Weise zu wecken und ihn vor Allem seiner ausgeprägten Rechtsform entgegenzuführen, das Alles (wozu wir also insbesondere auch das Streben nach voller und gegenseitiger Freizügigkeit und die unvollkommenen Anfänge unseres Vereinswesens rechnen, von volkswirthschaftlichen Congressen und Handelstagen an bis zu den Versammlungen speciellerer Berufszweige), das ist auch ein Schritt zu jener letzten und bleibenden Begründung unserer Einheit. Kein Volk hat den rein objectiven Sinn für eine allgemeine Sache, in welche der Einzelne mit seiner Thätigkeit sich hinzugeben hat, in solcher Weise, wie unsere Nation. Gar oft geht dies geistige sich Hingeben an einen allgemeinen Gegenstand bis zur größten Einseitigkeit und zehrt z. B. im Gelehrten zu Gunsten seines einzelnen Faches den wahren und vollen Menschen auf. Allein zu jener rechtlich bürgerlichen und organischen Einigung der Berufsgenossen, dieser inneren Erneuerung unseres Volkslebens, ist eben jener Sinn an seinem vollen Platze; hier wird sich zeigen, mit welcher Allgewalt der rechtliche und sittliche Sinn für gemeinsame Berufsaufgabe in unserem Volke zu wirken vermag.

Andere Nationen freilich sind einen andern Weg gegangen. In England haben dieselben aus dem Mittelalter herübergekommenen Gesellschaftselemente, die bei uns (und in Frankreich) gegenüber dem einen Staatsmechanismus zu bloßem Privatdasein herabsanken, vielmehr durch verständige und energische Theilnahme an den öffentlichen und nationalen Angelegenheiten und durch entsprechende Ausbildung ihrer Besitz- und Erwerbsgrundlagen, sich auch jene Formen der Selbstregierung erhalten und gesichert, die wir bureaukratisch regierten Festlandsbewohner an ihnen bewundern. Allein jener oben erörterte,

bis in das Mittelalter zurückgreifende Grundfehler unserer Gesellschaft, das Feststehen der einzelnen Elemente im einseitigen Eigenrecht und Sonderinteresse, ist in England so wenig überwunden, daß vielmehr ganz umgekehrt seine gerühmte Freiheit eben darauf ruht, daß die hervorragenderen und selbständigeren Elemente (grundbesitzender Adel und industrielles Bürgerthum) diesem ihrem Sonderrechte und Sonderdasein eine viel eingreifendere und umfassendere Bedeutung zu geben wußten als anderswo. Die öffentliche und nationale Thätigkeit, die sie im Unterschiede von den Gesellschaftselementen anderer Staaten entwickelten, ging also doch in unzertrennlicher Weise auf Stärkung und Festigung ihres einseitigen Eigenrechtes und Sonderinteresses; und so ist die englische Freiheit im Wesentlichen nur einseitige Herrschaft der reichen Klassen und schließt einen viel schrofferen Gegensatz in den Besitzverhältnissen in sich als anderwärts. Unsere Aufgabe liegt gegenüber diesen englischen Zuständen nach ganz entgegengesetzter Seite, darin, daß alle Elemente gleichmäßig aus ihrem bloßen Eigenrechte und Sonderinteresse heraus in das organisch rechtliche Berufsverhältniß eintreten, daß also jener bis in das Mittelalter zurückgehende Fehler endlich ganz und vollständig getilgt werde, während das englische Wesen vielmehr die zäheste, bloß verständig modernisirte und erweiterte Form mittelalterlicher Gesellschaftszustände ist. Wer sieht nicht, daß unsere Aufgabe allein die echt menschliche ist, diejenige, die von hier aus auch anderwärts, zuletzt auch noch in England, zum Durchbruche kommen muß?

Und hiemit kehren wir denn zu unserem anfänglichen Grundgedanken zurück. Die industrielle Phase, in die wir jetzt eingetreten sind, ist zwar ein wesentlicher Durchgangspunkt gegenüber der einseitig humanistischen und ideellen, die vorausging; allein sie ist doch selbst nur ein höchst unvollkommener Uebergang zu einem höheren rechtlich-sittlichen Ziele. Die nationale Bewegung aber, die bei uns an Stärke und Verbreitung jener ersteren leider noch um ein Beträchtliches nachsteht, ist zwar ein noch unentbehrlicheres und geistig kräftigenderes Element; allein auch sie läßt die innerste Wurzel aller unserer Uebel, jenen Particularismus in den gesammten bürgerlichen Zuständen, der für uns Deutsche zugleich auch kleinstaatlicher Particularismus ist, noch unberührt und hat daher für sich nicht diejenige Tiefe und Kraft, die ihr zufolge unserer deutschen Geistesanlage erst durch die Verbindung mit einem neuen rechtlich sittlichen Princip noch zufließen muß. Im organischen Berufsgesetze allein liegt die über alle kleinstaatlichen Schranken gänzlich übergreifende Macht, welche einst den Leib unserer Nation nach allen seinen einzelnen Gliedern, den mannigfachen Zweigen und Verästlungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, zu einem Ganzen, einem wahrhaften Bundesstaate zusammenschließen wird. Und darin wird also, zugleich mit den nüchtern materiellen Grundlagen, welche die jetzige Zeit anstrebt, auch erst das menschlich ideale Ziel unserer früheren

einseitig humanistischen Periode zu seiner Verwirklichung kommen. Denn das echte Berufsleben erst gibt ebenso die wahre materielle Volkskraft, wie es doch über den äußerlichen Nützlichkeits- und Erwerbsgeist zugleich erhebt und eben, sosehr den Sinn für gleichmäßig menschliche Ausbildung, als andererseits die volle Eigenthümlichkeit und selbständige Kraft der besonderen Zweige des Volkslebens herstellt. In diesem Rechtsgesetz allein ist die moderne Hochstellung der Arbeit mit jener Wahrheit des antiken Lebens, das die bloße Erwerbsarbeit als unwürdig betrachtete und vielmehr im politischen Leben und der menschlich schönen Ausbildung die Bestimmung des Bürgers fand, innerlich vereinigt. Denn die organische Berufsarbeit erst (nicht die einseitige Erwerbsarbeit) hat allgemein politische d. h. auf die ganze Gemeinschaft bezügliche Bedeutung und Würde und ist selbst die Grundlage des frei politischen Lebens. Pl.

Nationalökonomische Literatur.

1.

1) Die Nationalökonomie oder Allgemeine Wirthschaftslehre. Für Gebildete aller Stände, insbesondere für den Kaufmann, so wie zum Gebrauch in Akademieen, Handels- und Realschulen gemeinfaßlich dargestellt von Albert E. Fr. Schäffle, Doctor der Staatswissenschaften. Leipzig 1861.

Das Buch bildet den zehnten Band von Otto Spamers kaufmännischer Bibliothek und genießt dadurch vor vielen andern Büchern den Vortheil, daß es wirklich in den Leserkreis dringt, für den es bestimmt ist. Der Verfasser verhehlt sich die Schwierigkeiten des Versuches nicht, die Nationalökonomie für den Gebrauch der Kaufleute wissenschaftlich darzustellen, der Schule und dem gemeinen Sprachgebrauche zugleich gerecht zu werden, Kürze mit Vollständigkeit, strenge Methode mit angenehmer Darstellung zu verbinden. Das Lesen machte uns den Eindruck eines fortgesetzten Ringens mit den erkannten Schwierigkeiten, welches im Anfange wenig Erfolg verspricht. Im Kampfe aber wachsen die Kräfte, und wäre der Anfang wie das Ende, so würden wir den Versuch als gelungen betrachten. Wäre es dem Verfasser vergönnt gewesen, sein erstes Manuscript von der ungeduldig harrenden Presse zurückzuhalten, eine Zeitlang liegen zu lassen und dann noch einmal mit Muße durchzuarbeiten, so

zweifeln wir nicht, daß wir ihm ein Werk zu verdanken haben würden, welches den besten Leistungen der Engländer und Franzosen für gemeinfaßliche Darstellung der Volkswirthschaftslehre ebenbürtig zur Seite stände. Jetzt haben wir dagegen ein Buch vor uns, welches noch lange nicht das ist, was es in späteren Auflagen, die wir ihm wünschen, werden kann. In den ersten Abschnitten überwiegt der „blühende Styl", dann sehen wir den Professor in der sehr mühsamen, aber wenig productiven Arbeit des feinen Distinguirens, im gemeinen Leben Haarspalten genannt; allmälig aber, wie er auf den festern Boden der einzelnen wirthschaftlichen Thätigkeiten gelangt, macht er sich von Abschweifungen frei und weiß die Dinge einfach und verständlich, hie und da nur etwas zu kurz, vorzutragen. Von dem sichtlichen Fortschreiten waren wir um so angenehmer berührt, als der Verfasser im Vorworte Roscher und — — L. Stein als gleichgeltende wissenschaftliche Autoritäten verehrt! Einige kleine Proben des „blühenden Styls" greifen wir ohne Absicht und Auswahl, nur Beispiels halber, heraus: „Der Geist ist hineingewoben in den Körper, wie die Schönheit in die Blume, und er wird daraus nicht entbunden während der irdischen Periode seines Daseins" (S. 2). „Der malayische Wilde, welchem die Banane ihre Brodfrucht so zu sagen in den Mund reicht, lebt wahrlich nicht im Paradieseszustand; er ist wild, frißt seinen Nebenmenschen, betet einen Holzkloß an, fröhnt viehisch viehischem Sinnengenuß, schießt seinen Pfeil nach der verfinsterten Sonne, weil er sie von einem bösen Thiere angefressen glaubt, mißhandelt Weib und Kinder, kurz er lebt in thierischer statt in paradiesischer Unschuld" (S. 3). Endlich noch S. 22: „Kein Thier entwickelt eine Wirthschaft, selbst der gelehrige Affe und der schlaue Fuchs nicht. Zwar fristen Beide ihr Leben aus der Natur, die sie auf ihren bloß sinnlichen Lebenszweck beziehen, der Affe pflückt die Nuß, der Fuchs erschnappt das Huhn, aber sie haben nicht die Eigenschaft des freien vernünftigen Wollens u. s. w." — Wir glauben, daß diese und die vielen ähnlichen Stellen eine Kürzung erleiden dürfen, ohne den Werth des Buches im Mindesten zu beeinträchtigen.

Auf der andern Seite verfällt Herr Professor Schäffle in den bei deutschen Gelehrten zu häufigen Fehler, die Wissenschaft nicht auf ihr Gebiet zu beschränken, sondern auf alle möglichen anderen Gebiete auszudehnen und den Streit über rein theoretische Fragen auch da aufzunehmen, wo es sich um Vermittelung der Wissenschaft mit dem Leben handelt. So soll z. B. die Nationalökonomie den Menschen und die Außenwelt betrachten, weil Beide zu einander in wirthschaftliche Beziehung treten. Eine vollständige wirthschaftliche Persönlichkeitslehre, eine Art wirthschaftlicher Anthropologie und ökonomischer Psychologie soll eine Voraufgabe sein, welcher die streng wissenschaftliche Volkswirthschaftslehre sich zu unterziehen habe (S. 21). Um Gotteswillen! Eben so faßt Herr Schäffle den Begriff von Capital viel zu weit, indem er Natur

und Arbeit demselben einverleibt. Er fühlt jedoch bald, daß dies nicht wol angeht, und unterscheidet daher „Naturcapital" und „persönliches Capital" von dem, was man sonst Capital zu nennen pflegt, den Dingen, die aus menschlicher Arbeit entstanden und angesammelt, zu Zwecken der Production dienen (S. 41, 49, 52). Dabei zeigt der Verfasser den einfachen Weg, allem Streit über die Capitaleigenschaft eine Ende zu machen; man darf nur seine Definition allgemein annehmen — daß Capital die productive Zweckbeziehung eines Gegenstandes bezeichne. In der That hat aller Streit ein Ende, wenn die Verschiedenheit der Meinungen aufhört. Weniger richtig ist, wenn H. Sch. meint (S. 51), der Uebergang von dem Vermögen eines Rentners an einen Geschäftsmann trage zur Capitalbildung eben so bei, wie der Uebergang von Lehengütern in freies Eigenthum. Das Vermögen des Rentners ist angelegt, sonst würde er keine Rente beziehen, und wenn es der Schwiegersohn zum Betriebe seiner Fabrik erhält, so berechnet er sich die Rente, welche vorher der Schwiegervater bezog. Nur in einzelnen Fällen trifft die Ansicht zu, wenn z. B. der Rentner ausländische Staatspapiere ins Ausland verkauft und sich mit dem Erlöse bei einem inländischen Unternehmen betheiligt. Uebrigens ist der theoretische Streit um die Grenzen der Wissenschaft und die Bestimmung ihrer Grundbegriffe nicht so schädlich, wie er aussieht. Er verschwindet, sobald man an die einzelnen Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit kommt, an Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Besser wäre allerdings, wenn er in einem Buche wie das vorliegende gar nicht vorkäme, denn er verwirrt die Leser, für welche man schreibt, und nimmt Raum in Anspruch, den man besser verwenden könnte. Mit Nutzen werden demnach Kaufleute besonders den zweiten Theil des Buches lesen: Gliederung des wirklichen Wirthschaftslebens, und es werden ihnen namentlich über Handel, Bankwesen und Krisen recht nützliche und gute Lehren gegeben.

Wir würden hiermit die Besprechung des Buches schließen, wenn es uns nicht interessirt hätte, zu erfahren, wie die wissenschaftliche Ueberzeugung des Verfassers von der Einwirkung der Zölle auf Industrie und Handel mit seinem Austreten bei dem volkswirthschaftlichen Congresse in Stuttgart übereinstimmt, wo er vor einigen Wochen neben den Praktikern als die wissenschaftliche Stütze der Particularisten und Schutzzöllner, wie der selige Stahl für die Junker, aufgetreten ist, und wo auf seine Anträge die Ernennung einer Commission für die Reorganisation des Zollvereins, und die stufenweise Ermäßigung der Zwistzölle durch den Uebergang zur Tagesordnung beseitigt worden sind.

Sieht man in dem Buche nach, so findet man unter den Formen volkswirthschaftlicher Unfreiheit die Beschränkung des freien Mitbewerbens zwischen Völkern durch Verbotszölle, Schutzzölle, Differentialabgaben neben der Sclaverei, Leibeigenschaft und Fröhnerei, neben dem Zunftzwang und der Beschrän-

kung der Niederlassung aufgeführt (S. 16), und gleich darauf nochmals erwähnt als eine der Arten, wie der Staatseinfluß durch die Sonder-Interessen ausgebeutet wird (S. 17). Weiterhin wird gegen den Satz von Fr. List, daß durch die Schutzzölle nachhaltige Productivkräfte erzielt werden, polemisirt. Endlich werden die früher angedeuteten Formen der Unfreiheit einzeln durchgenommen, und sie erscheinen dem Verfasser sämmtlich überwunden, der Sieg der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, der freie Grundbesitz sind theils schon durchgeführt, theils in der Einsicht der Bessern entschieden. Nur der Schutzzoll ist noch kein „überwundener Standpunkt", gegen ihn also ist noch eine Lanze einzulegen. Dies thut denn auch Herr Schäffle (S. 253—256) kurz und bündig, und kommt zu dem Schlusse, „daß ohne Schutzzoll die Zwecke, die er erreichen soll (eine naturwüchsige Industrie zu erzielen), sicherer und naturgemäßer gleichsam von selbst sich erfüllen lassen." Bestehende Schutzzölle sollen in schonenden Uebergängen abgeschafft und dazu mögen Zeitpunkte der Prosperität gewählt werden, in welchen der Abbruch an Schutz am wenigsten empfindlich ist. „Das Ziel, welchem die Zukunft mit wachsender Geschwindigkeit zustreben wird, ist der Freihandel." Sehr richtig. Wie war es aber in Stuttgart mit den Twistzöllen? Der Antrag ging auf stufenweise Ermäßigung des Tarifsatzes von 3 Thalern, Dagegen solle durch Herabsetzung der Zölle auf Eisen (Maschinen) und durch Freizügigkeit den Spinnern ein Aequivalent geboten werden. Ein Antrag, gerade wie er im Buche steht. Allein Herr Schäffle beantragte den Uebergang zur Tagesordnung, weil der Zweck, die Ansichten auszutauschen, erreicht sei, weil die Mehrzahl der Anwesenden nicht gehörig unterrichtet seien und weil daher eine Abstimmung schwerlich das Richtige treffen werde. Die Motive würden etwas für sich gehabt haben, namentlich bei der gegenwärtigen Baumwollenkrise, wenn der Beschluß der Versammlung eine unmittelbare Wirkung auf den Tarifsatz hätte üben können. Für die Versammlung aber galt es nur, eine Ansicht auszusprechen, welche mit der Ansicht in dem Buche des Herrn Schäffle völlig übereinstimmt. Er aber verhinderte dies, indem er zugleich dem Sonderinteresse der Spinner ein verhüllendes Mäntelchen umwarf.

Der Zukunft des Zollvereins widmet Herr Schäffle in seinem Buche einige Zeilen (S. 257). Sie sei schwer voraus zu bestimmen; die Politik der mittleren Staaten werde mehr auf die östreichische Zolleinigung hindrängen, Preußen werde sie zu vermeiden suchen. „Es ist wahrscheinlich, daß die Staats-, nicht die Handelspolitik über die nächste Zukunft des Zollvereins entscheiden wird." Wenn die Mittelstaaten den Verband mit Preußen aufgeben und zu Oestreich übergehen wollen, so werden sie die Zollvereinsverträge kündigen. Wir glauben aus vielen Gründen, daß sie dies nicht thun werden, wollen aber hier nur anmerken, daß Herr Schäffle, wie jeder verständige Beobachter, anerkennt, daß die Zollvereinsfrage eine politische Frage ist. In

Stuttgart war nun die Ernennung einer ständigen Commission vorgeschlagen, welche sich mit der Zollfrage beschäftigen solle. Herr Schäffle widersetzte sich dem Antrage, weil er hinter demselben zwei Dinge witterte, — mit denen er sich in seinem Buche ganz gut verträgt, — Freihandel und Politik. Zu dem Freihandel bekannte er sich im Princip. Das thun die Baumwollenspinner auch. Sie haben wenig gegen das Princip, aber viel gegen dessen Anwendung. Aber — fuhr Herr Schäffle fort, solche Commissionen, wie die hier beantragte, legen den Verdacht einer Erschleichung politischer Bestrebungen nahe. Sie könnten ihren Zweck um so weniger erreichen, weil Fragen dabei in Betracht kommen, die rein politischer Natur sind, so die Beziehungen zu Oestreich, zu Meklenburg und den Hansestädten u. s. w. In seinem Buche erkennt der Verfasser, daß die Zollvereinsfrage eine politische Frage ist, und in Stuttgart will er aus demselben Grunde nicht zugeben, daß eine Commission diese Frage erörtere. Warum nicht? Weil er besorgt, die Commission werde sich nicht in seinem Sinne aussprechen.

Wir begreifen, daß die Baumwollspinner bei den Twistzöllen ihr Sonderinteresse geltend machen, so wie sie es verstehen, und wir erkennen ihre Berechtigung, so weit sie begründet ist. Aber eine Vermittelung der Wissenschaft mit dem Leben, wie Herr Schäffle sie unternimmt, können wir uns nur dadurch erklären, daß der Nationalökonom aufhört, wo der Schwabe anfängt.

2) Die Capitalanlage in Werthpapieren der Staaten und großen Actiengesellschaften des In- und Auslandes von A. Moser, Verwalter des Intercalarfonds in Stuttgart. Stuttgart, Wilhelm Nitzschke 1860. Erste und zweite Lieferung.

Der Capitalist, der sein Vermögen ganz oder theilweise in zinstragenden Schuldverschreibungen von Staaten, Bezirken, Gemeinden oder Gesellschaften anlegt, — wir reden nicht von dem Speculanten, noch weniger von dem Schwindler, — wählt in der Regel Papiere des eigenen oder eines Nachbarlandes, deren Sicherheit er vertraut. Bei auswärtigen Papieren, welche durch niedrigen Curs oder hohen Zinsfuß, oder durch Beides locken, wird die Sicherheit angezweifelt. Höchstens läßt die Vorsicht eine verhältnißmäßig geringe Anlage in Lotterieanleihen zu, welche gegen ein Opfer an Zinsen die Möglichkeit eines Gewinnes bieten. Solche Capitalisten bedürfen kaum eines Handbuchs, um sich zu orientiren. Aber das vorliegende Werk leistet mehr. Nach einem Allgemeinen Theile über Begriff und Wesen der Werthpapiere, über die Entstehung und Entwickelung des Verkehrs in denselben, über den öffentlichen Credit, die Geschäfte in Effecten, Münz- und Papiergeldwesen, folgen die Darstellungen des Schuldenwesens und der Finanzlage der einzelnen Staaten, welche ein reiches, zweckmäßig ausgewähltes und übersichtlich

geordnetes Material enthalten. Jeder Abschnitt beginnt mit einem Ueberblick über die politische und Finanzgeschichte des betreffenden Staates; es folgen: der neueste Schuldenstand mit tabellarischen Uebersichten, die Gewährschaften des Staates für fremde Verbindlichkeiten (Garantien für Ablösungen, Eisenbahnen u. a. Unternehmungen), die Staatsverfassung mit besonderer Rücksicht auf die Schuldenverwaltung, der Tilgungsfond, Staatsgrundkräfte (Staatsvermögen und Steuerkräfte) als Sicherheitsobjecte für die Staatsschuld, die Finanzlage (Einnahmen und Ausgaben in Tabellen), die gesetzlichen Bestimmungen über Verjährung, Amortisation (Mortification), Außercurssetzung und Vindication der Staatspapiere, Zinsfuß, Zinszahlung und Besteuerung des Zinsertrags, endlich die hauptsächlich im Verkehre vorkommenden Staatspapiere. Bei dem Staate, welcher die Reihe eröffnet, Oestreich, war es nicht leicht, den Stoff so zu bewältigen und zurechtzulegen, wie es dem Verfasser gelungen ist. Nur wünschen wir nicht, daß der Leser die politische Anschauung des Verfassers sich aneigne, wonach die Reformation und die Entstehung des preußischen Staates das Unglück Deutschlands verschulden. Seine Ehrlichkeit ist größer als seine Neigung für Oestreich und zieht aus den gegebenen Nachweisungen den richtigen Schluß, daß die östreichische Finanzverwaltung auf dem bisherigen Wege zum Staatsbankerott führen müsse. Die Auflehnung gegen Kaiser und Reich, welche anderen Reichsständen sehr übel vermerkt wird, gilt bei den Grafen von Würtemberg als Zeichen von Muth und Thatkraft, und der Verfasser findet es in der Ordnung, daß in den Revolutionskriegen Würtemberg zuerst auf die Seite Frankreichs trat und sich dadurch einen bedeutenden Zuwachs an Gebiet verschaffte. Abgesehen von dieser nebensächlichen politischen Localfärbung können wir das Buch mit gutem Gewissen empfehlen.

Bergleute und Metallarbeiter der Urzeit.

Der Sage nach lebten im Norden der alten Inder Ameisen so groß wie die ägyptischen Füchse und wie diese mit haariger Haut bedeckt, stark und behend und besonders ausgezeichnet durch die unablässige Thätigkeit, Gold aus der Erde zu graben, darum auch oft in den Morgenstunden, die sie unter der

Erde verbrachten, heimgesucht von den Indern, welche nach Aufraffung der Goldschätze schnell wieder von dannen eilten, zur Flucht sich der Mutterthiere junger Kameele bedienend, um durch die Sehnsucht dieser nach ihren Jungen um so schneller aus dem Bereiche jener Goldgräber hinweggeführt zu werden, da bei der letzteren Schnelligkeit und Stärke sie sonst den Raub wol gar mit dem Leben zu büßen hatten. Nach einer andern Sage aber wurden auf einem im Norden von Indien gelegenen Gebirge, den Rhipäen, Goldgruben durch Greife bewacht, letztere jedoch häufig von den einäugigen Arimaspen bekämpft und des Goldes, selbst unter den Klauen hinweg, beraubt.

Die Sage von den Greifen ist schon bei Hesiod (850 v. Chr.) und Herodot (450 v. Chr.) geläufig, und Letzterer erzählt umständlich auch die von den goldgrabenden Ameisen. Auffallend aber läßt noch 2000 Jahre später, i. J. 1607 unserer Zeitrechnung, der französische Geistliche und Staatsmann J. A. de Thou (Histor. sui temp. lib. XXIII.) sich dahin vernehmen, daß i. J. 1559 der Schah Tamasp Sofi von Persien eine goldgrabende Ameise von der Größe eines Hundes, welche wild und beißig gewesen, dem türkischen Kaiser Soliman als Geschenk übersandt habe.

Beide Sagen den Norden des alten Indiens berührend und das eben so eifrig gesuchte als hoch geschätzte edelste der Metalle angehend, beide auch vornehmlich von dessen Raube handelnd, sind, was Ursprung und Deutung betrifft, lange als einander verwandt, ja zu einander gehörig erachtet worden, da diejenige von der Bewachung des Goldes die andere von dessen Gewinnung zu ergänzen geschienen, bis neuerliche indische Forschungen es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die Sage von den Riesenameisen aus dem zufälligen Gleichlaut zweier Thiernamen: tschiûntâ und tschitâ, hervorgegangen, wovon ersterer eine große schwarze Ameisenart, letzterer die zur Jagd abgerichtete indische Guepardkatze, Felis jubata, bezeichnet, während die alten indischen Goldsucher sich dieser Guepards bereits zur Verfolgung ihrer Feinde bedient haben mögen. Um so mehr aber ist die zweite Sage für sich in Frage geblieben.

Schon hatte Agricola (1523) diesen Sagen eine Auslegung dahin gegeben, daß sie aus bergmännischen Arbeiten hervorgegangen, als Graf Veltheim (1799) dieselben speciell auf Goldwäschen zurückzuführen suchte, den Schauplatz derselben in der großen Tartarei, der chinesischen Tartarei und Großtübet erblickend, wo noch gegenwärtig Gold gefunden wird. Herodot (IV, 23) hingegen, der über zwei Jahrtausende früher davon Mittheilung gemacht, versetzt insbesondere die Sage von den Greifen weiter nach Norden, in das Land der asiatischen Scythen, „wo jenseits der kahlköpfigen Argippäer die Menschen ein halb Jahr schlafen“, in das Land jener Zauberer und Wahrsager, die des Gebrauches der Wünschelruthe aus Lindenholz kundig, dessen schiefäugige Ein-

geborene noch heute die im Goldsande begrabenen fossilen Elephanten- und Rhinocerosreste für die Knochen eines von ihren Voreltern vernichteten Riesenvogelgeschlechtes halten: in das Goldland Sibirien, wo die lange kalte Winternacht von dem flackernden Nordlichte erleuchtet wird.

Und in der That, in den Vorsteppen des Altai und in dem Hügellande längs des Nordrandes von Hochasien fand vor nicht gar Langem der forschende Eindringling einen 400 bis 500 Meilen langen Landstrich, vom Tobol bis zum Baikal und zur Lena, zum großen Theil mit zahllosen altersgrauen Schlackenhaufen, verfallenen Gruben und Schürfen bedeckt, daneben die Grabstätten einer untergegangenen unbekannten Völkerschaft, von den Insassen Tschuden genannt, die ihren Todten den kostbarsten Metallschmuck von Gold, Silber, Kupfer und einer Art Bronze mit in die Gruft gelegt: die Hinterlassenschaft eines verschollenen erzkundigen großen Volkes (Ritter, Erdkunde 2. Aufl. II, 576 und 1134).

Als vor zwei Jahrhunderten die vordringenden Russen, nachdem sie hundert Jahre früher die uralische Seite von Sibirien in Besitz genommen, auch hierher gelangten, war das Land ziemlich öde und menschenleer, und die nachgebliebenen Landsassen waren über ihre Vorfahren ganz ohne Kenntniß und ohne alle Traditionen ihrer Geschicklichkeiten und Einsichten, zugleich in sich selbst zum Theil einen solchen Urzustand des Könnens und Wissens bewahrend, daß ungeachtet des Metallreichthumes des Bodens, auf dem sie ihre Heerden weideten und ihre Jagdthiere erlegten, sie doch an Metallgeräthen arm waren, so daß sie die eisernen und kupfernen Kessel der fremden Ankömmlinge begierig mit eben so viel Zobel- und schwarzen Fuchspelzen bezahlten, als jene mit diesen sich vollstopfen ließen, während die Einwanderer auch ohne Wünschelruthe sichere Fingerzeige zum Einschlagen von neuen Schächten und Gruben überall erblickten.

In den Steppen und Berglandschaften des Jenisei nur, die als Fundstätten guter Eisenerze inzwischen eine gewisse Berühmtheit erlangt, trafen die Russen eine mit der Kunst des Eisenschmiedens vertraute Völkerschaft, die sie daher anfänglich auch nur Kusnezki, d. i. Schmiede, nannten. Die antiken Grabmonumente dieses zur „blonden Rasse mit blauen Augen" gehörigen Volkes enthielten außer Gold- und Silberschmuck auch Eisenwaffen, Schwert und Pflug, wohingegen in den Tschudengräbern das Eisen vermißt wurde (Ritter ꝛc. S. 1134—135).

Dieser Umstand und die weitere Wahrnehmung, daß in den Schächten der Tschuden nur kupferne Berggezeuge zurückgeblieben (Ritter ꝛc. III, 335), brachten die Annahme zur Geltung, daß den Tschuden die Bearbeitung des Eisens nicht bekannt geworden, womit im Einklange ihre Schächte auch meist nur eine Tiefe bis zu 5, ausnahmsweise bis 10 Lachter finden ließen. In

einem Schachte der letzteren Art fand sich unter Anderem eine gegossene kupferne Keilhaue, und statt der Fäustel wurden bis zu 15 Pfund schwere harte Steine von länglichrunder Form mit eingeschliffenen Vertiefungen zur Befestigung von Riemen vorgefunden. Auch will man ein halbvererztes Gerippe von einem durch Schachteinsturz zerdrückten Bergmann getroffen haben, der noch seinen ledernen Sack mit reichen „Ockererzen“ getragen. An den in den Schächten erhaltenen Holzresten einer alten Verzimmerung und von Leitern zum Einfahren hatte sich gediegenes Kupfer erzeugt und Gold und Kiesanflug angesetzt. Das Holz selbst war zum Theil vererzt, kupfer- und silberhaltig geworden.

Indem wir hier mit einem bergmännischen Volke zu thun haben, dem die Gewinnung des Eisens noch unbekannt, erscheint um so bemerkenswerther, daß nach Herodot (IV, 62) die alten Scythen das eiserne Schwert gleich einer Gottheit verehrt haben sollen, und weiter, daß nach den chinesischen Annalen die Voreltern jenes jüngeren, eisenschmiedenden Volksstammes, der gegenwärtigen Ost-Kirghisen, die Hakas oder Kian-kuan, über die Zeit vor 100 v. Chr. hinaufreichen (Ritter 2c. II, 1122).

Welch ein Zeitraum mag nun wol die an Kunstfertigkeiten und Einsichten bedeutsame Nation der sibirischen Tschuden gänzlich vergessen gemacht und dafür, so zu sagen, ein ganz neues Menschengeschlecht an die Stelle gesetzt haben? — vergessen gemacht nach Hinterlassung so klar sprechender Zeugnisse einer in das Leben der Völker tief eingreifenden Thätigkeit? — Für solch eine Erscheinung kann es Geschichte nicht geben, sondern nur Sage, etwa wie die von den goldgrabenden Ameisen und den goldhütenden Greifen.

Wir erblicken aber in jenem Landstriche von Hochasien die Stätte sehr alten Bergbaues; älter und großartiger als wir sie anderwärts kennen; eine Urstätte desselben, die für den russischen Bergbau noch heute als Paradiesland zu betrachten ist.

Beiläufig werde hier daran erinnert, daß der Name Altai erst spät bei den russischen Bewohnern Sibiriens und den Schriftstellern über dieses Land in Gebrauch gekommen; daß er namentlich in dem von der Petersburger Akademie d. W. im Jahr 1745 in 20 Sectionen herausgegebenen Atlas Russicus noch nicht angeführt und daß er überhaupt türkischen Ursprungs ist, aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, wo Völker türkischen Stammes das Gebirgsland am oberen Irtysch bewohnten, dasselbe Altai nennend, d. i. Gold, wie Altun und Altan im Mongolischen ebenfalls Gold bezeichnen. Ob aber jener Name auf die Fundstätte des edeln Metalles zu beziehen, oder ob er als Ehrenname wegen des Hoflagers der Khane gewählt sei, wird von den Historikern und Geographen als unentschieden hingestellt (Ritter 2c. II, 477—479).

Doch, verlassen wir für jetzt das kalte Goldland, wo der Mensch den Menschen zu vergessen im Stande! —

Wenn wir an der Hand bloßer Sage eine nach Zeit und Raum unübersehbare Urstätte des Bergbaues in dem Norden jenes Hochgebirges gefunden, das von dem Inneren Asiens weithin gen Ost und West sich erstreckt, in Süd und Nord durch mächtige Randgebirge begrenzt, von wo — nach herrschender Meinung — die Zuglinien der Völkerculturen gleich Wasserströmen in der Urzeit nach allen Richtungen sich ausgebreitet: dann muß vor Allem wichtig erscheinen, in Betreff unseres Gegenstandes weiter in dem Süden zu forschen, wo in gewichtvollen schriftlichen Ueberlieferungen die Vergangenheit vor unsern Augen sich deutlicher aufrollt.

Vorerst aus dem Buche der Bücher ersehen wir, daß bereits zur Zeit Mosis, 1500 v. Chr., die Gewinnung des Goldes und der Edelsteine aus dem Sande der Flüsse, die Schmelzung von Erzen und insbesondere die Bearbeitung des Eisens hier zu Bekanntem gehörte, da zunächst im 1. B. Mosis (2, 11 und 12) des Landes Hevilah an dem Flusse Pison, zu dem von Gott dem Menschen geschenkten Eden gehörig, als eines Landes gedacht wird, das reich an Gold: „Und das Gold des Landes ist köstlich und da findet man Bedellion und den Edelstein Onyx"; weiter aber (4, 22) Thubalkain als ein „Meister in allerlei Erz und Eisenwerk" bezeichnet wird.

Dürfte schon dieses Wenige einen nicht unwesentlichen Anhalt für uns bieten, in sofern es um die Gewinnung und Benutzung von Erzen und Metallen sich handelt: so finden wir weiter in dem bedeutsamen Buche der wichtigen Einzelnheiten über unsern Gegenstand doch noch so viele, daß wir uns nicht versagen können, noch Einiges von dort mit unsern Bemerkungen hier folgen zu lassen.

In dem 2. Buch Mosis (35, 31—33) wird eines weisen und verständigen Mannes, Bezaleel, aus dem Stamme Juda, als eines solchen gedacht, der geschickt in allerlei Werk, „künstlich zu arbeiten in Gold, Silber und Erz, auch geschickt Edelsteine zu schneiden und einzusetzen", indem von ihm namentlich berichtet wird, daß er die hölzernen Säulen am Vorhange der Stiftshütte mit Gold überzogen, ihre Knöpfe von Gold gemacht und vier silberne Füße darunter gegossen (36, 36), auch daß er die Bundeslade aus Föhrenholz außen und innen mit Gold überkleidet, einen goldenen Kranz daran gefertigt und vier große goldene Ringe daran gegossen habe (37, 1—3): unfehlbar ein deutliches Zeichen von Kenntniß in Bearbeitung der edlen Metalle unter dem jüdischen Volke zur Zeit der mosaischen Gesetzgebung; eine Kenntniß, die von den Israeliten wahrscheinlich in Aegypten erworben worden.

Das 4. Buch Mosis (31, 22—23) gebietet den Israeliten:

„Gold, Silber, Erz, Eisen, Zinn und Blei und Alles, was das Feuer leidet, sollt ihr durch's Feuer lassen gehen und reinigen", worin wir zugleich die Summa von Mosis Metallkunde erblicken dürfen, dabei zu folgendem besonderen Bemerken Veranlassung findend:

Der Name Erz, hebr. Nechschet, gr. chalkos, lat. aes, wurde im Alterthum allgemein für Kupfer gebraucht und für Verbindungen dieses Metalles mit anderen, etwa unserer Bronze vergleichlich, indem man reines Kupfer überhaupt wol nur da zu gewinnen vermochte, wo solches in der Natur gediegen gefunden wurde, während man im Uebrigen meist wol Metallmischungen jener Art aus der Schmelzung von Kupfererzen erhielt. Das deutsche Wort Zinn aber ist an die Stelle des hebräischen Bedil gesetzt, das seiner Abstammung nach so viel als das „Getrennte", „Abgeschiedene" heißt, von welchem man für zweifelhaft erachtet, ob wirklich Zinn darunter verstanden werden dürfe, da das Vorkommen dieses Metalls im gediegenen Zustande nicht nachgewiesen und auch sonst nur ein vereinzeltes, auf wenige Gebiete beschränktes ist, während in denjenigen des Orients im Alterthum es gar nicht gefunden worden. Man glaubt vielmehr, aus den Schmelzprocessen abgesondert hervorgegangene Verbindungen von Silber mit Blei dafür annehmen zu sollen, wenigstens für diejenige Zeit, welcher jene Bibelstelle entstammt (Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, IV, 321 u. ff.), während später zweifellos die Phönicier britisches Zinn in den Handel gebracht haben, ohne daß dafür eine andere Bezeichnung in der Bibelschrift vorkommt; daher jener Annahme dann eine weitere Geltung nur unter der Hinzufügung wird ertheilt werden können, daß von den Alten die vermeinte Metallverbindung und wirkliches Zinn wahrscheinlich für identisch gehalten worden. Das britische Zinn wurde zuerst durch celtische Völker nach Gallien gebracht und von hier auf dem Landwege nach dem mittelländischen Meere geführt, bis die Phönicier von Gades (Cadix) aus, das sie bereits 1100 v. Chr. gegründet, es zur See von seiner Fundstätte abgeholt, was nach Strabo (III.) noch im 4. Jahrhundert v. Chr. der Fall war. Wie wir später sehen werden, fällt aber die wichtigste Periode des phönicischen Handels in die Zeit von 1000 bis 600 v. Chr., daher wol kaum für zweifelhaft zu erachten sein wird, daß schon innerhalb dieser Periode, welcher auch die späteren biblischen Nachrichten angehören, der phönicische Zinnhandel im Gange war. Zugleich zeugen die biblischen Ueberlieferungen aus dieser Zeit von metallurgischen Processen, die auf ziemliche Scheidung des Silbers vom Blei schließen lassen, so daß obige Namenauslegung dann überhaupt an Anhalt verliert.

In dem 5. Buch Mosis (8, 9) wird Kanaan ein Land genannt, „dessen Steine Eisen" und aus dessen Bergen das Volk Israel „Erz zu hauen" im Stande, worin thatsächlich der künstliche Bergbau Ausdruck findet; und daß

im Besondern die Gewinnung des Silbers schon frühzeitig mit einem sorgfältigen Läuterungsprocesse verbunden worden, ersehen wir aus dem herrlichen Bilde, das König David (um 1060 v. Chr.) im 12. Psalm (V. 7) niedergelegt:

„die Rede des Herren ist lauter, wie durchläutert Silber im Tiegel, bewährt siebenmal."

unstreitig zugleich ein Zeugniß für den hohen Werth, welcher, wie dem Golde, auch dem Silber schon frühzeitig beigelegt wurde.

Von berg- und hüttenmännischer Natur ist es ferner, wenn in dem Lehrgedichte Hiob (28. 1 und ff.) gesagt wird:

„Es hat das Silber seine Gänge und das Gold seinen Ort, da man es schmelzet.
Eisen bringt man aus der Erde, und aus den Steinen schmelzt man Erz.
Auch legt man Hand an die Felsen und gräbt Berge um.
Man reißet Bäche aus dem Felsen und Alles, was köstlich ist, sieht das Auge.
Man wehret dem Strome des Wassers und bringt, was verborgen ist, an das Licht."

Nicht minder gewährt es eine Hinweisung auf metallurgische Arbeiten, wenn Jeremias (6, 27—30) den Worten Ausdruck verleiht:

„Ich (der Herr) habe dich (Zion) zum Schmelzer gesetzt unter mein Volk, das so hart ist, daß Du ihr Wesen erfahren und prüfen sollst.
Sie sind eitel verdorbenes Erz und Eisen.
Der Blasebalg ist verbrannt das Blei verschwindet, das Schmelzen ist umsonst, denn das Böse ist nicht davon geschieden.
Darum heißen sie auch ein verdorbenes Silber."

worin insbesondere das Reinigen und Scheiden des Silbers vom Blei nach einem Verfahren zu erkennen ist, wie solches noch heute in Anwendung kommt.

In dem Gleichnisse des Ezechiel (22, 18 und 22):

„das Haus Israel ist mir zu Schlacken geworden, alles ihr Erz, Zinn, Eisen und Blei ist im Ofen zu Silberschlacken worden.
Wie man Silber, Eisen, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase und zerschmelze es: also will ich auch euch zusammenthun, einlegen und schmelzen."

wird zugleich die Darstellung künstlicher Metallmischungen kund.

Und endlich ist für die Bearbeitung der Metalle der Satz aus Jesaias (41, 7) von Interesse:

„Der Zimmermann nahm den Goldschmied zu sich und machten mit dem Hammer das Blech glatt auf dem Amboß und sprachen: das wird fein stehen, und sie hefteten's mit Nägeln, daß es nicht sollte wackeln",

worin eine Art von Vernietung bei Blecharbeiten Andeutung findet.

Indeß geben all diese Nachrichten, welche bis zum 6. Jahrhundert vor

Chr. heraufreichen, keinen Anlaß zu dem Schlusse, daß das israelitische Volk selbst viel Bergbau getrieben und in Fertigung künstlicher Metallarbeiten es zu einem wirklichen Höhepunkte gebracht habe, indem vielmehr die Handelsbeziehungen zu dem nachbarlichen Phönicien, worauf wir später kommen werden und deren bei Ezechiel (27, 12 und 17) mit den Worten gedacht ist:

„Du, Tyrus, hast deinen Handel auf dem Meere gehabt und allerlei Waaren, Silber, Eisen, Zinn und Blei auf deine Märkte gebracht.

Juda und das Land Israel haben auch mit dir gehandelt und haben dir Weizen, Balsam, Honig, Oel und Mastvieh auf deine Märkte gebracht."

— indem also diese Handesbeziehungen es mehr als wahrscheinlich machen, daß von den Israeliten die Metalle vornehmlich aus der Fremde bezogen wurden, auch wenn deren Bearbeitung von ihnen selbst geschah.

Von besonderer Bedeutuug ist schließlich die Bekanntschaft des israelitischen Volkes mit zahlreichen Edelsteinen und mit der Kunst des Steinschneidens, wovon wir bereits Andeutung gefunden (Bezaleel), deren wichtigster Nachweis jedoch in der Beschreibung von Aaron's Priesterkleide im 2. B. Mosis (39, 9—14) gegeben ist.

Das priesterliche Brustschild, viereckig, eine Handbreite hoch und eben so breit, besaß vier Reihen Edelsteine, wovon die erste einen Sarder (Carniol), Topas und Smaragd enthielt; die zweite einen Rubin, Sapphir und Diamant; die dritte einen Lyncurer (Hyazinth), Achat und Amethyst; die vierte einen Türkis, Onyx und Jaspis. Alle vier Reihen waren in Gold gefaßt, und ein jeder Stein war von dem Steinschneider mit dem Namen eines der zwölf Stämme der Kinder Israel bezeichnet.

Die enge Beziehung der Edelsteingewinnung zu dem übrigen Bergbau wird uns veranlassen auf diesen Gegenstand speciell zurückzukommen.

Thun wir hiernächst einen Blick in die Ueberlieferungen des griechischen Alterthums: so erscheint uns vor Allem der Mythus des Hephästos von Bedeutung.

Als Erfinder des künstlichen Feuers und als Meister in Erz und Eisen in dem Himmel und den Tiefen der Erde sich Werkstätten errichtend, war Hephästos thätig in Fertigung metallener Geräthschaften, insbesondere der kostbarsten Waffenstücke für die Götter und zu Geschenken für die Menschen.

Die herrlichen Waffen des Achilles: „blank und schön die Schienen der Beine, anschließend mit silberner Knöchelbedeckung, für die Brust ein Harnisch, ein Schwert mit eherner Kling' und mit Griff voll silberner Buckeln, der Schild gediegen und groß und glänzend in weitester Ferne, dem Vollmonde ähnlich, der gewichtige Helm weit strahlend, gleich himmlischem Gestirne, hochbuschig mit flatternder Mähn' aus gesponnenem Golde" (Ilias XIX, 369—382);

der unzerbrechliche Schild Aigis, des Zeus: „rund umher mit drohendem Schrecken gekränzet, drauf der Streit und die Schützung, nicht minder die starre Verfolgung, darauf auch das Gorgohaupt, des entsetzlichsten Ungeheuers, schreckenvoll und grauenerregend“ (Ilias V, 738—742); die goldene Pforte im Palaste des Alkinoos und die silbernen und goldenen Hunde am Eingange zu dessen Saale (Odyssee VII, 87—95); der goldene Wagen des Helios und der goldene Kahn, dessen am Abend sich derselbe zur Rückfahrt durch das Meer bediente, die ehernen Stiere des Aeetes und die „freisenden Bande, zart wie Spinnenwebe“ (Odyssee VIII, 218—280), worin Hephästos den kampfgeübten Ares und die untreue Aphrodite überlistete, werden, nebst vielem Andern, als Werke seiner Hand bezeichnet.

Unzweifelhaft beurkundet dieser Mythus, daß zur Zeit des Homer, also um 1000 v. Chr., die Gewinnung und Bearbeitung des Silbers und Goldes, des Kupfers und Eisens auch bei den Griechen schon längst zu Bekanntem gehörte und daß im Besondern ein großartig schöpferischer Geist in Bearbeitung der Metalle dort herrschte. Denn wie groß auch die Poesie in diesem Mythus erscheinen mag: die von ihr geschaffenen Bilder werden immerhin als Ideale zu betrachten sein, denen nachzustreben ihre Zeit sich bereits bemühte.

Von besonderem Interesse ist, daß Homer auch ausdrücklich des Härtens des Eisens gedenkt: „Wie wenn ein Meister in Erz die Holzaxt oder das Schlichtbeil taucht in kühlendes Wasser, das laut im Gesprudel emporbraust, härtend durch Kunst, denn solches ersetzet die Kräfte des Eisens“ (Odyssee IX, 392—394), — nicht anders als ob diese Worte unsern Tagen entstammten —, so wie der „Bläue des Stahles“ (Ilias XVIII, 564). Auch bezeichnet er treffend die wichtigsten Schmiedegeräthe: die Feuerstätte mit Blasebälgen, Erz und Tiegeln; den Ambos, den Hammer und die wohlgebildete Zange (Ilias XVIII, 469—477; Odyssee III, 433).

Die Kunst des Erzgießens in Formen scheint indeß erst nach Homer unter den Griechen gediehen zu sein, da von späteren Schriftstellern Rhökos auf Samos, der um 630 v. Chr. gelebt, als derjenige genannt wird, der selbige erfunden. Vornehmlich wurde sie von dessen Söhnen Theodoros und Telekles geübt, und insbesondere wird jenem auch wesentlicher Antheil an der Erfindung selbst zugeschrieben. Auch war er es, oder, was wahrscheinlicher, ein Neffe desselben, Theodoros der Jüngere, 556 v. Chr., der in Griechenland zuerst die Steinschneidekunst übte, indem er namentlich als Fertiger des sagenreichen Siegelringes des Polykrates (530 v. Chr.) bezeichnet wird. An Bezaleel haben wir bereits einen Vorgänger kennen gelernt, und weiter werden wir bei den Phöniciern schon früher nicht unbedeutende Gußwerke finden.

Als das älteste griechische Bildwerk in Metall wird ein 60 Fuß hohes Standbild Apollon's genannt (Thukydides 5, 18), errichtet von Amyklas,

König von Sparta, das nach seiner Beschreibung jedoch nur sehr unvollkommen und, nach Obigem, nur getriebene Arbeit gewesen sein kann.

Im Besonderen den Bergbau anlangend, so lassen die Homerischen Kundgebungen zwar nicht daran zweifeln, daß in Griechenland schon frühzeitig solcher betrieben worden; allein die betreffenden speciellen Nachrichten gehören doch einer spätern Zeit an und reichen nicht eben weit zurück. Ein Werk des Theophrastos über die Metalle, das ausführlich über den alten griechischen Bergbau berichtet haben mag, ist leider verloren gegangen.

Der bedeutendste und vielleicht auch der älteste griechische Bergbau war derjenige von Attika, besonders in dem an der Küste sich hinerstreckenden Gebirge Laurion, wo Silber, Blei, Galmei, vielleicht auch Kupfer gewonnen wurde (Böckh, über die laurischen Silberbergw., in den Abhandl. der Berl. Ak. d. W. 1815), und dessen Ertrag unter Themistokles (483 v. Chr.) ein so ergiebiger war, daß von dem Silber eine Kriegsflotte von 200 Schiffen ausgerüstet werden konnte (Herodot, VII, 144). Außerdem wurden unechte Smaragde und der attische Sil, ein ockerartiger goldgelber Farbstoff, dort gewonnen. Zur Zeit des Xenophon (420 v. Chr.) gewährte dieser Bergbau jedoch geringere Ausbeute. Die Insel Euböa lieferte vorzügliches Kupfer und Eisen. Besonders aber wurden auf Cypern bedeutende Mengen Kupfers gewonnen, so daß man hier überhaupt das Vaterland dieses Metalles erblickte. Daher auch der Name Cuprum. Gold lieferte Thracien und die Insel Thasos, wo, wie auf Cypern, schon frühzeitig durch phönicische Niederlassungen Bergwerke angelegt worden waren. Dasselbe ist hinsichtlich einer bedeutenden Eisengewinnung auf Kreta der Fall. Nicht minder hatte die Insel Siphnos reiche Gold- und Silberminen. Delos lieferte Kupfer; Melos Eisen, Schwefel und Alaun; Rhodos Eisen. Bei Thorikos wurde Quecksilber gewonnen und in Macedonien ebenfalls Gold, von dem man vermeinte, daß es sich nach gewisser Zeit wieder ansetze. Die Bergwerke gehörten überhaupt dem Staate, der sie früher wol selbst betrieben haben mag, dann aber an Privatleute verpachtete, von diesen den Vierundzwanzigsten der Ausbeute als Abgabe verlangend.

Zur Zeit des Demosthenes (380 v. Chr.) hatte Attika eine so bedeutende Anzahl von Bergleuten, daß derselbe sie neben den Bebauern des Feldes und den Handeltreibenden als besondere Klasse aufzählt. Dieselben scheinen den Bergbau nach Art unserer Gewerke auf eigene Rechnung und nach eigenem Plane geführt zu haben, während der Staat ein gewisses Aufsichtsrecht dabei übte. Die Grundbesitzer pflegten Sclaven zu miethen, welche sie weiter der Aufsicht eines besonders geschäftskundigen Sclaven anvertrauten. Nicht gar selten war ein solcher auch wieder der Pachter seines Herrn, indem er nach der Kopfzahl der Arbeiter eine Abgabe an denselben entrichtete, während dieser für jeden Sclaven täglich 1 Obol an den Pachter zahlte, dem dafür die Sorge der

Beköstigung und Bekleidung der Sclaven oblag und die strengste Beaufsichtigung derselben wegen etwaiger Fluchtversuche und Empörungen, da namentlich in letzter Hinsicht mancherlei Gefahren gewaltet, wie unter Anderm die Ueberlieferung von dem wilden Treiben aufrührerischer bergbauender Sclaven in Attika, die sich des befestigten Vorgebirges Sunion bemächtigt hatten, zeigt.

Gebaut wurde mit Stollen und Schachten, und der Abbau erstreckte sich meist auf große Massen. Brecheisen, Schlägel und Fimmel waren die Gezähe; Bergpfeiler und Holzeinbaue dienten zur Sicherung der Grubenräume. Die Förderung geschah durch besondere Mannschaft in Säcken. Ueber Geleuchte, Wasser- und Wetterhaltung fehlt es jedoch an Nachrichten. Mörser, Handmühlen, Siebe und eine Art Wäsche dienten zur Erzaufbereitung. Die Schmelzung von Gold und Silber geschah unter Zusatz von Salz, Salpeter und Alaun (?). Namentlich scheinen aber die attischen Hüttenleute im Silberausbringen nicht sehr geschickt gewesen zu sein, da nach Strabo die alten Silberschlacken später nochmals mit Nutzen zur Verhüttung kommen konnten.

Das korinthische, das delische und das äginetische Erz waren künstliche Metallmischungen, zumeist aus Kupfer mit etwas Blei oder Zinn, ursprünglich vielleicht durch Zufall entstanden, die besonders zu Gußarbeiten verwendet wurden. Am geschätztesten war das goldfarbige Orichalkon, eine Art Messing, dessen Herstellung aus zinkhaltigen Kupfererzen, oder aus Kupfer und Galmei geschehen, während das metallische Zink den Alten überhaupt wol nicht bekannt geworden, da es im gediegenen Zustande in der Natur nicht vorkommt, aus seinen Erzen aber, was den Alten unbekannt geblieben, dasselbe nur bei Abschließung der atmosphärischen Luft gewonnen werden kann, indem bei Schmelzung unter Luftzutritt es sehr schnell verbrennt (oxydirt) und in weißen Flocken sublimirt.

Als eigentliche Mutterstadt der Metallarbeiten Griechenlands wird Sikyon genannt, von dem noch Plinius bemerkt: diu fuit officinarum omnium metallorum patria. Später wurde Athen der Mittelpunkt aller jener genialen Leistungen, auf welche die Nachwelt noch mit Bewunderung zurückweist, und namentlich bildet die vierzigjährige Verwaltung des Perikles, 469 — 429 vor Chr., die Glanzperiode derselben.

Gedenken wir nur Eines der Kunstwerke dieser Zeit: des aus Phidias schöpferischem Geiste hervorgegangenen olympischen Zeus, eines Standbildes von etwa 50 Fuß Höhe, welches nach der Vorstellung Homer's (Ilias I, 528 ff.) den allmächtigen, überall siegreichen Gott in huldvoller Gewährung menschlicher Wünsche darstellte.

Es war eine sitzende Figur, auf einem mit Gold und Elfenbein verzierten Throne. Der Körper bestand aus Elfenbein; das mit Blumen geschmückte

Gewand, faltenreich von den Hüften bis auf die Füße herabwallend, aus Gold. In der Rechten schwebte, dem Weltherrscher zugewendet, eine Siegesgöttin mit einer Binde in den Händen; in der Linken trug er das als Symbol seiner Herrschaft über die Erde aus verschiedenen Erzen geschmiedete Scepter, auf dessen Spitze der ruhende Adler saß. Unter der mächtig gewölbten, aber heiteren und klaren Stirn, zu deren Seiten in reicher Lockenfülle das dichte Haar herabfiel, vollendeten, in tiefer Höhle zurückliegend, die weit geöffneten Augen das Antlitz voll Würde, mit Güte und Milde gepaart, und ein kräftiger Bartwuchs umschloß das Kinn des Herrscherhauptes, das als Krone einen aus goldenen Oelzweigen geflochtenen Kranz trug. Der Körper athmete Kraft und tiefe innere Ruhe. An den Seiten des Thrones und an dessen Lehne waren tanzende Horen und Grazien angebracht; an dem Fußschemel zwei Löwen, wovon der eine den Schild in den Klauen hielt, worauf der Kampf des Theseus mit den Amazonen dargestellt war.

Das kolossalste griechische Erzgebilde war der von Chares aus Lindos um 278 vor Chr. zu Stande gebrachte Sonnenkoloß zu Rhodos, der eine Höhe von 70 griechischen Ellen (über 100 Pariser Fuß) erreichte und dessen Gliederformen so ungeheuer waren, daß nur Wenige die Daumen zu umfassen vermochten. In seinem Innern hohl, barg dieser Koloß Felsstücke, welche das Ganze zu halten dienten. Seine Erzmasse war so bedeutend, daß, nachdem im Jahre 222 vor Chr. ein Erdbeben das Wunderwerk zertrümmert hatte, 932 Jahre später (so lange hatte man den zerbrochenen Koloß liegen lassen) nicht weniger als 900 Kameele beladen werden mußten, um das Erz fortzuschaffen.

Mit besonderer Bevorzugung gedenkt Homer der phönicischen Metallarbeiten, vornehmlich aus Sidon, „der Stadt voll schimmernden Erzes" (Odyssee XV, 424), unter Andern einen silbernen Krug, „voll von Kunstwerk, an Schönheit alles auf der Erde besiegend", als einen solchen bezeichnend, den „kunsterfahrene Sidonier sinnreich geschaffen" (Ilias XXIII, 740—744), sowie einen zweiten, einen Mischkrug „von unvergleichlicher Arbeit, ganz aus Silber geformt und mit goldenem Rande gezieret, ein Geschenk von Phädimos, dem Könige der Sidonier", als „ein Werk des Hephästos (Odyssee IV, 614—615); daher es von Wichtigkeit ist, bei dem phönicischen Volke specieller zu verweilen, nachdem zu dessen Erwähnung schon mehrfach uns Anlaß geworden.

Sidon, bereits zu Joseph's Zeit, 1850 vor Chr., durch Handel mit Aegypten verbunden, zur Zeit der jüdischen Auswanderung aus Aegypten eine weithin herrschende Stadt, und Tyrus, zur Zeit der Könige David und Salomo die mächtigste Stadt in Vorderasien, beides die vorzüglichsten Hafen-

städte des kleinen Phöniciens, das in schmalem Küstenstriche von kaum 30 Meilen nur eine Breite von 3 Meilen zwischen dem Mittelmeere und dem Libanongebirge innehatte: waren durch ihre für die Schifffahrt äußerst günstige Lage zu ungewöhnlichem Verkehr nach außen und, rückwirkend, in sich selbst berufen, so daß ihr Seehandel mit einem bedeutenden Landhandel ihnen frühzeitig große Berühmtheit verlieh.

Es sind bekannte Erzählungen, daß bei der großen Geschicklichkeit der Phönicier im Schiffsbau und in der Schifffahrt bereits ums Jahr 1700 vor Chr. die Königin Semiramis von Assyrien sich phönicischer Schiffsbauer zu Ausrüstung einer Flotte auf dem Indus bedient habe und daß (Herodot IV. 42) König Necho von Aegypten um 600 vor Chr. phönicische Seeleute in Dienst genommen, die vom arabischen Meerbusen aus Afrika umschifft, nach drei Jahren durch die Säulen des Hercules, die jetzige Meerenge von Gibraltar, wieder heimkehrend. Mag nun an der Wahrheit dieser Berichte auch gezweifelt und mag selbst das ganze Leben der Semiramis in Frage gestellt werden: so geht daraus sicherlich doch so viel hervor, daß man die Tüchtigkeit des kleinen Volkes schon frühzeitig für ausgemacht erachtete. Es wird daher nicht Wunder nehmen, wenn ferner berichtet wird, daß schon sehr bald der Reichthum des südlichen Spanien an edlen Metallen von den Phöniciern erforscht und — wenn nicht schon früher — bereits um 1100 vor Chr. die Colonisirung der Landschaft Tartessis von ihnen unternommen wurde, gleichwie sie auf der Nordküste von Afrika, auf den griechischen Inseln, in Italien, Sicilien u. a. Handelsniederlassungen und Colonien gegründet, zumal die Lage des eigenen Landes eine Gebietserweiterung in Vorderasien ihnen nicht gestattete. Auch erscheint mit Rücksicht auf ihre persönliche Lage es ganz natürlich, wenn, wie uns weiter erzählt wird, die Phönicier über ihren Verkehr mit fremden Ländern ein märchenhaftes Dunkel voller Schrecknisse und Gefahren zu verbreiten gesucht, um andere Völkerschaften von gleichen Unternehmungen und von Störungen der ihrigen abzuhalten.

Daß auch die Phönicier es waren, die das Glas erfunden und den herrlichen Farbstoff der Purpurschnecke zuerst angewendet, auch sie, zum mindesten für den Occident, für Erfinder und Verbreiter der Buchstabenschrift gelten, indem es wenigstens Thatsache ist, daß die Griechen die Buchstabenschrift lange nur „phönicische Zeichen" genannt: ist wichtig genug, um zur Vervollständigung des Ganzen hier mit erwähnt zu werden. Nicht minder waren die Sidonier eifrige Forscher in der Sternkunde und Zahlenlehre, was bei ihrer Thätigkeit zur See und im Handel anders wol kaum zu erwarten, und sollen auch sie es gewesen sein, welche am ersten wirkliche Münzen geführt.

Einem solchen Volke mußte es aber wol gelingen, seine Hauptstädte zu Mittelpunkten einer Art Weltverkehrs zu machen, wie dies nach Allem, was

wir darüber bereits bemerkten und weiter zu bemerken Veranlassung finden werden, in der That schon lange vor 1000 und so bis nach 600 vor Chr. der Fall war; und zweifellos waren die eingewanderten Phönicier die geeignetste Mannschaft, den Bergbau in Spanien in Aufnahme zu bringen, so daß die dortige Silberproduction die wichtigste der damals bekannten Welt ward.

Spanien zeichnete sich überhaupt unter allen Ländern des Alterthums durch Metallreichthum aus. Die Menge des dort gewonnenen Silbers war so groß, daß von den Phöniciern sogar silberne Krippen gefertigt worden sein sollen. Außerdem wurden Gold, Kupfer, Eisen und Blei dort gewonnen, später in dem gegenwärtigen spanischen Galicien auch Zinn, indem die Erze zum Theil der Oberfläche so nahe lagen, daß sie häufig schon beim Pflügen bloßgelegt wurden. Die Phönicier trieben übrigens auch bedeutenden unterirdischen Abbau. Gold bezogen sie auch noch aus anderen Ländern. Zinn insbesondere von den kassiteridischen Inseln, den jetzigen Scilly-Eilanden an der Südspitze Britanniens, und Kupfer holten sie auf dem Landwege auch aus dem Kaukasus und aus Armenien. Auch brachten sie den schon im Alterthum geschätzten Bernstein, wahrscheinlich durch Zwischenhandel, mit nach Phönicien. Auf dem Landwege über Memphis erhielten sie mit verschiedenen inner-afrikanischen Producten ebenfalls Gold, und aus Babylon holten sie neben Anderem Edelsteine. Palästina lieferte ihnen den größten Theil ihres Bedarfes an Korn, Wein und Oel, wofür sie Erzeugnisse ihres Welthandels und Kunstfleißes, darunter namentlich Metalle und Metallgeräthe, dahin brachten. So war das kleine phönicische Volk auch in bergbaulicher Hinsicht hervorragend und die dortigen Städte wurden „die Städte voll schimmernden Erzes."

Eines Mannes, Hiram Abif, Bildhauers und Erzgießers in Tyrus, von vorzüglicher Begabung, gedenken die phönicischen Nachrichten ganz besonders. Ihn rief König Salomo nach Jerusalem, als er im 4. Jahre seiner Regierung, 1011 v. Chr., die Ausführung des Tempelbaues begann. Berühmt sind die aus seiner Meisterschaft hervorgegangenen beiden ehernen Säulen, Jachin und Boas, welche vor der Halle des Tempels gestanden, eine jede ohne Capitäl 18 Ellen hoch und 12 Ellen im Umfang (I. Könige 7, 13—23), inwendig hohl, das Erz vier Finger dick (Jeremias 25, 21), also unzweifelhaft in Formen gegossen. Die ehernen Capitäle waren 5 Ellen hoch und ein jedes oben auf der Säule mit 7 geflochtenen Reifen, wie Ketten, geschmückt und über einander mit doppelten Reihen von Granatäpfeln geziert, der letzteren zusammen an 4000 Stück. Ueberdies befand sich noch Blumenwerk über den Capitälen (I. Könige a. a. O.). Gleichfalls von seiner Hand war

das für den Vorhof der Priester bestimmte s. g. eherne Meer, ein auf 12 ehernen Stieren ruhendes Wasserbecken von 5 Ellen Höhe und 10 Ellen im Durchmesser, am Rande mit 2 Reihen Knoten geziert, der Form nach einer aufgegangenen Rose vergleichlich (das. 23—26); nicht minder 10 eherne kleine Wasserbecken für denselben Vorhof, auf Gestellen mit Rädern und mit Bildern von Löwen, Stieren und Cherubim geschmückt (das. 27—28), nebst vielem Andern.

Wenn diese Kunstwerke auch nicht eben großartig-schöpferisch zu nennen sind, so lassen sie doch erkennen, daß die Arbeiten in Erz und namentlich die Erzgießerei in Phönicien frühzeitig einen gewissen Aufschwung genommen, daher auch die Annahme nicht eben gewagt erscheint, daß bei dem bedeutenden Verkehr der Phönicier mit andern Völkerschaften diese von jenen hierin gelernt haben. Daß namentlich Griechenland erst viel später das Erzgießen geübt, haben wir bereits bemerkt.

Noch ist als besonders wichtig hervorzuheben, daß nach den biblischen Nachrichten die Schiffsleute des Königs Hiram von Tyrus mit denen des Königs Salomo zu öfteren Malen Reisen nach Ophir machen mußten, um daselbst Gold zu holen (I. Könige 9, 27—28). Außer Gold brachten sie Sandelholz (Luther übersetzt „Ebenholz"), Edelsteine, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen mit zurück, und es dauerte jede solche Reise drei Jahre (das. 10, 11 und 22). Die Schiffe gingen von dem im nördlichen Theile des arabischen Meerbusens gelegenen Hafen Ezion-Geber aus (das. 22, 49), wahrscheinlich auch die in demselben Meerbusen gelegene, zum „Mohrenland" gehörige Topasinsel (Hiob 28, 19) mit besuchend.

Das ophirische Gold wurde für das edelste gehalten, was unter Anderm daraus hervorgeht, daß in dem Lehrgedichte Hiob (28, 16) von der Weisheit gesagt ist, daß selbst das ophirische Gold ihr im Werthe nicht gleichkomme; nicht minder in den Weissagungen des Jesaias (13, 12), daß nach dem Untergange Babylons der Mensch solle werther sein denn Goldstücke aus Ophir. Es liegt uns daher ob, des Goldlandes Ophir später noch besonders zu gedenken.

Fragen wir aber hier noch, woher das kleine Volk gekommen, das im Allgemeinen so bedeutend hervorragt, so werden wir zunächst nach Kanaan zurückgewiesen. (Sprache und Religion der Phönicier war die der Kanaaniter Gesenius, Gesch. der hebr. Sprache 223 u. ff.), in das Land also, „dessen Steine Eisen" und aus dessen Bergen man „Erz zu hauen" im Stande (V. Mosis 8, 9), bis zurück an die Grenze von Aegypten, wo vor Einwanderung der Israeliten die alten Kanaaniter gewohnt. Aber auch hinunter an den arabischen Meerbusen und hinüber an den persischen, wo die Inseln Tylos und

Arados ihnen noch spät zu Handelsniederlassungen gedient. Strabo (XVI, 767) fand dort phönicische Tempelüberreste, die er den Vätern des phönicischen Volkes zuschrieb. Herodot (VII, 89) setzt ihren ersten Wohnsitz an das Rothe Meer.

Nach allen Umständen ist mindestens so viel wahrscheinlich, daß schon vor ihrer Niederlassung am Mittelmeere die Phönicier Fertigkeiten mannigfacher Art sich aneignet, so daß die vortheilhafte Lage und die Ergiebigkeit des Küstenlandes ihrem Auge um so kenntlicher erscheinen mußte. Das alte Kanaan aber und der frühe Verkehr der Phönicier mit den Aegyptern führen uns dem Lande der letzteren zu, wo unsern Betrachtungen ein neues weites Feld geöffnet ist.

(Schluß folgt.)

Die Dampfkanonenboote.

In Nr. 39 der Grenzboten sind über die preußischen Schraubenkanonenboote einige Angaben enthalten, welche zu einigen Bemerkungen Anlaß geben.

Die Bemannung wird daselbst bei den Kanonenbooten 1. Klasse auf vierzig, bei denen 2. Klasse auf 32 Mann angegeben. Die Besatzung derselben besteht ihrem etatsmäßigen Maximum nach bei jenen aus 50, bei diesen aus 35 Mann, wozu im Kriege unter gewissen Verhältnissen noch bei jenen 6, bei diesen 4 Mann Reserve kommen. Unter der regelmäßigen Besatzung befinden sich 2 Officiere (wovon bei denen 2. Klasse ein Fähndrich zur See) und beziehungsweise 30 und 20 Matrosen.

Die größte Höhe der Kanonenboote beträgt 16 Fuß 3 Zoll bei denen 1. Klasse und 14 Fuß 6 Zoll bei denen 2. Klasse, die Tragfähigkeit beziehungsweise 300 und 210 Tonnen.

Das Vollgeschoß des gezogenen Vierundzwanzigpfünders, der von den preußischen Schraubenkanonenbooten ausschließlich geführt wird, hat eine Schwere von 68 Pfund, das Hohlgeschoß ist natürlich um ein Bedeutendes leichter. Die Wirksamkeit der gezogenen Kanone ist der Natur der Sache nach sowol was Percussionskraft und Schußweite als Tragfähigkeit betrifft bedeu-

tend größer als die des glatten Geschützes vom selben Kaliber, oder der gleichen Geschoßschwere. Das Vollgeschoß eines gezogenen Vierundzwanzigpfünders der preußischen Schiffsartillerie verletzt auf die Entfernung einer Viertelmeile eine $4^1/_2$ Zoll dicke Eisenplatte, während das Geschoß einer sechzigpfündigen Bombenkanone in dieser Entfernung auf die Platte wohl kaum eine Wirkung hat.

Nach den in Vincennes gemachten Versuchen widerstand ein 10—12 Centimètres dicker Eisenpanzer 14 aus der Entfernung von 300 Meter abgeschossenen dreißigpfündigen Kugeln in der Weise, daß die dahinter befindlichen Balken nicht entblößt wurden.

Die Anwendung der gezogenen Geschütze als Bewaffnung zunächst der Schraubenkanonenboote und die größere Schnelligkeit geben dem preußischen Kanonenboot ein unbedingtes Uebergewicht über das dänische. Das letztere ist mit 2 glatten 30Pfündern oder der 60pfündigen Bombenkanone bewaffnet und hat eine Maschine von nur 40 Pferdekraft.

Indessen beabsichtigt man in Dänemark den zu bauenden Schraubenbooten, bei wenigstens vorläufig gleicher Bewaffnung, eine Maschine von 70 Pferdekraft zu geben und hofft dadurch und durch eine geringe Breite von $16^1/_2$ Fuß denselben eine Schnelligkeit von $10^1/_2$ Knoten, d. h. Seemeilen in der Stunde zu geben.

Es wird eine Aufgabe der preußischen Marineverwaltung sein, dafür zu sorgen, daß das Uebergewicht, welches die preußischen Schiffe, sowohl die größeren als die kleineren, über die dänischen in Betreff der Schnelligkeit und Bewaffnung haben, nicht verloren gehe.

In der Schnelligkeit liegt für den Kampf eine ebenso wesentliche Bedingung als in der Güte der Bewaffnung. Das langsamere, wenn auch besser bewaffnete Schiff vermag sein Uebergewicht gegen das schnellere, schlechter bewaffnete nicht geltend zu machen. Denn es kann dasselbe nicht erreichen. Das schnellere Kanonenboot, welches auch nur Ein weiter tragendes Geschütz führt, ist selbst gegen das langsamere Linienschiff von 91, an Schußweite zurückstehenden, Geschützen im Vortheil. Denn das schnellere Schiff kann sich stets in einer Entfernung halten, in der es von den Kugeln nicht erreicht werden, selbst aber das andere Schiff erreichen kann.

Von diesem Gesichtspunkte aus erbaueten die Nordamerikaner, schon lange vor der Verwendung der gezogenen Geschütze zur Schiffsartillerie, große aber schnelle Dampffregatten mit sehr wenigen Geschützen, welche Geschosse von der Schwere mehrerer hundert Pfund schleuderten. Mit der Einführung der gezogenen Geschütze ist, da dieselben ein im Verhältniß zu der Schwere ihres

Geschützes geringes Gewicht haben, die Combinirung weittragenden Geschützes und großer Schnelligkeit der Schiffe sehr erleichtert.

Die neue englische Panzerfregatte der Warrior erhält vorläufig neben leichteren Geschützen, 2 gezogene, deren Geschoß über 100 Pfund wiegt, die sog. 100pfündigen Armstrongs, und soll daneben eine Schnelligkeit von 14 Knoten haben.

Die europäischen Marinen sind bisher in Betreff der Schnelligkeit im Wesentlichen principlos verfahren und die englische oder französische Schraubenflotte dürfte, wenn bei einer Verfolgung ihre Schiffe jedes mit möglichster Schnelligkeit fahren würden, etwa einen Anblick gewähren wie ein in vollem Rosseslauf angreifendes, aus Vollblutpferden, Ackerpferden und Postgäulen zusammengesetztes Cavallerieregiment. Die angeführten Verhältnisse lassen aber die Frage entstehen, ob nicht allen zum Kampf bestimmten Schiffen eine gleiche und zwar die nach den Verhältnissen zu erreichende größte Manövrirfähigkeit, und daneben wenigstens einige sehr schwere Geschütze zu geben sind?

Inwieweit die Anwendung eines noch schwereren Geschützes als der gezogene 24 Pfünder für Schraubenboote und die Herbeiführung einer Schnelligkeit von 15 Knoten bei denselben möglich ist, ohne andere wesentliche Eigenschaften derselben, namentlich den geringen Tiefgang, aufzuopfern, ist eine Frage, welche die Marinetechniker zu beantworten haben werden.

Literatur.

Die Lustspiele des Aristophanes. — Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. Zweiter Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1861.

Dieser zweite Band enthält die Vögel, den Frieden, den Plutos und die Acharner. Die Uebersetzung verdient, wie die früheren Leistungen Donners auf diesem Gebiet, das Lob der Eleganz und möglichster Treue. Daß sich die meisten griechischen Maße im Deutschen nicht so wiedergeben lassen, daß ein nicht sehr geübtes Ohr ihren Wohl-

klang empfindet, ist von uns schon früher wiederholt bemerkt worden. Auch Donner hat trotz seiner Begabung und Uebung in diesen Dingen das Unmögliche nicht möglich machen können.

Märkische Kriegsobersten des siebenzehnten Jahrhunderts von Theodor v. Mörner. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1861.

Werthvolle Beiträge zur Geschichte Deutschlands und vorzüglich Brandenburgs während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nach demselben, zusammengefaßt in den Biographieen der Generale Ernst Georg und Otto Christof Sparr, denen eine große Menge von Anmerkungen und sehr in das Detail eingehenden Excursen beigegeben ist. Die gewählte Form ist nicht für das größere Publicum berechnet, das sich schwerlich besonders lebhaft für die Stammtafeln und den Grundbesitz der Sparren interessiren wird, Dinge, die mit äußerster Gründlichkeit erörtert werden. Der Geschichtsforscher dagegen wird in dem trocknen Buche sicher manches Willkommene finden. Namentlich werden ihm die Mittheilungen über den ersten Versuch der Schöpfung einer größern brandenburgischen Armee, die Werbungen in den Jahren 1637 und 1638 und die Erzählung von dem Einbruch der Brandenburger in Jülich-Berg (1651), der ersten allgemeines Aufsehen erregenden That des großen Kurfürsten, von der hier zum ersten Mal eine genaue, durchweg mit Urkunden belegte Darstellung gegeben wird, von Interesse sein.

Festkalender aus Böhmen. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens und Volksglaubens in Böhmen. Von O. Frh. von Reinsberg-Düringsfeld. 4. Lieferung. Prag, Verlag von J. L. Kober. 1861.

Das von uns bereits charakterisirte Werk ist mit dieser Lieferung, welche die in das letzte Viertel des Jahres fallenden Volksbräuche, Bauernregeln, abergläubischen Meinungen, Feste u. a. behandelt, vollendet. Angehängt sind eine Uebersicht über die benutzten Quellen, und ein Sach- und Ortsregister. Wir lassen im Nachstehenden auszugsweise die Schilderung des alljährlich um Wenzeslai, also Mitte October, vom böhmischen Volke gefeierten Kolomannsfestes folgen. An dem dazu bestimmten Sonntage versammeln sich Nachmittags die Viehhirten, Ochsenjungen, Stallknechte, Kuhmägde und Jungemägde auf dem Dorfplatz und wählen aus ihrer Mitte einen sogenannten armen König, eine arme Königin und einige Diener und Dienerinnen des gekrönten Paares. Diesem setzen sie Kronen aus Goldpapier, die mit buntfarbigen Bändern geschmückt sind, auf's Haupt, worauf sie mit ihm unter Musikbegleitung durch's Dorf ziehen und in jedem Gehöft durch einen der Burschen singend und in Versen (das Lied ist czechisch und deutsch mitgetheilt) für den König und die Königin, welche letztere „barfuß geht, sich die Füße an den Steinen stößt und mit den weißen Füßen im Thau watet", um Dalken, Buchtelchen und Eier bitten lassen.

Zieht man zu Pferd herum, so bleibt an manchen Orten der Zug vor der Thür halten, bis diejenigen, welche in die Stube gehen, um dort unter den üblichen Ceremonien für den armen König und die arme Königin zu betteln, zurückkehren. An anderen Orten binden sie ihre Pferde im Wirthshaus oder beim Richter an, während sie in den Häusern herumgehen und ihre Bitte absingen.

Die Bauersfrau holt Eier und Braten, wenn sie gerade welchen hat, und legt Alles in den Korb des Dieners, worauf sich das Gefolge des Königs mit den Worten: „Wir danken Euch, daß Ihr unseren König und unsere Königin so reichlich beschenkt habt," entfernt, um im nächsten Hause dieselbe Ceremonie zu wiederholen.

Aus dem letzten Gehöft kehren sie auf den Dorfplatz zurück, wo sie Alles, was sie gesammelt, der Königin geben, damit diese mit ihren Dienerinnen davon in der Schenke oder in irgend einem anderen Hause sogleich einen Schmaus für die ganze Gesellschaft bereite, und die Burschen essen können, sobald sie auf dem Dorfplatz mit den hergebrachten Gebräuchen fertig geworden sind.

Wären die Burschen früher zu Pferde, so zogen sie auch auf den benachbarten Dörfern herum.

Zum Schluß der Feierlichkeit trugen die Burschen einen Tisch oder Schemel auf den Dorfplatz. Darauf stellt sich der König, um ihn herum stehen seine Diener und Begleiter. Einer hat einen lebendigen Hahn in der Tasche, den die Burschen im Dorfe gefangen haben und zum Opfer bereit halten.

Nun folgt die übliche possenhafte Lob- und Tadelrede auf die Bewohner eines jeden einzelnen Gehöftes. Dann nimmt der Diener den Hahn und legt ihn auf den Tisch, indem er ihn an den Füßen, den Kopf nach unten, hält. Der Scharfrichter haut ihm mit einem hölzernen Säbel den Kopf ab, damit er alle gerügten Mängel und Fehler der betreffenden Männer, Frauen und Mädchen sühne, und der König wendet sich zu den Umstehenden, indem er sagt: „Wir danken Euch Allen für die Gaben, mit denen Ihr uns beschenkt habt!".

Darauf zieht man mit Musik in die Schenke, oder das Haus, wo die Königin den Schmaus zubereitet hat, läßt den Hahn braten, den man gemeinschaftlich verzehrt und begibt sich Abends, wenn man nicht schon in der Schenke ist, in diese, wo auch die Bauern mit ihren Frauen und Töchtern hinkommen, um fröhlich zusammen zu schmausen und zu tanzen.

Erinnerungen aus Südamerika, von Ernst Freiherrn von Bibra, 3 Bde. Leipzig, Hermann Costenoble. 1861. Erlebnisse und Beobachtungen aus dem Natur- und Volksleben Chile's in Form von Novellen. Der Verfasser besitzt ein bedeutendes Talent im Schildern der Natur und in der Wiedergabe der Stimmung, und er versteht sehr gut zu erzählen. Nur sollte er sich hüten, die Form der Ironie zu häufig anzuwenden. Wird sie mit Maß gebraucht, so machen die Gedanken, die in ihr vorgetragen werden, den Eindruck anmuthiger Vornehmheit, zu oft benutzt, stört sie die Wirkung auch der besten Leistung des Erzählers, indem wir dann die Empfindung haben, einen Blasirten vor uns zu sehen. Ein solcher ist aber der Verfasser offenbar nicht, da er sonst nicht mit so lebhaften Farben, die bisweilen an Sealsfields Feuer reichen, zu malen im Stande gewesen wäre.

Fünfte Quittung.

über Beiträge zu dem Bau von Dampfkanonenbooten unter preußischer Flagge.

Uebertrag laut Quittung d. d. 27. September 1861: 6487 Thlr. 29 Ngr. 4 Pf.

Fernere Eingänge: Bei Herrn W. Felsche: Prof. Ed. Weber 10 Thlr., Lätitia 2 Thlr. 10 Ngr., Professor Overbeck f. October 1 Thlr., B....g. G. G. 5 Thlr.

Bei Herren Schunck u. Comp.: S. E. (Personal) 10 Thlr., Pauline v. Hoffmann 50 Thlr., Alphonse v. Hoffmann 100 Thlr., Kühhorn 20 Ngr., F. Bernhard 2 Thlr., durch Verauctionirung einer französ. Münze 1 Thlr., Gesellschaft Union 10 Thlr., Prof. E. H. Weber 5 Thlr.

Bei Herrn Täschner: Bei Besichtigung einer Kupferstichsammlung 20 Ngr., Gesellsch. in Aloppi's Keller 3 Thlr., F. R. 1 Thlr., A. B. 5 Ngr., Adv. Rud. Wachsmuth 20 Thlr., Gesangverein Wartburg 2 Thlr. 2 Ngr., Friedr. Dähne 5 Thlr., Dr. Hgn. 5 Thlr., gesammelt v. dems. 3 Thlr., Fidele Gesellsch. in Ad. Schröters Restauration 20 Ngr., Karoline Herfurth 2 Thlr., Blndchn. 1 Thlr., Fidele Gesellschaft bei Werner 13 Ngr.

Bei Herrn Carl Linnemann: Gäste der Steinertschen Conditorei 6 Thlr. 8 Ngr. 7 Pf., W. J. aus Braunschweig 1 Thlr., F. W. Grunow 25 Thlr.

In Sammelbüchsen: Schützenhaus 3 Thlr. 13 Ngr. 4 Pf., Stadt Hamburg 6 Thlr. 14 Ngr. 2 Pf., Dähnes Weinhandlg. 2 Thlr., 3. Ausschüttung: Barmanns Restauration 10 Thlr. 10 Ngr., Café Français 9 Thlr. 20 Ngr. Summa: 6793 Thlr. 5 Ngr. 7 Pf.

Die gesammelten Gelder werden vorläufig bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt zinsbar angelegt. Ueber die weiteren Eingänge wird periodisch quittirt werden.

Fernere Beiträge werden angenommen bei Herrn Täschner, Engelapotheke, bei Herrn Wilhelm Felsche, Café Français, bei Herrn Carl Linnemann, Katharinenstraße und Herrn Ph. Schunck, Katharinenstraße.

Leipzig, den 13. October 1861.

Das Flottencomité.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Nationalökonomische Literatur.

2.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Von Dr. Karl Umpfenbach, Privatdocent der Staats- und Cameralwissenschaften an der Ludwigsuniversität Gießen. Zwei Theile. Erlangen, bei Ferdinand Enke. 1861.

Mit innerer Befriedigung legen wir dieses Buch aus der Hand, ein gediegenes Product ernsten Denkens und redlichen Strebens, wie sie gerade auf diesem Gebiete die neueste deutsche Literatur selten aufzuweisen hat. Der Verfasser ist Herr seines Gegenstandes, seine Rede ist einfach und klar, es ist Gesundheit in seinem Werke, und ein ansprechendes Gleichmaß von Wollen und Können. Er will den Grundsätzen der Wissenschaft gerecht werden und der Anforderung der Praxis an Ausführbarkeit der Lehre genügen; er will praktischer Theoretiker sein und theoretische Praktiker bilden; er erkennt das Recht, das allgemeine Staatsrecht, und die Volkswirthschaftslehre als die Grundwissenschaften, welche die Lehre vom Staatshaushalt zu berücksichtigen hat, aber er wahrt sich ein unbefangenes Urtheil. Der Finanzmann geht weder in dem Juristen (wie Zachariä), noch in dem Nationalökonomen auf. Nach seiner Definition ist die Finanzwissenschaft: „die systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen die Zulässigkeit des Staatsbedarfs zu beurtheilen, das hiezu erforderliche Staatseinkommen aus dem gesammten Volkseinkommen auszuscheiden und den öffentlichen Zwecken gemäß zu verwenden ist." Hier unterscheidet sich Herr Dr. Umpfenbach, der Mann der Wissenschaft, sehr zu seinem Vortheile von L. Stein, dem Diener eines in Wien trotz reichsräthlicher Bemühungen noch lange nicht überwundenen Systems. Nach L. Stein geht der Staatsaufwand den Finanzbeamten eigentlich gar nichts an; von anderer Seite sagt man ihm, wieviel gebraucht wird, und er hat lediglich für Herbeischaffung der Mittel zur Bestreitung des Aufwandes zu sorgen. Nach Dr. Umpfenbach muß die Finanzwissenschaft mit dem Staatsbedarf anfangen. Denn aus ihm ergibt sich die Nothwendigkeit der Finanzwirthschaft überhaupt. Zwischen den beiden Extremen, dem einen, wo der Staat nichts, und dem andern, wo er Alles leisten soll, wird nach Zwecken, „die vernünftig

erstrebenswerth, aber durch Privatkräfte nicht zu erreichen sind", der Bedarf bemessen und entwickelt sich mit dem Staatsleben und der Cultur. Im Allgemeinen nehmen für den Staat wie für den Einzelnen die Ausgaben zu. Doch fallen auch manche ganz hinweg oder gehen auf die kleineren Verbände über. Beispielshalber führen wir an, daß bei der Justizverwaltung die Ausgaben für das Gefängnißwesen bedeutend zugenommen haben, während für Folterkammern und Scheiterhaufen nichts mehr ausgegeben wird, und daß mit dem Fortschreiten der Selbstverwaltung manche Kosten der Staatsadministration wegfallen, theils durch unentgeltliche Leistungen wohlhabender Bürger, theils durch Uebertragung auf die Lasten der Gemeinden und Bezirke. Als Hilfswissenschaften der Lehre vom Staatshaushalt nennt Dr. Umpfenbach die Cameralwissenschaften (Bergbaukunde, Land- und Forstwirthschaftslehre, Technologie, Handelslehre), Geschichte, Statistik und politische Arithmetik. — Wir würden es für zweckmäßig erachtet haben, wenn der Verfasser für sein Werk die Statistik etwas zu Hilfe genommen hätte, nicht etwa um dasselbe mit Zahlen und Tabellen zu überladen, sondern um zur Erläuterung mancher Stellen ein Beispiel aus dem wirklichen Leben anzuführen, oder um einen etwas dunkeln Vorschlag deutlicher zu machen. Nur ein einziges Mal, in dem Abschnitte von den Staatsschulden, hat Herr Dr. Umpfenbach den gesammten Schuldenbetrag einzelner Länder in runden Summen angegeben (II. Theil, S. 136); wir glauben aber, daß ähnliche „Nothbehelfe" auch bei andern Materien nützlich gewesen wären. So z. B. bei der Eintheilung des Staatsbedarfs und des Staatseinkommens ein neueres Budget irgend eines größern Staates, oder einiger Staaten nach seinen Hauptrubriken. Besonders dienlich dem Verständnisse würde ein Beispiel gewesen sein bei dem Vorschlage des Verfassers für die zur Schuldentilgung zu bestimmende Quote des Staatseinkommens. Mit Recht verwirft der Verfasser (II, 164 u. ff.) die künstlichen Tilgungssysteme, welche seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Engländer ersonnen, und, da sie dieselben nicht brauchen konnten, den festländischen Gelehrten zur Erwägung überliefert haben. Auf die reichen Erfahrungen der letzten hundert Jahre im Staatsschuldenwesen gestützt, gibt Herr Dr. Umpfenbach den Finanzministern der Gegenwart den weisen Rath, auf die vollständige Beseitigung der fundirten Schuld zu verzichten; auch die Wissenschaft soll die Emancipation des Staates von den Schulden nicht mehr als zu erstrebendes Endziel hinstellen. Anstatt aber nun bezüglich der Tilgung den aus theuern Erfahrungen gezogenen Lehren zu folgen, wonach nur dann noch getilgt wird, wenn das Finanzjahr einen Ueberschuß hinterläßt, plagt sich der Verfasser mit einem künstlichen Verfahren, um Factoren zur Ermittelung der Summe zu finden, „die zur Ausgleichung zwischen Gegenwart und Zukunft auf die Tilgung der fundirten Schuld verwendet werden darf

und muß.* Wir gestehen offen, daß es uns nicht gelungen ist, aus dieser Berechnung ein praktisches Resultat zu gewinnen, und daß unsere Schwäche eine Erläuterung durch Zahlen schmerzlich vermißte.

Da, wo der Verfasser von den hergebrachten Lehrsätzen abweicht, um bessere an deren Stelle zu setzen, erfreut uns ein consequentes, energisches Verfahren, eine Kühnheit, der wir übrigens nicht durchgängig folgen können. Die Quellen des Staatseinkommens theilt er in organische, welche in der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit der Staatsangehörigen liegen, — Erhebung von Gebühren und Steuern; und mechanische, aus Vermögen und Vorrechten, — Domänen und Fiscalvorrechte. Die Aufzählung besonderer Einnahmequellen als Regalien verwirft der Verfasser gänzlich, weil eigentlich alle Zweige des Staatseinkommens auf dem Hoheitsrechte oder auf der Finanzgewalt beruhen. Er verweist die bisherigen Regalien theils unter Gebühren, theils unter Fiscalvorrechte. Wir können in dieser Neuerung die Vortheile nicht finden, mit welchen der Verfasser sich viel zu gut thut; vielmehr scheint sie uns den Nachtheil zu haben, daß dadurch die Gebühren wie die Fiscalvorrechte einen Zuwachs an unpassenden Elementen erhalten, woraus sich dann wieder bedenkliche Folgerungen ergeben. Die Gebühren z. B. werden richtig als solche Staatseinkünfte bezeichnet, welche nur in besonderen Fällen einer directen Berührung mit gewissen Staatseinrichtungen von den Staatsangehörigen erhoben werden. Diese Beiträge sollen so gehalten werden, daß sie nicht den ganzen Aufwand für die betreffende Staatseinrichtung decken, sondern einen kleineren oder größern Theil als allgemeine Staatslast, entsprechend dem allgemeinen Staatszweck der Einrichtung, übrig lassen. Dies paßt auf die eigentlichen Gebühren für Geschäfte der Justiz, der Verwaltung und Benutzung der Bildungsanstalten wie der Land- und Wasserstraßen, auf Stempel, Sporteln, Schulgeld, Land- und Wasser-Weggelder.

Da jedoch der Verfasser die Regalien beseitigt hat, so nimmt er die Münze und die Post unter die Gebühren auf und fügt noch die Eisenbahnen und Telegraphen hinzu. Man kann doch kaum behaupten, daß die Münze und die Post Einrichtungen seien, mit denen der Einzelne nur in besonderen Fällen in Berührung komme, und daß Eisenbahnen und Telegraphen nicht so viel aufbringen dürfen, als sie kosten. Folgerichtig erklärt sich der Verfasser für ausschließlichen Bau und Betrieb der Eisenbahnen und Telegraphen durch den Staat. Das sind doch bedenkliche Consequenzen einer theoretischen Liebhaberei. Sollten die Regalien durchaus verschwinden, dann erscheinen eben die genannten Einrichtungen als Staatsgewerbe, die immerhin aus Gründen der Zweckmäßigkeit Monopole sein und mit Zubuße arbeiten mögen, die aber auch, aus wirthschaftlichen Gründen, die Mitbewerbung der Privatthätigkeit zulassen, nach Umständen auch ganz oder theilweise an sie übergehen können. Es ist

eine gewagte Sache, die Steuerpflichtigen zu gezwungenen Actionären sämmtlicher Eisenbahnen machen zu wollen, und nach den Gründen, welche der Verfasser dafür anführt, möchten wir ihn auf das Verfahren in Frankreich aufmerksam machen, das er nicht näher zu kennen scheint; das dort erprobte Zusammenwirken des Staates, der Bezirke, der Gemeinden und des Privatcapitals für Bau und Betrieb der Eisenbahnen würde ihm, wie wir vermuthen, wohlgefallen. — Wenn Münze und Post bestehen müssen, weil sie ein öffentliches Bedürfniß befriedigen, so haben andere Regalien keine weitere Berechtigung zur Existenz als ihren Ertrag. War es daher dem Verfasser möglich, die erstgenannten Einrichtungen unter diejenigen zu verweisen, von denen Gebühren erhoben werden, so mußte er die anderen unter die Einkommensquellen aufnehmen, welche er Fiscalvorrechte nennt. Dort findet sich die ganze Gesellschaft beisammen: Erbschafts-, Occupations-, Jagd- und Fischerei-, Bergwerks-, Salz-, Tabaks-, Banknoten-, Lotterie-Vorrecht u. s. w., also Regalien, Staatsgewerbe mit und ohne Monopol neben einander. Daß auch ein Banknotenvorrecht hier aufgenommen ist, führt zu der Folgerung, daß das Bankwesen nicht gesetzlich geregelt werden darf, sondern daß der Staat sich vorbehält, es entweder selbst auszubeuten, oder an wenige Gesellschaften Concessionen zu geben, wofür er ihnen einen Theil des Gewinnes aus der Notenemission abnimmt. Wir sehen nun wirklich nicht, was der Verfasser dabei gewinnt, daß er die Regalien abschafft und sie als Fiscalvorrechte wieder einführt. Gut ist, daß er die Zölle nicht ebenfalls hieher gezogen, sondern dieselben unter den Steuern gelassen hat. Er hat sich dadurch den Vortheil gewahrt, welchen der Finanzlehrer bei Betrachtung der Zölle vor dem Nationalökonomen voraus hat. Der letztere stellt sich die Frage, welchen Einfluß die Zölle auf die wirthschaftliche Thätigkeit des Volkes, auf Landwirthschaft, Gewerbe und Handelsverkehr üben, und kommt damit in den Streit über Schutzzoll und Freihandel, der, wie wir in der letzten Nummer gesehen, zuweilen zu sonderbaren Conflicten führt. Der Staatswirthschaftslehrer dagegen betrachtet die Zölle lediglich als Ertragsquellen und findet daher Einfuhrzölle nach den Grundsätzen einer rationellen Besteuerung gerechtfertigt. Er wird niemals Schutzzölle empfehlen, denn wenn diese ihre Bestimmung, die Einfuhr fremder Waaren zu verhindern, erreichen, so tragen sie nichts ein. Prohibition und hoher Zollschutz können von einer verkehrten Volkswirthschaftspolitik den Finanzministerien octroyirt werden, in der Finanzwissenschaft finden sie keine Stelle. — Die wenigen Ausstellungen, die wir gegen einzelne Ansichten des Verfassers uns erlaubt haben, thun dem Werthe seines Buches keinen Eintrag; es ist ein gediegenes, gutes Werk, für jeden Gebildeten verständlich und belehrend.

Gewerbliche und sociale Fragen von W. Linke, Gerichtsassessor. Glogau, bei Carl Flemming. 1861.

Der Verfasser, ein Schüler des verdienstvollen Dr. Dieterici, hat sich mit Vorliebe den Bestrebungen, die Lage der arbeitenden Klassen bei dem Fortschreiten der Maschinenindustrie vor Schaden zu wahren und zu verbessern, zugewendet. Er widmet besonders der Selbsthilfe durch Association seine Aufmerksamkeit und hat sich bei der Bildung von Vorschußvereinen mehrfach betheiligt. Das vorliegende Heft (5¼ Bogen) enthält fünf Aufsätze, welche in Zeitschriften erschienen waren. Männer, welche in Schlesien und Berlin für das Wohl der arbeitenden Klassen sich bemühen, haben den Verfasser bestimmt, die Aufsätze zu sammeln und in einer Brochüre herauszugeben. Der erste Aufsatz handelt von Capital und Arbeit, ihrem Verhältnisse zu einander im Allgemeinen, ihrer Stellung im preußischen Staate und ihrem Verhältniß im Einzelnen. Der zweite bespricht die Associationen. Der leitende Gedanke ist, daß die Handarbeit und das Kleingewerbe nicht in Beschränkung oder Unterdrückung der Maschinenthätigkeit, sondern in Verkehrsfreiheit und Ausdehnung der Maschinenproduction ihr Heil finden, daß sie in der Association dem großen Capital die Spitze bieten können. Der unvernünftigen Anfeindung des Capitals wird gründlich begegnet durch die Ausführung, wie dasselbe, aus Arbeit entstanden, neue Arbeit schafft und durch Unternehmungen, die nur mittelst seiner gesammelten Kraft entstehen konnten, z. B. Eisenbahnen und Kanäle, dem Fortschritte des Nationalwohlstandes den Weg bahnt; wie beide Güterquellen, Arbeit und Capital, sich am besten entwickeln, wenn ihnen freier Spielraum gelassen wird. Wohlgelungen ist die Vergleichung der Lage des Grundbesitzes, des Handwerks und der Fabrikation in Preußen im Jahre 1806 mit ihrem gegenwärtigen Stande; ferner die Schilderung der Mißstände der Lohnarbeit, verbunden mit der Angabe des Heilmittels durch die Association, wo bei dem historischen Ueberblicke der Vorschußverein in Delitzsch genannt wird, also auch der Name seines Gründers, des hochverdienten Herrn Schulze, wol hätte erwähnt werden dürfen. Mit besonderer Betonung wird endlich der moralische Einfluß hervorgehoben, welchen die Association auf die arbeitende Klasse anregend, bildend und ein berechtigtes Selbstgefühl weckend, ausübt. — Der dritte und vierte Aufsatz, über Zettelbanken und Volksbanken, zeigen die bisherigen Einrichtungen, unter denen wir grade die preußische Bank mit Befremden vermissen, und nach diesen den Weg, durch Volksbanken d. h. Vorschußvereine den Betheiligten mit Hilfe ihrer eigenen Beiträge und des mittelst ihrer Vereinigung erzielten Credits die Mittel zum Betriebe ihres Gewerbes zu ergänzen. Der letzte Aufsatz, über die preußische Gewerbegesetzgebung, beleuchtet die Circularverfügung des Handelsministers vom 16. Juni 1860, worin die Regierungen und die gewerbtreibenden Städte zur Beurthei-

lung der Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 und der Verordnung vom 6. Februar 1849 aufgefordert werden; dann das Rescript des Ministers des Innern Herrn Grafen von Schwerin, vom 31. Juli 1860, über das Concessionswesen. Der Verfasser bethätigt einen wirklichen Beruf, an den wichtigsten socialen Fragen mit praktischem Erfolge für die vaterländischen Verhältnisse sich fördernd zu betheiligen; er hat ein großes Talent, für das Volk, aber nichts weniger als gemein, zu schreiben, und er versteht es, die Statistik erläuternd und belehrend für seine Zwecke zu verwenden.

Zur Frage über das deutsche Maaß von G. Hagen, Geh. Ober-Baurath und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. — Berlin, bei Ernst und Korn 1861.

In gedrängter Kürze (3¼ Bogen) erörtert die Schrift „zuerst die Anforderungen, welche die Wissenschaft wie der Verkehr an die Feststellung eines Urmaßes machen." Alsdann wird historisch mitgetheilt „in welcher Art dieselbe Aufgabe in neuerer Zeit verschiedentlich gelöst ist;" endlich werden „in Betreff der Wahl des deutschen Maaßes und dessen Festlegung Vorschläge gemacht, welche der Würde und dem Interesse Deutschlands am meisten zu entsprechen scheinen." Der Leser wird die Schrift nicht ohne hohe Achtung vor dem Wissen und der technischen Befähigung des Herrn Verfassers und nicht ohne Nutzen für sich selbst aus der Hand legen. Aber es läßt sich beinahe mit Bestimmtheit voraussagen, daß sein Vorschlag, das deutsche Maß möglichst nahe an das englische anzuschließen, keinen Eingang finden wird. Der französische Meter hat zu viele wissenschaftliche und thatsächliche Eroberungen gemacht, trotz aller Unvollkommenheiten, welche ihm, wie jedem Menschenwerke, ankleben, als daß er von dem Yard verdrängt werden könnte. Zum Ueberflusse sind aus England selbst, wo das Schriftchen Beachtung gefunden hat, warnende Stimmen gekommen, welche die Mängel der englischen Maßeinrichtungen beklagen und dem Bedürfnisse nach Verbesserung Ausdruck geben.

Die Pariser Kunstausstellung von 1861 und die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

8.

Die Ingres'sche Schule, die religiöse Reaction und die Ausläufer des Idealismus. Die romantische Kunst: Delacroix, Decamps, Ary Scheffer.

Die ideale Richtung der Malerei, von Ingres in ernstem und strengem Sinne neu belebt, verfolgte neben den immer kühner vordringenden romanti-

schen und realistischen Bestrebungen ruhig und fest ihren Weg. Nicht daß in ihr die Kunst des Zeitalters überhaupt ihr eigenthümliches Gepräge erhalten hätte; die Anschauung, welcher Géricault Bahn gebrochen, kam den ästhetischen Bedürfnissen der Zeit mehr entgegen, und sie war es, welche der Kunst der zwanziger und dreißiger Jahre den bezeichnenden Charakter gab. Aber die ideale und stylvolle Auffassung Ingres' behauptete sich in seinen Schülern und den verwandten Meistern selbst dann noch, als eine neue Entwickelungsphase der Kunst beide Richtungen zu vereinigen strebte. Sein Einfluß wirkte fort und erstreckte sich fast bis in die jüngste Gegenwart; und so bedeutend ist der Erfolg einer bestimmten und tüchtigen Kunstbildung, daß sich seine Einwirkung im Verlaufe der modernen Malerei stetig verfolgen läßt, während diejenige der übrigen schulebildenden Meister in der Zerstreuung und Zersplitterung der jetzigen Kunst nur schwer zu entdecken ist.

Es lag freilich in den Verhältnissen und in der Natur der Anschauung, welche sich Ingres gebildet hatte, daß derselbe nur seine Auffassungs- und Behandlungsweise in den Schülern aufkommen lassen konnte. Er war darin als Lehrer der Gegensatz zu David. Schon die Stellung, die er zu seinem Zeitalter einnahm, brachte das mit sich. David war, so lange er in Paris wirkte, der unumschränkte Gebieter auf dem Felde der Kunst: er ließ auch die ihm fremdartige Eigenthümlichkeit des Schülers um so bereitwilliger sich entwickeln, als den Stempel seines Einflusses im Großen und Ganzen doch alle Werke der Zeit trugen. Ingres aber stand mit seiner Richtung in offenem Widerstreite einer andern gegenüber; wer nicht mit ihm ging, mußte gegen ihn sein, wer ihm nicht folgen konnte oder wollte, Ueberläufer werden. Seine Kunst war kein naives, um das Draußen unbekümmertes Schaffen; sie befand sich im bewußten Gegensatz der strengen Bildung zu einer regellosen Willkür, welche vor Allem dem freien Spiel der Natur folgen zu wollen erklärte, sie war, während sie positiv wirkte, immer zugleich ein entschiedenes Abwehren. Ingres erwartete und verlangte vom Schüler ein unbedingtes Eingehen auf seine Kunstweise; so bekannte sich Jeder, der zu ihm hielt, ohne allen Rückhalt zu seiner Anschauung, und auf seine echten Schüler ging mit dem strengen Sinn für die Form zugleich die ideale Richtung seines ernsten, von der Würde der Kunst ganz durchdrungenen Geistes über.

Dem Meister am nächsten und mit ihm in seinen besten Werken auf gleicher Höhe steht Hippolyte Flandrin. So tief hat sich dieser in die Weise Ingres' eingelebt, daß es auf den ersten Anblick scheinen möchte, wie wenn er seine Individualität aufgegeben oder gleichsam gegen die des Lehrers ausgetauscht hätte. Aber es war vielmehr in dem Schüler dieselbe Anlage des Geistes, die unter einer solchen Leitung wie von selber den gleichen Weg einschlug. Und so fehlte auch dem Künstler, da er von seinem eigenen Inneren

getrieben dem Meister folgte, die Eigenthümlichkeit nicht. Es ist insbesondere die religiöse Malerei, in der sich Flandrin hervorthut; und wenn er auch in der Vollendung der Form sein Vorbild nicht immer erreicht, so ist es doch andererseits, wie wenn in ihm erst die neue Kunst, die den vollendeten Italienern nachstrebte, die Phantasie ganz durchdrungen und belebt hätte. Flandrin scheint von der Natur vor Allem befähigt, sich mit ebenso innigem als feinem Gefühl in die edle Anschauungsweise des Cinquecento zu versetzen und so ist es ihm möglich geworden, die christliche Mythe in einer Weise zur Darstellung zu bringen, die uns bei der Betrachtung vergessen läßt, daß wir in einem Jahrhundert leben, welches durch die Auflösung aller Mythe sich auszeichnet. Die religiöse Empfindung und Vorstellung ist eben ganz in die künstlerische übersetzt, und nur dadurch, daß sich der Maler nicht an den christlichen Ideen, sondern einfach am Schönen, an den Vorbildern der Kunst begeisterte, konnte er eine so große Wirkung hervorbringen.

Schon früh wandte sich Flandrin, nachdem er in Rom die Academie besucht, zu den religiösen Motiven („Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt," 1839; aus dem Jahre 1842 ist ein gutes historisches Bild „der heilige Ludwig seine Gesetzbücher dictirend," mit edlen Köpfen und einer einfach würdigen Anordnung). Aber erst in den monumentalen Werken zeigte sich sein ganzes Talent, wie denn auch das religiöse Gemälde in der stimmungsvollen Umgebung des kirchlichen Raums erst zur wahren Geltung kommt. In der Kirche Saint-Severin malte er die Kapelle des Evangelisten Johannes (1842), und schon hier ist in der Darstellung des Abendmahles eine anziehende Klarheit und Einfachheit der Composition, bei lebendiger Bestimmtheit eine schöne Würde der Gestalten, ein monumentales Gepräge. Noch freier und vollendeter und durchaus von einer edlen Empfindung getragen, sind seine Gemälde in der Kirche Saint-Germain-des-Prés, insbesondere der Einzug Christi in Jerusalem. Der Beschauer fühlt, daß der Maler die Fresken des Vaticans gründlich angesehen und verarbeitet hat; doch mag es Flandrin wohl empfunden haben, daß es nur dem Meister der Madonnen gegeben war, das Christliche ganz zur schönen Menschlichkeit herauszubilden, ohne die Innigkeit einzubüßen, und so versuchte er, diesem in der Form, in dem Ausdruck aber der Andacht und frommen Stille es den älteren Meistern nach zu thun. So weit eine solche künstliche Verschmelzung den Mangel des ganzen vollen Gusses überhaupt ersetzen kann, läßt sich das Bild als eins der wenigen echten Kunstwerke bezeichnen, welche die moderne französische Schule aufzuweisen hat. Weniger glücklich war er in der Darstellung der Kreuztragung. Hier, wo es galt die Bewegtheit des Vorgangs und das tiefere Leiden zur Erscheinung zu bringen, ohne der Würde der Gestalten und der gehobenen Stimmung des Geistes Eintrag zu thun, war die Aufgabe für den Maler der Gegenwart,

der nicht unbefangen und von naiver Anschauung getrieben an's Werk ging, ungleich schwieriger; auch sagten solche Motive von mehr dramatischer Erregtheit dem Talente Flandrins nicht zu. Es fehlt dem Bilde am rechten Leben, dem Christuskopf an Ausdruck, und in den Figuren greift die Bewegung des Körpers durch die Gewänder nicht deutlich durch. Dagegen war der Maler in der Darstellung der Heiligen in der Kirche des heil. Vincenz von Paula (vollendet 1853) ganz in seinem Elemente; diese ziehen — die Seitenwände des Schiffs entlang — in stiller Andacht und doch, ganz von ihrem göttlichen Beruf durchdrungen, in grandioser Würde, zwei feierliche Reihen bildend, dem Heiland zu. Gerade durch die Einfachheit und statuarische Ruhe, mit der die Gestalten, ganze volle Individuen von Einem mächtigen Gefühle bewegt und doch jeder für sich vollkommen ausgeprägt in edler Gemessenheit dahinschreiten, ist das Ganze von großer Wirkung. In allen neuen monumentalen Bildern, welche Frankreich besitzt, sind es allein diese Arbeiten Flandrins, welche ebensowohl durch die gediegene Ausführung, als den Adel des in ihnen ausgesprochenen Lebens nicht bloß den Eindruck von Decorationsbildern machen. Fast die gleiche Meisterschaft erreichte Flandrin in den vielen Portraits, die er vom Jahre 1840 bis auf die neueste Zeit verfertigt (im Salon von 1861 unter andern der Prinz Napoleon), wenn er es auch in der Auffassung der Individualität dem Lehrer nicht gleich thut; die Personen sind in der Erscheinung ihrer edlen Existenz, in ihren guten Augenblicken wiedergegeben. Zeichnung und Modellirung vortrefflich, wie bei Ingres, und eine Ausführung, in der die Arbeit des Pinsels in die gleichmäßige Durchbildung wie aufgehoben erscheint.

War schon Flandrin, indem er in der Weise des Meisters die Italiener sich zum Vorbild nahm, in seinen religiösen Bildern hie und da, um die Innigkeit des Ausdrucks zu retten, bis auf Giotto zurückgegangen, so lehnten sich bald andere Schüler um so entschiedener an die älteren Italiener an, als sie es jenem in der Vollendung der Form nicht gleichthun konnten und dafür mit einem größern Aufwand von Frömmigkeit zu entschädigen meinten. Dazu kam der Einfluß des deutschen Beispiels und die katholische Rückströmung der dreißiger Jahre. Es ist hier nicht der Ort, auf die Bestrebungen der Nazarener einzugehen; möglich, daß auch in Frankreich die Kunst das Bedürfniß empfand, nach einem Inhalt zurückzugreifen, der ihr, wie sie wähnte, eine neue Nahrung und eine zweite Jugend geben sollte. Gewiß ist, daß die Schüler von Ingres, die sich alle lange in Italien aufgehalten, von der Wirksamkeit der Veit und Overbeck nicht unberührt blieben; es erschien ihnen die Nachahmung einer früheren Kunst als der bequemste Weg, die Malerei allmälig zu neuer Blüthe zu führen. Die kirchliche Restauration, welche im bewußten Gegensatz gegen die Julidynastie die Gesellschaft für sich zu gewinnen suchte

und in der Literatur schon ihre Triumphe feierte, — wir erinnern nur an Lamennais, Lacordaire, Montalembert — that das Uebrige. Fast schien es, wie wenn die religiöse Malerei einen neuen Aufschwung nehmen sollte; die Zöglinge der römischen Schule schickten keine mythologischen Darstellungen mehr nach Paris, sondern nur noch Märtyrer und Heilige. Kein Wunder, daß die Kunst, da es auch ihr ziemlich Ernst war, sich nach einem Vorbilde umsah, das ihr die abhanden gekommene Frömmigkeit wieder übermitteln könnte. Und gerade der Ingres'schen Kunst, welche mit den Italienern vertraut war und sich im Gebiete des Idealen bewegte, lag diese Rückkehr am nächsten.

Emmanuel Amaury-Duval ist der bedeutendste Vertreter dieser Reaction. Schon in seinen ersten religiösen Arbeiten verräth sich eine einseitige Hinneigung zu Fiesole. In den Gemälden, die er dann in der Kirche Saint-Merry Anfang der vierziger Jahre (das Leben der heiligen Philomene) und in anderen, die er etwas später in der Kirche von Saint-Germain-en-Laye ausführte, trat die alt-italienische Richtung entschieden und offen hervor. Die Gestalten sind absichtlich wenig bewegt, sie sollen von einer sanften Ruhe wie gebunden und in einer idealen Ferne abgewendet von der heißen Fülle der Wirklichkeit ein stilles Leben für sich zu führen scheinen. Eine ähnliche Richtung zeigen die geringeren Arbeiten von Louis Mottez, einem andern Schüler Ingres', in der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois. Und da die Zeit überhaupt der strengen kirchlichen Malerei sich zuwandte, trafen hier mit den Schülern von Ingres einige Meister aus den Schulen von Gros und Guérin in verwandten Bestrebungen zusammen. Insbesondere sind es die drei Maler Adolphe Roger, Alphonse Perin und Victor Orsel, welche in ihren monumentalen Werken auf die Anschauungsweise Fiesole's und Masaccio's zurückzugehen versuchten (in der Kirche Notre Dame de Lorette), ohne deshalb die modernen Ansprüche auf Formvollendung aufzugeben. Victor Orsel war von ihnen der begabteste. In seinen früheren Bildern (dem Werke von 1830 „die Tochter Pharaonis bittet bei ihrem Vater für den kleinen Moses" erweist Waagen doch zu viel Ehre, indem er es eines der schönsten Bilder der modernen französischen Schule nennt), welche eine tüchtige künstlerische Bildung zeigen, ist eine ernste historische Anschauungsweise, und an den spätern Gemälden merkt man wohl, daß er sich in die alten Italiener mit ganzer Seele einzuleben suchte. Ein gewisses Verdienst läßt sich allen diesen Werken nicht absprechen, und vor den übrigen meistens flüchtig und decorationsmäßig gemachten kirchlichen Malereien der Neuzeit zeichnen sie sich durch eine gewisse Tüchtigkeit der Auffassung und Ausführung aus. Aber der frommen Empfindungsweise, welche von der Kunst zugleich mit den alten Italienern zu Grabe getragen ist, läßt sich nun einmal der Hauch des Lebens nicht wieder ein-

blasen, und da sich diese Maler nicht wie Flandrin an der Kunst, sondern an der religiösen Vorstellung zu begeistern suchten, haben ihre Werke eben so wenig als die Bilder der deutschen Nazarener die echte Wärme und Tiefe des Ausdrucks, und auch ihren Gestalten fehlt die Kraft und Wahrheit des Daseins.

War so die Ingres'sche Schule der naheliegenden Gefahr, in der künstlichen Rückversetzung zu einer ausgelebten Anschauung gleichsam zu erstarren, nicht entgangen: so widerstand sie andrerseits der Versuchung nicht, das Ideale in der Darstellung des Gedankenhaften anzustreben. Gewöhnlich fällt ausschließlich uns Deutschen die Ehre des Vorwurfes zu, rein poetische und philosophische Ideen mit dem Fleisch und Blut der bildenden Kunst bekleiden zu wollen; aber fällt einmal der Franzose in das Feld des abgezogenen Gedankens, so ist ihm nichts zu abstract, das er nicht in das Leben oder die Kunst einzuführen versuchte. Paul Chenavard, der in allen Zweigen der Kunst und des Wissens eine gute Bildung durchgemacht hat und alle Bestrebungen der modernen Malerei, neue eigenthümliche Werke zu liefern, gründlich verachtet, setzte sich das kühne Ziel, in einer Reihe von über 50 Cartons die Entwickelung der Weltgeschichte darzustellen. Die zu Grunde liegenden Ideen entnahm er — so weit er dieselbe verstand — der Hegel'schen Philosophie, für die Ausführung war ihm Raphael Vorbild. Die Republik des Jahres 1848 war diesem Plane günstig: das Pantheon wurde bestimmt, dieses Product des 19. Jahrhunderts aufzunehmen. Es entstanden eine Anzahl von Cartons, deren vortreffliche Zeichnung von einer gediegenen Kenntniß der Form zeugte und denen eine gewisse Tiefe der Auffassung und eine Fähigkeit klarer Anordnung nicht abzusprechen ist. Aber das Kaiserreich, das selber Geschichte machte, glaubte dieser Philosophie der Geschichte entbehren zu können, der Plan kam nicht zur Ausführung. Für die bildende Kunst kein Unglück: in einem solchen Verhältnisse zu den Stoffen der Weltgeschichte wird sie immer der dienstbare und überdies unzulängliche Dolmetscher des Gedankens sein, und so ist es dem Pantheon erspart geblieben, gleich dem Treppenhause des Berliner Museums Zeugniß dafür abzulegen, daß dem 19. Jahrhundert nur zu oft der Sinn für die selbständige Würde und Bedeutung der malerischen Erscheinung abhanden gekommen ist. — Eine ähnliche Richtung schlug Louis Janmot ein (Allegorien im Rathhause von Lyon), nur daß dieser in der Darstellung poetisch-sentimentaler Ideen nach einem neuen Reiz für die Kunst suchte. Er gab ein Gedicht der menschlichen Seele in einer Reihe von Cartons (18 im Jahre 1855, 8 weitere im Salon von 1861), in denen er den verschiedenen Stimmungen und Schicksalen des Seelenlebens in idealen gefälligen Gestalten Ausdruck zu geben sich bemühte: eine nähere Kritik ist wohl überflüssig.

Man sieht: die von Ingres neu eingeschlagene ideale Richtung fand in ihrer Zeit keinen rechten Boden, und die Schüler, die nicht einfach an der

Welt des Schönen festhielten; schweiften über die Grenzen der Kunst hinaus und geriethen so trotz der strengen Zucht auf Abwege. Noch schlimmer wurde es, wo es überhaupt am geistigen Gehalt, an höheren Zwecken fehlte und die ideale Anschauung zur reinen Formel wurde, die sich jedem beliebigen Motiv äußerlich anpassen mußte. Dies ist der Fall bei Henri Lehmann, dem wir schon oben bei Gelegenheit der Wandgemälde des Luxembourg begegnet sind. Sein erstes Bild aus dem Jahre 1835, die Abreise des jungen Tobias aus dem Vaterhause, versprach einen tüchtigen Künstler, es hatte bei guter Ausführung eine einfache Anordnung und Wahrheit des Ausdrucks. Aber Lehmann schien sich nur diesesmal zusammengenommen zu haben; in den folgenden Werken traten bald eine kalte Glätte und zierliche Eleganz, welche die stylvolle Behandlung Ingres' zu einer hohlen Manier verzerrten, offen zu Tage. Er versuchte sich in allen Gattungen; aber seine mythologischen (die Oceaniden), wie seine kirchlichen Darstellungen (in der Kapelle des hl. Geistes in der Kirche Saint-Merry) kennzeichnet dieselbe kokette Form und Bewegung, derselbe geleckte porzellanartige Schimmer der Farbe. Auch in seinen Scenen aus dem italienischen Volkstreiben ist kein Leben, und es kann nicht überraschen, daß er an die Wände des Pariser Stadthauses, an denen er die Hauptmomente der Culturentwickelung darzustellen hatte, nur niedliche Puppen malte.

Ein glücklicheres Talent ist Carl Müller (aus Stuttgart), wenn es ihm auch an Tiefe der künstlerischen Auffassung gebricht. Es scheint, daß in dem Bilde, das seinen Ruf begründet hat — das Octoberfest in der Villa Borghese — sein Naturell mit dem schönen Motive in günstiger Weise zusammentraf, und so vermochte er mit seinem durch Ingres gebildeten Formgefühle das heitere Leben der Römer frisch und tüchtig darzustellen. Er hat nur diesen einen Wurf gethan, seine übrigen Bilder gehen über das Mittelmäßige nicht hinaus. — Die noch übrigen Schüler von Ingres, welche sich besonders durch kirchliche Arbeiten bekannt gemacht haben, folgen äußerlich in der Auffassung und Behandlung, so gut sie eben können, der Weise des Meisters, ohne weder sie eigenthümlich zu verarbeiten, noch in die Tiefe seiner künstlerischen Anschauung einzudringen. Auguste Pichon ist schon erwähnt: Brémond, Cornu, Romain Cazes, Balze zählen noch hierher. Auch einige gute Landschaften der classischen Richtung sind aus der Ingres'schen Schule hervorgegangen; von ihnen wird bei der Betrachtung der Landschaftsmalerei überhaupt die Rede sein.

Alle diese Schüler leiden an demselben Mangel, der an den meisten Bildern Ingres' fühlbar wird: es fehlt ihnen der lebensvolle Schein der Farbe. Die Zeit brachte es mit sich, daß die Malerei in eine Kunst der Form und in eine Kunst des Colorits sich theilte, und vorerst schien eine Vermittlung zwischen beiden nicht möglich. Wie schon oben bemerkt, mußte, wer nicht

treu an der Weise des Lehrers hielt, zum Ueberläufer werden. Ein solcher war Théodore Chassériau. Die aufgeregte, um jedes Stylgesetz absichtlich unbekümmerte Lebensfülle, welche die romantische Kunst ihren keck bewegten Gestalten zu geben suchte, sagte ihm mehr zu, als die Erscheinung der klaren maßvollen Form, und da ihm eine Vereinigung beider Richtungen nicht gelingen wollte, schwankte er von der einen zur andern. („Christus findet die Jünger am Oelberge schlafend;" das Leben der Maria Aegyptiaca in der Kirche Saint-Merry.)

Indessen lebte nicht bloß in den Schülern von Ingres die ideale Anschauung fort, welche durch die Wahl einfach schöner Motive und die Vollendung der menschlichen Form die Kunst auf der Höhe des classischen Adels zu erhalten strebte. Nicht, daß die Nachfolger der David'schen Zeit, die officiellen Maler der Kirchen und Schlösser, in denen der classische Styl zur flachen Manier herabsank, mit ernstem Sinn dem Idealen zugestrebt hätten. Es war vielmehr ein jüngeres Geschlecht, größtentheils aus der Schule von Picot und derjenigen von Rom hervorgegangen, welches sich bemühte, der hohen und geläuterten Anschauung von Ingres nahe zu kommen. Edouard Picot selber, ein Schüler Vincents, war der einzige Ausläufer der Epoche, welche David beherrscht hatte, der aus eigenem inneren Antriebe die Stoffe der Mythenwelt in classischer Auffassung und mit einem tieferen Sinn für die edle Anmuth einer gebildeten Form und Bewegung wiederzugeben suchte, ohne daß er deshalb über jene Zeit hinausgekommen wäre. Es war ein angenehmes, ein liebenswürdiges Talent; es kam ihm darauf an, den idealen Motiven mit einer gewissen natürlichen Einfachheit und einem wärmeren leuchtenden Farbenton ein gefälliges Leben zu geben (Amor und Psyche 1819, Cephalus und Procris 1824, u. s. w.); insbesondere ist in seiner Darstellung heiterer ruhiger Scenen eine entsprechende Stille und Wahrheit der Empfindung. So gehören auch von den Plafonds des Louvre und des Hotel de ville die seinigen zu den besten: es spricht aus ihnen eine maßvoll bewegte Phantasie, sie sind mit Sinn und Geschmack angeordnet, die Gestalten im Schwung der Linie nicht ohne Reiz. Das Gleiche gilt von seinen religiösen Gemälden (in den Kirchen Saint Vincent de Paul und Notre-Dame der Lorette): sowenig sie den Vergleich mit den Flandrin'schen Arbeiten aushalten können, so sehr unterscheiden sie sich wieder zu ihrem Vortheile von der reizlos weltlichen Manier der übrigen Wandmalereien. Wegen seines anziehenden Talentes und weil ihm doch eine tüchtige Kenntniß seiner Kunst nicht fehlte, hatte sich eine zahlreiche Schule um ihn gesammelt und aus dieser ist die Mehrzahl der Maler hervorgegangen, welche bis in die neueste Zeit an der idealen Anschauungsweise festhielten. Ein wenigstens mittelbarer Einfluß der Ingres'schen Richtung ist wol unzweifelhaft.

Allen voran steht Charles Gleyre, der indessen nicht Schüler von Picot, sondern von Hersent war. Der Künstler machte in einem langjährigen Aufenthalte in Italien eine strenge und gründliche Bildung durch: er war unermüdlich, die alten Meister kennen zu lernen, und es gab von Giotto bis Raphael keinen, den er nicht copirt hätte. Aber fast scheint es, wie wenn seinem Talente ein ausgesprochener eigenthümlicher Zug gefehlt hätte, der diese Kenntnisse in sicherer und fruchtbarer Weise hätte verwerthen können; auch ist in seinen Bildern eine gewisse Weichlichkeit und Unbestimmtheit, ein Mangel an Kraft, der sich aus dieser charakterlosen Begabung wohl erklären läßt. So ist in seinem „Abend" (1841 ein Mann sitzt in der Abenddämmerung am Ufer und sieht die Hoffnungen seiner Jugend, schöne blühende Gestalten, singend und spielend in einem Schiffe dahinziehen) bei einem edlen Schwung der Form, einer stimmungsvollen Harmonie des Tons und gediegener Ausführung doch eine Art von Unklarheit in der Darstellung des Motivs und eine weiche Sentimentalität des Ausdrucks, welche den Mangel einer gesunden Auffassung fühlbar machen. Die Trennung der Apostel, ein auch in Deutschland durch den Kupferstich bekanntes Bild, ist noch schlimmer: es ist geradezu süß und manierirt. Lebendiger und frischer sind seine Bacchantinnen; man sieht, der Maler hat hier mit unmittelbarer Anschauung nach dem Leben geschaffen und hat den Tanz griechischer Mädchen gesehen und dann hinterher, als die Composition im Ganzen und Großen fertig war, die alte Kunst zu Rathe gezogen. Immer aber spricht aus seinen Werken ein ernster künstlerischer Sinn und ein gründliches Studium der Form.

Mit nicht ebenso tüchtigen Kenntnissen, aber mit einem entschiedeneren Talent hat Léon Bénouville verschiedene Scenen aus der Heiligengeschichte wirksam behandelt. Vor Allem ist sein sterbender Franciscus von Assisi (1853) durch die stimmungsvolle Anordnung und Behandlung ein höchst anziehendes Bild. Wie in Begleitung zweier Ordensbrüder der Heilige in schöner Landschaft mit einfacher, würdiger Geberde die ferne Stadt segnet, ist mit ebenso malerischem Sinn als tiefem Gefühl für poetische Wirkung klar und bestimmt wiedergegeben; dazu eine feine, der Vollendung sich nähernde Ausführung. Weniger ansprechend ist der Eintritt christlicher Märtyrer ins Amphitheater; das Bild hat etwas Gespreiztes und Academisches. Die spätern Werke sind jenem ebenfalls nicht gleichzustellen, und so scheint es, wie wenn auch diesem Maler nur dieser eine Wurf habe gelingen wollen.

Noch mehrere andere Schüler Picots, dann auch einige aus der Schule von Delaroche haben sich bemüht, Motive aus der heiligen Geschichte und der Mythenwelt in idealer Weise und mit stylvoller Auffassung zu behandeln. Zu jenen gehören Adolphe Bouguereau, Eugène Lenepveu, Alexandre Cabanel, Henri Giacomotti, zu diesen François Jalabert, Gustave

Boulanger, Charles Landelle; ihnen schließen sich Emile Signol und Hippolyte Lazerges an. Einigen von ihnen sind wir schon bei der Betrachtung der neuesten religiösen Kunst begegnet. Sie haben zum Theil wieder ergreifende Scenen aus den Schicksalen der Märtyrer hervorgesucht (Bouguereau, Lenepvëu), sie wollen wie die Romantiker auf die Beschauer eine eindringliche Wirkung machen, aber sie vermeiden die realistische Wildheit der Farbe und Bewegung und suchen durch eine edle Behandlung die Grenzen der idealen Kunst einzuhalten. Zum Theil wählen sie sich Motive, die ihnen Gelegenheit geben, das Nackte und die menschliche Form in vollendeter Schönheit darzustellen; griechische Götter und Nymphen in ruhigen Situationen und einfachen Stimmungen, die auch für die moderne Phantasie ihren Reiz noch nicht verloren haben. Selbst der Salon von 1861 läßt es an solchen Bildern nicht fehlen (Bouguereau, Cabanel, Giacomotti, Boulanger; zu ihnen zählen noch der ältere Charles Lefebvre, dann Lepère und Mazerolles, Schüler Gleyre's); die Kunst hat noch immer einige Vertreter, welche dieselbe aus dem wirren Gewühl des wirklichen Lebens, in das sie sich nach allen Seiten hin eingelassen hat, wieder in das helle stille Reich des Idealen und der Mythe zurückzuführen suchen. Nur Schade, daß allen diesen Malern der Zauber der Phantasie fehlt und daß sie es nicht vermögen, der geläuterten menschlichen Form das reine, aber volle frische Leben der menschlichen Seele einzuhauchen. Sie vertreten in der Kunst das Element der Bildung, aber sie verfallen zugleich der todten Gewohnheit des Academischen. Die Kunst hat jetzt, wie immer, das schöne Recht, zu den idealen Stoffen vor dem schwülen Gewirre des Tages zu flüchten: aber sie muß dieselben zur Vollendung der warmen und markigen Erscheinung, zu der festen Bestimmtheit der Individualität herausbilden, welche den Beschauer anzieht und fesselt und ihm eine Realität der Kunst vor Augen führt, die ihn für die Abkehr von der wirklichen Welt vollkommen entschädigt. Das will der modernen französischen Kunst nicht gelingen: sie sinkt einerseits zur leeren Geschicklichkeit in der Behandlung der Form herab, andrerseits greift sie zum gemeinen Auskunftsmittel einer unreinen sinnlichen Wirkung. So ist die ideale Anschauung Ingres' in den Jüngeren immer mehr heruntergekommen und hält im Verfall mit der monumentalen Kunst ungefähr gleichen Schritt.

Eine tiefere und nachhaltigere Wirkung als die Richtung von Ingres sollte, so schien es, der realistische Umschwung haben, den Géricault der Malerei gegeben. In der Kunst des 19. Jahrhunderts war mit ihm ein neues Princip aufgetreten, ein Princip, von dem sich ein um so größerer Erfolg erwarten ließ, als mit demselben die Malerei, im Einklang mit dem Bewußtsein des Zeitalters, von der Natur und Geschichte in ihrem ganzen Umfange und in ihrer mannigfaltigen Bewegtheit Besitz zu nehmen erklärte.

Die Zucht und der Zwang der academischen Regel war abgeworfen; kein Gesetz und keine Convenienz sollten mehr die Erscheinung der menschlichen Form modeln und beschneiden, der individuellen Phantasie des Malers Gewalt anthun, die freie leidenschaftliche Aeußerung menschlichen Thuns und Fühlens in eine abstracte Schönheitslinie pressen. Denn das Ideal war in der Schule Davids allmählig zu einer bloßen, der Wirklichkeit von außen zugebrachten Formel geworden. Und endlich sollte die Malerei ihr Recht haben, sie sollte Malerei sein, das Leben in der Tiefe und Pracht seines farbenglühenden Scheins wiedergeben, in dem das Innere kräftig zum Licht hinausschlägt, und die Dinge ihr Ineinanderleuchten und Zusammenwirken offenbaren.

Im Salon von 1819, also 3 Jahre nach der Ausstellung von Géricault's Schiffbruch, erregte ein Bild, das Dante und Virgil von Phlegias geführt auf dem die Höllenstadt umgebenden See in Mitten der mit den Wogen kämpfenden Verdammten darstellte, die allgemeine Aufmerksamkeit und bald den heftigen Widerstreit der öffentlichen Stimmen, die sich die einen für, die andern gegen den Künstler, alle gleich heftig erklärten. Dieser war Eugène Delacroix, wie Géricault aus der Guérin'schen Schule hervorgegangen und unter dem Einflusse seines Mitschülers gebildet. Schon in der Wahl des Motivs lag die Absicht, eine eindringliche Wirkung auf den Beschauer hervorzubringen, und so war auch die Behandlung ganz darauf angelegt, ihn zu überraschen und zu erschüttern. Die nackten, theils miteinander kämpfenden, theils an den Nachen sich anklammernden Leiber stellen sich in der wilden ganz zufälligen Bewegung des Augenblickes dar, der Krampf der Verzweiflung erscheint im grellsten Ausbruche, das Entsetzen Dante's in ganz ungezügeltem Ausdruck; über das Ganze ist ein fahler, unheimlich trüber Ton verbreitet, in welchen nur hie und da die leuchtenden Farben des Fleisches und der Gewänder ein freilich um so wirksameres Leben bringen. In der Form ist jede Schönheitslinie, in der Anordnung der harmonische Zug absichtlich vermieden. Der Künstler wußte sich das Interesse des Publicums zu erhalten; im Jahre 1824 erregte das Bild, „griechische Familien von Chios, den Tod oder die Sclaverei erwartend" gleiches Aufsehen. Wieder ein Motiv, das sich ergreifend an die Phantasie wandte; der Aufstand der Griechen beschäftigte lebhaft die Gemüther, und hier sah man nun ihr furchtbares Leiden: halbnackte Männer und Frauen, Abschied nehmend, verzweifelnd, sterbend, in wirrem Knäuel durcheinander liegend, einzelne von den Türken fortgeschleppt. Dieselbe Behandlung: Stellungen, wie sie der bedrängte Moment giebt, der Schmerz in der Heftigkeit des unbändigen Ausbruches, Formen wie sie zufällig die kämpfende und leidende Natur zeigt. Im Jahre 1827 folgte, in ganz gleicher Weise behandelt, eine Reihe von Gemälden, welche ihre Motive aus den verschiedensten Gebieten des Lebens geholt hatten:

Christus am Oelberge, Sardanapal, der seine Frauen, Pagen und Pferde niedermachen läßt, auf dem Scheiterhaufen, der Tod Marino Falieri's, Milton und seine Töchter. In jedem Bilde war es wieder auf eine eindringende, gleichsam einschneidende Wirkung abgesehen: die Phantasie des Beschauers sollte wie mit Gewalt festgehalten werden, indem ihn der Schein ganz in die Wirklichkeit, in die Empfindung des reellen Daseins hineinzog. Daher scheute sich auch der Maler nicht, keck in die leidenschaftliche Gährung der Tagesgeschichte zu greifen und die wilde Erregung der Gegenwart ganz so darzustellen, wie sie sich in der Aufrüttelung der rohesten menschlichen Kräfte zeigte. Er malte nach dem Juliaufstande die Freiheit auf den Barrikaden des Jahres 1830: über einem wüsten Durcheinander von Leichnamen und einer brutalen Volksmasse erhebt sich die Göttin der Freiheit in phrygischer Mütze, nicht als ein ideales Weib, sondern als das in die Alltäglichkeit hinabgezerrte Abbild des unbändigen Volkes, dem es lediglich um die That und nicht um seine Erscheinung zu thun ist. Aber zugleich zeigte Delacroix auf's Neue, wie seine Kunst überall zu Hause sei und auch den Schein des Vergangenen greifbar vorzuführen, die Gestalten der Poeten zu verkörpern wisse; in demselben Salon von 1831 war seine Ermordung des Bischofs von Lüttich (nach Walter Scott), der Cardinal Richelieu in seiner Kapelle, der König Johann in der Schlacht von Poitiers ausgestellt.

Schon Mitte der zwanziger Jahre war Delacroix zum Führer einer neuen Richtung proclamirt; die Bezeichnung „romantische Schule" kam auf und war bald nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Malerei eingebürgert. Sein Erfolg war, wenn auch schon wegen der groben Fehler in Form und Modellirung und der Unzulänglichkeit in den Vorbedingungen der Kunst nicht unbestritten, doch entschieden. Denn die Eigenthümlichkeit seines Talents ging mit der allgemeinen Stimmung der Zeit denselben Weg. Des Zwangs und der allgemeinen Regeln, in welche sich die Kunst und Literatur lange genug hatten schmiegen müssen, war man überdrüssig; das gleichförmige Einerlei der classischen Convenienz ward auch vom Publicum als drückende Fessel empfunden. Zudem warf die Langeweile des restaurirten Bourbon'schen Elementes die Phantasie in sich selbst zurück; und diese fand nun in dem ungezügelten Herumschweifen auf dem Felde heftiger Empfindungen und den mannigfaltigen Gebieten der aufgeschlossenen Vergangenheit einen bisher ungekannten, daher um so größeren Reiz. Die Gegenwart konnte die Gemüther nicht beschäftigen, und die classische Welt war abgethan. Die individuelle Natur sollte ihr volles Recht haben; nur die Welt hatte Werth und Geltung, welche die Unendlichkeit des Seelenlebens in sich hinein- und aus sich herausfühlen ließ. Daher das lebhafte Interesse für die Perioden der Geschichte, in denen sich das ergreifende Wechselspiel tiefer Gemüthsregungen

auffinden ließ; für die Kunst und Poesie des Mittelalters, für die Dichter der Neuzeit, welche in das Dunkel des innerlichen Lebens die Helligkeit des Bewußtseins brachten. Und wie die Individualität, so war auch ihre einzelne Aeußerung und ganz zufällige Erscheinung über Alles berechtigt; denn darin und in der bestimmten Realität der umgebenden Welt trat ja, was innerlich in jener gährte und wühlte, mit schlagender Gewißheit vor die Anschauung.

Natürlich konnte die bildende Kunst, wie die Literatur, nicht in die Tiefe und die feinen Schwingungen des Gefühlslebens eingehen: obwol sie es auch, wie wir bald sehen werden, an derartigen Versuchen nicht fehlen ließ. Nur um so mehr ging sie darauf aus, die leidenschaftlichen Affecte, die unbändigen Bewegungen des ausbrechenden Gemüthes in ihrem ganz unverhüllten Ausdruck wiederzugeben und ihre Wirkung durch die naturtreue Erscheinung des Details zu verstärken. Hierin ging sie mit der Literatur in merkwürdigem Einklange Hand in Hand. Hatte Lamartine mit seinen Méditations poëtiques (aus dem Jahre 1820) das Feldzeichen zum Ausdruck einer maßlosen Gefühlsschwärmerei gegeben, die jedes Formgesetz abwarf: so setzte Victor Hugo die Kunst in die Erschütterung der Seele durch das Gräßliche und Furchtbare, dem er mittelst der haarscharfen Bestimmtheit der äußeren Scenerie den täuschenden Schein des wirklichen Lebens zu geben versuchte (interessant als das Programm der Schule ist in dieser Beziehung die Vorrede zum Cromwell). Es war die Poesie der Verzweiflung, wie Goethe sie nannte. Das Phantastische sollte als genaues Abbild der Wirklichkeit den Leser oder Zuschauer in die Spannung des reellen Momentes versetzen. Die deutsche Romantik hat ganz ähnliche Dinge aufzuweisen: auch sie ging auf die Erschütterung des Gemüthes aus, und Friedrich Schlegel verlangte, um sie desto wirksamer zu machen, als ein wesentliches Moment der Poesie die historische Treue des Details.

Es ist begreiflich, daß der Maler, der vor Allem das Phantastische suchte, mit Vorliebe nach den Gestalten der Poesie griff, in denen es ihm zu ergreifender Erscheinung herausgebildet entgegenkam; überall her, aus Dante, Shakespeare, Goethe, Byron, Walter Scott holte er seine Motive, und wie die Dichter der Zeit, da sie lediglich eine besondere Empfindungsweise darstellen wollten und es ihnen nur auf die Wahrheit des Details ankam, schließlich jeden beliebigen Stoff nahmen, um ihm jene einzubilden: so war es für Delacroix und seine Nachfolger ein Leichtes, jeden Vorfall, jedes Gebiet der Sage und Geschichte ihrer Phantasie anzupassen. Jener malte sogar eine Medea, die im Begriffe ist ihre Kinder zu tödten. er stellte einfach ein von der Aufregung der Leidenschaft bis zur Wildheit getriebenes Weib dar. Daher jene Fruchtbarkeit, die sich in allen Gattungen versuchte; daher aber auch

troß des ersten frappanten Eindruckes die bei allen Bildern gleiche Einförmigkeit der Wirkung.

Was die Behandlung anbelangt, so stand sie natürlich im bewußten Gegensatz zur stylvollen Anschauung. Besteht diese in der lebendigen Durchdringung der künstlerischen Individualität mit dem Stoffe, in welchem dieser von allen trübenden Zufällen gereinigt zur eigenthümlichen und doch vollendeten Erscheinung heraustritt: so will die romantische Darstellungsweise gerade umgekehrt die absonderliche Auffassung des Künstlers so wiedergeben, daß sie den schlagenden Eindruck der unmittelbaren Wirklichkeit macht. Form und Bewegung sind absichtlich, im Gegensatz zum Ideal, dem zufälligen Momente abgelauscht, und nicht auf die ruhige klare Wirkung ist es abgesehen, welche die aus sich herausgebildete Erscheinung macht, sondern auf den zündenden Gesammt-Effect, der wie ein unbestimmter, aber durchdringender Ton die Stimmung aus dem Bilde in den Beschauer überleitet. Daher die Vernachlässigung der Form und Modellirung und die Bedeutung, die das Colorit gewinnt. Etwas von der nebelhaften Formlosigkeit der romantischen Lyriker ist auch in dieser Malerei; das musikalische Verklingen des Gefühles zeigt sich hier in dem immer eigenthümlich gehaltenen Gesammtton, der wie ein Schleier über das Bild ausgebreitet ist und aus dem die Farben der Dinge magisch hervorleuchten sollen, wie einzelne Töne aus der Tiefe der Seele. Und eben weil das wirkungsvolle Spiel des Colorits die Hauptsache ist, wird die Form nur um so gleichgültiger. Was liegt daran, wenn die einzelne Gestalt wie aus grobem Holz roh geschnitzt ist, wenn sie nur den Eindruck des in seiner Flüchtigkeit genial festgehaltenen Lebens macht? — Wie die Auffassung des Motivs, so soll auch die Behandlung den Beschauer ergreifen. Diese verschmäht die glatte, glänzende, vertriebene Ausführung, welche die Erscheinung künstlerisch zu vollenden sucht; der markige, körperhafte, undurchsichtige Auftrag soll den materiellen Schein der Wirklichkeit geben und zugleich die geistreiche Hand des Künstlers verrathen, die flüchtige Ausführung, hinter der doch ein gutes Stück Anstrengung steckt, von dem kühnen Schwung der Phantasie und der Gewandtheit des Pinsels Zeugniß ablegen.

Es fehlt uns der Raum auf die zahlreichen späteren Gemälde Delacroix's einzugehen: sie liefern manchen interessanten Beitrag zur romantischen Kunstweise. Eine besondere Beachtung verdienen indeß seine monumentalen Werke: sie sind wohl seine bedeutendste Leistung. Sieht man im Museum von Versailles zwischen den Fabrikbildern der David'schen Nachzügler seine Schlacht von Taillebourg und seine Einnahme von Constantinopel, so begreift man wohl den durchschlagenden Erfolg, den der Maler gehabt hat. Hier ist doch ein kräftiges, eigenthümliches Talent, welches seinem Stoffe eine frische Lebensfülle und den bewegten Zug, den satten Farbenschein der Wirklichkeit zu geben

weiß: obwol man freilich auch hier bei näherem Zusehen den Mangel an ernster Anschauung, an künstlerischer Bildung und die Absichtlichkeit der Darstellung gewahr wird. Das Tüchtigste sind unstreitig die Wandmalereien in der Deputirtenkammer und im Luxembourg (vollendet in den 40er Jahren). Er mußte in den allegorischen Motiven (la justice, la guerre, l'agriculture, l'industrie im Thronsaale der ersteren) eine gewisse Schranke der Bewegtheit einhalten und vermochte doch den Gestalten durch die Beachtung der wirklichen Form und Bewegung eine Art von Leben zu geben; auch ist die Anordnung, an den Raum gebunden, klarer und abgerundeter als sonst. Den heiteren, festlichen Schwung der allegorischen Bilder von Rubens, die üppige Fülle und kräftige Anmuth seiner Menschen und Götter darf man freilich nicht erwarten, Ansprüche auf Schönheit und Vollendung der Form auch hier nicht machen. Auf der Kuppel der Bibliothek des Luxembourg stellte er nach Dante die Versammlung der Dichter, Philosophen und Helden des Alterthums in einem anmuthigen Thale dar: hier war ihm Paul Veronese Vorbild und sein Talent hat sich hier, durch kein absichtliches Ausschweifen einer künstlich erhitzten Phantasie beirrt, in der einfachen Darstellung eines erhöhten menschlichen Daseins schöner zu entfalten vermocht.

Das ist es eben, was bei Betrachtung aller der Bilder, welche effectvolle Motive behandeln, geradezu abstößt: die Geschraubtheit und Absichtlichkeit der Phantasie, welche sich in eine leidenschaftlich aufgeregte Empfindungsweise förmlich einwühlt und Alles aufbietet, das Gemüth des Beschauers mit hineinzuziehen. Bei Géricault waren es, wie wir gesehen, seine eigene Natur und der Sinn für die mächtige Erscheinung des leidenschaftlichen Pathos, die ihn antrieben, den Menschen in der Aufrüttelung seiner Affecte und im Kampfe der Verzweiflung darzustellen. Dieser naive Antrieb fehlt Delacroix und seinen Nachfolgern. Sie wollen die ungewöhnliche Empfindung und Bewegung, weil sie ungewöhnlich ist; ihre Producte beruhen auf der Reflexion des Gegensatzes zur classischen Anschauung, ihre Kunst soll vor Allem von ihrer absonderlichen Auffassung zeugen. Die Willkür ihrer aufgeregten Phantasie ist für sie das einzige Gesetz, und das Talent besteht eben darin, den abenteuerlichen Producten derselben durch realistische Züge den Schein des wirklichen Daseins zu geben. Von dem um den Beschauer unbewußten und unbekümmerten Kunstwerk haben sie nicht einmal eine Ahnung mehr. Von den Mängeln, welche sich aus dieser Auffassung der Kunst fast von selber ergeben, war schon oben die Rede; aber auch mit den Vorzügen, dem Reichthume der Phantasie und der Ausbildung des Colorits hat es eine eigene Bewandtniß. Eigentlich productiv ist die Phantasie dieser Romantiker nicht: denn ein in sich ruhendes, erfülltes, aus sich herausgebildetes Leben wissen sie nicht zu schaffen. Daher wenden sie sich so gerne an die Werke der Dichter, die ihnen

die Stoffe schon halb zubereitet entgegen bringen. Das Colorit soll einerseits den Bildern den Reiz und Zauber geben, den man nun einmal von aller Kunst erwartet, und andrerseits die Phantasiegebilde in die volle satte Erscheinung der Wirklichkeit tauchen. Aber indem die Pracht und Gluth der Farbe als solche hervortreten soll, auch bei Motiven, bei denen der Ausdruck des inneren Lebens Hauptsache ist, so fehlt die klare Harmonie zwischen dem Stoffe, und seiner malerischen Erscheinung, und diese, als ein selbständiges Spiel sich vordrängend, trägt nicht mehr dazu bei, die Empfindung des Daseins stärker und inniger hervorzuheben. Umgekehrt wird in den Gestalten und Gruppen des Paul Veronese und Rubens durch den Saft und Schmelz der Farbe der Eindruck der Lebensfülle nur noch erhöht.

Indessen war doch durch die Ausbildung des Colorits in der modernen französischen Kunst ein wesentliches Element zu seinem Rechte gekommen, und hierin wenigstens hatte die romantische Schule die Malerei gefördert. Es fand sich bald ein bedeutendes Talent, das im künstlerischen Sinne, ohne durch die Motive einen besonderen Reiz auf die Phantasie des Beschauers ausüben zu wollen, die malerische Erscheinung der Dinge, das Spiel der Licht- und Farbenwirkung in seiner vollsten Lebendigkeit wiederzugeben versuchte: Gabriele Decamps. Ein Zeichen für die Blüthe der französischen Malerei, daß sie die Gegensätze früherer Kunstperioden — jede freilich in geringerem Maßstabe — in sich vereinigte: vertrat Ingres die Eigenthümlichkeit der italienischen Kunst, so zeigt sich in Decamps das holländische Element.

Zählt Decamps insofern zu den Romantikern, als es auch ihm nicht um eine stylvolle Behandlung, sondern um eine frappante Darstellung der wirklichen Erscheinungen in der Form wie in der Farbe zu thun ist: so hat er doch durch die Eigenthümlichkeit seines Talentes manche ihrer Verirrungen vermieden. Er blieb fast durchweg, was die Wahl der Vorwürfe betrifft, in den Grenzen des Malerischen und hielt sich an die gattungsmäßigen Stoffe, an das Genre. Es war sicher ein Irrthum des Künstlers, daß er es beklagte, durch seinen Lebensgang, der ihn genöthigt, bei kleinen Staffeleibildern zu bleiben, von seinem eigentlichen Berufe, der doch die Historienmalerei sei, abgehalten zu sein; seine Zeichnungen zu der biblischen Geschichte des Samson gehören nicht zu seinen besten Sachen. Er hatte eine entschiedene Anlage zu den Darstellungen der kleinen Wirklichkeit des Lebens, und mit glücklicher Anschauung griff er zu den malerischen Stoffen, nicht in das trockene farblose Leben der höheren Stände, sondern zu dem bunten Treiben der niederen Volksklassen und des Morgenlandes. Auch an der komischen Auffassung fehlte es ihm nicht (der Affe als Maler, die Affen als Kunstkenner, das berühmte Aquarellbild: la sortie de l'école turque, die drei Esel); seine Thierstücke zeigen eine feine Beobachtung des Thierlebens, welche mit dem treuen Charak-

ter derselben einen komischen Anklang an menschliche Sitten und Beziehungen zu vereinigen weiß. Doch war ihm immer der Reiz des Colorits vor Allem das Erste: „die Magie der Farbe, die Geheimnisse ihres Zaubers, das Tönen in Farben," (Hegel), darin fand er den größten Reiz der Kunst. Den Schein der morgenländischen Sonne auf eine weiße Mauerwand, den Strahl des Lichtes in einen geschlossenen Raum, das matte ahnungsvolle Leuchten der Dinge im Helldunkel, das Spiel der Wolkenschatten: so das flüchtige Scheinen des wandelbaren Naturlebens in schlagenden Effecten festzuhalten, machte sein eigentliches Talent aus. Er verstand es, die eigentliche Bestimmtheit der Localfarbe mit dem Gesammtton der Licht- und Luftstimmung harmonisch zu verschmelzen. Zudem hatte Decamps einen feinen Sinn für die charakteristische Erscheinung des einzelnen bedingten menschlichen Daseins: seine Figuren in dem Nebeneinander einfacher Beziehung drücken vortrefflich die natürliche, nationale, klimatische Eigenthümlichkeit und die Bestimmtheit des Momentes aus. So hatte er auch den Orient zwar in der Pracht seiner malerischen Erscheinung, aber zugleich seine Menschen in ihrer zerfetzten heruntergekommenen Weise dargestellt (Corps de garde turc, Bazar turc, ronde des Smyrnes u. s. f.). Auch seine wenigen historischen Gemälde sind in dieser realen Bedingtheit des Genre behandelt (défaite des Cimbres, Joseph vendu par ses frères).

Allein wie in den Gemälden der Romantiker die Absicht der Wirkung auf den Beschauer allzudeutlich sich vordrängt: so bemüht sich Decamps allzu sichtlich, mit dem malerischen Spiel des Lichtes und der Farbe das Auge zu überraschen. Die einfache ruhige Behandlung, mit der ein Peter de Hooghe den Schein des Sonnenlichtes in eine stille trauliche Stube und auf ihre friedlich beschäftigten Bewohner darstellt, der wunderbare Zauber, mit dem Rembrandt in seinen kleinen Bildern (wie in seiner Familie des Tobias) Geräthe und Menschen in eine heimliche, warmglühende und ins Dunkel sanft sich abtönende Luft hüllt, ist bei Decamps nicht zu finden; auch nicht die feine Behandlung, der man den liebevollen künstlerisch beseelten Sinn des Malers ansieht. Er sucht durch ein umständliches Aufsetzen von Farbe auf Farbe eine blendende Wirkung zu erreichen und seinen Bildern durch ein eigenthümliches Verschwemmen der Töne, das nur beim Zurücktreten die Form deutlich werden läßt, einen phantastischen Reiz zu geben, während doch andrerseits durch eine ganz realistische Auffassung das Alltägliche in schlagender Wahrheit sich darstellen soll. Von dieser Seite ist Decamps ganz Romantiker: er fordert den Blick des Beschauers auf, vor Allem die geistreiche Eigenthümlichkeit des Künstlers zu beachten.

Während Delacroix und seine Nachfolger vornehmlich die heftigen Aeußerungen leidenschaftlicher Affecte mit ergreifender Lebendigkeit darzustellen suchten, fand sich in Ary Scheffer, der ebenfalls aus der Guérin'schen Schule

hervorgegangen, ein eigenthümliches Talent, das sich bemühte, die lyrische mehr in der Tiefe des Gemüths verklingende, als nach außen sich drängende Empfindungsweise zur sichtbaren Erscheinung zu bringen und durch eine stille elegische Wirkung im Beschauer ein sanftes poetisches Gefühl zu erregen. Schon in seinen ersten Bildern, die meistens historische Motive behandeln (Tod des heil. Ludwig 1817, Aufopferung der Bürger von Calais 1819 u. s. f.) klingt diese Richtung an. Sie hebt vor Allem die Seelenzustände, die Subjectivität des Einzelnen als unendlich werthvoll hervor, und sucht daher nicht in die malerische Beziehung der Figuren, sondern in die einzelne Gestalt einen besondern geheimnißvollen Reiz zu legen. Scheffer griff bald zu Motiven, die sich unmittelbar an das Gefühl des Beschauers wandten, in denen die schwermüthige Stimmung eines mehr oder minder tiefen Leidens die Theilnahme herausforderte (Waisen auf einem Grabe weinend, Brand eines Bauernhofes, Trauernde um den Leichnam des Gaston de Foix versammelt, Scenen aus der modernen Geschichte der unglücklichen Griechen). Es ist begreiflich, daß er vor Allem seine Ausbeute in den rührenden romantischen Gestalten der Dichter und in den Episoden ihrer Werke fand, die sich durch die ergreifende Verwicklung tiefer Seelenbeziehungen und Kämpfe in das Gedächtniß eingraben (Bürgers Leonore, Eberhard der Greiner bei der Leiche seines Sohnes, Franzisca da Rimini mit ihrem Geliebten mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes vor Virgil und Dante vorüberschwebend, Faust und Gretchen in allen Situationen, König von Thule, Mignon u. s. f.). Die Sachen sind bei uns durch den Kupferstich hinlänglich bekannt; eine gewisse Periode der deutschen Sentimentalität fand in ihnen die gewünschte Nahrung, und es hätte nicht viel gefehlt, daß man statt über Büchern, nun vor Bildern geweint hätte.

Scheffer kommt es meistens darauf an, in der einfachen Erscheinung der Gestalt, in ihrer Neigung, Haltung, der Schwärmerei ihrer Geberde, der Ueberschwenglichkeit ihres Blickes, was sie tief innerlich bewegt, als eine über den ganzen Menschen ergossene Stimmung sichtbar auszudrücken. Es ist oft genug gesagt worden, daß die bildende Kunst die lyrische Innerlichkeit, die Versenkung der Seele in sich selber, das von seiner Vergangenheit schmerzlich bewegte Gemüth in der vagen Allgemeinheit des bloßen Zustandes zur Anschauung nicht bringen soll, nicht bringen kann. Ist der Künstler nicht im Stande, die innere Empfindung in einer bestimmten Aeußerung zur festen, klaren Sichtbarkeit herauszubilden, so zeugt das eben für eine Phantasie, die überhaupt nicht malerisch und plastisch gestalten kann und ebenso arm an Erfindung als reich an überschüssiger Empfindsamkeit ist. Kein Wunder daher, daß die Menschen keinen Bau, keine Form, keine Bestimmtheit, keine Fülle haben, sondern in sentimentaler Schmächtigkeit und Nervenschwäche auf dieser

Erde kaum noch zusammenzuhalten scheinen. Eine solche Anschauungsweise läßt sich nicht einmal in der religiösen Malerei verwerthen. Ein Hauptbild Scheffers ist sein Christus, die Leidenden tröstend: alle möglichen Schmerzen des Erdenlebens, bis zum Jammer des Dichters, der durch Torquato Tasso vertreten ist, sind hier zusammengehäuft, und die bildende Kunst leistet hier das Unglaubliche, daß sie das irdische Elend nicht einmal in bestimmten Individuen, sondern als das allgemeine Schicksal in den Repräsentanten der Gattungen darstellen will, während sie die Bedeutung des Christenthums in dem rührenden Bilde eines empfindungsvollen Heilandes zu verkörpern meint. Für die verwaschene, krankhafte Bildung der Schefferschen Gestalten kann der graue, matte, wehmüthige in einem saftlosen Helldunkel verschwimmende Ton des Colorits nicht entschädigen. Die bildende Kunst verlangt wenigstens eine Bestimmtheit, sei es des Ausdrucks, der Form oder der Farbe und wenn sie in die musikalische oder poetische Empfindungsweise verschweben will, so wird sie zum leblosen Mittelding, das im Grunde eben so unpoetisch als unmalerisch ist. —

Bergleute und Metallarbeiter der Urzeit.

2.

Aegypten, dessen Geschichte um Jahrtausende über die christliche Zeitrechnung hinaufreicht, das in priesterlichen und politischen Einrichtungen schon früh sich auszeichnet, bereits zu Abrahams Zeit ein civilisirter Staat: ist noch heute an Denkmalen wahrer Wunderthätigkeit menschlicher Schöpfung so reich, daß nicht minder deren Zahl als deren Größe und Alter die Gegenwart mit Staunen erfüllt.

Unsere Erwägungen erfordern, daß wir bei Einigem specieller verweilen. Gedenken wir daher zunächst der von Homer (Ilias IX, 380—382) wegen ihrer Schätze gerühmten und um ihrer hundert Thore willen Hekatompylos genannten alten Hauptstadt Thebä in Oberägypten, die zu beiden Seiten des Niles über 3 Stunden weit sich dem Thal entlang erstreckte.

Ein bereits um 2600 v. Chr. gegründeter dortiger Tempel hatte bei einem Umfang von 5 Stadien, was so viel ist als $^1/_4$ deutsche Meile, Mauern von 24 Fuß Dicke, dabei eine Höhe von nahe an 90 Fuß erreichend, und

soll in seinem Innern auf das Glänzendste mit goldenen, silbernen und elfenbeinernen Geräthen und Zierrath ausgestattet gewesen sein. Noch jetzt führen 8 Zugänge zu dessen Ruinen. Die weiten und hohen Thore sind mit Hieroglyphen und großen Bildwerken geschmückt. In den Vorhöfen stehen Obelisken von 70 Pariser Fuß Höhe, ganz aus je einem Stücke Granit gehauen. Eine im 15. und 14. Jahrhundert v. Chr. damit verbundene Säulenhalle, nach dem jetzt dort gelegenen Dorfe der Palast von Karnak genannt, hat 318 Fuß Länge und 160 Fuß Breite und enthält 134 Säulen, wovon die zwölf mittleren eine Höhe von 65 Fuß und einen Umfang von 34 Fuß (nahe 11 Fuß Durchmesser) besitzen, ihre Capitäle aber 64 Fuß Umfang (nahe 21 Fuß Durchmesser) haben. Das Material derselben ist Sandstein. Zwei besonders gerühmte Bildwerke, die sog. Memnonsäulen, ein paar kolossale Statuen in sitzender Stellung, dem alten Sonnencultus entsprechend mit dem Antlitz gen Osten gerichtet, haben eine Höhe von 66 Fuß und sollen beim Aufgang der Sonne einen heitern Ton, beim Untergang einen traurigen von sich gegeben haben. Der Zeigefinger eines dieser Kolosse ist 4 Fuß lang. — Nachdem die an solchen Denkmalen überreiche Stadt um's Jahr 525 v. Chr. durch den Perserkönig Cambyses zerstört worden, fand Strabo 500 Jahre später die Ruinen derselben von Nord nach Süd noch 2 geogr. Meilen weit ausgedehnt.

Ferner sind für uns von Wichtigkeit die weltberühmten Pyramiden, deren bekanntlich etwa 20 in Niederägypten westlich des Niles in der Nähe der Ruinen von Memphis stehen, dieser zweiten Königsstadt, in welcher einst Joseph waltete. Eine der besterhaltenen, angeblich von Cheops erbaut, hat in ihrer quadratischen Grundfläche 716 Fuß Seitenlänge und in 203 Steinlagen eine Höhe von 450 Fuß; ihrer Spitze beraubt, besitzt sie oben eine Breite von 30 Fuß. Jene Höhe beträgt mehr als diejenige des Straßburger Münsters. Auf der 15. Steinlage, bei 38 Fuß senkrechter Höhe, befindet sich an der Nordseite der Eingang, der erst seit Strabo bekannt, indem überhaupt nur ein einziger Stein den Eingang der Pyramiden verschließt, so daß die Auffindung eines solchen mit Schwierigkeiten verbunden. Von dem Eingange zu jener Pyramide gelangt man durch einen 100 Fuß langen und 8 Fuß breiten Gang in den sog. Königssaal, welcher, genau nach den vier Weltgegenden gerichtet, nahe der westlichen Seite den Sarkophag aus Granit enthält, einem Gestein, womit auch die Wände des Saales bekleidet sind. Ein anderer Gang führt von dem Hauptgang nach dem Saale der Königin, der mit weißem Marmor bekleidet ist, und noch andere Gänge führen von diesen Haupträumen in dem Innern der Pyramide herum, zum Theil in den Hauptgang zurück. An dem Bau dieses merkwürdigen Todtentempels sollen nach Herodot (II, 124) über 100,000 Menschen, welche von 3 zu 3 Monaten durch andere abgelöst

wurden, 20 Jahre hindurch beschäftigt gewesen sein, und außerdem noch 10 Jahre mit Herstellung einer zum Zwecke des Steintransports eigens gebauten Straße von 8 Klaftern Höhe und 10 Klaftern Breite. Das Baumaterial ist Kalkstein, von dem Gebirge östlich von Cairo zwischen dem Nil und dem rothen Meere. Nahe diesem Wunderbau befindet sich, mit dem Boden in natürlichem Zusammenhange, eine aus dem Felsen gehauene kolossale Sphinx von nicht weniger als 117 Fuß Länge mit einem Kopfe von 81 Fuß Umfang.

Nur flüchtig erinnern wir uns auch der Felsengräber, welche vornehmlich in der libyschen Bergkette, auf der westlichen Seite des Nils, zahlreich verbreitet sind. Mit enger Eingangsthür versehen und von dem Tageslichte nicht beschienen, enthalten manche dieser Felsengewölbe 20 bis 30 einzelne Gemächer, von denen jedes gewöhnlich vier Mumien zu fassen im Stande. Die Königsgräber von Thebä sind zugleich durch innern Schmuck ausgezeichnet. Alle sind an den Wänden mehr oder minder mit Inschriften, Sculpturen und Malereien bedeckt, wie solche an sämmtlichen geheiligten Orten der Aegypter zu finden sind.

Aehnlich diesen Grabgewölben finden sich, namentlich in Mittelägypten, auch Räume in Felsen gehauen, welche anscheinend zu Wohnungen gedien haben, sonderbarer Weise mit mannigfachen Nachahmungen aus hölzernen Gebäuden, wie solche bei dem gänzlichen Mangel an Holzbauten in Aegypten daselbst gar kein Vorbild gehabt, zum Theil sogar dem eigentlichen Zwecke zuwiderlaufend. An den Zimmerdecken z. B. sind Träger angebracht, welche weniger wirkliche Träger sind, als von der Decke getragene Steinmassen. Die darunter befindlichen Säulen haben ebenfalls Aehnlichkeit mit hölzernen Säulen.

Besonders bemerkenswerth ist, daß die Statuen der Aegypter zumeist aus den härtesten Gesteinen gefertigt sind: aus Granit, Syenit, Porphyr, Bachanit (Basalt), wovon letzterer vorzüglich aus Aethiopien stammt. Auch kommen Serpentinstatuen vor, und schwarzer und weißer Marmor werden ebenfalls oft genannt, ohne daß dabei entschieden ist, welches Gestein mit dem unbestimmten Namen des schwarzen Marmors belegt worden. Als Bausteine sind vorzüglich Sandstein und Kalkstein verwendet; in Niederägypten künstlicher Backstein.

Alle diese Bau- und Kunstwerke tragen zwar mehr einen eintönigen, nur monumentalen Charakter, als den eines gesteigerten Kunstgeschmackes an sich, weit mehr ein gewisses Beharren bei einmal Angenommenem, als ein Fortschreiten zu Höherem; doch geben sie ohne Ausnahme eine kaum zu bemessende Kraftentwicklung kund, wodurch sie eben unsere Bewunderung in so ungemeinem Grade erregen.

Einem Lande mit solchen Schöpfungen konnte auch die Gewinnung und Benutzung der Erze und Metalle nicht lange verborgen bleiben; denn wie hätte es sonst auch nur die mechanischen Hülfsmittel zu seinen Massenbauten

sich verschaffen wollen? In einem Lande von so bedeutender Kraftentwicklung mußten bergbauliche Unternehmungen zugleich eine um so entschiedenere Durchführung finden; daher auch gewiß keine Uebertreibung in der Ueberlieferung liegt, daß im alten Aegypten beim Bergbau ganze Berge umgestürzt und Bäche hindurch geleitet worden, um das Erz auszuwaschen und sonst zu gewinnen. Wir vernehmen darin nur den Widerhall des aus dem Lehrgedichte Hiob Angeführten:

„Auch legt man Hand an die Felsen und gräbt Berge um.
Man reißet Bäche aus den Felsen und Alles, was köstlich ist, sieht das Auge.
Man wehret dem Strome des Wassers und bringt, was verborgen ist, an das Licht.“

Nach den Mittheilungen der Historiker gewährte insbesondere die Gebirgskette längs des arabischen Meerbusens schon im frühesten Alterthume bedeutende Ausbeute an Gold, und eben so nahm in dem Staatsschatze der ägyptischen Könige das Gold aus den nubischen Bergwerken eine bedeutsame Stelle ein. Außerdem werden Silber und Eisen, Kupfer und Blei als Bergbauproducte des alten Aegyptens genannt. Doch mögen, namentlich von den letzteren, verhältnißmäßig nur geringe Quantitäten hiervon gewonnen worden sein, da sonst die Herstellung größerer Bildwerke aus Erz, die wir dort gänzlich vermissen, in solchem Grade kaum unterblieben sein dürfte. Zinn wird von einzelnen Schriftstellern zwar ebenfalls angeführt, jedoch nach dem von uns bei Besprechung der mosaischen Metallkunde Erwähnten wol irrthümlich. Kupferbergwerke hatte Aegypten auf der Sinai-Halbinsel; Smaragdgruben auf dem Berge Zabarah in Oberägypten.

Die edlen Metalle wurden von den alten Aegyptern vorzüglich zu Gefäßen und Schmucksachen verarbeitet, woran namentlich die Tempel und die Paläste der Könige reich waren. Insbesondere waren auch die Götterbilder mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Ringe, Spangen und Ketten aus Gold waren ein beliebter Schmuck der Frauen, und Siegelringe mit geschnittenen Steinen bildeten ein wesentliches Zubehör des Mannes. Die Einreihung in die Würde hoher Staatsbeamten geschah mit Uebergabe eines Siegelringes, wie wir unter Anderm aus Mosis Berichte (I, 42, 42) ersehen, wonach Joseph bei Ernennung zum Statthalter des Königreiches von Pharao einen Ring erhielt, indem er weiter mit einer goldenen Halskette geschmückt wurde. Silberne Geräthe waren bei den Hohen des Landes allgemein in Brauch; daher auch nichts Befremdendes in der Erzählung liegt, daß Joseph in den Getreidesack des Benjamin einen silbernen Becher habe stecken lassen (I. Mos. 44, 2). Vornehmlich aber war die Benutzung des Silbers als Tauschmittel in Aegypten sehr gewöhnlich, wobei jedoch als unentschieden anzusehen ist, ob der ägyptische

„Silberſekel“ bloß eine Art Rechnungsmünze war, die nach dem Gewichte bestimmt wurde, oder ob es beſondere Silberſtücke zum Werth von ganzen, halben und viertel Sekeln gegeben, die vielleicht auch mit einer geeigneten Bezeichnung verſehen waren. Bei dem großen Verkehre Aegyptens mit fremden Völkern dürfte das Letztere für wahrſcheinlicher zu halten ſein als das Gegentheil; geprägte Münzen gab es jedoch im alten Aegypten nicht.

Weiter beſtanden die Metallarbeiten der Aegypter hauptſächlich in Fertigung von Kriegsgeräthen. Außer Pfeil und Bogen trug das Kriegsheer Schwerter von allen Arten, Wurfſpieße, Streitäxte, Panzer, Panzerhemden, geflochtene Helme, große Schilde; zumeiſt alſo Gegenſtände, die zugleich eine geſchickte Bearbeitung der Metalle erforderten.

Namentlich war es eine Art Bronze, die verarbeitet wurde, nach den aufgefundenen Reſten bis zur Herſtellung ſelbſt der feinſten chirurgiſchen Inmente verwendet. Die größere Einfachheit des Proceſſes der Kupfergewinnung gegenüber demjenigen der Eiſenproduction hat überhaupt zu vielfacherer Anwendung von Kupfer und Bronze im Alterthume Anlaß gegeben. Uebrigens waren die alten Aegypter, wie in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſo in den chemiſchen ziemlich zu Hauſe. Ihrer ſelbſtgefertigten Schmuckſachen aus Glas, ihrer Darſtellung unechter Smaragde neben der Gewinnung von echten geſchieht mehrfach Erwähnung. Namentlich beſaßen ſie auch eine eigene Kunſt des Einlegens des Silbers mit blauer Farbe, gleichwie ſie das Einbrennen von Schmelzfarben in irdene Gefäße und dergleichen Bildwerke verſtanden. Auch werden die erſten Verſuche der Goldmacherei den Aegyptern zugeſchrieben; daher auch der Name Chemie für Scheidekunſt von Chemi, dem koptiſchen Namen Aegyptens, der von Cham, dem Sohne Noah's hergeleitet wird; ſo daß Chemie eigentlich „ägyptiſche Kunſt“ bezeichnet. (? d. Red.)

Die Kunſt des Erzgießens iſt, wie wir bereits angedeutet, zu etwas Nambaftem in Aegypten zwar nicht gediehen: allein wol mag dies nicht eben ganz allein in dem Hange am Gewohnten, ſondern vornehmlich in örtlichen Zuſtänden ſeinen Grund haben, beſonders in einem thatſächlich ganz außerordentlichen Holzmangel und, wie bemerkt wurde, nicht unwahrſcheinlich in einer zu geringen Ausbeute der dazu erforderlichen Metalle, während der Umſtand, daß, wie die griechiſche Kunſtgeſchichte lehrt, in der Bildhauerei die Griechen hinſichtlich der Gliederung der ganzen Form von Statuen nicht Unweſentliches von den Aegyptern gelernt haben, (?) zu der Annahme führt, es möge in gleicher Hinſicht auch für die Erzgießerei vielleicht Manches dort gewonnen worden ſein. Jene Gliederung nach dem Verhältniſſe von 21¼ Theilen für das Ganze baſirt auf einer Art mathematiſcher Anſchauung, wie ſolche bei den alten Geometern Aegyptens frühzeitig zu finden geweſen.

Der auswärtige Verkehr Aegyptens, durch welchen auch Erzeugniſſe ſehr

ferner Länder dahin geführt wurden, reicht in ein hohes Alter hinauf, wie unter Anderm der merkwürdige Umstand beweist, daß in den Gräbern von Thebä aus dem 2. Jahrtausend vor Chr. Flaschen von chinesischer Fabrication und mit chinesischer Schrift gefunden worden sind.

Die Schifffahrt zur See soll zwar erst unter Psammetich, 670 v. Chr., bei den Aegyptern in Aufnahme gekommen sein, nachdem das zum Schiffsbau erforderliche Holz, woran es im eigenen Lande gänzlich gefehlt, aus den phönicischen Wäldern am Libanon dahin gebracht worden; allein dies findet eben in dem gedachten Mangel seine zureichende Erklärung. Nach Lepsius ist die Beschiffung mindestens des Nils und des arabischen Meerbusens von Aegypten schon frühzeitig geübt worden; des letztern besonders, um die Kupferminen bei Wadi-Magara auf der Sinai-Halbinsel auszubeuten, was bereits unter Cheops der Fall war. Der Beschiffung des Nils zu Cheops' Zeit gedenkt auch Herodot.

Wenn aber jener Mangel an Holz in Aegypten zugleich die Ursache zum ausschließlichen Massivbau wurde, die Beschaffung und Bearbeitung der rohen Steinmassen aber nothwendig auf bergbauliche Arbeiten führen mußten: so wird für diese die Wiege im eigenen Lande mindestens so weit zu suchen sein, als nicht die von anderwärts etwa eingewanderten Voreltern der Bevölkerung Kenntniß davon mit zur Stelle gebracht. Dann aber mag selbst den Phöniciern als alten Kanaanitern Kenntniß davon aus Aegypten zugeflossen sein.

Fragen wir nun nach der etwaigen Abstammung der alten Aegypter: so werden wir nicht weniger durch den physiologischen Charakter derselben, als durch die dortigen Sitten und Religionsgebräuche, welche letztere in ihren Grundzügen als Anbetung der in der Natur waltenden, personificirten Kräfte zu betrachten sind, nach Osten gewiesen, wohin auch die rückständigen Ermittlungen über die Edelsteingewinnung und das ophirische Gold uns geleiten werden.

Daß Afrika bis jetzt fast völlig ohne alle Edelsteine befunden worden und Vorderasien arm daran ist, dagegen Hinterasien einen außerordentlichen Reichthum davon besitzt und seit je besessen hat, ist keiner umständlichen Ausführung bedürftig; die Erfahrung hat eben ein Anderes nicht gelehrt.

Siam, Pegu und Malacca in Hinterindien, Ceylon und Mysore in Vorderindien sind die wichtigsten Fundstätten des nur vom Diamanten an Härte übertroffnen edeln Korund, der in seiner blauen Varietät den eigentlichen edlen Sapphir bildet, in seiner rothen den herrlichen Rubin, in seiner gelben den orientalischen edeln Topas, in seiner violetten den orientalischen edlen Amethyst. Diamanten finden sich auf Malacca, in Siam, auf Ceylon, in der Gegend von Punah in Vorderindien, hier von vorzüglicher Schönheit, schöner als in Sibirien und Brasilien, zugleich mit Gold vergesellschaftet. Auf Ceylon

finden sich ferner Hyazinthe (Zirkon), rother Spinell in seinen Varietäten: Rubin-Spinell, Rubin Balais, Almandin, welche im Alterthum ebenfalls zum Theil zum Rubin gerechnet wurden, der gemeine Korund und der gemeine Amethyst. In Pegu nicht minder die verschiedenen Abänderungen des rothen Spinell, und außerdem an zahlreichen Punkten in Vorder- und Hinterindien die mit dem Namen Onyx und Sardonyx belegten Varietäten des Carniol und der eigentliche Carniol (Sardo) selbst, so wie die verwandten Minerale Jaspis und Achat, welche im Alterthum sämmtlich hoch geschätzt wurden. Insbesondere wird auch der Ganges als Edelstein- und Gold-führend bezeichnet.

Auf Ceylon, dem Taprobane der Alten, findet sich der Rubin mit Gold und dem Sapphir lose im aufgeschwemmten Küstenland und eingewachsen im Muttergestein, im Gneus und Glimmerschiefer, auf dem Gebirge Matura, besonders am Adamspik, der Heimath des Buddhacultus und dem wichtigsten Wallfahrtsorte der Buddhisten, wo der als Symbol der Errettung aus den Fluthen im ganzen Orient bekannte Fußtritt des Buddha einen Gegenstand der höchsten Verehrung bildet. Dort heißt der Rubin ausschließlich Korund, während Koras im alten Sonnencultus „Mitte alles Lichtes" bedeutet, altpersisch so viel als Helios, Sonnengott, was in Verbindung mit dem Umstande, daß der Rubin vornehmlich zu den Augen der Kolossalbilder der alten indischen Statuen am Ganges u. a. gebraucht worden und auf Taprobane im Alterthum wirklicher Sonnencultus bestand (Ritter, Vorhalle der europäischen Völkergeschichte vor Herodot, 1820, S. 106), es sehr wahrscheinlich macht, daß jener rothe Korund zu dem antiken taprobanischen Sonnencultus gehörte, gleichwie wir den Sapphir in späterer Zeit als geheiligten Stein des Buddhaismus kennen lernen.

Die Edelsteine führen uns also in den „magischen Osten", wo, wie Plinius (hist. nat. XXXVII. I) sagt, „der ganze Makrokosmos, die Welt der Götter und Menschen, sich geheimnißvoll in dem Mikrokosmos der Gemmen concentrirt, daß diese zu Amuleten wurden, deren Lehre und Kunde eine priesterliche äsculapische, fatalistische, symbolische Wissenschaft des Orientes bildet" (Ritter, das. S. 125).

Wenn auch der Gemmenmarkt auf den Emporien von Babylon und Ktesiphon zur Zeit des alten Städteluxus zum Volksgebrauch geworden: so war nach dem Chaldäer Berosus selbst immerhin es doch nur der Osten, von wo alle Lehre und Weisheit zu den babylonischen Anwohnern des Euphrat kam, durch den Buddha-Dannes, der täglich mit Aufgang der Sonne aus dem Meere emporstieg. Auch ließ schon Ktesias, der selbst die Ringe von den prometheischen Banden am Kaukasus herleitet (Plin. h. n. a. a. O.) und der mit den Siegelringen und den Gemmen der Baktrier und ihren siebenundsiebzig

aneinandergereihten Edelsteinen, den ältesten Rosenkränzen, wie sie auf den Hindusculpturen zu finden, nebst ihren magischen Wirkungen bekannt war, den Sardo sowol, als den Onyx, nicht etwa von Sardes in Lydien oder von der Sardinia-Insel abstammen, wie spätere Autoren gethan haben, sondern von einem Gebirge Sardonyx im indischen Ganges, wo diese Gemmen gegraben wurden. Eines Sardonyxberges gedenkt auch Ptolemäus in seinen Nachrichten über Indien, dabei eines großen Magiervolkes erwähnend, das neben demselben heimisch. Ja es gehörten die Onyxe schon in den ältesten Zeiten zu den Handelsartikeln auf den Marktplätzen von Ozena und Barygaza, dem jetzigen Baroch in Vorderindien, wo noch jetzt bei Punah, Bombay, Combay u. a. dergleichen in Menge gefunden und namentlich am letzten Orte durch Achatschleifer verarbeitet werden.

Den Sapphir anlangend, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß zum Theil wenigstens, der Sapphir der Alten, Sappheiros, das Lalourion oder der Lapis lazuli der Neueren ist, wie Beckmann's Untersuchungen (Beiträge zur Geschichte der Erfindungen Th. III. S. 176) dargethan haben. Der Plinius'sche Sapphir (h. nat. XXXVII, 39) ist durch die „Goldpunkte", nämlich durch kleine Kieskrystalle in der himmelblauen undurchsichtigen Steinmasse, in solchem Grade charakterisirt, daß er als der Lapis lazuli nicht zu verkennen ist. Allein bei seiner äußerst geringen Härte (= 5,5) im Vergleich zu wirklichen Gemmen, bei seiner Undurchdringlichkeit und häufig schwärzlichblauen Färbung wird er von dem durchsichtigen himmelblauen edlen Sapphir, der an Härte (= 9) nur dem Diamanten nachsteht, an Kostbarkeit weit übertroffen. Jener weiche Sapphir findet sich ausschließlich in dem Norden von Indien, der jetzigen kleinen Bucharei, Tübet, in einem Theil von Sibirien und dem angrenzenden China, wo er mit Diamanten, gemeinem Korund, dem Türkis, Spinell, Hyazinth und Heliotrop vorkommt.

Obschon dieser Lapis lazuli zu kleinen Bildsäulen, Vasen, Schalen, Dosen, angeschnittenen Ringsteinen, architektonischen Verzierungen und zur Steinmosaik verwendbar ist und derartige Verwendung bis auf die neueste Zeit in der That auch gefunden hat: so ist bei seiner geringen Härte, die nur selten eine gleichmäßige Politur möglich macht und bei statthabendem Gebrauche ihn bald wieder matt erscheinen läßt, er doch nicht zu allen Sculpturarbeiten tauglich, so daß selbst Plinius (a. a. O.) hinzufügt: inutiles sculpturae; namentlich ist er zu Arbeiten des Steinschneiders nicht geeignet. Dieser Umstand macht es aber sehr bedenklich, ja unwahrscheinlich, daß der biblische Sapphir, wenigstens dort, wo er neben den durch Härte ausgezeichneten Gemmen genannt wird, um, von dem Steinschneider bearbeitet, in dem Brustschilde des Hohenpriesters eine Stelle einzunehmen (II. Mos. 39, 9—14), ingleichen da, wo von der Weisheit gesagt ist, daß ihr Werth selbst von dem ophirischen Golde

und dem Sapphir nicht erreicht werde (Hiob 28, 16), ein anderer sei als der wahre, edle, im reinsten Himmelsblau durchsichtige und mit doppelter Strahlenbeleuchtung begabte, der mit dem edlen Rubin sowol die Fundstätte theilt, als alle diesen auszeichnenden mineralogischen Eigenschaften, nur daß statt des purpurnen Roth er die Farbe des himmlischen Blau besitzt, mit sternenstrahlendem inneren Lichtscheine, der dem Blau noch zur Erhöhung seiner Pracht gereicht.

Es ist für den angeregten Zweifel nicht gleichgültig, daß der „geheiligte Sapphir" der Inder im Tempeldienste zugleich als Feuer gebender Stein diente.

Dies kann im eigentlichen Sinne der weiche Lapis lazuli, ungeachtet seiner harten Kiespunkte, nicht gewesen sein, sondern wol nur der an Härte dem Diamanten nahekommende eigentliche Sapphir, so entschieden auch neuere Autoren (Ritter, Vorhalle 2c. S. 129 u. ff.) das Gegentheil behaupten. Das Alterthum hat eben zwei von einander verschiedene Minerale bei einer vorherrschenden Farbenähnlichkeit mit einerlei Namen belegt, indem ihm beide als gleich und ein jedes an seinem Orte als bedeutungsvoll erschienen.

„Wer den Sapphir trägt, ist über Trug und Neid erhaben und erlangt Gleichmuth der Seele". So lautet die Lehre der Frommen des Buddha. „Er erwirbt die Versöhnung der Gottheit und die Erhörung des Gebetes." — Das kann aber schwerlich der undurchsichtige, weiche, seiner Politur verlustige, schwärzlichblaue Lapis lazuli gewesen sein, sondern nur der in der reinsten Himmelsbläue sternenstrahlende edle Sapphir, dessen Glanz einer Trübung nicht fähig und dessen Heimath ja diejenige des Buddhacultus selbst ist. Nur dies ist die „Gemme der Gemmen", an deren Träger die Forderung gestellt ist, „ein reines und keusches Herz zu besitzen."

Wir werden hiernach mit den biblischen und anderen Nachrichten des frühen Alterthumes über die Gewinnung von Edelsteinen vornehmlich nach Hinterasien gewiesen; und zwar nach den indischen Halbinseln, wenn es sich dabei um lange andauernde Schiffsexpeditionen handelt, wie bei der Hiram-Salomonischen Flotte, die vom Hafen Ezeon-Geber aus zu jeder Reise drei Jahre brauchte. Im Uebrigen werden wir auf dem Landwege zumeist in dem indischen Hochlande und auf den Marktplätzen von Babylon und Ktesiphon danach zu suchen haben, während wir den Smaragd auch in den Bergen Aegyptens kennen gelernt und in Betreff des Topas einen Inselnamen vernommen haben, der seinen Ursprung dem dortigen Vorkommen dieses Edelsteines verdankt. Ob das Alterthum unter den von ihm aufgeführten Edelsteinen überall diejenigen Minerale verstanden, welche wir heute mit denselben Namen belegen, untersuchen wir nicht weiter, da für unseren Zweck solches nicht ferner nöthig erscheint.

Die Hiram-Salomonische Ausschiffung bringt uns aber auf das Goldland

Ophir zurück, über dessen Lage schon seit Langem die verschiedensten Meinungen sich geltend gemacht, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen.

Ophir, Opheir, Sophir, Sophara und endlich das sanskritische Supara des Ptolemäus führen uns nach dem barygazenischen Sinus der Alten, der jetzigen Bai von Bombay an der Westküste von Vorderindien, wo wir gegenwärtig die Hafenstadt Surate erblicken, die alte Handelsstadt Barygaza mit ihren Onyxgruben, die Stadt Punah mit ihren vorzüglichen Diamanten und ihrem Golde bereits kennen gelernt, auch der derzeitigen Achatschleifereien von Bombay schon gedacht haben. Das alte indische Supara bedeutet „Schönufer", während Ptolemäus dabei noch besonders von einer an Gold reichen Gegend spricht, was für die heutigen Zustände allerdings nicht recht passen will. Allein die sprachlichen und anderen alterthumswissenschaftlichen Untersuchungen von Gesenius (Thesaur. ling. hebr. I. 141), Benfey (Indien, S. 30—32) und Lassen (indische Alterthumskunde I. 538 ꝛc.) machen in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Hiram-Salomonischen Flotten die westliche Küste der vorderindischen Halbinsel besuchte. Die Gegenstände, welche sie außer dem Golde und Silber von ihren Reisen mit zurückgebracht: Sandelholz (algummim), Elfenbein, Affen (kopphim), Pfauen (thukkiim), sind sämmtlich in Indien zu Hause und deren Namen, wie solche an der betreffenden Bibelstelle urschriftlich stehen, sind indischen Ursprungs. Christoph Columbus hielt sogar dafür, daß das biblische Ophir an dem Berge Sopara auf der hinterindischen Halbinsel Malacca, der Chersonesos aurea des Ptolemäus, zu suchen sei, wo allerdings Reichthum an Gold, Silber, Edelsteinen, Sandelholz, Elephanten und Affen zu finden. Heeren, Quatremère u. A. dagegen suchen Ophir an der ostafrikanischen Küste, in Sofala, dem Goldlande der Portugiesen, dabei meinend, daß die häufige Verwechselung des r und l den Namen des ostafrikanischen Sofala in der Form Sophara des Hiram-Salomonischen Ophir vollkommen erkennen lasse, zugleich statt des indischen Pfau den afrikanischen Papagei oder das dortige Perlhuhn als richtigere Deutung der Bibelschrift annehmend. Ptolemäus gedenkt ferner eines Sapphara in Arabien, wohin bei dem alten dortigen Handelsverkehr neuere Schriftsteller das Ophir zu verlegen bemüht sind. Uns dünkt jedoch dies als das Allerunwahrscheinlichste, da das Gold aus Arabien und dasjenige aus Ophir an der betreffenden Bibelstelle (I. Könige 10, 1. 2. 10 und 11) einander gewissermaßen gegenüber gestellt erscheinen. Die Königin aus dem Reiche Arabien kam mit Kameelen zu Salomo und brachte ihm Gold, Specerei und Edelsteine aus Arabien, und dazu brachten die Schiffe Hiram's Gold aus Ophir. Jene Verwechselung des r und l erscheint zwar im Allgemeinen nicht etwa befremdlich; allein uns dünkt das ganze übrige Verhalten nach Afrika nicht zu passen, während für die indischen Inseln es ungezwungen, ohne alles Hinzufügen, verwendbar ist. Daß es gegenwärtig schwer fällt, in der vorderindischen Halbinsel zugleich ein goldreiches Land zu

erblicken, kann für sich allein einen auch nur entfernten Grund nicht abgeben, das biblische Ophir anderswo suchen zu wollen, indem die indischen alten Marktplätze sicherlich auch Gold in den Handel zu bringen gewußt, neben den Edelsteinen, welche die Natur ihnen vorzugsweise gespendet. Wird doch in dem Reiche der Birmanen noch heute Gold gewonnen und ist doch auch Vorderindien mindestens nicht ganz ohne Gold. Plinius (VI. 20) führt Gold- und Silbergruben in dem Berge Capitalia an, der als der höchste der Ghatgebirge an der Westküste Vorderindiens von ihm erwähnt wird, und Ktesias gedenkt indischer Schaaren, die zu tausend und zweitausend Mann in die „goldreiche Wüste" gezogen, von dort reich beladen nach einigen Jahren zurückkehrend. Goldene Wagen, goldene Geschirre für Elephanten und Pferde, goldene Glöckchen daran bildeten Gegenstände des alten indischen Luxus. Auch ist es historisch, daß die von den Persern unterworfenen Inder das einzige Volk waren, das seinen Tribut nicht in Silber, sondern in Gold entrichtete.

Hinsichtlich der Edelsteingewinnung somit ganz ausschließlich nach dem indischen Osten und bezüglich Norden gewiesen, verweilen wir, nach unserer Anschauung, auch in Betreff des Goldmarktes Ophir auf der vorderindischen Halbinsel, daselbst, an dem Sitze alter Dämonen, d. h. des „altväterischen Glaubens", ähnlich wie in Aegypten auch Landschaften wahrnehmend, die voll sind von Felsenhöhlen, Felsentempeln, selbst im härtesten Granit und Porphyrgestein ausgearbeitet, an Zahl bis zur Durchhöhlung ganzer Berge gesteigert, mit bedeutsamen Säulenstellungen, Sculpturen und Malereien; nicht minder reich an großartigen anderen Tempelruinen, namentlich in Pyramidenform, an wunderbaren Kolossen aus Granit, braunem Porphyr und dunkelem Marmor, so wie an anderen Kolossen in Erz gearbeitet (Ritter, Erdk. I. Aufl. II, 693), die noch jetzt durch alle buddhistischen Länder Asiens verbreitet sind, gleich den Felsensculpturen einem hohen Alter entstammend, ohne daß die Geschichte diesen Wunderwerken allen beizukommen im Stande. Bedeutsame Gußwerke aus Erz vermissen wir jedoch auch hier; das hinterindische Reich der Birmanen ist sogar noch heute mit der Erzgießerei ziemlich unbekannt.

Obgleich im Allgemeinen ein höherer künstlerischer Standpunkt als derjenige Aegyptens in dem indischen Alterthume ausgeprägt ist: so gibt ein gewisses Stehenbleiben bei Angenommenem sich doch auch hier kund. Die Natur des Landes bot dessen Bewohnern in reichem Maße, was ihnen wünschenswerth erscheinen mochte; daher die Nation nach außen sich unempfänglich und abgeschlossen zu gewöhnen vermochte, so sehr sie auch in ihrem Innern Fleiß und Sorgsamkeit walten ließ. Indien hatte seine Welt in sich. Es erscheint daher als eine wohlbegründete Annahme, daß Indien nur sich selbst verdanke, was es geschaffen und besessen; daß es gegeben zwar, nicht aber auch genommen; daß die Wiege seiner Schöpfungen lediglich im eigenen Lande zu suchen sei.

Somit gewährt uns aber jene Urstätte des Sonnencultus, jene Heimath des Buddha und des mystischen Wesens, das die wunderbaren Kräfte aus den Edelsteinen geboren, der „magische Osten", d. i. der Süden jenes Hochgebirges, an dessen Nordrande wir bei unserer Umschau zuerst findig wurden, — wenn auch nur in schwachem Dämmerlichte — eine weitere große bergbauliche Urstätte, besonders diejenige des mineralischen Schmuckes, dem hier seine reichste und sicherlich auch seine älteste Gewinnung ward.

Und wir gelangten dahin zurück, von wo wir meinten, daß die Zuglinien der Völkerculturen in der Urzeit ihren Ausgang genommen!

Dr. G. H.

Der Schachzug Hannovers.

Bremen, im October.

Hannovers „Schachzug" gegen die deutsch-preußischen Flottenbestrebungen hat in der patriotischen Presse ein beinahe einstimmiges Verdammungsurtheil oder vielmehr, um einen burschikosen Ausdruck zu gebrauchen, „allgemeine Verhöhnung" gefunden. Der überwiegende Eindruck war der des Komischen. Indem man voraussetzte, Hannover beabsichtige mit seiner so plötzlich projectirten Küstenflotille seinen Anspruch auf den deutschen Admiralshut zu begründen, fühlte man unwiderstehlich sich zu einem herzlichen Lachen über den Contrast zwischen dem hohen Zweck und den bescheidenen Mitteln gedrängt. Die Geschichte erinnerte gar zu sehr an jene herzogliche Hoheit, welche ihrem Minister erklärte, sie wolle in Höchstihren Landen eine Eisenbahn haben, wenn's auch tausend Thaler kosten sollte.

So einfach ist indessen die Sache, bei Lichte besehen, keineswegs. Zunächst ist sie etwas mehr als ein bloßer Schachzug. Der König von Hannover, welcher, beiläufig gesagt, in seinen Ansichten vom „persönlichen Regieren" mit Napoleon dem Dritten ziemlich übereinstimmt, will die Herstellung einer Flotille von zwanzig bewaffneten Dampffahrzeugen in vollem Ernste. Leute, welche den Hofkreisen nahe stehen, versichern, daß Se. Majestät ganz erfüllt von der Idee sei und von Nichts Anderem rede als von der künftigen Nordseemarine. Bei dem Charakter Georgs des Fünften ist dies sehr glaublich. Der Gedanke, daß er zum Protector der Küsten Deutschlands zwischen Ems und Elbe berufen sei, hat für ihn etwas Verführerisches und würde wahrscheinlich ausreichen, ihn zu relativ erheblichen Anstrengungen zu bestimmen. Gehört es doch schon seit Jahren zu seinen Lieblingsgedanken, eine Küstenbefestigung bedeutenden Ranges an der unteren Weser mit großem Kosten-

aufwande anzulegen, bei welcher Idee von antipreußischen Nebenzwecken nicht wohl die Rede sein kann. Nun gehe ich freilich nicht so weit, zu behaupten, daß bei dem Flotillenproject der Seitenblick auf Preußen nicht existire. Im Gegentheil, ich halte es für unzweifelhaft, daß, ohne die preußischen Flottenprojecte, der König von Hannover nie auf den Einfall gekommen sein würde, seine Kriegsherrlichkeit auf dem Wasser geltend zu machen. Aber sein Zweck dabei ist nicht gewesen, den Küstenschutz illusorisch zu machen, sondern sein Zweck ist gewesen, es Preußen gleich zu thun. Schon die Zahl der projectirten hannoverschen Dampfboote deutet auf diesen geheimen Wunsch. Preußen will 20 Kanonenschiffe stellen. Hannover erklärt desgleichen 20 Küstenfahrzeuge ausrüsten zu wollen. Man soll nicht sagen dürfen, daß das Haus Hohenzollern für die Vertheidigung der vorzugsweise hannoverschen Nordseeküste mehr leiste als das Welfenhaus. Aber eben deswegen meint man es mit der Leistung selbst, wenigstens in der obersten Region, durchaus aufrichtig.

Fragt man, wie die Welfenpolitik auf die Forderung unserer maritimen Bestrebungen wirken werde, so muß man zweierlei sorgfältig auseinander halten, die Interessen des bloß örtlichen Küstenschutzes und die Aufgaben einer eigentlichen Kriegsflotte. Letztere einer aus selbständigen Contingenten zusammengeflickten Seewehr anzuvertrauen, ist baarer Unsinn. Ein Kriegsflotte, fähig, die Operationen der Landtruppen in Schleswig-Holstein, in Jütland und gegen die dänischen Inseln zu unterstützen, fähig, auf hoher See feindlichen Geschwadern die Spitze zu bieten, Blokaden größerer Dampfschiffe zu verhindern, in entlegenen Häfen den Handel zu beschirmen, den diplomatischen Verkehr mit Japan, China u. s. w. zu vermitteln, eine solche Kriegsflotte kann nur unter der einheitlichen Leitung Preußens gedeihen und bestehen. Ein Wille und eine Hand muß sie organisiren, verwalten, befehligen und über sie verfügen. Mit einer Küstenflotille verhält es sich doch etwas anders. Natürlich ist es auch für sie besser, wenn sie einer einzigen Leitung folgt. Allein es ist übertrieben, wenn man behauptet, eine derartige Flotille könne nur unter einheitlicher Leitung gute Dienste leisten. Die ganze Natur ihrer Wirksamkeit gestattet den Küstenfahrzeugen (ähnlich wie den Streifcorps auf dem Lande) einen ziemlichen Grad von Selbständigkeit. Das Obercommando wird ihnen kaum einen anderen Befehl geben können als in jenem theoretischen Satze enthalten ist: „Man muß dem Feinde möglichst viel Abbruch thun." Der Zusammenhang der Operationen kommt wenig in Betracht bei einem Dienste, dessen Wesen vornehmlich in der geschickten und kühnen Improvisation besteht und der von Wind und Wetter, Ebbe und Fluth stündlich neue Vorschriften annehmen muß. Im Kriege wird nun ohnehin, man mag sagen was man will, diejenige oberste Disposition über alle vorhandenen Streitkräfte, deren auch Kanonenboote nicht völlig entbehren können, an Preußen fallen, und es fragt sich nur, was besser ist: daß in einem solchen Falle

Preußen den Küstendienst, etwa in der Ems und der Elbe, hannoverschen Booten wird überlassen können, oder daß Preußen gezwungen sein wird, diese Last auch noch auf seine Schultern zu nehmen? Indem Hannover 20 Küstenfahrzeuge ausrüstet, erspart es jedenfalls dem übrigen Deutschland, insbesondere Preußen, eine entsprechende Leistung, und die Unpopularität, deren Herr von Borries sich erfreut, ist kein Grund dies zu verkennen.

Aber Hannover, so wird man einwenden, will gar nicht aus eigenen Mitteln, es will aus Bundesmitteln für den Küstenschutz gesorgt wissen. Es beabsichtigt einen Antrag an die Bundesversammlung zu richten, wonach die letztere den Küstenstaaten das Mandat ertheilen soll, nach einem näher zu vereinbarenden Verhältnisse 50 Kanonenboote zu stellen, deren Bau- und Unterhaltungskosten durch Matricularumlage zu decken sein werden. Unter solchem Vorbehalt ist es keine Kunst patriotisch zu sein; und so wie Hannover könnte jeder beliebige andere Staat sich erbieten, auf Regimentsunkosten sich eine kleine Seemacht anzuschaffen. Ganz richtig. Aber trotzdem ist Hannovers Vorgehen nicht völlig werthlos. Erstlich nämlich riskirt es doch immerhin eine abschlägige Antwort des Bundes. Dann muß es auf eigene Kosten ausführen, was es mit so großem Eclat als seine Entschließung der Welt verkündet hat. Zweitens aber versetzt es den Bundestag in die Nothwendigkeit, einmal deutlich Ja oder Nein zu sagen. Der Bund wird sich zu erklären haben, ob er eine Maßregel wie den Schutz der deutschen Küsten, eine Maßregel, welche sogar Hannover für unerläßlich ansieht, in die Hand nehmen kann und will oder nicht. Sagt der Bundestag Nein, so weiß ich nicht, wer alsdann noch in Deutschland die Stirn haben könnte, zu fordern, daß unsere Geschicke in Frankfurt entschieden werden sollen. Sagt aber der Bund Ja, so wird indirect eine nationale Beisteuer für das preußische Marinebudget gewonnen. Die Kosten der 50 Kanonenboote, aus Bundesmitteln gedeckt, repräsentiren einen entsprechenden Minderbedarf der deutsch-preußischen Kriegsflotte, welche ohne eine solche Beihülfe doch schließlich auch für den Küstendienst einen Theil ihrer Kraft hätte abgeben müssen.

Der hannoversche Antrag, wenn er Erfolg hat, wird mithin die Entwicklung der deutschen Seegeltung mittelbar erleichtern, während er doch die Bestrebungen, welche Preußen und neuerdings die Hansestädte auf dieses Ziel gerichtet haben, nicht berührt, geschweige denn durchkreuzt. Bei diesen Bestrebungen hatte man ursprünglich zwar auch den Küstendienst zu berücksichtigen gehabt, weil eben kein anderer Weg für ihn zu sorgen sich zeigte; allein vornehmlich hatte man doch den Dienst auf hoher See im Auge. In letzterer Beziehung, also in der Hauptsache, ist die Situation die nämliche geblieben wie sie im Monat August war. Sie ist durch das hannoversche Project nur einfacher und bequemer geworden. Die hamburger Bürgerschaft hat noch am 16. October mit einer Zweidrittelmajorität zu der von Bremen angeregten Idee einer

deutsch-preußischen Seemacht, wie die „Grenzboten" sie neulich geschildert haben, sich bekannt. Dieser Idee entgegenzuwirken, waren die bekannten, dem hannoverschen Gesandten bei den Hansestädten ertheilten Instructionen weder bestimmt, noch geeignet. In denselben ist von der Begründung einer Bundes-Kriegsflotte wohl als von einem Ideal der Zukunft die Rede; in ihren praktischen Anträgen dagegen sprechen sie lediglich von der Küstenvertheidigung. Für diese letztere wünschen sie zwar eine Geldverwendung der Städte, aber ausdrücklich nur den matrikelmäßigen Beitrag. Ihr Zweck ist also nicht im Mindesten, den Städten eine anderweite Verwendung für Preußens Marine finanziell zu erschweren.

Diesem harmlosen Charakter der Instructionen entspricht es denn auch, daß, nach glaubwürdigen Nachrichten, sowohl das berliner Cabinet als auch die Senate der Hansestädte zu erkennen gegeben haben, sie würden die Anträge Hannovers beim Bunde nachdrücklich unterstützen. Für das berliner Cabinet hat die Entschließung des Königs Georg des Fünften noch einen besonderen Werth. Die Würzburger verargen es der preußischen Politik, wenn sie bisweilen factisch vorgeht, ohne erst den Erfolg der gründlichen Bundesverhandlungen abzuwarten. Jetzt thut Hannover genau dasselbe, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", und beweist damit besser, als Bände vermöchten, daß wer in Deutschland etwas thun will, wenigstens vorläufig vom Bundestage sich emancipiren muß. Denn was anderes ist es, wenn Hannover erst Schiffe bauen und hinterdrein in Frankfurt den Bau der Schiffe beschließen lassen will? Schlimmer hat Preußen es nie gemacht, und wenn hier von einem Schachzuge die Rede ist, so ist es ein Schachzug mehr gegen Frankfurt als gegen Berlin.*)

Nachklänge der Protestantenhetze in Tirol.

In unsere Protestantenfrage hat schließlich auch der Papst dreingeredet. Am 30. Juni tagte beim goldenen Stern zu Innsbruck ein Schwarm Leute, welche der Klerus als Vertrauensmänner der Gemeinden zusammengetrommelt hatte und blamirte sich außer durch einige Mißtrauensvoten an liberale Abgeordnete und Journale durch eine Adresse an den Papst, der somit nur nichts dir nichts in eine innere Angelegenheit des Reiches hereingezogen wurde. Zu Rom hat man für jeden derartigen Schmerzensschrei ein feines Ohr, und bald ertönte das Echo. Als Nachklang aus den Zeiten Gregors des Siebenten hat es einigen Werth und verdient weitere Verbreitung. Der Papst beginnt:

Geliebte Söhne! Gruß und apostolischen Segen.

Mitten unter den größten Bitterkeiten, die Uns von allen Seiten be-

*) Wir behalten uns vor, den Gegenstand noch einmal zu erörtern. Die Red.

drängen, hat Uns euer Schreiben vom 1. Juli dieses Jahres, welches ihr auch im Namen jener gläubigen Gemeinden und Bezirke Tirols an Uns gerichtet habt und Wir vor kurzem erhielten, den höchsten Trost gewährt. Denn aus eben diesem Schreiben haben Wir mehr und mehr erkannt, es sei für euch, geliebte Söhne, und für dieselben Gemeinden die erste und höchste Sorge, daß in jener Gegend katholischer Glaube, Religion und Lehre durchaus unversehrt und unverletzt erhalten und jeder Zugang zu irgend einer andern falschen und irrthümlichen Gottesverehrung gänzlich verschlossen bleibe. Wir haben auch erfahren, mit welcher Anstrengung ihr auch bei Sr. kaiserlichen und apostolischen Majestät es betriebet und zu erwerben suchtet, daß — euren und aller (?) Tiroler frommen und gerechtesten Forderungen gemäß, — dort die katholische Kirche und ihre Lehre allein blühe und herrsche und niemals Schaden leide. Ihr werdet es auch leicht begreifen können, welche Freude in diesen so bösen Zeiten und bei diesem so gewaltigen Kriege gegen Christus den Herrn und seine Kirche euer und der gläubigen Tiroler so vortrefflicher, gewiß höchst lobenswerther Eifer im Bekenntniß und Schutze unserer heiligsten Religion Uns bereitet hat. Da wir vermöge unseres apostolischen Amtes die Uns von Gott anvertraute Sache der katholischen Kirche mit aller Mühe und Anstrengung zu schützen und zu vertheidigen haben, so unterließen wir es keineswegs, für eure gerechtesten Wünsche uns angelegentlich zu bemühen. Gebe es Gott, in dessen Hand die Herzen der Könige sind, daß unsere Bemühungen nach Unseren und euren Wünschen zum ersehnten Ziele gelangen. Unterdessen bitten und flehen wir in der Demuth Unseres Herzens zu dem gütigsten Vater der Erbarmungen, daß er euch und die gläubigen Gemeinden Tirols in seiner heiligsten Religion immer mehr befestige und erhalte und alle Schätze seiner göttlichen Gnade über euch und dieselben Gemeinden allzeit gnädig ausgieße.

Zur glücklichen Erlangung dieses himmlischen Schutzes und zum Unterpfande Unserer vorzüglichen natürlichen Liebe ertheilen Wir aus der Tiefe des Herzens euch, geliebte Söhne, und allen Gläubigen in Tirol geistlichen und weltlichen Standes liebevollst den apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom am 5. September 1861. Pius der Neunte.

Mit welcher Ekstase das kleine Häuflein unserer Fanatiker diese Zustimmung des Papstes begrüßte, davon gibt ein Rundschreiben Zeugniß, das J. Greuter, einer ihrer Führer, erließ. Dieser Brief ist nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, ein Zufall spielte ihn in unsere Hände; um so besser! wir lernen daraus ein Stück Weltanschauung kennen, das sich mit den Ideen des modernen Staates nicht mehr verträgt und schlagend beweist, welchen ungeheuren Mißgriff die östreichische Regierung mit dem Concordat gethan. Greuter schreibt im Jahre des Heiles 1861 Folgendes:

„Hochverehrtester Freund!

Es gereicht meinem Herzen zu einem unaussprechlichen Troste, Ihnen und



Ihrem ganzen Hause und Allen, die Sie lieben, eine ebenso seltene als herzliche Freude machen zu können. Empfangen Sie anruhendes Schreiben mit jener Ehrfurcht und Liebe, die jedes Tirolerherz empfindet, wenn es nur den Namen unseres hohenpriesterlichen Dulders nennen hört; empfangen Sie das eigenhändig unterfertigte Schreiben unseres heiligsten Vaters, Papst Pius des Neunten. Da dieses apostolische Schreiben an mich gelangte, um dasselbe nach den Worten Sr. Heiligkeit selbst allen jenen Vertrauensmännern mitzutheilen, die bei der Versammlung am 30. Juni dieses Jahres hier in Innsbruck sich einfanden, so übersende ich auch Ihnen dasselbe mit der frohen Hoffnung, daß Ihnen jene ohnehin unvergeßlichen Tage in Innsbruck jetzt noch werther und unvergeßlicher sein werden, weil über unsere dort vollbrachte tirolische Männerthat der erhabenste Mund auf Erden seine vollkommenste Zustimmung ausgesprochen hat. Ich weiß es und habe es mit Ihnen erfahren, welche Unbill und welche kränkende Schmähung auch Sie für Ihr katholisches und eben darum auch patriotisches (?) Wirken hinnehmen mußten; auch Sie erhielten jenes offene Sendschreiben aus Wien, in welchem Ihr Vorgehen mit den stärksten Ausdrücken verurtheilt wurde. (Von Dr. Pfretzschner.) Empfangen Sie darum in der Freude Ihres Herzens ein anderes Sendschreiben, — empfangen Sie es aus den Händen dessen, dem der Herr die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut hat und der mit uns den gleichen Kampf des Glaubens kämpft, der mit und für uns ein hellstrahlendes Vorbild der ausdauernden Geduld und des felsenfesten Gottvertrauens und des unerschütterlichsten Muthes geworden ist.

Darum harren wir aus neugestärkt durch den Segen unseres apostolischen Dulders, harren wir aus neu ermuthigt durch das erhabene Trostwort des Statthalters Christi auf Erden; und was ich aus tiefbewegter Seele in der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands gewiß auch in Ihrem Sinne neulich gesprochen habe, das wiederhole ich jetzt mit einem solchen Schreiben des hl. Vaters in Händen nur mit um so größerer Begeisterung: „„Auf den Gräbern unserer Väter stehend, haben wir Tiroler uns das feierliche Handgelöbniß gegeben, in dieser heiligsten Lebensfrage keinen Schritt zurückzuweichen, auf dem Wege des Gesetzes (?) aber ohne Furcht und ohne Zittern im lebendigen Gottvertrauen vorwärts bis zum Sterben!"" (Vielleicht auch nach Umständen bis zur Revolution, wenn halt das Volk mitthäte.)

Ja vorwärts bis zum Sterben! Denn unser geistiger Kampf gilt einer Sache, die der heilige Vater selbst als eine heilige, als eine höchst gerechte, als eine alles Lobes würdige erklärte.

Eine halbe Welt voll Verläumdung ist nun und nie mehr im Stande, unsere Ueberzeugung zu beirren, denn im Urtheil des Papstes verehren wir — bis zum Sterben treu! — das zustimmende Urtheil dessen, der die Schlüssel des Lebens und des Todes in seinen Händen trägt; wir verehren hierin ein Trostwort von dem erhabenen König aller Könige, vor welchem jede Zunge ohne Ausnahme entweder jetzt oder einst bekennen muß, daß er da sei in der Herrlichkeit des Vaters. Ich schließe mit wahrem Brudergruß und echt tirolischem Handschlag."

Solchen Actenstücken gegenüber wagt man noch zu behaupten, daß der Klerus jeder Agitation fremd sei? Uebrigens steht Greuter nicht allein; auch einige Betschwestern zu Hall haben eine neuntägige Andacht zur Erhaltung des Friedens, will sagen der Glaubenseinheit, veranstaltet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Noch ein Wort über die Umgestaltung des preußischen Heeres.

Der Aufsatz in Nr. 40 der Grenzboten über die Organisation der preußischen Armee spricht einen so genialen Gedanken aus, daß ich nicht umhin kann, Sie zu bitten, dem mir freilich unbekannten Verfasser gelegentlich meinen Glückwunsch dazu auszusprechen. Ich meine aber den Gedanken, die Ausbildung der Mannschaften dadurch zu fördern und zu bessern, daß die Infanterie nur alle zwei Jahre Rekruten erhält. Es entsteht daraus der für die Ausbildung allerdings immense Vortheil, daß sie ganz stätig und ununterbrochen zwei volle Jahre fortgehen kann, was bei der bisher befolgten Methode nicht geschieht und nicht geschehen kann, weil entweder die Hälfte oder doch ⅓ der Compagnien stets aus Rekruten bestehen, deren Ausbildung fast die ganze Thätigkeit des Compagniechefs und aller Chargen nothwendig in Anspruch nimmt, welche dann für die länger dienenden Mannschaften nur den ermatteten Rest ihrer Kräfte übrig haben. Man fühlt es dem Vorschlage gleich an, daß er unmittelbar aus der Erfahrung eines alten Praktikers hervorgegangen ist, und er dürfte also wol schwerlich die gewöhnlichen Einwendungen der sogenannten Praxis zu befürchten haben, die häufig nichts ist als die gedankenlose Gewohnheit und Bequemlichkeit einer einmal eingedrillten Methode. Es ist gewiß entschieden so, wie gesagt wird, daß bei einer so durchgeführten zweijährigen Dienstzeit mehr gelernt werden würde, als jetzt bei einer dreijährigen der Fall ist; die jetzige Methode sei ungefähr so, als wollte man Tertianer, Secundaner und Primaner unter ein und demselben Lehrer in eine Klasse thun, der Lehrer wird sich immer mit den Tertianern am meisten beschäftigen müssen.

So überzeugend mir also jener Vorschlag erscheint und so sehr ich glauben möchte, daß er in nächster Zeit zur Geltung kommen muß, so fraglich erscheint mir doch, ob die Art der Durchführung, welche der geehrte Verfasser seinem Vorschlage geben will, die beste sei. Er will von 2 Regimentern immer abwechselnd dem einen alle Rekruten beider zutheilen. Ich möchte es lieber jedesmal zwischen den beiden Musketier- oder Grenadier-Bataillonen eines Regiments und den beiden Füsilierbataillonen einer Brigade wechseln lassen. Die Gründe liegen nahe genug.

Was nun unser Verfasser neben diesem Vorschlage sonst noch beibringt, betrifft zunächst noch die kitzliche Frage über die theilweise Ergänzung des Offiziercorps aus dem Stande der Unteroffiziere. Er tritt hier entschieden der viel verbreiteten Ansicht entgegen, daß ein solcher Vorschlag, wenn er zur Ausführung käme, dem Geiste des preußischen Offiziercorps, wie er bisher gewesen, einen Todesstreich versetzen würde, und gewiß, wenn das wahr wäre, so wäre es ein sehr verwerflicher Vorschlag; denn auch wir halten diesen Geist gerade für einen echt militärischen und für seinen Zweck also vortrefflichen, so unbequem und unliebenswürdig er sich in seinen krankhaften Auswüchsen, denen leider das Edelste und Beste in dieser mangelhaften Welt nun einmal oft am meisten ausgesetzt ist, sich auch zuweilen zeigt. Aber wir gehören auch zu denen, welche es durchaus nicht begreifen können, wie es schaden soll, wenn die fähigsten und sittlichsten unter den Feldwebeln und Wachtmeistern — denn von diesen handelt es sich doch dabei allein — im Frieden bis zum Hauptmann und Rittmeister mit avanciren können sollten, auch ohne das Offizier-Examen zu machen. Wer dies Examen macht, kann ja schon heute, und wäre er der Sohn eines Tagelöhners, unbestritten Offizier werden und im Felde — das geben Alle zu, selbst die adligsten Gegner — versteht es sich schon von selber: Auszeichnung im Kriege giebt jedes Anrecht. Nun kann man zwar bei viel Tapferkeit und natürlichen Verstandesgaben ziemlich roh von Sitten und sehr unwissend sein, und es wäre doch wohl nur der Zwang, solche Elemente in sich aufnehmen zu sollen, welche den chevaleresken Geist des preußischen Offizier-Corps in Gefahr setzen könnten. Gegen rohe Sitten aber gibt etwas Lernen bekanntlich keine Sicherheit, und in der Wahl, welche dem Offiziercorps ja bliebe, wäre ihm immer das Mittel gegeben, sich gegen solche Elemente zu schützen. Anfangs müßte allerdings nach dem Vorschlage des Verfassers dem Vorurtheile dadurch begegnet werden, daß die Anzahl der Offiziere dieser Gattung bestimmt würde, per Compagnie einer etwa. Das Vorurtheil, wir sind davon überzeugt, würde sich bald legen. Wäre dem aber auch nicht so, erschienen die Befürchtungen über den schlimmen Einfluß, welchen eine solche Einrichtung auf den Geist des Offiziercorps haben soll, auch wirklich begründet, so müssen sie doch zurücktreten vor dem entschieden günstigen Einfluß, welchen eben diese Einrichtung auf den Geist des für die eigentlich fechtende Masse, für den gemeinen Mann noch wichtigeren Unteroffizierstandes haben müßte und haben würde. Für diesen Stand aber, seinen Geist zu heben, ihm seine tüchtigsten und besten Elemente zu erhalten, ihm immer bessere Elemente der Bevölkerung heranziehen zu helfen, dazu soll jener Vorschlag vorzugsweise dienen, in diesem Sinn ist er stets nur gemacht worden, nicht für das Offiziercorps, von dem wir gern annehmen, daß es keiner Verbesserung bedarf; aber wir glauben uns auch eben deshalb zu der Annahme berechtigt, daß es ohne Nachtheil für sich in seinen

niederen Graden einige geringere Elemente aufnehmen und bald mit sich zu derselben edlen Masse verarbeiten könnte und würde. Auf die höhern Grade hätte es ja gar keine Einwirkung, sie würden wie bisher aus denselben Elementen ergänzt, die so wichtige höhere Führung bliebe in denselben Händen wie bisher, und was die niedere angeht, so sind wir der festen Ueberzeugung, daß sie durch tüchtige zum Offizier avancirte Wachtmeister und Feldwebel besser versorgt wäre, als es mit den ganz jungen Offizieren jetziger Art, denen sie nothwendig zufällt, der Fall sein kann. Ja wir sind von dieser Wahrheit so durchdrungen, daß, wenn die Bedenklichkeiten gegen den vielbesprochenen Vorschlag nicht zu überwinden wären, wir es vorziehen würden, den Compagnien und Escadrons nur 3 Offiziere, aber zugleich 3 Feldwebel und Wachtmeister mit 300 Thaler Gehalt zu geben, mit denselben Pensionsbestimmungen wie bei den Offizieren. Der Zweck würde so wenigstens theilweise auch erreicht, und es wäre eine solche Einrichtung vielleicht ein guter Uebergang zu dem allein Richtigen. Daß aus dieser Klasse von Offizieren vorzugsweise die Administration der Armee hervorgehen könnte, ist ebenfalls ein ganz richtiger Gedanke. Man kann nicht leicht zu viel dafür thun, der Armee ein tüchtiges Unteroffiziercorps zu sichern, und wir möchten auch deshalb hier noch einmal auf einen schon früher gemachten Vorschlag zurückkommen, die Vortheile des Einsteher-Systems sich dadurch zu erwerben, daß man den Unteroffizieren für jedes Jahr, welches sie über zehn Jahre hinaus dienen, neben ihren Ansprüchen auf eine Anstellung im Civildienst noch eine bestimmte Summe zusichert. Die Aussicht, nach einer 25jährigen Dienstzeit, also im Alter von 45 Jahren, etwa 1000 Thaler zu bekommen, würde tüchtige und ordentliche Leute festhalten. Nach zehn Jahren würde ein solches System dem Staate etwa jährlich eine halbe Million kosten, gewiß wenig für einen solchen Zweck.

Bei der großen Sachkenntniß, welche der Verfasser unseres Artikels überall durchblicken läßt, verwundert mich nichts so sehr, als daß er sich nicht gegen die dreigliederige Stellung und was damit zusammenhängt gegen die Bataillons-Stärke von 1000 Mann erklärt, seiner ganzen Berechnung wenigstens liegt sie zu Grunde. Bei der so unglaublich erhöhten Wirkung der Feuerwaffe ist wol nichts so entschieden, als daß jede Art von tiefer Schlachtordnung, welche auf den Stoß berechnet ist, völlig unpraktisch geworden ist: je größer die Masse, je mehr ist das der Fall. Die russischen Massen von Inkermann und von der Traktirbrücke können davon erzählen. Schon Bataillonsmassen sind zu große Körper, die dünne Stellung, welche auf größere Entfernungen kein Ziel mehr bietet, muß überall die normale werden, Compagniecolonnen sind die größten Massen, die möglich bleiben, und auch sie nur, wenn sie zu einem augenblicklichen Bedürfnisse des Angriffs oder der Vertheidigung gegen Cavallerie nöthig scheinen. Das Feuer ist künftig viel mehr als sonst auch die wesent-

lichste Angriffswaffe, nur eine durch mein Feuer völlig mürbe gemachte Front kann künftig zuletzt durch einen Stoß angegriffen und gesprengt werden. Ein gelungener Frontangriff nach einem kurzen Feuer aus naher Entfernung ist jetzt gar nicht zu denken. Alles das heißt aber so viel als die Front einer jeden Infanterie-Stellung ist heute unendlich viel stärker als ehemals, es ist viel schwerer an sie heranzukommen und sie durch den Stoß zu brechen. Wenn nun aber schon sonst der sicherste Weg zum Siege niemals in dem graden Angriff gegen die Front des Gegners lag, sondern auch schon damals nach der Vorschrift des großen Königs und aller Kriegserfahrung gemäß, in dem Angriff gegen Flanke und Rücken, so gilt dies jetzt in dem Grade verstärkt, als eben die Front des Anzugreifenden durch die große Verbesserung der Schußwaffe verstärkt worden ist. Ein Flankenangriff aber verlangt vor allen Dingen eine längere Front als die, welche mir der Feind entgegenstellt. Bin ich der Stärkere an Zahl, so ist die Aufgabe ziemlich einfach, es bedarf blos der Kenntniß wie eine Uebermacht richtig zu verwenden ist, und diese Kenntniß verweist damit auf die Flanken des Gegners. Die größere Kunst aber besteht darin, des Feindes starke Front mit einer geringeren Macht zu beschäftigen und festzuhalten und dann die so ersparten Kräfte gegen des Feindes Schwäche, d. h. gegen seine Flanken zu verwenden. Das einzige Mittel dazu ist aber, meinen Angriff gegen die Front zu verdünnen ohne ihn zu schwächen, und unter den verschiedenen Mitteln dazu ist eine zweigliedrige Stellung statt einer dreigliedrigen entschieden das beste. Der Angriff gegen jede Front ist, wissenschaftlich richtig, allemal wo ich nicht durch die Umstände auf ihn allein angewiesen bin, nur ein Scheinangriff, ein Mittel die Front des Feindes festzuhalten, zu verhindern, daß er aus seiner Flanke nicht auch eine Front machen kann. Nun aber ruht die Stärke jedes Scheinangriffs, der es eigentlich nie darauf abgesehen hat, den Gegner mit der blanken Waffe aus seiner Stellung zu vertreiben, nur im Feuer. Ein zweigliedriges Feuer aber ist schon das stärkste, was praktisch gedacht werden kann. Im Ernste des Krieges und der Schlachten gibt es aber ein für allemal nur Tirailleur-Feuer, höchstens unordentliches Heckenfeuer en masse; es war selbst im siebenjährigen Kriege nicht anders, wie Bärenhorst bezeugt. Wir wissen aber daß eine Tirailleurlinie, welche nur alle 5 Schritte eine Rotte von 2 Mann hat, jetzt eine so furchtbare Feuerkraft entwickelt und aus solchen Entfernungen, daß keine geschlossene Truppe dagegen aufkommen oder aushalten kann. Es bilden also 2 Glieder eine mehr als ausreichende Kraft, dem Angriff längs der ganzen Front des Feindes die nöthige Stärke zu geben. In allen Armeen haben schon lange vor der Einführung der jetzigen vortrefflichen Waffen die leichten Truppen nur 2 Glieder formirt, und sie galten überall für die besten Truppen. Die Engländer kannten schon lange keine andere Formation, in allen Armeen bricht sie

sich immer mehr Bahn. Die Gewalt der neuen Feuerwaffe drängt immer mehr die Nothwendigkeit verdünnter Stellung und der größten Ausbildung des Tirailleurgefechts auf, aber eben so verweist diese im Gegensatz zur Taktik des glatten kurzschießenden alten Gewehrs und des alten Geschützes die moderne Vertheidigung auf die Ebene hin, weil nur diese die weite Wirkung der neuen Waffen sichert. Ein Angriff über eine Ebene mit Bataillons-Massen, mit Tirailleurs in den Intervallen, wie er in den großen Revolutionskriegen für den besten gehalten wurde, würde heute eine Niederlage mit ungeheuren Verlusten herbeiführen.

Zur größten Wirksamkeit kommt das Feuer aber erst, wenn es ein gedecktes ist, und daß dies die Vertheidigung vor dem Angriff voraus hat, darin liegt ihre relative Ueberlegenheit, welche der Angriff nur durch seine moralische Kraft ausgleicht. Nichts wird in künftigen Kriegen für die Vertheidigung wichtiger sein als sich schnell solche Deckungsmittel zu verschaffen, welche sie schützen, ohne der fernhin wirkenden Vernichtungskraft ihrer Waffen zu schaden, also Einschnitte in freier Ebne. Die Infanterie wird künftig viel Pionier-Utensilien mit sich führen, Stellung nehmen und sich eingraben, wird wie bei den Römern zur gewöhnlichen Taktik gehören. Das Eingraben ist zum Theil ersetzt, wenn der Soldat im Liegen auf dem Boden feuern d. h. laden kann. Daher der unermeßliche Vortheil, den das Zündnadelgewehr vor jedem anderen bietet, welches nicht von hinten, also liegend, zu laden ist. Diesen großen Vortheil gehörig ausbeuten zu können, darauf müßte ein großer Theil der Friedensübungen, der Dressur verwendet werden, Alles, was dazu gehört, in Kleidung und Exercitium, müßte eingeführt werden: weite bequeme Kleidung, leichte niedrige Kopfbedeckung — eine Art Turko-Taktik mit Aufspringen und Niederwerfen, schnell Vorstürmen und sich wieder Hinwerfen. Erst mit solcher Taktik wird das Zündnadelgewehr die furchtbare Waffe werden, zu der es die Mittel in sich trägt. Zu allen diesen Dingen aber gehört eine einfache, ewig wiederkehrende Grundstellung, welche dem Soldaten ganz mechanisch wie zur anderen Natur wird, und das kann nur die der Compagnie-Colonne, zu Grunde liegende, ein einfaches Tirailleursystem tragende Stellung in zwei Gliedern sein. Unsere heutige Friedens-Infanterie-Taktik ist schon darum eine fehlerhafte, weil sie noch immer auf einer doppelten Grundformation ruht, auf einer dreigliedrigen für das Bataillon und einer zweigliedrigen für die Compagnie-Colonne, eingestandenermaßen unsere Gefechtsstellung. Wozu also noch jene, die nur die Einfachheit stört, während doch die Einfachheit aller das Element ist, aus dem vor Allem die so wichtige Sicherheit aller Bewegung und die Ordnung in der nothwendigen Unordnung des Gefechts hervorwächst. Es muß nur eine einzige Art und Weise geben die Ordnung immer wieder zu finden, und wenn es nur eine gibt, wird das Finden mecha-

nisch und sicher. Jeder, der Gefechtsverhältnisse und ihren furchtbaren verwirrenden und störenden Ernst kennt, weiß das.

Zuletzt aber vertragen sich mit der zweigliedrigen Stellung allerdings nicht Bataillone von 1000 Mann. Die Ausdehnung der Gefechtslinie ist für einen Führer zu groß, die Compagnie zu 250 Mann zu stark. Der alte Grund für die starken Bataillone, daß sie doch bald auf eine mäßige Stärke zusammenschmelzen und schwache Bataillone bald zu schwach werden, ist heute mit den Eisenbahnen, die mir meinen Ersatz in 24 Stunden aus den weitesten Entfernungen heranführen, keiner mehr, und wer möchte nicht gern 9 Bataillone von 6—700 Mann Stärke gegen 6 von 1000 Mann ins Gefecht führen?

Daß endlich unser Verfasser die neue Organisation der preußischen Armee eine durchaus gelungene nennt, darüber könnte ich auch noch mit ihm hadern. Mir scheint nur etwa die Hauptsache gelungen, die Vermehrung der Linien-Infanterie um das Doppelte. Alles Andere aber, was mit denselben Kosten zu erreichen war, namentlich und vor Allem die Erhaltung der Landwehr ersten Aufgebots als Feldtruppe mit dem Kern unserer Mannschaften, ist vernachlässigt, ob mit Absicht oder nicht, wage ich nicht zu sagen, aber mit schwerer Verantwortung gewiß für eine einstige große Gefahr, welche doch für die, welche so sehr auf die mit solchen Opfern verbundene Aenderung drängten, sehr nahe liegen muß. Liegt die Gefahr aber nicht nah, liegt sie vielleicht in weitester Ferne, so ist der Nutzen des ganzen ungeheueren Aufwandes überhaupt ein fraglicher, ein Standpunkt, auf den wir uns aber bei Besprechung militärischer Dinge nicht stellen dürfen, so sehr er von anderswoher seine Berechtigung haben mag. So wie die Dinge liegen, tritt aber eben diese Frage mit all ihrer Gewalt in der nächsten Diät vor den Landtag. Die Regierung wird gewiß von Neuem verlangen, den jetzigen zum Theil noch immer provisorischen Stand der Armee als einen definitiven festgestellt zu sehen, und wenn sich der Landtag, wie zu erwarten steht, nicht leicht dazu verstehen wird und kann, die ungeheuer vermehrte Last als ein Ordinarium ein für allemal zu bewilligen, so entsteht die Frage, welchen Weg er dabei einzuschlagen hat, wenn er sich genöthigt glaubt, mit seinen Bewilligungen hinter den Anforderungen der Regierung zurückzubleiben. Es giebt eine Ansicht, welche behauptet, der Landtag habe mit der Frage, wie stark die Armee sein soll, eben so wenig zu thun als mit der, wie sie organisirt sein soll, beides habe nur die Regierung zu bestimmen, und der Landtag weiter nichts dabei zu thun als die Mittel und Wege anzugeben, auf denen das dazu nöthige Geld zu beschaffen sei — eine Ansicht, welche die Sache freilich außerordentlich vereinfachen würde, die aber doch mit dem nun einmal bestehenden absoluten Bewilligungsrechte der Steuern nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist und also als völlig unpraktisch zurückgewiesen werden muß.

Aber allerdings hat der Landtag kein anderes Recht in Bezug auf die Armee als die Lasten zu bewilligen, welche für sie vom Lande getragen werden sollen, die persönlichen, also über die Dienstzeit und Verpflichtung zum Dienst überhaupt, und die finanziellen. Das Organisatorische dagegen, die Art der Verwendung und Benutzung der bewilligten Mittel gehört nicht vor sein Forum, ist allein Sache der Regierung. Soll aber das Steuerbewilligungsrecht auch für den militärischen Bedarf des Staats nicht geradezu auf einer Willkür ruhen, so muß ihm auch eine Beurtheilung über die Nothwendigkeit dieser oder jener Stärke der Armee wenigstens zu Grunde gelegt werden. Das Land muß sagen können, die Armee soll so und so stark sein, das halten wir für Bedürfniß genügend, und um solches Urtheil haben zu können, dazu muß die Versammlung, welche ihrer Natur nach die ganze politische Intelligenz des Staates nach allen Richtungen hin in sich schließen soll, wol befähigt sein. Durch den Stand der Gesetzgebung in Preußen steht die Sache aber eigentlich so, daß über diese Frage schon entschieden ist. Das Gesetz sagt: Jeder der fähig dazu ist, soll dienen, und die Regierung hat vor 2 Jahren, als sie zuerst mit ihrem neuen Organisationsplan vor den Landtag trat, gerade das als einen Hauptgrund geltend gemacht, daß dieser Theil des Gesetzes bisher nie hat zur Ausführung gebracht werden können. Der Landtag erklärte sich sofort mit der Absicht einverstanden und war bereit, die Mittel zu bewilligen. Bei näherer Betrachtung aber ergab sich, daß, wenn die Absicht durchgeführt werden sollte und zugleich die Leute 3 Jahre bei der Fahne gehalten werden sollten, dies einen so ungeheueren Aufwand nöthig machte, daß der Landtag nicht glaubte die Mittel dazu bewilligen zu können. Es fand sich nämlich, daß etwa 60000 junge Leute jährlich zur Einstellung kämen, und wenn diese nun 3 Jahre bei der Fahne gehalten werden sollten, so müßte die Armee einen Friedensstand von 180,000 Mann halten, was die Kräfte des Landes entschieden übersteigt; wenn dagegen die Leute, mit Ausnahme der Cavallerie, nur 2 Jahre bei der Fahne gehalten werden, so würden nur 125,000 zu unterhalten sein, und dazu wären die Kosten gewiß ohne Anstand gleich bewilligt worden. Weil aber die Regierung an der Anforderung der dreijährigen Dienstzeit festhielt, so fing der Streit bald an sich um die Frage zu drehen: ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit, und wir haben gesehen, wie heftig er geführt worden ist. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß er außerhalb des Regierungskreises mit der entschiedensten Majorität zu Gunsten der zweijährigen Dienstzeit entschieden worden ist. Die Meinung der activen Armee stellt sich natürlich nur in der Meinung des Oberbefehls dar und kann und darf keine unabhängige sein, und vom bloßen militärischen Standpunkt aus hat auch sicher die Forderung einer dreijährigen, ja einer noch längeren Dienstzeit ihr Recht, aber sie ist eben von daher gar nicht

allein zu entscheiden, es ist eine Frage höherer Staatskunst. Dazu kommt, daß in Preußen durch die allgemeine Dienstpflicht die Frage über die nothwendige Länge der Dienstzeit eine solche geworden, in welcher das allgemeine Urtheil eine Berechtigung erhalten hat, und das allgemeine Urtheil ist entschieden für die zweijährige Dienstzeit mit Ausnahme der Cavallerie. So nahe es nun auch für den Landtag lag, bei der entschiedenen Abneigung, vollständig auf die Forderungen der Regierung einzugehen, dem Plane der neuen Organisation, welchen sie ihren Forderungen zu Grunde legte, einen anderen entgegen zu stellen, um darzuthun, daß sich die nothwendigen Anforderungen auch auf einem weniger kostspieligen Wege erreichen ließen, so hätte sich der Landtag doch auf einen solchen außer seiner Befugniß liegenden Weg nicht einlassen sollen, er mußte sich vielmehr darauf beschränken, zu sagen: Wir acceptiren nicht nur das Verlangen: daß Mittel gefunden werden, das Gesetz, welches die allgemeine Dienstpflicht vorschreibt, auch zur Ausführung zu bringen, sondern wir tragen es selbst so lebhaft, daß wir gern die Mittel dazu herbeischaffen werden, aber finanziell ist es nur ausführbar, wenn die Dienstzeit bei der Fahne auf 2 Jahre beschränkt wird, und da nun die Meinung vielfach verbreitet ist, welche auf theoretische Anschauungen und die größten Erfahrungen gestützt eine zweijährige Dienstzeit, mit Ausnahme der Cavallerie, für vollkommen genügend hält und wir selbst in der großen Mehrzahl uns zu dieser Meinung bekennen, so halten wir uns nicht für berechtigt, dem Lande größere Lasten aufzulegen als nöthig ist, ein solches System der Bewaffnung des Landes durchzuführen. Das Detail der Organisation ist nicht unsere Sache, ist allein Sache des Kriegsministers; wir verlangen nur, daß das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht durchgeführt werde, wozu wir ein Mittel gegeben. Die Gefahr, welche aus einer nur zweijährigen Dienstzeit entstehen kann, komme auf unser Haupt, das Land ist bereit, sie zu übernehmen.

Auf diesen Standpunkt, glaube ich, müßte sich auch der nächste Landtag stellen. Er würde dabei gewiß das ganze Land hinter sich haben.

Wenn aber beständig, ich weiß nicht recht auf welche nahe Gefahr hingewiesen wird, welche das Land gerüstet finden müsse, so ist nicht einzusehen, welch besseres Gerüstetsein es geben könne, als wenn eben Jeder im Lande genöthigt ist einzutreten, sowie eine Gefahr droht. Bei einer auf zweijährige Dienstzeit basirten Einrichtung würden sich aber nicht nur leicht die Mittel finden, die gegenwärtig neu durchgeführte Organisation beizubehalten, wenn die Bataillone eine gewöhnliche Stärke von 400 Mann und eine 4wöchentliche Uebungsstärke von 600 Mann, natürlich mit einer Stellung in zwei Gliedern, erhielten, sondern es würden bei einem Budget von 35—36 Millionen noch volle Mittel bleiben, auch die Landwehr-Bataillone mit einer solchen Prima-Plana für den Frieden zu versorgen, welche ihr erstes Auf-

gebot der Feldarmee erhielte. Am besten würde das zu bewerkstelligen sein, wenn man die jetzigen 104 Landwehrbataillonsbrigaden umformte, 72 daraus machte und jedem der jetzigen Regimenter als sein erstes oder Grenadierbataillon eines zutheilte. Wenn dann auch — wie es durchaus nöthig ist, wenn die Linien-Bataillone mit tüchtigen kräftigen Mannschaften ins Feld rücken sollen — die Reservejahre von 3 auf 5 verlängert würden, so bliebe doch nach den bisherigen Erfahrungen reichlich so viel unverheirathete Mannschaft in den Bezirken, um ein Bataillon davon allein zusammensetzen zu können. Auf ein Landwehrbataillon kämen dann immer 3 Linienbataillone, welche jährlich zusammen 600 Rekruten erhielten, was doch wol 500 Landwehrmänner geben wird. Fünf solche Jahreswüchse würden für den Fall eines Krieges ein Bataillon zu 700 Mann als Freiwillige zusammenbringen, nach aller Erfahrung ist noch nicht die Hälfte der Landwehr ersten Aufgebots verheirathet, der ganze Jammer mit dem Elend der ihrer Ernährer beraubten Familie fiele weg. Man könnte den Landwehrbataillonen mit den nun disponibeln Mitteln gewiß sogar einen kleinen Cadre, wie in Oestreich und Frankreich jetzt schon den 4. Bataillonen, zu 20—25 Mann per Compagnie lassen, nur müssen sie in den Regimentsverband treten, so daß sie mit den Regimentern zusammenschmelzen, das Regiment für sie sorgt, sonst wird es mit dem Cadre immer schlecht aussehn.

Guizots Memoiren.

Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome III. Paris 1860.

1.

Der greise Staatsmann schildert im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten seine Thätigkeit als Mitglied des Cabinets vom 11. October 1832, welches berufen war, unter der Präsidentschaft Marschall des Soults die von Casimir Perier so energisch gehandhabte Politik des Widerstandes gegen die immer von Neuem aufwallenden Regungen des revolutionären Geistes fortzusetzen. Die Geschichte der Julimonarchie hat bis jetzt das Schicksal gehabt, vorzugsweise von denselben extremen Parteien, die ihren Grund erschüttert haben, auch geschildert und beurtheilt zu werden. Den größten Einfluß auf das allgemeine

Urtheil auch in Deutschland hat unstreitig Louis Blanc's Geschichte der zehn Jahre ausgeübt. Die lichtvolle Klarheit und Leichtigkeit, mit welcher der Verfasser die verwickeltsten Fragen auch dem ungeübten Verstande deutlich macht, die rücksichtslose Keckheit, mit der Cabinetsintriguen, Hofcabalen, Börsenskandale aufgedeckt und besprochen werden, die Perfidie und Malice, die um so sicherer trifft, je mehr sie sich gelegentlich unter der Maske der Schonung und des Zweifels zu verstecken weiß, die praktische Tendenz der glänzenden Parteischrift, die so ganz der verbitterten Stimmung der Zeit entsprach, — alle diese Eigenschaften verschafften dem Buche bald einen ausgedehnten und begeisterten Kreis von Lesern. Daß die Streiche Louis Blanc's vorzüglich den König, die Bourgeoisie, den Constitutionalismus trafen, war eine große Empfehlung, sowohl in den Augen der Radicalen, wie der Feudalen, die einen nicht unbedeutenden Theil ihres conservativen Rüstzeuges dem revolutionären Historiker entnommen haben. Der rasche Fall der Julimonarchie, zu dem das Buch ohne Zweifel nicht unbedeutend mitgewirkt hat, schien die Ansichten des Verfassers glänzend zu bestätigen.

Sehr dankenswerth ist es daher, daß auch der bedeutendste Führer der Gegenpartei seine gewichtige Stimme erhoben hat. Freilich ist Guizot seiner Stellung nach kein ganz unbefangener Beobachter. Er steht mitten im erbittertsten Parteikampfe, ist Jahre lang der Zielpunkt des glühenden Hasses gewesen, eines Hasses, wie ihn nur eine so energische, gebieterische, in sich abgeschlossene Natur erregen kann. So ist es unvermeidlich, daß sein Werk einen wesentlich apologetischen Charakter an sich tragen muß. Wir werden daher seine wie alle Memoiren als Geschichtsquelle nur mit Vorsicht benutzen dürfen, indessen doch mit der Zuversicht, daß der Verfasser von absichtlichen Entstellungen sich fern gehalten hat. Denn nicht einen Augenblick bezweifeln wir, daß Guizot überall von dem Streben geleitet ist, nur die Wahrheit zu schreiben. Mit wohlthuender Offenheit gesteht er vielfach die Fehler seiner Politik ein, mögen dieselben durch eine scheinbar zwingende Macht der Umstände hervorgerufen sein, oder mögen sie als falsche Consequenzen einem an sich richtigen Princip entspringen. Trotz dieser erstrebten Gerechtigkeit und Objectivität kann aber natürlich die Selbstkritik des Staatsmanns nicht maßgebend für die Kritik des Gesichtsforschers sein, da es unmöglich ist, daß in eigner Sache Jemand sich zur Höhe absoluter Unparteilichkeit erhebt. Es kommt noch hinzu, daß Guizot oft aus den achtungswerthesten Beweggründen Rücksichten zu nehmen hat, die einem unumwundenen Aussprechen der vollen Wahrheit hinderlich sind. Die Differenzen mit alten Freunden und frühern Collegen waren mit Zartheit und Schonung zu berühren. Die Hindernisse, welche die persönliche Politik des Königs gelegentlich dem Minister bereitete, sind in der Regel nur leise angedeutet, während die Uebereinstimmung mit

Wohlgefallen und Nachdruck hervorgehoben wird. Indessen haben wir diese ehrenwerthe Zurückhaltung um so weniger zu beklagen, da in den meisten Fällen, wenn man einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, in den Andeutungen sich ein hinreichendes Material zur Begründung eines selbstständigen Urtheils findet. — Uebrigens wollen wir hier noch darauf aufmerksam machen, daß Louis Blanc's Darstellung des innern Parteigetriebes in den höhern Regionen des Staatslebens, so übertrieben und carrikirt sie vielfach ist, doch durch Guizot's Angaben und Andeutungen eine theilweise Bestätigung findet. Offenbar hat Louis Blanc tiefe Blicke in die Differenzen der Staatslenker, in die Reibungen zwischen Hof und Ministern gethan. Je mehr die verderbliche Zersplitterung der Parteien, die jede Consolidirung der Verhältnisse unmöglich machte, zunahm, desto mehr wuchs auch natürlich die Indiscretion der feindlich einander gegenüberstehenden Staatsmänner und Parteiführer, desto rücksichtsloser enthüllte sie Verhältnisse, welche besser verborgen geblieben wären und gaben so den Gegnern aller monarchischen Staatsordnung die furchtbarsten Waffen zur Untergrabung des constitutionellen Thrones in die Hand.

Diese Zersplitterung der Parteien war aber eine der hauptsächlichsten Ursachen, welche einer Consolidirung der Julimonarchie hinderlich gewesen sind. Guizot klagt mehrfach über den Mangel einer zuverlässigen, der Regierung, die in ihr ihre Stütze suchte, ergebenen Partei. In den Kammern sieht er das größte Hinderniß für die Befestigung der Staatsgewalt. Die Gerechtigkeit dieses Vorwurfes ist zuzugeben; jede Ministerkrisis unter Ludwig Philipp liefert den Beweis dafür. Die tiefere Ursache dieser Erscheinung, in deren Ueberwindung die erste Lebensaufgabe einer jeden jugendlichen Verfassung besteht, liegt aber darin, daß in Frankreich die socialen Verhältnisse in der Nation zu Spaltungen geführt haben, zu denen die Parteikämpfe im Parlamente in gar keinen oder wenigstens sehr geringen unmittelbaren Beziehungen standen. Denn während in den Kammern kleinliche Kämpfe um Ministerportefeuilles mit kleinlichen Mitteln gekämpft wurden, consolidirte sich in der Nation eine Partei, die nur das eine Ziel verfolgte, über König und Kammern hinwegzuschreiten und in der Gründung einer demokratischen Republik die Heilung aller wirklichen und eingebildeten Schäden der Gesellschaft zu suchen.

Man lebte noch unter der Einwirkung jener furchtbaren Erschütterung, die mit einem mächtigen Stoße den Bau eines Jahrtausends niedergerissen hatte. Das dauernde Resultat der Revolution von 1789 war zunächst ein negatives gewesen, die Zertrümmerung des Feudalsystems. Dies große Ergebniß war durch Napoleon's energische Organisation zu einem unwiderruflichen geworden. Rechtsgleichheit, Aufhebung aller Privilegien, Freiheit der Personen und des Eigenthums waren Güter, die der Nation um so weniger

entrissen werden konnten, als die gesammte moderne Entwicklung in Europa dieselben Ziele entweder schon erreicht hatte, oder zu erreichen strebte. Natürlich, aber deshalb nicht minder verderblich, war es, daß die im Exil ergrauten Emigranten, als sie sich der Heimath zurückgegeben sahen, nur mit tiefem Ingrimm und Haß sich einem Zustande unterwarfen, dem zu entgehen sie fünfundzwanzig Jahre lang alle Entbehrungen und Demüthigungen einer traurigen Verbannung ertragen hatten. Mit Feindschaft und dem offenen Bestreben, ihre alte Stellung wiederzugewinnen, traten sie in die neuen Verhältnisse ein. Mit gleicher Feindschaft stellte sich das neue Frankreich zur Wehre, um ihre Ansprüche zurückzuweisen. Guizot in seiner 1820 erschienenen Flugschrift du gouvernement de la France depuis la restauration tritt ihnen mit eben der Energie des Hasses entgegen, mit der er später Revolution und Anarchie verfolgt. Mit ihnen ist kein Friede und keine Versöhnung. Sie sind (nach Guizot's bekannter Geschichtstheorie) die erobernden Franken, die dreizehn Jahrhunderte lang das Volk und den Boden Galliens beherrscht haben. Jetzt, als Besiegte, sind sie mit fanatischem Eifer bestrebt, die unwiederbringlich verlorene Stellung wieder zu gewinnen, uneingedenk, daß sie dieselbe durch die erste Emigration schimpflich und feige preisgegeben haben. Zwar unfähig, in dem Kampfe gegen die neue Zeit den Sieg davon zu tragen, sind sie doch stark genug, das Land in neue Erschütterungen zu stürzen und alle Mächte, die sich mit ihnen verbünden, zu compromittiren und in ihr unausbleibliches Schicksal zu verwickeln; vor Allem die Kirche, die ihre Autorität befleckt, indem sie dieselbe einer blinden Reaction zur Verfügung stellt; sodann die Regierung selbst, die Kraft nur aus den in der Charte niedergelegten, vom Könige feierlich sanctionirten Ideen des neuen Frankreichs schöpfen kann. Die Regierung erklärt fortwährend, sie wolle eifrig und aufrichtig constitutionell sein. Welch ein Widerspruch, sich auf diejenigen zu stützen, deren einziges Bestreben ist, die Verfassung mit Hilfe der Verfassung zu stürzen! Jede Emeute, jeder Schülerexceß wird von den Unverbesserlichen benutzt, um der Regierung Furcht vor revolutionären Erschütterungen einzuflößen und sie immer enger mit der Reaction zu verknüpfen. Es ist wahr, die Elemente des Umsturzes sind im Lande vorhanden; Bonapartisten wie Republikaner warten auf den Augenblick, ihre Fahne zu erheben. Nicht dadurch aber wird man ihrer Herr werden, daß man ihren verwegenen Wünschen einen gerechtfertigten Vorwand bietet, sondern nur dadurch, daß man, an dem Geist und Buchstaben der Charte festhaltend, einen Zustand herstellt, den erschüttern zu wollen in den Augen der ganzen Nation nur als Thorheit oder Verbrechen erscheinen könnte. Darum Freiheit und Gleichberechtigung dem Individuum, das sich in die Reihen der Sieger einordnet; aber Kampf bis zur Vernichtung mit der Partei!

So begann mit der Herstellung der Bourbonen der erbittertste Kampf

zwischen der Bourgeoisie, als dem glücklichen Erben der Revolution, und dem Adel, dem Vertreter des alten Frankreichs. Daß der Adel in der Kirche einen eifrigen Verbündeten fand, war nur ein scheinbarer Gewinn für ihn; in der That trug diese Alliance nur dazu bei, der Aristokratie in der öffentlichen Meinung den Todesstoß zu geben. Denn in dieser Verbindung schien die ganze alte Zeit wie ein unheimliches Gespenst wieder aufzuleben. Je mehr man sich bemühte, die Alliance mit einem wissenschaftlichen Nimbus zu umgeben, je geistreicher die Contrerevolution zu einem hierarchisch-politischen Systeme sich ausbildete, um so größeren Widerwillen erweckte man einerseits gegen die Kirche, die ihres versöhnenden Berufes uneingedenk sich zum Vorkämpfer eines verhaßten und freiheitsfeindlichen Systems machte*), andererseits gegen den Adel, der damit offen seine Unfähigkeit und Abgeneigtheit aussprach, auf dem Boden der neuen Zeit eine Stellung zu suchen. In dem Kampf aber gegen die Wiederherstellung des alten Regime war, nachdem der erste Enthusiasmus der Reaction seine theils lächerlichen, theils blutigen Orgien gefeiert hatte, ganz Frankreich einig. Die Bourgeoisie, hierin unterstützt von allen Schichten der Gesellschaft, setzte, wenige Schwankungen abgerechnet, den Kampf gegen die Reaction mit wachsendem Erfolge fort. Kaum aber war der Mittelstand durch die Julirevolution an das Ziel seiner Wünsche gelangt, als auch die Gefahren, welche die neuen Herrscher und mit ihnen die ganze Gesellschaft bedrohten, mit erschreckender Klarheit an's Tageslicht traten. Man sah sich am Rande eines Abgrundes. Die Ideen von 1789 hatten den Sieg nur davon getragen, um alsbald mit den Ideen von 1793 einen Kampf auf Tod und Leben einzugehen: einen Kampf, der für die herrschende Klasse deshalb so gefährlich war, weil es ihr an Verbündeten fehlte, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Stimmung der Masse ausüben konnten. Der legitimistische Adel war natürlich der Regierung entschieden feindlich und speculirte auf den Pessimismus, ebenso ein großer Theil der Geistlichkeit. Mochten der Regierung die Händel mit den Legitimisten in einer Rücksicht auch erwünscht sein, weil jeder Versuch der älteren Linie eine augenblickliche Vereinigung aller Parteien zum Schutze des bestehenden Regimes herbeiführte, gefährlich blieb es doch immer, wenn von allen Seiten her die frondirenden Elemente aller möglichen Oppositionen die Gewalt durch Neckereien und Nadelstiche ermüdeten und ärgerten.

*) Les incrédules d'Europe poursuivent les chrétiens comme des ennemis politiques, plutôt que comme des adversaires religieux; ils haïssent la foi comme l'opinion d'un parti, bien plus que comme une croyance erronée; et c'est moins le représentant de Dieu, qu'ils repoussent dans le prêtre, que l'ami du pouvoir. — A. de Tocqueville, de la démocratie en Amérique II, p. 269. Die sich aus diesen Bemerkungen ergebende Lehre gilt nicht blos für ein Volk und eine Zeit.

Die Periode unmittelbar nach einer Revolution ist für diejenigen, welche durch sie sich zur Herrschaft emporgeschwungen haben, immer eine Zeit schwerer Prüfung. Jede Wiederherstellung einer festen Ordnung ist eine Enttäuschung für die Elemente, welche die neuen Herren auf den Thron gehoben haben. Im höchsten Grade war dies die Lage der Dinge nach den Julitagen in Frankreich. Die republicanische Partei war durch den siegreichen Straßenkampf ihrer Stärke sich bewußt geworden; und sie war nicht gemeint, dem Bürgerthume gegenüber, welches die Früchte des Sieges davongetragen hatte, es bei ohnmächtigem Grollen bewenden zu lassen. Eine mit Geist und Leidenschaft geleitete Tagespresse, unterstützt durch zahllose Flugschriften und Carrikaturen, in denen Legitimisten und Demokraten wetteiferten, auch die höchsten Personen mit giftigem Hohne zu verfolgen und dem Spotte und Hasse preiszugeben, nährte und verbreitete die Aufregung durch ganz Frankreich. Das ganze Land wurde von einem Netze revolutionärer Verbindungen überzogen. Die erste Zeit der Regierung Ludwig Philipp's war ein ununterbrochener Kampf wider Aufstände, Verschwörungen, Attentate. Zwar befestigte sich die Macht der Regierung scheinbar durch die wiederholten Siege über den offenen Aufruhr; die Stimmung im Lande blieb aber unverändert feindlich. Die socialistischen und communistischen Systeme, so gering ihr wissenschaftlicher Werth ist und so weit sie davon entfernt sind, eine neue Phase in den Zuständen der menschlichen Gesellschaft einzuleiten, übten nichtsdestoweniger eine unberechenbare Wirkung, die sich weit über die Grenzen Frankreichs erstreckte. Sie waren ein unvergleichliches Mittel der revolutionären Propaganda. Der Schein philosophischen Tiefsinns gewann der Lehre viele Proselyten, die vor der praktischen Anwendung, mit der die Terroristen von 1793 der Doctrin vorangeeilt waren, zurückgeschaudert sein würden; der Masse aber lieferte sie Schlagwörter, deren volle, einerseits aufregende, andererseits betäubende Kraft das Jahr 1848 enthüllt hat. Wenn Sybel richtig bemerkt, daß jede Revolution, durch welche die Massen in Bewegung gesetzt worden sind, einen socialen oder religiösen Charakter gehabt hat, so unterscheidet sich die Bewegung, von welcher Frankreich unter dem Julikönigthum zerarbeitet wurde, doch darin von den meisten früheren Revolutionen, daß sie ihre socialen Zwecke schon in ihren Anfängen mit vollem Bewußtsein offen auf ihre Fahnen schrieb.

Mit welchen Mitteln nun hat die herrschende Macht, die in den Kammern ihre Vertretung fand, den Kampf geführt, in dem sie nach achtzehnjährigem erschöpfenden Ringen einem verwegenen Handstreiche erliegen sollte?

Zunächst war die Forderung unabweislich, den ärmern Klassen eine Concession zu machen. Daß bei einem Wahlgesetze, welches 90000 Wählern die volle Disposition über ein Volk von 30 Millionen in die Hände gab, die Kammern nicht als eine Vertretung der ganzen Nation angesehen werden

konnten, daß mithin die Erweiterung des Wahlrechtes eine gerechtfertigte, und vor Allem eine unabweisliche Forderung war, läßt sich nicht bestreiten. Aber gerade in diesem Punkte war auch für den besten Willen eine durchgreifende Reform außerordentlich schwierig.

Von 1814 bis 1820 hatte man ununterbrochen mit Wahlgesetzen experimentirt; directe oder indirecte Wahlen, Central- oder Departementalwahlen, Census oder Grundbesitz, alle Möglichkeiten waren ventilirt. Wenn man sich unfähig fühlte, eine Kammer zu leiten, griff man immer zuerst zu dem Gedanken, sich eine willfährige Kammer zu schaffen. Ganz Europa, die Congresse zu Aachen und Carlsbad blickten mit Spannung auf diese rastlose Bewegung in der französischen Wahlgesetzgebung. Es ist mehr als ein Spiel des Zufalls, daß an einem Versuche, eigenmächtig das Wahlgesetz zu ändern, die ältere Dynastie und am Widerstande gegen weitere Veränderungen die jüngere Dynastie zu Grunde gehen sollte.

Betrachtet man nun aber den Charakter der einzelnen Kammern von der chambre introuvable an bis auf die letzte Kammer Karl's X., so sieht man klar, wie nicht das augenblicklich herrschende Wahlsystem, sondern die jedesmalige Stimmung des Landes den Ausschlag bei den Wahlen gegeben hat.*) In der That waren alle auf Umänderungen des Wahlgesetzes gerichtete Bestrebungen als eine Danaidenarbeit anzusehen. Es fehlte in Frankreich eben sowol an parlamentarischer Tradition, wie an Gemeindeeinrichtungen, an die ein organisches Wahlsystem sich hätte anknüpfen lassen. Die Centralisation der Verwaltung, der völlige Mangel jeder körperschaftlichen Gliederung ließ immer nur den einzigen Weg offen, das Wahlrecht von einem Census abhängig zu machen. Alle künstlichen Modificationen innerhalb dieses Princips waren von geringem Einfluß auf das Gesammtresultat. Die innere Unvollkommenheit des Wahlmodus ist einmal ein unvermeidliches Uebel, dem jede junge, rasch entstandene Verfassung unterworfen ist. Zu einem festen Princip kann man nur auf dem Grunde autonomer Communalverfassungen kommen. Jede anderweitige Veränderung erscheint uns in regelmäßigen Verhältnissen schlechthin überflüssig und also verwerflich, weil man immer nur die Sicherheit hat, etwas Anderes, nicht aber etwas Besseres an die Stelle des Bestehenden zu setzen.

Indessen eine Veränderung des Wahlgesetzes mußte nach den Julitagen als nothwendige Concession an die siegreiche Revolution erscheinen; man griff zu dem leichten Mittel, in dem die Vortheile, aber auch die großen Gefahren einer timokratischen Wahlordnung beruhen; man setzte den Census für das

*) Vergl. über alle diese Verhältnisse Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts. Band 2, Abschnitt 5 (Frankreich).

active Wahlrecht von 300 Francs auf 200 Francs, für die Wählbarkeit von 1000 Francs auf 500 Francs Abgaben herab. Daß damit der Demokratie in Wahrheit nur eine geringe Concession gemacht war, ist klar. Auch ergossen Legitimisten und Republikaner ihren Spott über dies glänzende Resultat einer Revolution. Indessen ganz ohne Einwirkung auf die Physiognomie der Wahlkörper und somit der Kammern blieb die Herabsetzung des Census doch nicht. Viele kleinere Capitalisten und Gewerbtreibende gelangten dadurch zur Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, Männer, die zwar die Straßentumulte gründlich verabscheuten und fürchteten, dabei aber, um sich und Andern ihre Wichtigkeit und Unabhängigkeit klar zu machen, eine entschiedene Neigung zur Opposition, zumal gegen eine starke Regierung, hatten. Ihr Einfluß wurde dadurch noch bedeutender, daß viele reiche Besitzer aus Schlaffheit, die Legitimisten aus Princip, sich von der Wahl fernhielten. Dessen ungeachtet aber blieb die Parteibildung in der Kammer nach wie vor im Wesentlichen außer Beziehung zur Parteibildung im Lande. Es war dies ein unvermeidlicher Umstand. Hätte man damals der Demokratie den Eintritt in die Kammer geöffnet, so hätte man ihr den kürzesten und bequemsten Weg zur Gründung der Republik gebahnt.

Den dringenden Gefahren der Lage konnte nur eine Regierung gewachsen sein, die innerlich stark, einer kräftigen und entschiedenen Majorität in der Kammer sicher, eben so entschlossen zum Widerstande, wie zum aufrichtigsten Festhalten an der Verfassung war. Alles hing von der Persönlichkeit der Regierenden sowie von der Parteibildung in den Kammern ab. Wie in allen politischen Versammlungen gab es auch in der Deputirtenkammer eine Partei des Widerstandes und des Fortschrittes, daneben kleinere Fractionen der Legitimisten und Demokraten, die wir zunächst nicht in Betracht ziehen. Der Charakter der beiden großen Parteien nun wurde besonders durch gewisse Traditionen bestimmt, die bis in die ersten Zeiten der Restauration zurückreichen. Die Linke in ihren verschiedenen Abstufungen bildete in gewissem Sinne die Fortsetzung jener Partei der Unabhängigen, die sich um Lafayette und einige andere Führer gruppirend, durch alle unzufriedenen, republicanischen und bonapartistischen Elemente verstärkt, einen unausgesetzten offenen und heimlichen Krieg gegen die ältere Dynastie geführt, seit Jahren conspirirt und Aufstände geplant und den Instinkt für die Regierung in sich erstickt hatten. Eine kräftige Regierung zu bilden waren sie unfähig. Von den Bestrebungen der extremen Demokratie weit entfernt, in ihrer Mehrzahl die Interessen des Bürgerthums theilend, keineswegs blind gegen die Gefahren der Lage, aber natürliche Gegner jeder starken Staatsgewalt, zum Theil auch von schüchternen Sympathien für republicanische Formen erfüllt, die echten Epigonen der Fayettisten von 1789, waren sie nur darauf bedacht, jede Regierung zu ärgern und wo möglich zu stürzen. Die

Hindernisse, die sie der Bildung eines kräftigen Regimentes entgegensetzten, waren groß, aber nicht unüberwindlich.

Die ihnen gegenüberstehende zuerst von Casimir Perier, nach dessen Tode von Guizot geführte Partei des Widerstandes leitete in ihrem Kern ihre Ueberlieferungen von der Schule der Doctrinärs ab. Der Ursprung des Namens fällt bekanntlich in das Jahr 1817. Royer-Collard, Camille Jourdan, de Serre und andere Constitutionelle, die in der englischen Verfassung ihr Vorbild sahen (freilich ohne die Grundlage derselben in Frankreich hervorzaubern zu können), sagten sich bei Gelegenheit zweier sehr unpopulärer und reactionärer Gesetzesvorlagen über ein Concordat und über die Presse von dem constitutionalisme bâtard des Ministers Lainé los und bekämpften ihn, ohne deshalb ihre Stellen als Staatsräthe niederzulegen; diese Haltung wurde ihnen von den Unabhängigen zum Vorwurf gemacht; sie seien mehr in ihren Doctrinen, als in ihrer Praxis liberal. Der Name bezeichnet also ursprünglich solche Männer, die scharf ausgeprägte Doctrinen haben, jedoch nicht ihnen gemäß handeln, nicht aber, wie jetzt gewöhnlich verstanden wird, solche, die, ohne den Umständen Rechnung zu tragen, nur nach ihren Doctrinen handeln. Die Umbildung des Begriffes lag sehr nahe, da eben die sogenannten Doctrinäre diejenigen waren, denen am klarsten ein bestimmtes, aus historischen Studien entsprungenes Verfassungsideal vorschwebte. Unpraktisch waren sie nicht, wol aber Gegner jeder revolutionären Bewegung, den Schutz verfassungsmäßiger Freiheit sahen sie vor Allem in einer starken und einheitlichen Regierung. Ihr Streben war, sich selbst zu einer regierungsfähigen Partei zu gestalten. Unter Karl X. in eine scharfe Opposition gedrängt, sahen sie nach der Gründung der Julimonarchie ihr Ziel gekommen. Nach dem Falle des Ministeriums Lafitte war es unvermeidlich, alle Elemente der Ordnung zum kräftigen Widerstande gegen die vordrängende Anarchie zusammenzufassen. Nach Periers Tode wurde das Haupt des Doctrinärs, Guizot, Unterrichtsminister und die Seele des neuen Cabinets. In der Partei, auf welche er sich stützte, bildeten indessen die Doctrinärs nur eine kleine und sehr wenig beliebte Gruppe. Die große Partei umfaßte alle diejenigen, welche von der Nothwendigkeit einer festen Regierungsgewalt überzeugt waren; die verschiedensten Schattirungen waren in ihr vereinigt; das einzige Band, welches sie zusammenhielt, war die gemeinsame Furcht vor der Anarchie. Der Zusammensetzung der Partei entsprach die des Ministeriums. Die Präsidentschaft des Marschall Soult war eine Kriegserklärung gegen die Anarchisten; eine positiv-politische Idee konnte Niemand mit dem Namen verbinden. Thiers als Minister des Innern war, seiner gewandten und dabei herrischen Natur nach, trefflich befähigt, den administrativen Widerstand gegen die Revolution zu organisiren. Aber auch aus einem anderen Grunde mußte man ihm seinen Platz im Cabinette anweisen: man fürchtete seine gefährliche Opposition. Welch'

eine Situation aber war es in dieser Zeit der Unruhe für das Cabinet, wenn sein gewandtestes Mitglied zwar darin mit seinen Collegen übereinstimmte, daß dem revolutionären Geiste Zügel anzulegen seien, übrigens aber sorgfältig darauf bedacht war, eine gesonderte Stellung im Ministerium einzunehmen! Vor Allem kam es ihm darauf an, mit den Doctrinärs, deren große Unpopularität ihm anstößig war, nicht in allzu nahe Verbindung zu treten. „Er blieb", sagt Guizot, „ein wenig unruhig über das Bündniß mit den Doctrinärs und obgleich überzeugt von der Nothwendigkeit ihrer Mitwirkung gab er sich doch einige Mühe, von ihnen, nicht getrennt, aber doch deutlich unterschieden zu bleiben und zu scheinen". Es war ihm eben daran gelegen, sich auch für künftige Eventualitäten möglich zu erhalten.

Wäre, von den Extremen abgesehen, die Spaltung in der Kammer auf jene beiden großen Parteien beschränkt geblieben, so würden ohne Zweifel die Verhältnisse sich nach und nach gebessert haben. Beide Parteien würden sich allmälig fester in sich geschlossen, sie würden die wohlthätige Reibung der Gegensätze hervorgebracht haben, aus welcher der Fortschritt im constitutionellen Systeme sich entwickelt. Sie würden sich an Parteidisciplin gewöhnt haben; sie würden allmälig zu Krystallisationsquellen geworden sein, um die alle Factionen des Landes, deren Existenz nicht geradezu auf die Revolution gestellt war, sich sammeln konnten. Das Verhängnißvolle war aber, daß aus den großen Parteien alsbald ein zersetzendes Element sich aussonderte, der Tiers-parti. Die Fraction bestand aus Abgeordneten ohne bestimmte politische Grundsätze, dunkeln Ehrenmännern und kleinlichen Intriganten. Wankelmuth, anspruchsvolle, aber kraftlose Eifersucht, reizbare Eigenliebe, Eitelkeit hielt die kleine Schaar zusammen. Dupin, obgleich nicht eigentlich zu ihnen gehörig (er liebte es nicht, durch allzu enge Parteibande sich zu compromittiren), galt für ihr erkorenes Haupt, wozu ihn auch seine Eigenschaften vollkommen befähigten. In dieser Schaar war nun jedem Ehrgeizigen eine stets bereite Handhabe zur Verfolgung eigennütziger Zwecke geboten. Gerade die Grundsatzlosigkeit dieser Männer machte sie gesucht und bald gefürchtet. Sie gewannen das Gefühl großer Wichtigkeit, ohne es mit den Gefahren und der Verantwortlichkeit, die eine ernste politische Ansicht stets mit sich bringt, erkaufen zu müssen. Sie haben daher auch am meisten dazu beigetragen, in Frankreich ein starkes Regiment auf constitutionellem Boden unmöglich zu machen. Sie haben in den wichtigsten Fragen jede Regierung im Stiche gelassen, immer darauf bedacht, „der Gewalt eine Lection zu ertheilen"; sie haben in jedes Cabinet den Samen der Zwietracht gestreut, da sie jedem widerstrebenden oder intriguirenden Mitgliede eines Ministeriums Chancen für eine unabhängige und selbständige Stellung geboten haben. Es trat durch sie besonders jener Zustand constitutioneller Corruption ein, in dem der Bestand eines Ministeriums nicht

von dem Conflicte ernster Principien, sondern von dem persönlichen Ehrgeize jedes Stellenjägers abhängig gemacht wurde. Die Kammer aber löste sich mehr und mehr in Gruppen auf, je nachdem sich Männer fanden, die das Bedürfniß hatten, eine eigene Partei um sich zu bilden. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die allerdings tendenziös gefärbte Brochüre Capefigue's: Le ministère Thiers.*)

Wir sehen, die eigentlich revolutionäre Partei war in den Kammern gar nicht, oder doch nur sehr schwach vertreten. Mochten später auch manche Abgeordnete durch die unvermeidlichen Consequenzen einer systematischen Opposition in den Strudel der Revolution hineingezogen werden, ursprünglich waren sie von den Bestrebungen der extremen Demokraten durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie befehdeten und schwächten die Regierung aus Princip und Temperament. Die Aufregung eines erbitterten parlamentarischen Kampfes war ihnen die Substanz der Freiheit. Ihre Opposition konnte jedoch insofern günstig wirken, als sie die Regierung wachsam erhielt und ihr zugleich einen Antrieb gab, neben der Wiederherstellung der äußeren Ordnung auf eine legale Entwickelung der verfassungsmäßigen Freiheit Bedacht zu nehmen. Schlechterdings verderblich waren nur die Intriguen des Tiers-parti und die durch ihn veranlaßten Spaltungen in der Regierung selbst.

So war der Boden beschaffen, auf dem das Cabinet vom 11. October die Revolution entwaffnen und den Grund des constitutionellen Systems befestigen sollte. Fügen wir hinzu, daß nicht selten autokratische Neigungen Ludwig Philipp's dem Gange der Regierung Hindernisse in den Weg legten, so haben wir ein Bild von den Schwierigkeiten, die das Ministerium zu bekämpfen hatte. In einem folgenden Aufsatze wollen wir einige Hauptmomente des Kampfes hervorheben. G. Z.

*) Der Verfasser bemüht sich, den Bruch zwischen Guizot und Thiers, der nach dem Sturze des Cabinets vom 11. October in das neue Ministerium getreten war, unheilbar zu machen und eine Fusion zwischen den Doctrinärs und den gemäßigten Legitimisten vorzubereiten. Demgemäß wird gegen Thiers die ganze Malice der Polemik entwickelt, deren nur der französische Esprit und die französische Sprache fähig ist. Bald wird das Opfer gestreichelt, bald sein politischer Charakter wie mit dem Secirmesser in allen seinen Schwächen, Eitelkeiten, Nichtigkeiten vor dem Publicum zerlegt: und das mit einer Unbefangenheit und Harmlosigkeit, als ob es selbstverständlich so zum Metier des Publicisten gehörte.

Die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

9.

Der Einfluß der romantischen Kunst. Die historische Kunst und die Vermittelung der Gegensätze. Vernet. Cogniet. Robert. Delaroche.

Es lag in der Natur der Sache, daß die romantische Kunst der Géricault, Delacroix und Ary Scheffer eine Schule in demselben Sinne, wie David und Ingres, nicht bildete. Einerseits gab die romantische Anschauungsweise die Phantasie des Künstlers vollkommen frei; dieser sollte, an kein Gesetz und keine Schranke gebunden, als die er in sich selber findet, nur auf die wirksame Darstellung dessen, was ihn innerlich bewegte, bedacht sein. Andrerseits aber sollte er, damit sein Bild die ergreifende Wahrheit der wirklichen Erscheinung erhalte, die Natur in ihrer ganz unbewußten, willenlosen Bestimmtheit, in ihren zufälligen Aeußerungen belauschen, sie auf der That gleichsam ertappen, sie in der Flüchtigkeit des Momentes festhalten, in dem sie ganz und unverholen ihr Inneres herausgibt. So ist die romantische Kunst in Frankreich nach der einen Seite realistisch, denn sie bemüht sich ihren Werken die Fülle und Bedingtheit der ganz natürlichen Erscheinung zu geben, nach der andern phantastisch, denn sie läßt, sie will der subjectiven Einbildungskraft des Künstlers durchaus freies Spiel lassen. Natürlich kann sich der Maler bald mehr der einen bald mehr der andern Seite zuneigen, je nachdem ihn seine Individualität mehr zur kräftigen Herausbildung lebensvoller Motive, oder vornehmlich zur weichen träumerischen Behandlung mehr innerlicher Phantasiegebilde treibt. Daher sind, obwol Beide Romantiker, Géricault und Ary Scheffer Gegenpole. In einer gleichsam verschwimmenden Mitte zwischen beiden steht Delacroix, uud es ist bezeichnend, daß dieser der Colorist war, der in dem Verschweben und Verzittern der ineinanderwirkenden Töne alle Festigkeit der Form und nicht selten sogar die Bestimmtheit der Localfarbe auflöste, während er die menschliche Natur in ihrer leidenschaftlichen Aufregung und in ihren gewaltsamsten Bewegungen festzuhalten suchte. Die deutsche romantische Kunst neigte sich, beiläufig gesagt, zu einer mehr idealen Anschauung; denn sie suchte gleich Anfangs nach einem festen Inhalte für die Phantasie, glaubte diesen in den religiösen Motiven zu finden und kam daher zu einer typischen Behandlungsweise. Ein ähnlicher Rückschlag fand, wie wir gesehen, in Frankreich unter den Idealisten statt.

Die neue Kunstweise, welche den Maler einmal an seine eigene Phan-

tasie, dann an die Natur in der Bedingtheit des ganz realen Momentes verwies, konnte natürlich durch irgend eine Schule nicht überliefert werden. Es handelte sich ja nicht um eine Durchdringung der Wirklichkeit mit der künstlerischen Anschauung, wodurch diese einen lebensvollen Inhalt erhielte, jene beseelt und geläutert würde: in einem solchen Falle bilden sich allerdings gewisse Gesetze der Auffassung und Behandlung, welche vom Meister auf die Schüler übergehen können. Zudem kam es den Romantikern, wenn wir von Géricault absehen, auf eine tiefere und gründliche Kenntniß der Form und Modellirung nicht an, und diese ist es doch nur, welche sich im eigentlichen Sinne des Wortes lehren läßt. Ihr Einfluß bestand vielmehr in einer allgemeinen Einwirkung auf die Anschauungsweise und einer mehr äußerlichen Verbreitung ihrer Art der Darstellung. Auf das Wirksame, das Ungewöhnliche, Frappante, das Erschütternde und Furchtbare wandte sich in der Kunst wie in der Literatur die Neigung des Zeitalters, wie denn der Franzose von Haus aus den spannenden Effect eines wild ausbrechenden Pathos, die Schneide des grell entscheidenden dramatischen Momentes mit Vorliebe und mit Geschick behandelt. Dazu kam der Reiz eines Colorits, das die Dinge in eine bisher ungekannte Gluth des Lebens zu tauchen schien, und eine Ausführung, welche durch kecken und kräftigen Auftrag und augenscheinliche Geschicklichkeit der Hand das Auge bestach. So gab es denn, außer jenen, welche aus Trieb und Anlage fest zur Ingresschen Schule oder zur idealen Richtung überhaupt hielten, bald keinen jungen Künstler mehr, der sich nicht mehr oder minder entschieden auf die Seite der Romantiker geschlagen hätte, man sah vom Ende der zwanziger bis tief in die vierziger Jahre eine Menge von immer neu ergreifenden Scenen, welche die unbändigen Leidenschaften und schweren Schicksale des Menschengeschlechts bald in mehr phantastischer, bald in mehr realistischer Auffassung behandelten. Und wählten sich die Maler einmal anspruchslosere Motive, so ging es doch ohne eine tiefere Beziehung und ohne Versuch einer genialen Eigenthümlichkeit in der Darstellung nicht ab.

Gleichzeitig mit Delacroix, aber entschieden unter seinem Einflusse ging Xavier Sigalon (1788 — 1837), ebenfalls ein Schüler Guérins, von der classischen Richtung zur romantischen über; nur daß er von jener ein sorgfältigeres Studium der menschlichen Form und — seltsamerweise — eine gewisse Vorliebe für die Stoffe der französischen Tragödie mit herübernahm. Er bildete auf diese Weise eine Art von Vermittlung zwischen beiden Schulen. Er wählte am liebsten Motive von erschütternder Wirkung und wußte ihrer Darstellung durch eine düstere Stimmung in der Composition, heftiges Leben in der Bewegung und ein tiefes, sattes Colorit den gehörigen Effect zu geben (Locusta gibt das für Britannicus bestimmte Gift dem Narciß, der dessen Wirksamkeit an einem sterbenden Sklaven beobachtet, v. Jahr 1824; Königin

Athalia läßt die Kinder aus dem Geschlechte Jehu ermorden, von 1827, beide Bilder nach Racine; ein Christus am Kreuz mit den Frauen ist in ähnlich leidenschaftlicher Weise gehalten). Sigalon, dem die Natur eine eigenthümliche und fruchtbare Phantasie versagt hatte, suchte diesen Mangel durch ein tieferes Eindringen in die Weise älterer Meister, denen er sich verwandt fühlte, zu ersetzen. Bald war Paul Veronese, bald Rubens, bald Michelangelo sein Vorbild. Wie aber der neuen Schule durchaus der Sinn für die zauberische Anmuth fehlte, mit welcher die Venetianer das Leben von seiner frohen festlichen Seite auffaßten, das zeigt des Künstlers erstes Bild (aus dem Jahre 1821), die Courtisane, bei dem ihm Giorgione und Tizian vorgeschwebt hatten. Die Courtisane (in der Kleidung des 16. Jahrhunderts) empfängt von einem vor ihr stehenden Manne ein Schmuckkästchen, während sie heimlich mit der andern Hand von einem zweiten einen Brief annimmt. Wie ist in diesem Motiv die von tiefer geheimnißvoller Leidenschaft erfüllte Beziehung, welche ein Giorgione mit wunderbarem Reize in seinen einfach zusammenstehenden Figuren auszudrücken wußte, zur flachen und ins Gemeine gezogenen Empfindung modernen Lebens verzerrt! Eher noch wußte der Maler die gewaltsame Erscheinung michel-angelesker Bewegungen nachzubilden, und die Regierung traf das Richtige, als sie ihn nach Rom schickte, das jüngste Gericht zu copiren. Es war sein letztes Werk. —

Als ein entschiedener Anhänger der romantischen Kunst und bald als ein Hauptvertreter derselben angesehen that sich Louis Boulanger hervor. Er entnimmt seine Motive gern den Dichtungen von Chateaubriand und Victor Hugo und sucht meistens die düstere Stimmung dieser romantischen Poesie in wild bewegten und eigenthümlich beleuchteten Gestalten wiederzugeben. So ist im Salon von 1861 seine „ronde du sabbat“ (nach Victor Hugo) ein tolles Gewirre von in leidenschaftlichem Tanz durcheinandergewühlten Figuren, seine „rêverie de Velléda“ ein in phantastischem, grellem Mondlichte hingestrecktes Weib. Diese Kunst vergißt, daß, um auf die Phantasie zu wirken, der Maler den Weg durch die Anschauung zu nehmen hat und daß es wohl dem Dichter bisweilen gelingen mag, den Leser mit unheimlichen, nebelhaften und grauenvollen Bildern zu beschäftigen, daß sich aber das Auge auf derlei ebenso bedeutungs- als gestaltlose Wunderlichkeiten nicht einläßt.

Man sieht: die Zahl der Maler, die als entschiedene Parteigänger der romantischen Schule angehörten, war nicht groß; dagegen gab es, wie bemerkt, unter den jüngeren Künstlern kaum Einen, der nicht irgendwie unter den Einflüssen der romantischen Anschauungsweise stand. Und dies Verhältniß hat sich selbst dann erhalten, als die moderne Kunst, indem sie sich vornehmlich der Geschichte zuwandte, in eine neue Periode trat. Nicht bloß, daß sie sich mit Vorliebe das Grauenvolle und die äußerste Spitze des dra-

matischen Momentes zum Vorwurf nahm; sondern **auch** in der **Behandlung** suchte sie sich die wirksame, lebenskräftige Weise der neuen Schule anzueignen. Zugleich war der Eigenthümlichkeit des Einzelnen voller Spielraum gegeben. Es liegt in dem Wesen der Romantik, daß sich die subjective Phantasie als die unbedingte Macht über die Dinge zeigt und die Kunst vor Allem in der genial aus dem Werke hervorblitzenden Meisterschaft der Darstellung sich bewähren will. Daher kam es, daß alle Bande der Regel und künstlerischen Bildung, alle Fäden einer stätigen Entwicklung zerrissen schienen, daß Jeder auf seine eigene Faust sich hervorzuthun suchte, und die Geschicklichkeit der Hand, die technische Virtuosität als ein selbständiges, von dem innern künstlerischen Schaffen und Dichten unabhängiges Verdienst gelten wollte. So oft die Kunst romantisch wird, hört der feste geschichtliche Zusammenhang und das gemeinsame Streben auf, und daher datirt zunächst die Zersplitterung, an der die jetzige französische Malerei leidet, und das einseitige Hervortreten einer Meisterschaft in allen äußerlichen Bedingungen, die es zwar zur täuschenden Wahrheit des Scheins gebracht hat, aber gegen den Inhalt der Anschauung und die künstlerische Bedeutung des Motivs sich gleichgültig verhält. —

Natürlich stand die neue Richtung im offenen Gegensatz zur classischen Kunst, zu den Ausläufern der David'schen Periode, die an der alten Weise noch immer mit ziemlicher Strenge festhielten. Die Bourbonen hatten die französische Akademie zu Rom wieder hergestellt; sie war die Pflanzschule des conventionellen Idealismus, und an ihre Zöglinge wandte sich meistens die Regierung mit ihren Aufträgen. Der allegorischen Plafonds im Louvre und der verschiedenen kirchlichen Arbeiten, die hierher gehören, ist schon gedacht. Vornehmlich die älteren Gemälde aus dem Anfang der zwanziger Jahre von Meynir, Langlois, Delorme und Blondel sind in einer steifen, gezierten und leblosen Idealität erstarrt, und die ausführende verschmelzende classische Behandlungsweise wird in ihnen zur charakterlosen Geleckheit. Dazu kam, daß sich meistens das gegebene Motiv zur vollen künstlerischen Erscheinung gar nicht herausbilden ließ. Ihnen nahe verwandt, aber durch ein gewisses Geschick rhythmischer, mehr phantasievoller Composition etwas bedeutender ist Abel de Pujol. Die religiöse Kunst, die größtentheils der David'schen Schule anvertraut war, konnte sich auch in den spätern Nachfolgern derselben eines Aufschwungs und einer Neubelebung nicht rühmen: die tüchtigen Leistungen kamen hier, wie wir gesehen, aus der Ingres'schen Schule. Auch ein Versuch durch Darstellungen in Fresko dem heruntergekommenen monumentalen Styl wieder aufzuhelfen, von Vinchon und Abel de Pujol in der Kirche St. Sulpice unternommen, blieb erfolglos: die eigenthümliche Kraft und gehaltvolle Einfachheit der Phantasie, welche die Freskenmalerei voraussetzt, scheint im Ganzen der Franzosen Sache nicht zu sein. Selbst die religiöse Reaction

der dreißiger Jahre blieb, wenn wir von den Wenigen absehen, die zu der vorraphaelschen Anschauungsweise zurückgingen (zu ihnen gehörte eine Zeit lang auch der früher erwähnte Emile Lignol), ohne erhebliche Wirkung. Die kirchlichen Bilder nahmen wol zu, wurden aber nicht besser: zu den älteren Malern kamen Forestier, Larivière, Vauchellet, Riesener, Caminade hinzu, ohne ein belebendes Element mitzubringen. Nur Einer tritt aus der Zahl dieser Künstler mit einer gewissen Eigenthümlichkeit hervor: Ziegler, aus der Schule von Ingres, der sich bemühte, mit dessen stylvoller Auffassung ein wärmeres Colorit und eine derbere Bewegtheit zu vereinigen. Doch wollte ihm dies nicht recht gelingen: seine Arbeiten machen sich nur durch ein anspruchsvolles Aussehen bemerklich, ohne deshalb mehr Leben und Ausdruck zu haben, als die Werke jener Akademiker.

Es ist schon die Rede davon gewesen, weshalb es mit der religiösen Kunst vorbei war; auch die jüngste Zeit hat ihr, wie wir gesehen, keine neue Seele einhauchen können. Als man in den vierziger Jahren genauer mit dem Morgenlande bekannt wurde, suchte man den biblischen Stoffen durch das Gewand und die Farbe des orientalischen Locals einen neuen Reiz und eine belebtere Erscheinung zu geben; man erreichte damit nur eine genreartige weltliche Mannigfaltigkeit und Bewegtheit, die den religiösen Inhalt des Motivs gradezu verleugnet.

Indessen wird, trotz des Gegensatzes der beiden Richtungen, doch bald eine Einwirkung der romantischen auf die classische Kunst bemerklich. Dies zeigt sich schon in den späteren allegorischen Plafonds des Louvre aus dem Ende der zwanziger Jahre. Die Maler gaben zwar das Streben nach idealer Würde der Darstellung, das sie von David überkommen hatten, nicht auf; aber sie suchten mit der hergebrachten stylisirenden Auffassung einen lebhafteren Farbenschein, eine größere Freiheit der Bewegungen, eine keckere Behandlung zu verbinden. Es sind Drolling, Heim, Fragonard, Mauzaisse, Alaux, die sich auf diese Weise einen gewissen Ruf erworben haben. Ein eigenthümlich hervortretendes Talent ist keiner von ihnen; auch Heim nicht, den man dafür hat erklären wollen. Eine so äußerliche Vermittlung ist für die Kunst nie ein Gewinn. Was jene von David hätten behalten sollen, die Kenntniß und strenge Ausführung der Form, ging bald verloren; dagegen blieb ihnen das Gespreizte der akademischen Manier, und was sie Neues sich aneigneten, beschränkte sich auf eine kokette Buntheit der Erscheinung und eine flüchtige Bravour der Darstellung, die den idealen Motiven am wenigsten anstehen.

Doch sollte eine tiefere Vermittlung, welche sich auf die Zeitströmung gründete und daher die Gegensätze wirklich in einander überführte, nicht ausbleiben. Schon oben ist bemerkt, wie die romantische Kunst nach der einen Seite hin in ihren Anfängen zur Geschichte des Mittelalters und der Renaissance

zurückging. Die Lyoner Schule hatte die Anregung gegeben. Zugleich lag es in der Natur der Sache, daß die restaurirten Bourbonen die frühere Geschichte Frankreichs, an welche sie wieder anknüpften, in ihrem Glanz und ihrer Bedeutung wollten anerkannt sehen; es galt zu zeigen, daß die Revolution und das Kaiserreich den Zusammenhang mit der Vergangenheit nicht durchschnitten hätten. Dazu kam die geschichtliche Denkweise der Zeit überhaupt. Und nun arbeiteten sich in wunderbarem Einklange Kunst und Literatur in die Hände. Augustin Thierry, dem die historische Forschung in Frankreich ihre fruchtbarste Anregung verdankt, hatte sein Interesse für die Geschichte des Mittelalters von Chateaubriands Märtyrern und W. Scott's Ivanhoe empfangen (Briefe über die französische Geschichte im Courrier français v. 1820 und Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands 1825). Seine Anschauungsweise war epochemachend. Er suchte ein lebendiges Bild der verschiedenen Perioden zu geben, indem er in seiner Darstellung durch ein charakteristisches Hervorheben des Details und durch ein tieferes Eindringen in die vergangene Denk- und Lebensart den Ton und die Localfarbe des Zeitalters zu treffen wußte. Auf dem von ihm betretenen Wege ging Guizot in seinen Vorlesungen über die Civilisation weiter (1828—29). Die Geschichte des Mittelalters trat in seiner eingehenden Ausführung zu einer fast plastischen Deutlichkeit heraus. Man kann sich denken, wie diese historischen Forschungen, welche die Vergangenheit bis in ihr äußeres Detail wieder aufbauten und zugleich in der Geschichte der Monarchie die kräftige Entwicklung des nationalen Lebens aufzeigten, den geschichtlichen Sinn belebten und mit der Kunst in anregende Wechselwirkung traten.

Zugleich war die Regierung fortwährend auf die Verherrlichung der Geschichte ihres Hauses bedacht. So ließ sie zunächst im Louvre bedeutende Momente aus der französischen Culturentwicklung darstellen, und der Herzog Philipp von Orleans vereinigte im Palais Royal eine Anzahl von Gemälden, welche die Geschichte seiner Vorfahren in einer fortlaufenden Reihe behandeln. Zwar wurden auch hierzu wieder die älteren Meister, die Nachfolger der David'schen Richtung, in Anspruch genommen (Drolling, Langlois, Bouchot, Fragonard, Rouget, Alaux, Heim, Vinchon, Gosse, Blondel, Larivière, u. s. f.); aber diese, an das reale Leben der Geschichte gewiesen, suchten nun auch um so mehr die bewegte Fülle und Bestimmtheit der Wirklichkeit in ihre Bilder zu bringen. Und dann versäumte die Regierung nicht, auch die jüngeren Talente zu beschäftigen, die mehr oder minder von der romantischen Kunst die ergreifende, farbenglühende, natürlich wahre Darstellungsweise sich aneigneten. Hierher gehören Eugène Devéria, von dem schon früher die Rede gewesen (Geburt Heinrichs IV.), Charles Steuben, der sich zwar von der Gespreiztheit einer melodramatischen Manier nicht ganz befreite, aber bedeutungsvolle geschichtliche Motive

mit lebendigem, energischem Ausdruck wiederzugeben suchte (Tell und Geßler, der Schwur auf dem Rütli, Peter der Große als Knabe und die Strelitzen, dann die Schlachten von Jvry und Wagram), Horace Vernet, auf den wir ausführlicher zurückkommen; etwas später die Brüder Alfred und Tony Johannot, die besonders auf die historische Treue des Details ausgingen und mit einem feinen Geschick für malerische Composition am liebsten Episoden aus dem ritterlichen Leben darstellten (Tony: Kindheit und Tod des Du Guesclin; Alfred: Franz I. und Karl V., Heinrich II. und seine Familie; beide auch bekannte Jllustratoren historischer Romane). Schon in diesen Meistern zeigt sich, wie das Classische und Romantische fast unmerklich in einander überzuspielen beginnen; das ideale Element sucht sich in der edlen Form und Bewegung mächtiger, bedeutungsvoller historischer Personen hervorzuthun, während andrerseits die Phantasie in der malerischen Erscheinung früherer Zeiten den Reiz des Romantischen und in der realistischen Fülle und Bestimmtheit des Details die unmittelbare Wahrheit des Lebens findet. Zudem brachte es die Darstellung des Menschen in der reichen Mannigfaltigkeit des Zeitcostüms, in der traulichen Umgebung gewohnter Dinge und Geräthe mit sich, daß der Maler in das farbige, festliche Schimmern und Scheinen der Stoffe und Waffen — das bunte Spiel einer Cultur, die noch an Pracht und Glanz ihre Freude hatte — den Zauber eines vollen und harmonischen Colorits zu legen suchte.

Indessen waren die historischen Aufgaben, welche die Regierung der Kunst stellte, nicht alle günstig. Abgesehen von allerlei Motiven, die sich weit klarer und faßlicher durch das Wort als die malerische Erscheinung ausdrücken ließen, wollte sie auch die jüngsten Ereignisse durch die bildende Kunst festgehalten sehen; allerlei friedliche Vorfälle, deren Bedeutung auf dem leeren Pomp von Ceremonien oder auch inhaltsschweren Kanzleiacten beruhte: Beides Stoffe von höchst zweifelhaftem malerischen Werth. Aber die Zeitgeschichte sollte bald einen kräftigen Aufschwung nehmen, und diesem die Kunst eine fruchtbare und wie es schien, glückliche Anregung verdanken. Der Juliaufstand griff mit der entschiedenen Bewegung der That in die matte Alltäglichkeit des Friedens ein, und aus dem derben, lebensfrischen Handeln des in die Oeffentlichkeit heraustretenden Volkes erhob sich als der Ausdruck des Nationalwillens das constitutionelle Königthum. Die verschiedenen Vorgänge des neu sich bildenden Zustandes durch die Malerei dargestellt zu sehen, mußte ebensosehr das Bewußtsein der Nation als das des Königs erheben. Und so wurde denn auch jedes, selbst das geringste Ereigniß, das auf die Ernennung Louis Philipps Bezug hatte, in Bildern von monumentalem Maßstabe verherrlicht. Allein so dankbar auch einige Motive aus dem Straßenkampfe selber für den Maler sein mochten, so zeigte sich doch gerade hier, wo die

Kunst zugleich die Bewegung eines inneren geistigen Aufschwungs auszudrücken hatte, die drückende, erlahmende Ungunst der modernen Culturformen. Selbst der Aufruhr des Volkes ließ sich nicht recht malerisch an, weil dasselbe im Ausbruch wilder Leidenschaften wie im rohen Widerstreite gegen das wesentliche Element des Zeitalters, die Bildung des Geistes, zu kämpfen schien. Aber noch schlimmer wurde die Sache, als die neue Regierung im Gefühl ihrer Volksthümlichkeit die breite Prosa ihrer halb bürgerlichen halb königlichen Existenz, alle Acte ihrer Installirung und die abstracten Einrichtungen einer neuen Friedensära durch die historische Kunst gleichsam registriren ließ. Vornehmlich waren es die obengenannten Akademiker, in deren Hände diese ehrenvollen Aufträge kamen (Larivière, Vinchon, Heim, Gosse), und es läßt sich denken, wie die portraitartigen Figuren, im officiellen Costüm und in der knappen Beziehung ceremonieller Verhandlungen festgehalten, in der Steifheit einer theatralischen Würde sich ausnehmen. Ein jüngerer Nachfolger aus der David'schen Schule Désiré Court, dessen erstes Werk (Tod Cäsar's, 1827) sein nicht gewöhnliches Talent gezeigt hatte, ist in derartigen Bildern geradezu zu Grunde gegangen. Eine spätere Zeit wird staunen, daß es der unsrigen beifiel, die Armuth und Verkehrtheit ihrer ästhetischen Erscheinung sich durch die Kunst selber bescheinigen zu lassen.

Hatte Louis Philipp mit diesen Bestellungen der historischen Kunst wenig Vorschub geleistet, so wußte er sie durch die Gründung des Museums von Versailles um so tiefer anzuregen. Er kannte seine Zeit und seine Nation. Diese, welche sich groß und sicher in dem Zustande einer geordneten Freiheit fühlte, richtete gern den Blick auf den äußeren Glanz und die innere Entwicklung ihrer Geschichte: sie schien das Höchste erreicht zu haben und sah in der Vergangenheit ihr allmäliges Emporklimmen. Was Frankreich an früheren historischen Bildern Gutes besaß, wurde vereinigt und da die großen Momente der französischen Geschichte von ihrem Beginn an in fortlaufender Reihe dargestellt werden sollten, alle älteren und jüngeren Kräfte für diese große Aufgabe beschäftigt. Und nun erst trugen die historischen Forschungen der zwanziger Jahre ihre Früchte. Die romantische, wechselvolle, thatenreiche Zeit der Merowinger und der Kreuzzüge war aufgedeckt. Dem Maler stand die Zauberwelt des ritterlichen Lebens offen. Daran schloß sich die heitere, reiche Pracht, der Glanz der Renaissance; die neue Zeit, vertreten durch die in hundert Kämpfen siegreiche Weltherrschaft Napoleon's, stand den früheren Perioden ebenbürtig zur Seite. Ein lebendiges Interesse für diese ganze Vergangenheit war geweckt, ein tieferes Verständniß aufgeschlossen, das dem Künstler unentbehrliche Detail der Culturformen aus dem Dunkel der Jahrhunderte hervorgeholt. Und indem der Maler aus der Fülle dieser Stoffe einen zur Behandlung herausnahm, fühlte er sich von vornherein von der

allgemeinen Theilnahme der Nation gehoben, er fand sich zugleich auf dem sicheren Boden der vaterländischen Geschichte, der ihn mit den darzustellenden Menschen und Dingen in ein trauliches Verhältniß brachte.

Das Zusammentreffen aller dieser Bedingungen blieb denn auch nicht ohne glücklichen Einfluß auf die Entwicklung der Kunst. Schon Anfang der dreißiger Jahre standen sich die romantische und classische Kunst nicht mehr in der alten Härte und Schroffheit gegenüber: die Bestimmtheit der Geschichte brachte beide einander näher, indem sie die eine von der nebelhaften Uebertreibung des Charakteristischen in's Häßliche, die andere von der reizlosen Trockenheit eines hohlen Ideals erlöste. Jüngere, bedeutende Talente fingen bald an vorzutreten. Zudem wirkte die malerische Erscheinung der früheren Jahrhunderte belebend auf die Kunst ein; vornehmlich ist unter den Darstellungen der Kreuzzüge manche tüchtige Leistung.

Indessen lag es in der Natur des Unternehmens, daß es doch auf die Förderung der Kunst die Wirkung nicht hatte, die man erwartete. Abgesehen von dem vielen Flüchtigen und Mittelmäßigen, das bei einer solchen Massenproduction nothwendig mit unterlief, war der Zweck der Sammlung von vornherein der Kunst nicht günstig. Es waren die ruhmvollen und folgenschweren Momente aus der französischen Geschichte darzustellen; es konnte nicht ausbleiben, daß man vornehmlich zwei Gattungen von Ereignissen behandelte: Schlachten und friedliche Versammlungen (Etats-généraux, Assemblées des Notables u. s. f). Waren jene auch malerisch, so ließ sich doch die Bedeutung des Moments (wie in dem antiken Mosaikbilde der Schlacht bei Issus durch den Kampf der die Gegensätze vertretenden Helden) nur selten zum Ausdruck bringen, und des ewigen Gemetzels wird man müde; welche Schwierigkeiten bei den Bildern neuerer Schlachten eintreten, werden wir bei Horace Vernet sehen. Bei den Versammlungen aber läßt sich in das einfache Zusammenstehen der Personen weder eine malerische Anordnung bringen, noch die Wichtigkeit der Verhandlung legen: und sucht der Maler seinen Figuren die Begeisterung und Bewegtheit der inneren Aufregung zu geben, so entstehen einige Dutzend Gesichter von ziemlich einförmigem leidenschaftlichen Ausdruck und die doppelte Anzahl in die Luft gestreckter Arme. Hätte die Gallerie nicht die ergreifenden Wechselfälle der Geschichte ausgeschlossen, in denen der Held einer Periode den Umschlag des Glückes erfährt, oder andere, in denen die Volkskraft gegen die bestehende Macht in entscheidender Spannung sich auflehnt: so hätte sich der Kunst ein vielleicht fruchtbareres Feld eröffnet. Der durch zahllose Säle fortlaufende Glanz der französischen Nation erscheint doch schließlich als ein äußeres Gepränge, in das — mit wenigen Ausnahmen — weder die Phantasie des Künstlers ein tieferes Leben hat bringen können, noch der Beschauer mit besonderer Theilnahme eingehen mag. Das Einzelne zu berücksichtigen, würde

hier zu weit führen; auch sind die Werke der bedeutenden Meister, wo von diesen selbst die Rede ist, zu erwähnen. Wie matt, wie leer und eckig sich die moderne Zeit in diesem Festgewande der Kunst ausnimmt, ist schon oben bemerkt. — Für die Vortheile, welche die historische Kunst von solchen massenhaften Bestellungen zu erwarten hat, kann Versailles ein lehrreiches Beispiel abgeben; schlimm wäre es, wenn sich von ihr auf die Lebensfähigkeit der modernen geschichtlichen Malerei überhaupt ein Schluß ziehen ließe.

Doch, wie dem auch sein mag: die historische Kunst lag in der Richtung des Zeitalters und erhielt durch die Arbeiten für Versailles die lebhafteste Anregung. Es schien, wie wenn sie aus dem Reich der Mythe auf den festen Boden der Geschichte ganz und für immer herabsteigen wollte. Und allerdings erlangte sie die Frische, Farbe und Fülle des Lebens, die früher nur Einzelne erreicht hatten, nun in einem größeren Umfange. Immer mehr und tiefer vereinigten sich die Gegensätze zu einem neuen Ganzen; mit der energischen Darstellung ergreifender, die Phantasie packender Motive begann sich nun auch die Vollendung der Form zu verbinden, welche die Ingres'sche Schule anstrebte. Große Talente traten hervor und führten die neue Kunst zu der Spitze ihrer Entwicklung.

Zunächst findet hier Horace Vernet seine Stelle. Das ideale Element tritt in ihm noch zurück: er hält sich an das Leben in seiner wirklichen Bestimmtheit, in seinen einfach menschlichen Zuständen und Empfindungen, immer aber mit der Erfüllung eines Inhaltes, der eben so sehr durch seine tiefere Beziehung das Gemüth anspricht, als vollständig in die malerische Erscheinung aufgeht. Es ist nicht die gewöhnliche, erste beste, es ist die künstlerische Wahrheit und Realität, die er sucht; fast durchweg ist in seinen Gestalten ein bestimmter Seelenzustand, der in der Situation klar und deutlich heraustritt. Freilich ist es kein tiefgehendes Pathos, keine mächtig erhöhte Empfindung des Daseins, die seine Figuren belebt; kein Adel eines großen Aufschwungs; so oft sich Vernet in Motiven von derartiger Stimmung versuchte, verfiel er im Ausdruck der bloßen Manier, in der Ausführung einer ganz oberflächlichen Virtuosität. Die Menschen, die ihm vorzugsweise gelingen, sind einfache runde Naturen, die aus ihrer Umgebung, ihrer nationalen und täglichen Bedingtheit nicht heraustreten. Daher hält sich Vernet gerne an die Gegenwart, an die malerischen Menschen des Südens und des Morgenlandes, die er aber nicht in allgemeinen Zuständen, sondern in der Bestimmtheit einer durch ihre Sitten und Gebräuche bedingten Situation auffaßt: so fehlt seinen Gestalten fast nie eine gewisse Erfüllung, seinen Compositionen das Interesse eines in das Bild eingehenden Vorganges. Insbesondere aber beschäftigt ihn das moderne Leben seiner Nation in der Bewegung, in der es allein noch malerisch erscheint und zugleich den Einzelnen auf der Folie einer großen allgemeinen

Handlung heraushebt: in der Welt des Krieges. Er war Schüler seines Vaters, und des Schlachtenmalers Gros; jener, der das Menschen- und Thiergetümmel des Kampfes mit Beachtung der strategischen Disposition (Schlacht von Marengo) ganz geschickt darzustellen wußte, war sein Vorläufer; dieser regte ihn an, mit der realistischen Lebendigkeit eine gewisse Größe des Ausdrucks, einen edeln Schwung der Bewegung zu verbinden. In der malerischen Behandlung lernte er von der romantischen Schule; er verstand es, seinen Bildern die volle, fette Farbe des Lebens zu geben und sie in einem hellen, warmen Meer von Licht und Luft schwimmen zu lassen, ohne der Bestimmtheit der einzelnen Erscheinung Eintrag zu thun. So haben seine guten Bilder eine nicht gewöhnliche Wahrheit der Wirkung: stimmungsvoll aufgefaßt, malerisch angeordnet, frisch und flott ausgeführt, wie mit einem Schlag aus der Phantasie auf die Leinwand geworfen und doch zugleich dem Leben abgelauscht. Nur erwarte man keinen tiefen Ernst der Anschauung, kein ideales Eindringen in die menschliche Form, keine Größe des künstlerischen Gedankens, nicht den Adel eines mächtigen, nur in sich ruhenden Daseins.

Seine Arbeiten sind bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit seines Talentes sehr ungleich. Den Beginn seiner Laufbahn bezeichnen einige anspruchslose, aber höchst anziehende Bilder aus dem Kriegsleben: Erinnerungen an den Glanz der Kaiserzeit mit leisem sentimentalen Anflug (Le trompette mort, soldat laboureur, Schlachtfeld von Waterloo u. s. f. Die Werke von mehr idealem Style, die größtentheils während seines italienischen Aufenthaltes entstanden, sind, wie schon bemerkt, viel schwächer, und werden von der jungen Künstlerwelt nicht mit Unrecht geradezu gering geschätzt. (Judith und Holofernes, Raphael und Michelangelo u. s. f.) Von großem Reiz sind dagegen seine Bilder aus dem Morgenlande: er ist hier ebensowohl in die Stimmung der Menschen als in die der Natur eingedrungen und versteht es, hierin einen zarten Hauch über das Ganze auszubreiten, in der Haltung, Bewegung der Figuren, dem Nebeneinander der Dinge anklingen zu lassen (der Erzähler im Kreise der Araber; der Araber nach der Bärenjagd u. s. f.) — Auch seine Schlachtenbilder — die in den dreißiger und vierziger Jahren massenweise entstanden — sind von sehr verschiedenem Werthe. Die einzelnen Vorgänge auf dem Schlachtfelde, das Thun und Leiden des künftigen Soldaten, die rührenden und erhebenden Episoden des Kampfes: das Alles ist fast durchweg vortrefflich; so auch die charakteristische Behandlung des Locals. Weniger dagegen will es ihm gelingen, in der Composition des Ganzen die Bedeutung der Begebenheit hervortreten zu lassen, und so ist er auch meistens in der Darstellung seines Helden, wo dieser den Mittelpunkt der Schlacht bildet, nicht glücklich. Das ist es übrigens, was den modernen Schlachtenmaler immer als ein hartes unflüssiges Element in der Production hemmen

wird: die bewegende Idee des Vorgangs kann nicht in schlagender Erscheinung zum Ausdruck kommen, die Größe der Helden steckt in der Lenkung der politischen Fäden und im Schlachtenplan, und beides kann der Maler nicht brauchen. — Für diesen Mangel der geschichtlichen Bedeutung boten die Kämpfe mit dem Orient wenigstens eine moralische Entschädigung. Vernet verstand sich auf die Natur und die Menschen des Morgenlandes fast ebenso, wie auf seine Soldaten, und so wußte er den Bildern aus dem afrikanischen Feldzug einen eigenen Reiz zu geben. (Einnahme der Smalah, Sturm auf Konstantine u. s. f.) Indessen sieht doch die geringe Tiefe des Inhalts aus der flüchtigen Bravour dieser immensen Gemälde ziemlich hohl und nichtssagend heraus, und man begreift von ihnen die Verachtung eines Ingres. Wäre die Kunst auf diesem Wege fortgegangen, so wäre sie zur rohen Decorationsmalerei geworden, und in dieser Beziehung ist es ein glücklicher Rückschlag, daß die Neueren in den äußeren Bedingungen der Darstellung es zur Vollendung zu bringen suchen. — Der übrigen namhaften Schlachtenmaler der Gegenwart ist schon früher gedacht.

In tieferer Weise, als Horace Vernet, und mehr der idealen Richtung zugeneigt, suchte Léon Cogniet stylvolle Auffassung und vollendete Form mit dem warmen, vollen Schein des Lebens, den die Romantiker anstrebten, zu verbinden. Nur schien ihm eine eigenthümliche Phantasie versagt zu sein, die aus der Welt der Stoffe die ihr passenden leicht und sicher herausfindet. Er war, wie Géricault und Scheffer, Guérin's Schüler gewesen; doch zeigte sich schon in seinen ersten Bildern, welche in der Anschauung noch der Weise des Meisters folgten, ein lebhafter Sinn für coloristische Wirkung. Indessen trat erst in der Episode aus dem bethlehemitischen Kindermord (1824) sein Talent selbständig hervor: es ist der spannungsvolle Moment vor der That, die Mutter, voller Furcht ihr Kind haltend, hat sich in einen Winkel geflüchtet. Die einfache Anordnung, die schöne Haltung des Weibes, der wahre Ausdruck tiefer Seelenangst dabei, die vollendete Ausführung machen eine große Wirkung. Auch in seinen geschichtlichen Bildern (Plafond im Louvre, Abmarsch der Nationalgrade in Versailles) ist bei stimmungsvollem Colorit eine nicht gewöhnliche Wahrheit des Lebens in der Form und im Ausdruck. Seinen Hauptwurf aber that Cogniet mit dem Gemälde: Tintoretto, seine todte Tochter malend (lebensgroß, 1843). Die ergreifende Beziehung des Motivs, der Adel in der Lage und Form des sanfthingestreckten Leichnams, der tiefe und zugleich gefaßte Schmerz in den Zügen des Vaters, die einfache Composition, das Seelenvolle der Auffassung: es wirkt Alles zu einem mächtigen Eindruck zusammen. Aber zugleich zeigt sich hier die Ueberreiztheit, mit der die moderne Kunst nach absonderlichem Effect sucht: der Leichnam ist, man weiß nicht woher, mit einem rosafarbnen Lichte übergossen und vereinigt in so wunderbarem

Contraste den Schein des Lebens mit dem Tode. Eine bestechende coloristische Wirkung: wie anders aber die großen Meister, die sich begnügten, ihre Gestalten, bis in die Fingerspitzen mit seelenvollem Leben erfüllt, in einem Lichte zu geben, das einfach die Situation mit sich brachte! Hier ist die Beleuchtung ein reflectirter, von außen zugebrachter und deshalb falscher Reiz. —

Wie wir gesehen, vollzog sich die Vermittlung der Gegensätze des Classischen und Romantischen allmälig in der historischen Kunst: es kam darauf an, Menschen in der Bestimmtheit des wirklichen Lebens und zugleich in der Bewegung eines großen Pathos darzustellen, das als der Inhalt ihrer eignen Brust ihre Erscheinung adelte und über das Alltägliche erhob. Indessen ließen sich diese Bedingungen auch in gewöhnlichen Lebenszuständen, in einfachen, aber vollen und ganzen Naturen vereinigt finden, wenn nur der Maler die Gabe hatte, die Menschen in dieser großen Weise zu sehen. Leopold Robert (1795—1835), mit einem tiefen Blick für das tüchtige, substantielle Leben, das die Individualität mächtig und ohne Rest bis zum Rande füllt, und daher echt malerisch ist, entdeckte in dem italienischen Volke ein Geschlecht, das sich wol so darstellen ließ: dem Künstler günstig in seiner äußern Erscheinung, ungebrochen in der Ganzheit eines einfachen, großen Naturlebens, während doch zugleich aus seiner schlichten Weise der Blitz einer tiefen bewegten Seele leuchtete. Schon vor ihm hatten zwei Maler in dem italienischen Volkstreiben verschiedene glückliche Motive gefunden und mit Erfolg behandelt: Claude Bonnefond (aus der Lyoner Schule) und Victor Schnetz (wie Robert ein Schüler Davids). Der Erstere ist über eine ziemlich oberflächliche Auffassung des bloß malerischen Reizes zeitlebens nicht hinausgekommen: dagegen hat der zweite es verstanden, tüchtige, kernhafte Menschen in Situationen darzustellen, in denen sich eine tiefere Theilnahme des Gemüths wirksam ausspricht. Schnetz hat sich in diese Naturen so eingelebt, daß auch seine historischen und religiösen Gemälde im Grunde nur Zusammenstellungen von italienischen Typen sind. Indessen war es Robert vorbehalten, den inneren Seelenadel, der aus diesen Gestalten wie verhüllt nur hervordämmert, zur künstlerischen Erscheinung herauszubilden und ihrem gewohnten Thun und Treiben als erhebende, verklärende Folie unterzulegen. Er selbst schreibt einmal einem Freunde, daß es vor Allem sein Ziel sei, ihnen Einfalt und jenen Adel wiederzugeben, der noch immer als ein Zug der Vorfahren dem Volke eigen sei.

Der Entwicklungsgang des Künstlers war schwer und langsam; die Natur hatte ihm den leichten sprudelnden Fluß des Schaffens versagt, und man hat ihn mit Recht als ein fragmentarisches Genie bezeichnet. Aber seine Laufbahn war zugleich ein fortwährender Läuterungsproceß. Auch auf ihn hatte die Romantik eingewirkt, seine ersten Bilder waren Mord- und Todes-

scenen. Doch allmälig ging ihm die racenmäßige Größe, die ideale Ursprünglichkeit des italienischen Volkes auf; er fühlte, daß der schöne classische Wurf der Gestalt den Ausdruck einer mächtigen, die einfache Existenz durchdringenden Innerlichkeit vollkommen aufnehmen könne. Mit unermüdlicher Beobachtung machte er nach den Scenen des italienischen Lebens immer neue Studien, und so sind seine kleinen Bilder alle als Vorarbeiten zu seinen größern Gemälden zu betrachten, welche die verschiedenen Daseinsformen jenes Volkes künstlerisch abschließend zusammenfassen. Auf diese Weise entstanden in steigender Linie der neapolitanische Improvisator (1825), die Rückkehr von der Madonna dell'Arco (1827), endlich als die Krone die Schnitter (1831). Ist in den beiden ersten noch ein gelinder Anklang an die etwas steife und leblose Würde der classischen Auffassung, ist besonders die Fröhlichkeit der Winzer nicht ganz in den freien Guß des natürlichen Lebens gekommen: so ist dagegen in den Schnittern die Erscheinung des wirklichen Daseins wahrhaft getränkt von der einfachen Großheit der Anschauung, die Form von der idealen Empfindung wie gesättigt. Das ist das römische Volk in dem höchsten Momente seiner Existenz, und daher im Sinne der echten Kunst ebenso wahr als stylvoll aufgefaßt; hier war für das Genre die Verbindung des Classischen und Romantischen vollzogen. Des Malers letztes Werk waren die Fischer von Chioggia: daß die tiefe Melancholie, die Robert immer mehr umspann und schließlich seinen Tod herbeiführte, wie der leise Widerschein eines verborgenen Leidens über das Bild sich legt, gibt ihm einen eigenthümlichen Zauber, ohne daß es mit den Schnittern sich messen könnte. Es hat nicht denselben großen Zug der die Natur ganz durchdringenden Seele.

Wohl verschlägt es für die geniale Auffassung nichts, daß der Künstler jede Figur genau nach dem Leben copirte und jedesmal mit ängstlicher Treue das Modell zu Rathe zog: aber in der Ausführung — ganz abgesehen davon, daß es an der vollendeten Durchbildung fehlt — ist dieser Zwang doch sichtbar geworden. In der Form ist eine gewisse Härte und Trockenheit, in der Farbe eine gewisse Armuth, und die Composition befolgt so streng die Stylgesetze, daß Vischer in seiner Aesthetik dieselben an den Bildern bis in's Einzelne nachweisen konnte. Es liegt doch in dem rhythmischen Fluß der Anordnung etwas Absichtliches, in der Form und dem Schwung der Gestalten etwas Typisches, das Einem den Eindruck des mühsamen, stockenden Schaffens macht; hier wird die fragmentarische Begabung Robert's fühlbar. Was hätte er leisten können, wenn sich ihm die Kraft leicht und voll in die ausführende Hand ergossen hätte! Scheint es doch, wie wenn gerade den talentvollsten Künstlern die Allerweltsweisheit der modernen Zeit von irgend einer Seite mit lähmender Schwere sich anhinge.

Faßte Robert seine einfachen Menschen als große, in sich vollendete Naturen auf: so sollte es nun auch mit der Darstellung geschichtlicher Motive Ernst werden, es sollte in der Erscheinung des historischen, von seinem eigenen Wollen und Schicksal bewegten Menschen ein malerisches, aber zugleich von einem tiefern Affect und Gehalt erfülltes Leben heraustreten. Nur dann kann die Kunst die der Geschichte entnommene Gestalt zur vollen Wirklichkeit herausbilden, wenn sie dieselbe mit ihrem Pathos, ihrem Thun und Leiden bis zur Fußspitze durchdringt und ihr dadurch die Macht und Wucht der bei aller Bewegtheit des Lebens in sich abgeschlossenen Existenz gibt. Was die Gestalt treibt und bewegt, muß vollkommen erscheinen, ganz sichtbar werden und doch als Seele, als innerer Trieb und Leidenschaft in ihr bleiben, mit der Helligkeit des Tages und doch ahnungsvoll aus ihr herausleuchten, herausblitzen: das Innere ergießt sich ganz in die äußere Bildung und setzt daher voraus, daß diese in ihrer Eigenthümlichkeit vollendet sei, aber es muß zugleich als tiefer, unendlicher Grund des Lebens in ihr zurückgehalten scheinen. Es war **Paul Delaroche**, der diese Darstellung des menschlichen Lebens im echt

malerischen Sinne, im wahren Sinne der Kunst austrebte und so das ideale Element mit dem romantischen und realistischen innig zu verschmelzen suchte: zur vollen Wirklichkeit mußten die Menschen und ihre Beziehung heraustreten, aber zugleich von allem Gemeinen, Zufälligen und Uebertriebenen befreit und geläutert sein, wenn in die vollendete Erscheinung der Form der tiefere Gehalt bewegend, beseelend hinausdrang und doch eben als adelnde Seele darüber schwebte.

Nur allmälig war dieses hohe Ziel zu erreichen. Delaroche, eine durchaus feine und vornehme Natur, folgte zuerst der classischen Anschauung: er war in dem Atelier von Gros gebildet und ging eine Zeitlang in den Spuren dieses Meisters. Aber er hatte neben seiner Neigung zum Idealen eine frische Empfindung für die volle Realität des Lebens, und für diese fand er in der classischen Kunst seiner Tage keine Befriedigung. Ebenso tief wie Ingres von der Würde und Bedeutung seiner Kunst durchdrungen, unterschied er sich darin von Jenem, daß es ihm vor Allem darauf ankam, durch das Auge das Gemüth des Beschauers zu ergreifen und in der vollendeten Form den Ausdruck eines ungewöhnlichen Schicksals, eines erregten Seelenzustandes zur Anschauung zu bringen. Es war die Zeit, da das Interesse an dem Aufschwung der historischen Forschungen allgemein lebendig wurde, und so erschienen ihm die Wechselfälle und Verwicklungen des menschlichen Lebens in edeln oder hervorragenden Individuen als die Wirklichkeit, an die der Maler sich zu halten habe. Vornehmlich erregten die tragischen Umschläge in den Geschicken der königlichen Häuser und ihre Kämpfe gegen die mit dem Anbruch der neuern Zeit zur Selbstständigkeit sich erhebenden Völker sein Interesse. Villemains und Guizots Werke über Cromwell und die englische Revolution hatten die Aufmerksamkeit auf die erschütternden Katastrophen der englischen Geschichte gelenkt, und in ihr fand nun Delaroche die Motive, die ebensowol seiner Natur — wenigstens einer Seite derselben — als seiner Denkweise zusagten. Er verstand seine Zeit; er begriff, so sehr ihm die wilde, nebelhafte Maßlosigkeit der romantischen Schule widerstrebte, daß diese durch die Darstellung des vernichtenden Ausschlags leidenschaftlicher Kämpfe große Wirkungen erreicht hatte. In rascher Folge entstanden: Miß Macdonald und der Prätendent, Tod der Königin Elisabeth (Salon v. 1837), Cromwell am Sarge Karls des Ersten, die Söhne Eduard's des Vierten (Salon 1831), Hinrichtung der Jane Gray (1834), Karl der Erste als Gefangener, Straffords Gang zur Hinrichtung (1837). Aus der französischen Geschichte schlossen sich diesen Werken als Darstellungen derselben Richtung an: Tod des Präsidenten Duranti (1827), Mazarin auf dem Sterbebette, Richelieu, die Edelleute de Thou und Cinq Mars die Rhone hinauf zum Tode führend (Salon v. 1831), Scene aus der Bartholomäusnacht, Ermordung des Herzogs v. Guise (1837).

Die Gemälde erwarben sich ungetheilten Beifall. Auf die einzelnen Compositionen einzugehen, würde hier zu weit führen, so interessant auch für die Kenntniß der modernen Kunst die nähere Betrachtung wäre. Zweierlei aber ist als meisterhaft an allen Bildern hervorzuheben: die Charakteristik der Personen und der Situation bis zum umgebenden Geräthe hinab und dann die ergreifende Lebendigkeit des Ausdrucks. Durch die Wahrheit der historischen Grundlage, der Sitten, des Costüms, des Locals, der natinalen Bestimmtheit, kurz des allgemeinen Bodens, auf dem der Vorgang spielt, ist der Beschauer ganz in die vergangene Zeit versetzt, ohne daß das Beiwerk sich vordrängte: die Gemälde sind fast durchweg insofern geschichtliche Sittenbilder im großen Sinne. So ist im sterbenden Mazarin die ganze Epoche geschildert, das Hofleben, die raffinirte Friedlichkeit der heimlichen Politik, die luxuriöse Pracht des 17. Jahrhunderts; in „Karl dem Ersten unter den Puritanern“ der Gegensatz des zu Grunde gehenden, aber noch immer den Adel der Erscheinung bewahrenden

Königthums zu dem kräftigen, aber rohen Schlage des sich erhebenden Volkes. Andrerseits sind, wie schon oben angedeutet, die inneren Seelenzustände in der Anordnung, den Bewegungen, den Gesichtszügen der Personen zu einer so mächtigen Wirkung herausgebildet, daß die Stimmung des Vorganges unmittelbar aus dem Bild in die Seele des Beschauers überschlägt. Zu dem Ergreifendsten gehört die Johanne Grah, die in mädchenhafter Schönheit mit halb unbewußtem Schmerz, der ihr den Kampf der Ueberwindung spart, dem Blocke sich zuneigt; mit allem Mitleide, dessen ein tüchtiger, gefaßter Mensch in einem solchen herzzerreißenden Momente fähig ist, steht ihr der alte Sir Thomas Bridge bei, selbst über die prächtige Gestalt des Henkers zuckt, wenn auch kaum merkbar, die Theilnahme, die Begleiterinnen hat der Jammer gebrochen. Man kann über die Wahl des Momentes rechten, der der rein materiellen Entscheidung zu nahe ist, aber der Weise, wie ihn der Künstler ausgedrückt hat, kann sich die Empfindung nicht verschließen. Nicht minder wirkungsvoll ist der Tod des Herzogs von Guise: die imposante Natürlichkeit des hingestreckten Leichnams im Gegensatz zum feigen, ängstlich-leise eintretenden König, zwischen beiden mit rücksichtsloser Derbheit auf die vollbrachte That deutend die energischen Gestalten der Mörder. Mißlungen ist dagegen der Cromwell am Sarge Karls: in des Mannes tiefgefurchten, ruhigen Zügen ist das Räthsel seines Gedankens nicht gelöst, auch nicht die durchschlagende Kraft herber, gewissenloser Entschlossenheit ausgedrückt. Damit ist die Wirkung des großen Contrastes verloren: das Bild ist ein Mann in Reiterstiefeln, der einen Sarg öffnet. Auf die malerische Anordnung der Bilder, auf die Vollendung des menschlichen Baus in Form und Bewegung, die den Körper als ganz lebendiges und zugleich edel gebildetes Organ des Geistes erscheinen läßt, kommen wir nicht zurück, da ebendies als die Bedingung einer Kunst vorausgesetzt ist, die wirkliches und von der Seele ganz durchdrungenes Leben darstellen will.*)

Indessen fällt bei allen diesen Vorzügen zweierlei auf. Zunächst: einerseits gibt Delaroche vortrefflich die allgemeine Physiognomie der Epoche, das Sittenbildliche, den Hintergrund der äußern Lebensformen; andrerseits hebt er von diesem Grunde die einzelnen Gestalten mit ihrem individuellen Thun und Leiden, mit dem Gepräge ihrer Empfindungen und Leidenschaften ab. Wo bleibt die Vermittlung zwischen beiden, die tiefere geschichtliche Beziehung der Einzelnen zum Ganzen, der eigentliche geschichtliche Moment, der in dem Zusammenstoß der Gegensätze eine neue Wendung der Dinge begründet? Die Darstellung einer solchen Handlung, das ist es doch wohl, was man von der historischen Malerei verlangt. War dazu das Talent des Malers nicht geeignet oder glaubte er einzusehen, da er mit hellem Bewußtsein ebenso viel über seine Kunst wie über das ästhetische Bedürfniß seiner Zeit nachdachte, daß diese Aufgabe der Malerei nicht tauge? Liegt, mit einem Worte, jene Auffassung in den Grenzen der Malerei überhaupt oder lag sie nur in den Schranken seiner Begabung? —

Und dann: seine Motive sind fast immer erschütternde, vernichtende Katastrophen, der Untergang eines edeln Individuums durch eine Verkettung von Schuld und Schicksal — die außerhalb des Bildes liegt; daher bleibt für den Beschauer die Versöhnung aus, das Bild ist eine unaufgelöste Dissonanz. Mit den Schicksalsschlägen der Geschichte ist es eben ein ganz an-

*) Von großer Wirkung sind auch zwei portraitartige Darstellungen Napoleons: die eine, wie er über den Bernhard reitet, die andere, der Kaiser nach der Abdankung in Fontainebleau. Sie geben ganz die reale Bestimmtheit der äußeren Existenz (Delaroche nahm seinen eigenen Kopf zum Modell), der Ausdruck ist beide Male der Situation genau angemessen, aber nur um so mächtiger wirkt die innere Größe des Mannes, die aus der Erscheinung offen und doch wieder zusammengehalten herausleuchtet. Interessant ist die Vergleichung mit den Kaiserbildern Davids und seiner Schüler.

derer Fall als mit den Passionsscenen und Leiden der Märtyrer, wo der Beschauer die Versöhnung als den Glaubensinhalt seines Busens gleich mitbrachte. Zum Theil wol stand Delaroche mit jenen Bildern auf dem Boden der Romantik, auch er wollte durch das Furchtbare, tief Unglückliche das Gemüth erschüttern. Der unendlich bange Moment vor dem verhängnißvollen Schlag, die grauenhafte folgenschwere Schwüle des unmittelbaren Nachher: diese Stimmungen waren es doch, die für ihn selber einen großen Reiz hatten. Noch in späterer Zeit, da er sich lieber mit ruhigen, idealen Motiven beschäftigte, kehrte er bisweilen zu ergreifenden Vorwürfen zurück; im J. 51 malte er Maria Antoinette nach ihrer Verurtheilung, im Contrast einer stolzen, ein unerhörtes Leiden gefaßt und vornehm tragenden Natur mit der gewöhnlichen Stumpfheit, Leidenschaftlichkeit, mitleidigen Neugierde der umgebenden Menge; im J. 56 die Girondisten, die zur Hinrichtung abgerufen werden. Allein wird sich die Malerei überhaupt, sobald sie sich zur Geschichte wendet, nicht immer an die tragischen Momente halten? Sie muß den allgemeinen Vorgang, die zum Ereigniß sich zuspitzende Beziehung der Zustände in Individuen zusammenfassen und das Individuum, das eine Idee vertritt und mit dieser sich durchsetzen will, geräth in eine Collision mit andern Mächten, in der es als Einzelnes zu Grunde geht. Und nur in dieser Collision geht die Weite des Sich-Begebens in den Rahmen eines anschaulichen Ganzen zusammen. Ceremonien und Staatsactionen sind keine Vorwürfe für den echten Künstler. Also leitete sich die Richtung auf das Furchtbare wol aus der Eigenthümlichkeit des Malers her, aber doch auch aus dem Wesen der geschichtlichen Malerei? Und um diese Fragen mit der obigen zu verbinden, so wäre die Darstellung des von den Ereignissen ergriffenen und auf sie rückwirkenden Individuums eher Sache der bildenden Kunst, als die Spannung der Gegensätze selber, als die reiche dramatische Beziehung einer ganzen Welt von Menschen und Interessen? Delaroche hätte also, was seiner Zeit frommt und zukommt, richtig begriffen und seine Auffassung der Geschichte läge im Geiste der gegenwärtigen Kunst? Diese Bedenken über die moderne historische Malerei haben absichtlich die Form von Fragen und mögen, bis die Kunst selber einen neuen Beitrag zur Antwort liefert, als Fragezeichen stehen bleiben.

Was Delaroche betrifft, so kam eine Zeit, wo er der Gifte und Dolche, wie er sich selber ausdrückte, müde wurde. Wie vielleicht kein Künstler vor ihm, hatte er bei seinem Eindringen den Lauf seines Zeitalters und der Kunst bis in seine geheimsten Gänge verfolgt, um, was in der Tiefe verborgen lag und an den Tag hinauswollte, zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht ist mit einem großen Naturtalent nie so eng die reflectirende Selbstbestimmung verbunden gewesen, die der schaffenden Phantasie auf Schritt und Tritt folgt, ja nicht selten vorangeht und den Weg zeigt. Aber zugleich führte ihn der ideale, vornehme Zug, der in seinem Wesen lag, immer wieder auf das Maaß des Schönen zurück, und so ist auch selbst in der Darstellung des Furchtbaren die versöhnende, beruhigende Grenze der edeln Form, in der kräftigen Herausbildung zur Wirklichkeit, die auch in der Bestimmtheit der Farbe eine große Wahrheit erreicht, die Schranke der künstlerischen Auffassung und Vollendung. Und mit den Jahren führte ihn der Ernst eines unablässigen Strebens, der ihm eigen war, immer mehr zu der letzteren, zu der Idealität der Anschauung und Behandlung. Schon früher war hie und da diese Richtung zum Durchbruch gekommen (Passionsscenen, die heilige Amalia, heilige Cäcilia); das monumentale Bild im Hémycycle der école des beaux-arts (1837—41) bezeichnet den Wendepunkt. Der Raum zwingt uns zu einer nur flüchtigen Besprechung. Die Aufgabe war eine Versammlung der großen Künstler aller Zeiten, die der Preisvertheilung als Vorbilder gleichsam beiwohnen; wir setzen die Anordnung als bekannt voraus. Delaroche strebte hier die ideale Anschauung mit

dem Bilde des realen Lebens sowol dem Inhalt als der Form nach zu verbinden; die im antiken Geiste dargestellten Künstler der alten Zeit, die ideal gehaltenen und in ihrer Erscheinung selber — nicht durch Attribute — charakterisirten Vertreterinnen der Kunstepochen in der Mitte, rechts und links die Künstler des Mittelalters und der Renaissance in leise bewegten Gruppen, in wirklicher portraitartiger Bestimmtheit und doch zugleich die einzelnen Meister und Schulen mit einem Anklang an die Eigenthümlichkeit ihrer eigenen Kunstweise behandelt; alle aber in dem gipfelnden Momente ihres Daseins, erhöht über die Erdenschwere der gewöhnlichen Realität, dem Ausdruck wie der Form nach aufgefaßt. In der äußerlichen Zusammenstellung der antiken Figuren und der Menschen der neuen Zeit ist freilich keine Durchbildung der beiden Elemente, die Composition ist in dem bloßen Nebeneinander ein Räthsel und daher mißlungen zu nennen. Aber von höchster Meisterschaft ist die Darstellung der Künstler, welche beide Seiten einnehmen, und unübertrefflich die monumentale Aufgabe insofern gelöst, als die Figuren zu wirklicher Gegenwart von der Wand sich loslösen und in ihrer edeln großen Bildung in den Raum hinaustreten; in eben dem Sinne ist die herrliche Gestalt zu nehmen, welche die Kränze in die Versammlung hinauswirft. Das ist freilich Effect, aber ein Effect, der hier am Platze ist; ein vollendeter Realismus, da die Gestalten buchstäblich zu leben scheinen, und doch wieder ideale Kunst, da sie in das heitere stille Reich der „von der Angst des Irdischen" erlösten Schönheit erhoben sind.

Nach der Vollendung des Werkes ging Delaroche zur Vorbereitung für kirchliche Malereien, die indessen nicht ausgeführt wurden, nach Italien. Dort vollzog sich seine Umkehr zur idealen Darstellungsweise. Es entstanden eine Anzahl heiliger Familien, die römischen Pilger; und von nun an ging er mehr einer stillen elegischen Stimmung und dem Reiz der Linie nach. Bei vortrefflicher Ausführung fehlt den Sachen doch die Frische und Fülle, das naive Leben. Hier wird fühlbar, woran es dem großen Talente im Grunde gebrach: der Mangel an instinktiver Naturmacht der Phantasie, an unbewußter Innigkeit der Empfindung. Daher in manchen seiner Bilder eine kleinliche Feinheit der Auffassung, ein raffinirtes Verwenden aller Mittel (wie in der Marie Antoinette der Contrast der doppelten Beleuchtung), die zur Wirkung beitragen können. Er schöpfte nicht aus dem Vollen und je einfacher das Motiv ist, umsomehr setzt die Darstellung eine sprudelnde, überquellende Phantasie, eine erfüllte Brust voraus. Wenn sich auch Delaroche vom Romantischen zum Idealen hinneigte und zwischen beiden im glücklichen Falle die Wage hielt: jene ergreifenden Resultate menschlicher Verwicklungen waren doch mehr seine Sache.

Delaroche war zu seiner Zeit gefeiert, wie Keiner; selbst Ingres hatte ihm weichen müssen. Die Meisterschaft in allen Mitteln der Darstellung, die feine Vollendung, die er seinen Werken gab, und die nichts Rohes, Unverarbeitetes, Herbes zurückließ und ebenso sehr der flüchtigen Bravour entgegen war, die immer durchgebildete, maßvoll dem Gegenstand angepaßte, bald kräftige, bald zarte Behandlung des Malerischen, endlich das krystallhelle Bewußtsein, mit dem er den Bedürfnissen seiner Zeit sowol als der künstlerischen Arbeit bis in ihre geheimsten Fäden nachspürte: das Alles befähigte ihn vorzugsweise, eine große Schule zu bilden. Und innerhalb der modernen Malerei schloß er eine Periode ab, um eine neue zu eröffnen, und es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß sich um einen solchen Mittelpunkt die Mehrzahl tüchtiger junger Kräfte sammelt. —

Berliner Briefe.

27. Octbr.

Von hiesigen Stimmungen und Zuständen wünschen Sie etwas zu erfahren. Worüber kann man in diesem Augenblick aus der preußischen Hauptstadt schreiben, als von der Krönung und von den Einzugsfeierlichkeiten? Jetzt, nachdem der Festesjubel verrauscht ist, fragt man sich, was denn eigentlich geschehen sei, und ob der Vorgang überhaupt irgend eine bleibende Bedeutung habe.

Daß die Krönung staatsrechtlich ein ganz gleichgültiger Act ist, darüber täuscht sich hier natürlich Niemand, der sich nicht absichtlich täuschen will. In dem Augenblick, als Friedrich Wilhelm der Vierte zu Sanssouci starb, war der Verfassungs-Urkunde gemäß der Prinz-Regent, welcher bis dahin im Namen seines Bruders die dem Könige zustehende Gewalt ausgeübt hatte, König aus eigener Machtvollkommenheit geworden. Nicht das Mindeste konnte die Krönung den Rechten oder der Macht, welche der König seit dem 2. Januar d. J. besitzt, hinzufügen. Die Pflichten der Treue und des Gehorsams, zu denen das Land dem Könige verbunden ist, hatte es durch ein feierliches Gelübde anerkannt, als die Mitglieder der beiden Häuser des Landtages vor dem Könige persönlich den Eid der Treue leisteten. Weiter war staatsrechtlich nichts erforderlich. Die Krönung ist nichts als ein gemüthlicher Act, in welchem der Landesherr in dem vollen Glanze seiner königlichen Gewalt seinem Volke persönlich gegenübertritt. Gegenseitige Rechte und Pflichten werden dadurch nicht begründet; auch nicht durch die Weihe der Kirche. Diese mag einem frommen Gemüthe ein religiöses Bedürfniß sein; wie die kirchliche Einsegnung auch noch von Eheleuten begehrt zu werden pflegt, welche bereits bürgerlich so vollkommen rechtskräftig getraut sind, daß das Band nicht fester geknüpft werden, sondern nur noch eine gewisse Weihe empfangen kann, deren Bedeutung aber lediglich von der subjectiven Auffassung der Betheiligten abhängt.

Für uns also hat die Krönung vorzugsweise eine gemüthliche Bedeutung; — und daß dies die vorherrschende Auffassung im Lande ist, hat der Verlauf der Sache deutlich genug gezeigt. Als die beiden Kammern am 14. Januar im Weißen Saale dem Könige den Eid der Treue leisteten, wurde das ernste und bedeutungsvolle Geschäft, wie es sich für eine so wichtige Handlung ziemte, ohne unnöthigen Prunk in den nüchternsten und knappsten Formen abgemacht. Zudem verbot damals die noch frische Trauer um den Tod des königlichen Bruders jede glänzende und lärmende Festlichkeit. Im Gegensatz dazu war es richtig, daß bei dem weniger ernsten und weniger bedeutenden Act der Krönung sich der volle Glanz des Königthums entfaltete. Das preußische Volk aber hat bei dieser Gelegenheit zeigen wollen, daß es von einer eminent königlichen Gesinnung erfüllt ist. Wie auch sonst die Gegensätze in diesem Lande auseinandergehen mögen, in der festen Anhänglichkeit an den König sind alle Parteien einig; und wenn die Junker und Pfaffen sich vorzugsweise die königliche Partei zu nennen lieben, so hat der liberale Kern der Bevölkerung diese Prätension gründlich widerlegt und hat im Gegentheil gezeigt, daß Niemand es sich in der Treue und Liebe zum Könige will zuvorthun lassen. Zumal zu diesem Könige, welcher aus freiem Antriebe das Land von der Schmach der Manteuffel'schen Regierung befreit und die Grundsätze der Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Verfassungstreue wieder zur Geltung gebracht hatte. Darum drängte man sich von allen Seiten, dem Herzen des Königs wohlzuthun; darum war es der Ausdruck der innersten Gesinnung der gesammten Bevölkerung, daß die Hauptstadt Wochen lang sich die unsäglichsten Mühen nicht verdrießen ließ, um uns am Tage

des Einzugs im festlichen Gewande zu erscheinen. Dieser volksthümliche Charakter des Krönungsfestes würde noch deutlicher hervorgetreten sein, wenn das Ceremoniell in Königsberg etwas weniger byzantinisch gewesen wäre.

Aber — so rufen uns unsere Freunde aus dem übrigen Deutschland zu — man kann doch des Guten zu viel thun. Man scheint zu fürchten, daß wir uns im Loyalitätseifer etwas übernommen und dabei gewissermaßen das Gleichgewicht verloren hätten. All der Jubel — sagt man uns — wäre in der Ordnung gewesen, wenn es nicht eine bloße leere Ceremonie, wenn es ein wahres Krönungsfest von reeller Bedeutung gewesen wäre, wenn König Wilhelm sich nicht die preußische Königskrone, die er schon hatte, sondern die deutsche Kaiserkrone aufgesetzt hätte, welche sein Vorgänger im Jahre 1849 ausschlug. Ja freilich, dann wäre die Krönung eine große geschichtliche Thatsache gewesen, deren speciellen Hergang man noch in kommenden Jahrhunderten sich eifrigst vergegenwärtigen würde; — während jetzt das Einzelne der Königsberger Krönung höchstens für Herrn von Malortie und seine Nachfolger von Interesse sein kann.

Das ist uns auch hier vollkommen klar. Sie fragen, wie es denn möglich war, daß ein so bedeutungsloser Act ein ganzes Land in eine Art von Festesrausch versetzte. Man muß sich, um das zu verstehen, den Verlauf der Sache vergegenwärtigen. Anfangs drohte das Gespenst der Erbhuldigung. Es war ein fein angelegter Plan der feudalen Camarilla, durch das Wiederaufleben der ständischen Huldigung das todtgeglaubte System der ständischen Monarchie aus dem Grabe zu erwecken und dem constitutionellen Staatsrecht einen tödtlichen Streich zu versetzen. Dem geraden, am Ueberlieferten gern festhaltenden Sinn des Königs hatte man vorgeschwindelt, daß die Erbhuldigung ein seit der Gründung der preußischen Krone überliefertes ehrwürdiges Herkommen sei. Daß dies keinen Sinn mehr hat, seit die Verfassungsurkunde besteht, daß an die Stelle der Huldigung der einzelnen Stände und der einzelnen Provinzen die Eidesleistung der Vertreter der ganzen Monarchie getreten ist, suchte man absichtlich zu verdunkeln. Es war über diese Frage im Sommer, Ende Juni, zu einer förmlichen Ministerkrisis gekommen. Nach langem Schwanken wurde im Anfang Juli die Krönung beschlossen. Diese war also ein Sieg des constitutionellen Staats über die feudal-absolutistischen Trümmer. Die Kreuzzeitung, welche gehofft hatte, das Ministerium werde über die Frage der Erbhuldigung stürzen, verlor vor Wuth vollkommen die Fassung, als der König sich für die Krönung entschied. Schon dies war Grund genug, die Krönung von vornherein populär zu machen. — Gleich darauf folgte in Baden jenes wahnwitzige Attentat eines thörichten Knaben; — es war eine natürliche und gerechte Empfindung, daß, als jetzt der König nach längerer Abwesenheit in sein Land zurückkehrte, das Volk die Gelegenheit des Krönungsfestes benutzen wollte, um seine Freude über die Rettung des geliebten Herrn recht laut und einmüthig auszudrücken. Diese Freude war um so gerechtfertigter, weil der König auch nach einem solchen Vorfalle, der schon oft die klarsten Geister getrübt hat, seine Besonnenheit und Unbefangenheit bewahrte; so daß die Manövers der Kreuzzeitung, welche auch dieses Ereigniß für ihre Zwecke auszubeuten suchte, wirkungslos zu Boden fielen.

Alle diese Momente wirkten zusammen, um dem Krönungsfeste eine allgemeine gehobene Feststimmung entgegenzutragen; in dem allgemeinen Jubel hat man gar nicht einmal beachtet, daß unter lauter lebendigen Gestalten und unter Vertretern von wirklich existirenden Mächten sich in Königsberg auch ein Gespenst — der Fürst Carini, als Vertreter des früheren Königs von Neapel — befunden hat.

Jetzt sind die Feste vorüber, und wir kehren wieder zu ernsten Geschäften zurück. Das Nächste, was vor uns liegt, sind die Wahlen. Sie werden uns laut genug zu einer nüchternen Betrachtung der Dinge auffordern. Ohnehin ist es ein ganz natürlicher Proceß, daß auf den Rausch die Nüchternheit folgt. Auf einen allzu heftigen Rausch folgt auch wohl ein Katzenjammer. Ob das bei uns der Fall sein wird? Freund und Feind haben es uns prophezeit. Sie begründen ihre üblen

Vorhersagungen durch einige Aeußerungen in den Königsberger Reden des Königs. Es wird daher wol gestattet sein, hier noch mit wenigen Worten zu sagen, wie man hier im Allgemeinen über diesen Punkt denkt.

Niemand wird behaupten wollen, daß die Königsberger Reden dazu geeignet waren, die Festesfreude zu erhöhen oder zu verallgemeinern. Aber eben so wenig fand man in ihnen eine besondere Ursache, weshalb man sich in seiner Freude stören lassen sollte. Man fing hier erst dann an, sich die Reden mit größerer Aufmerksamkeit anzusehen, als der Widerhall, den sie in fremden Zeitungen hervorgerufen, zu uns zurücktönte. Die Mehrzahl der englischen Blätter, die Times in erster Reihe, sprach sich mit einer Grobheit aus, welche wir bedauern, weil dadurch die Annäherung, die doch einmal wieder eintreten muß, erschwert wird. Die französischen Zeitungen waren verwundert und überrascht, weil die Eindrücke, welche sie von Königsberg empfingen, nicht dem Bilde entsprachen, das sie sich von der in Preußen herrschenden liberalen Richtung gemacht hatten. Die östreichische Presse suchte mit unverhohlener Schadenfreude diese Gelegenheit auszubeuten, um weidlich gegen Preußen loszuziehen und höhnisch zu fragen, ob denn dies der Staat sei, von dem die liberalen und nationalen Kreise in Deutschland ihr Heil erwarten. Allen solchen Stimmen gegenüber müssen wir dagegen protestiren, daß den Königsberger Reden eine solche Bedeutung beigelegt wird. In Königsberg handelte es sich gar nicht darum, unsere Staatsverfassung festzusetzen oder zu interpretiren. Die unmittelbar nach dem Krönungsacte gehaltene Thronrede, auf welche doch ohne Zweifel am meisten ankommt, enthält eine wiederholte und starke Betonung des Satzes, daß Preußens Könige ihre Krone von Gottes Gnaden tragen. Ob es nothwendig war, diesen Satz, den Niemand bestreitet, so stark hervorzuheben, lassen wir dahingestellt. Aber wir bestreiten, daß der Satz eine schädliche oder gefährliche Theorie enthalte. An und für sich enthält das „Dei gratia" oder „von Gottes Gnaden" nichts als ein demüthiges Bekenntniß der Abhängigkeit von Gott. Soll es außerdem noch einen staatsrechtlichen Sinn haben, so ist es jedenfalls ein großer Irrthum, zu behaupten, daß damit die absolute unumschränkte Gewalt des Königs angedeutet werde. Denn auch die constitutionellen Fürsten nennen sich „von Gottes Gnaden". Hat dieser Ausdruck eine bestimmte Bedeutung, so kann es nur die sein, daß der Träger einer Krone von Gottes Gnaden außer Gott Niemanden über sich erkennt; daß er seine Krone von Niemandem zu Lehn trägt, mit einem Worte, daß er souverän ist. Aber die souveräne Gewalt ist weit verschieden von der absoluten Gewalt. König Wilhelm ist Souverän von Gottes Gnaden; aber daß er nicht absolut ist, sagt er in derselben Rede, wo er erklärt, „auf dem Wege beschworener Rechte" wandeln zu wollen. Noch weniger lassen wir uns dadurch irre machen, daß der König am 17. October davon gesprochen hat, die Stände hätten ihm zu „rathen". Der genaue Wortlaut dieser Rede ist gar nicht einmal bekannt. Dagegen halten wir uns daran, daß in der officiellen Thronrede von dem „Wege beschworener Rechte" die Rede ist. Zu den beschworenen Rechten gehört die Verfassung. Nach der Verfassung haben die Kammern in der Gesetzgebung und Steuerbewilligung beschließende Stimmen. Wenn dennoch der König gelegentlich in einer Ansprache die Kammern als „Rathgeber" bezeichnet hat, so meinen wir, daß man in festlicher Stimmung die Worte nicht immer mit der Goldwage wägt. Anders können wir diese Aeußerung deshalb nicht auffassen, weil wir in die Redlichkeit und in die Einsicht des Königs das vollste Vertrauen setzen.

P.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Die neun Bände sind nun abgeschlossen, und die Leser der Grenzboten würden unzufrieden sein, wenn über den Gesammteindruck des Romans hier nicht ein Bericht abgestattet würde. Man erwarte aber nicht eine Erzählung des Inhalts; sie wäre geradezu unmöglich. Die unendlich vielen Figuren, die trotz der Verschiedenheit ihres Costüms einander zum Theil bis zum Verwechseln ähnlich sehen, die unzähligen Begebenheiten, von denen eine die andere drängt und verwirrt, die ohne Zusammenhang in einander verlaufen, deren Fäden der Verfasser alle Augenblicke fallen läßt ohne sie wieder aufzunehmen, diese beständigen unmotivirten und resultatlosen Wandlungen der Charaktere, Ueberzeugungen und Situationen, das Alles hinterläßt in der Phantasie und dem Gedächtniß ein so wüstes und chaotisches Bild, daß es dem geübtesten Criminalisten, der an die verwickeltsten Rechtsfälle gewöhnt ist, unmöglich fallen würde, darüber zu berichten.

Desto bestimmter ist der Eindruck, den das Ganze macht. Ueber die widerlichen Dinge, welche der erste Band enthält, ist bereits das Nöthige gesagt worden. Es fehlt auch in den folgenden Bänden nicht daran, doch treten sie bei weitem zurück, und man empfängt eher den Eindruck eintöniger, gleichgültiger, zweckloser Erfindungen, als daß man mit einer gewissen Neugier auf eine Ueberbietung der Häßlichkeit durch die andere die Aufmerksamkeit spannte. Mit einem Wort, wenn der erste Band uns durch seinen Inhalt abstößt, aber doch ein gewisses Interesse erweckt, so sind die folgenden überwiegend langweilig.

Dennoch möchte ich, wenn ich den „Zauberer von Rom“ mit den „Rittern vom Geist“ vergleiche, im Ganzen dem erstern den Vorzug geben. Als Kunstwerk betrachtet, ist er werthlos, aber es sind Studien darin, die zu einem interessanten Gemälde hätten verwerthet werden können, wenn der Verfasser diese Details zu beherrschen und sie einem künstlerischen Plan unterzuordnen verstanden hätte.

Das Vorbild, welches Gutzkow bewußt oder unbewußt bei beiden Romanen vorgeleuchtet hat, ist Eugen Sue: die „Mysterien von Paris“, der „Ewige

Jude", die „Memoiren eines Kammerdieners." Wie der französische Dichter, hat auch Gutzkow eine breite Masse von einzelnen Erfindungen zusammengestellt, die nicht durch ihre innere Beziehung auf einander, sondern durch einen ideellen Rahmen sowie durch eine durchgehende lyrische Grundstimmung zusammengehalten werden.

Dieser Rahmen war bei den „Rittern vom Geist" die deutsche Reaction des Jahres 1850, die lyrische Grundstimmung das dieser Reaction gegenübertretende Gefühl, daß in irgend einer unbestimmten Zukunft Alles anders und besser werden müsse. Wenn man den Roman heute noch läse, so würde man wol allgemein ein Satire gegen die Demokratie darin finden; denn diejenigen politischen Zustände, welche der Verfasser selbst als schlecht und unhaltbar empfindet, werden nur obenhin skizzirt, und die Figuren, welche ihnen als Träger dienen, wie der Justizrath Schlurk u. s. w., gehören keiner bestimmten Zeit an; man findet sie in den Komödien und Romanen des vorigen Jahrhunderts wie heute. Dagegen sind die Ritter vom Geist, die Männer der Zukunft, aus deren geheimem Zusammenwirken ein besserer Zustand für Deutschland hervorgehen soll, mit allen ihren Gedanken und Empfindungen sehr ausführlich dargestellt, und der unbefangene Leser empfängt den Eindruck, daß nicht in ihren Gegnern, sondern in ihnen die Krankheit der Zeit sich offenbart. Denn sie gehn nicht etwa von einem bestimmten, sachgemäßen Willen, von einer politischen Ueberzeugung aus; sie suchen nur ihre eigenen subjectiven Stimmungen gegenseitig zu steigern und sich dadurch über die Menge zu erheben. Der Bund, den sie schließen, ist nicht eine Parteibildung zur Anbahnung und Durchführung politischer Reformen, sondern eine Coterie schöner Geister, sich gegenseitig zu hegen und zu fördern. Dieser Referendarius, der an der Spitze steht, diese Maler, Belletristen, Berliner Proletarier u. s. w., die unter sich durch Nichts zusammenhängen, als durch das Bewußtsein großer Velleitäten, sind den bestehenden Zuständen gegenüber, so schlecht sie auch sein mögen, entschieden im Unrecht, denn es sind durchweg Weichlinge, deren Kopf und Herz mit jeder volltönenden Phrase durchgeht, und die weder eines starken Willens noch eines bestimmten Urtheils fähig sind, weil sie in ihrer Zerstreutheit keinen Gedanken rein ausdenken, in ihrer Empfindsamkeit kein Gefühl voll ausströmen, in der ausschließlichen Beschäftigung mit der eigenen Seelenstimmung keiner Sache eine eingehende Aufmerksamkeit und eine concentrirte Willensthätigkeit widmen können.

Betrachtet man die Darstellung blos als Conterfey der Zeit, so liegt eine gewisse Wahrheit darin. Solche Individuen gab es damals in hinreichender Anzahl, und da die Zeit mehr für Phrasen und für Rhetorik gemacht war als für eine kräftige That, so spielten sie eine nicht unerhebliche Rolle. Berauscht von ihrer eigenen Stimmung und von der Stimmung der sie umge-

benden Menge, ließen sie ihre Reden über den allgemeinen Völkerfrühling und über die höhere Zukunft der Menschheit lebhaft ausklingen, und freuten sich, wenn das Publicum ihnen lauten Beifall rief. Ging dann der Beifall in gesetzwidrige Thätigkeit über, so überkam sie wieder die Besonnenheit, und sie sahen ein, daß sie für ihre Ideen, für welche das Jahrhundert noch nicht ganz reif sei, besser aus der Ferne wirken könnten, wohin sie sich denn auch zurückzogen. Wer das Tagebuch Ludwig Simons gelesen hat, wird zugeben müssen, daß die „Ritter vom Geist" keine leere Erfindung waren.

Das Eigenthümliche an der Sache lag nur darin, daß die Schilderung von einem Ihresgleichen herrührte, daß sie von Bewunderung und Mitgefühl getränkt war. Trotz der seltsam unbewußten Ironie, daß die Ritter vom Geist selbst durch einen aus ihrer Mitte, der zur Regierung kam, auf die unverantwortlichste Weise maltraitirt wurden, und daß von jedem von ihnen, sobald er in eine ähnliche Lage gestellt wurde, das Nämliche zu erwarten stand, wurde doch dies geistreiche, schönrednerische Ritterthum als der Kern der Zukunft gefeiert. Die lebhafte Befriedigung, welche die Gleichgesinnten empfinden mußten, wenn sie ihr Portrait in einem solchen Verschönerungsspiegel fanden, läßt sich leicht ermessen.

Von dem großen Kampf, welcher allen Wirren unserer Zeit zum Grunde liegt, von dem Kampf der bürgerlichen gegen die adlige Gesinnung, war in dem ganzen Buch keine Rede. Das Bürgerthum, mit seiner soliden, sicher vorwärts schreitenden Arbeit, das unaufhaltsam in die Lücken des alten, immer morscher werdenden Staatslebens eindringt, das nicht blos nach jedem Sieg, sondern nach jeder Niederlage einen Fuß breit Landes weiter gewinnt, und darum mit Nothwendigkeit das Werk der Geschichte vollführt, hatte keinen Vertreter gefunden; wo es erwähnt wurde, geschah es mit Achselzucken, wie man es von „Rittern" voraussetzen durfte, denen es neben dem Geist und der Beredsamkeit auch auf lackirte Stiefeln und parfümirte Visitenkarten ankam.

Wenn Gutzkow diesen Roman aus seinen eigenen Empfindungen herausschreiben konnte, ohne sich um die wirklichen Zustände viel zu kümmern, so stellte er sich bei seinem nächsten Werke die für sein Talent ungleich günstigere Aufgabe, sich in einen ihm fremden Stoff zu vertiefen, und basirte das Interesse desselben auf massenhafte Beobachtung des Details. Der „Zauberer von Rom" ist der Papst, und der Zweck dieser neun starken Bände ein Gesammtbild der katholischen Kirche in Deutschland und Italien von den Kölner Wirren an bis auf unsere Zeit. Gutzkow läßt die Geschichte, die nur durch die verschiedenen Persönlichkeiten zusammenhängt, in allen möglichen Theilen des westlichen und südlichen Deutschlands spielen, und bemüht sich überall, die Personen und Sachen so zu charakterisiren, wie sie ihm seine Reisen gezeigt haben. Was an dem Buch zu loben ist, bezieht sich lediglich auf dies reali-

stische Talent. Für kleine Schwächen der Eigenliebe, der Koketterie u. s. w. zeigt Gutzkow schon in seinen früheren Schriften ein scharfes Auge; er hätte es noch bedeutend schärfen können, wenn er es nicht durch gefärbte und verkehrt geschliffene Gläser, d. h. durch Phrasen, durch schwungvolle, aber nichtssagende Redensarten verdorben hätte.

Es kam ihm aber nicht blos darauf an, was er vom katholischen Leben gesehen, dem protestantischen Publicum, welches keine Gelegenheit dazu hatte, mitzutheilen, sondern er wollte zugleich die historische Bedeutung der katholischen Kirche tiefer begründen, und durch eine Art von Inspiration das Problem lösen, an dem schon so viele Jahrhunderte gearbeitet haben.

Das Erscheinen der letzten Bände verzögerte sich sehr lange, und der Gedanke lag nahe, daß der Dichter diese Inspiration von den Begebenheiten erwartete. Seit dem italienischen Krieg schien eine ungeheuere Katastrophe des Papstthums unvermeidlich, und die nationale Umgestaltung der politischen Verhältnisse in Italien schien nur durch eine gänzliche Umgestaltung der Hierarchie möglich zu sein. Der Einzug Victor Emanuels oder Garibaldi's in Rom wäre ein kräftiger historischer Schluß für einen Roman gewesen, der mit Lucinde, Klingsohr und ähnlichem Lumpengesindel begann.

Allein die Geschichte war nicht so gefällig, dem Wunsch des Dichters in die Hände zu arbeiten: die römische Frage wurde fortwährend vertagt, und der Roman mußte doch endlich zum Schluß kommen. Gutzkow läßt also auf den jetzt regierenden Papst noch mehrere andere folgen, dann aber besteigt der heilige Bonaventura den Thron; gewählt unter den Acclamationen und mit Hülfe der Drohungen des römischen Pöbels, gestützt von Garibaldi oder einem ähnlichen Dictator, der mit gezücktem Schwert das Heiligthum bewacht.

Bis dahin hatte der Dichter freies Spiel. Zwar ist nicht viel Chance dafür vorhanden, daß zu irgend einer Zeit die Wahl des Conclave auf einen Heiligen fallen wird, der neben seiner Heiligkeit auch ein arger Ketzer ist; allein da dies Ereigniß in eine Zeit verlegt wird, welche sich vorläufig der Controle des Publicums entzieht, so darf man mit dieser Erfindung nicht rechten. Es sei: ein Heiliger wird Papst, ein Heiliger, der zugleich äußerst aufgeklärte Grundsätze hat. Aber nun folgt die Phantasie, die an der Phrase geschult ist: dieser Heilige proclamirt die Aufhebung der bisherigen Hierarchie und die Einberufung eines allgemeinen Concils, und damit ist die römische Frage erledigt.

Es genügt doch noch nicht, wenn man die katholische Kirche in ihrer Machtfülle und in ihren Verwirrungen charakterisiren will, die Studien an Kölner, Wiener und römischen Physiognomien gemacht zu haben. Wenn man durch die wohlwollende Gesinnung irgend eines heiligen Mannes, er stehe auf der höchsten Spitze, eine Macht erschüttern zu können glaubt, die auf den

seltsamen Gegensätzen der ganzen europäischen Politik beruht, so zeigt das nur, daß die Bildung des historischen Sinns noch viel zu wünschen übrig läßt. Rom kann heute durch Rom ebensowenig reformirt werden, als zu den Zeiten Luthers; der Fels, auf dem die Kirche gebaut ist, kann unter dem äußeren Stoß zusammenbrechen, er kann sich aber nicht umwandeln. Glücklicherweise sind andere Kräfte vorhanden, welche das Werk unternehmen werden; wie vor drei Jahrhunderten die deutschen Stämme sich losrissen, so sind jetzt die romanischen Nationen im Begriff sich auf eigene Füße zu stellen.

Man thäte indessen dem Dichter einerseits zu viel Ehre an, andererseits bürdete man ihm eine zu große Verantwortung auf, wenn man annähme, dieser letzte Schlußeffect sei das nothwendige Resultat der vorhergehenden Erzählung. Er ist vielmehr im eigentlichsten Sinne des Worts angeklebt und verhält sich zum Inhalt des Vorigen ungefähr wie ein Ballet, das man zur Abwechselung auf ein Trauerspiel folgen läßt. Wenn man aus den 8 ersten Bänden irgend einen bestimmten Eindruck empfängt (was freilich bei Gutzkow immer nur bedingt der Fall ist), so ist es der, daß die Zustände der katholischen Kirche vollständig in Fäulniß übergegangen sind und nicht die mindeste Hoffnung geben.

In den „Rittern vom Geist" hatte Gutzkow die Massenhaftigkeit der Episoden dadurch zusammengehalten, daß er eine bestimmte Intrigue in den Mittelpunkt stellte, sie scharf markirte und dem Leser beständig wieder in Erinnerung brachte. Diese Intrigue eignete sich auch darum zu ihrem Zweck, weil sie mit dem Kern der Frage eng zusammenhängt; um Europa zu reformiren, brauchen die Ritter vom Geist sehr viel Geld, und dieses Geld soll durch einen verwickelten Erbschaftsproceß gewonnen werden. Genau so hatte es Eugen Sue im „Ewigen Juden" gemacht, nur daß bei ihm nicht die Liberalen, sondern die Jesuiten die Maschine dirigirten, wozu sie sich in der That mehr eignen.

Ein solcher Mittelpunkt fehlt in dem neuen Roman, der deshalb wei mehr aus einander fällt. Die Personen, um welche die Geschichte sich dreht, die im ersten Bande vollständig charakterisirt werden, und die in den mannigfaltigsten Wandlungen von Neuem immer auftreten — Lucinde und Klingsohr — scheinen zu der eigentlichen Tendenz des Romans nicht die geringste Beziehung zu haben; die Breite, in welcher die Erbärmlichkeit und Verworfenheit ihrer Umgebung im ersten Bande geschildert wird, scheint mit der großen Frage, was aus der katholischen Kirche werden solle, nicht das Mindeste zu thun zu haben. Indeß irgend eine Absicht muß doch dabei gewesen sein, und wir wollen versuchen, sie zu entdecken.

Es scheint, als ob Gutzkow den Einfluß habe untersuchen wollen, den die Kirche auf das Gemüth als solches ausübt. Er wollte zeigen, wie be-

schaffen das Gemüth sein müsse, um ihren Schlingen zu erliegen, welche Veränderungen es dadurch erleidet u. s. w. Darum wählte er zum Mittelpunkt der Handlung nicht wirkliche Katholiken, sondern zwei Renegaten.

Die Kirche kann sich nicht sehr geschmeichelt fühlen durch die Erwerbungen, welche der Dichter sie machen läßt. Lucinde ist eine geborne Dirne, die freilich nach der Versicherung des Dichters, der es doch am besten wissen muß, bis an's Ende ihres Lebens Jungfer bleibt, ungefähr in der Art, wie Voltaire's Pucelle; Klingsohr ist ein hohler, seichter Schönredner, der mit seinen Empfindungen und Gedanken weibisch kokettirt, er ist ein Ritter vom Geist. Der Punkt, auf den eigentlich Alles ankäme, der Moment ihrer Bekehrung wird nicht charakterisirt. Bei Lucinde war es freilich nicht nöthig, denn sie thut es, um Geld zu verdienen; dagegen hätte man bei Klingsohr einige nähere Erläuterungen gewünscht. Verändert wird bei ihnen durch den Uebertritt nichts. Lucinde bleibt die Dirne, die sie war; selbst der Schauplatz ihrer Wirksamkeit wird nur wenig anders, und als sie zuletzt ihr höchstes Ziel erreicht, Maitresse eines abgelebten Cardinals zu werden, verliert man sie aus den Augen. Auch Klingsohr bleibt der alte Schönredner, der alte Ritter vom Geist, der alte blasirte Declamator, der durch hochklingende Worte mit einem gewissen Behagen aus seinem hohlen Innern Thränen hervorzupressen sucht; er compromittirt sich fortwährend durch vorlaute Reden, und wird zur Strafe genöthigt in einen immer noch strengeren Orden zu treten; einmal wird er sogar körperlich gezüchtigt, was dem Leser sehr wohlthut. Aber wozu wir uns eigentlich mit diesen höchst erbärmlichen und höchst uninteressanten Persönlichkeiten in dieser Breite beschäftigen sollen, das ist nicht zu errathen. Daß die Mehrzahl der Renegaten wirklich von der Art sind, läßt sich gar nicht bestreiten, aber um diese unzweifelhafte Wahrheit zu erkennen, hätte man uns doch nicht durch diesen entsetzlichen Schmutz durchhetzen dürfen, den wir durchwaten müssen, um sie in ihrem wenig beneidenswerthen Schicksal zu verfolgen.

Ein anderer Ritter vom Geist, ein Zwillingsbruder Dankmar Wildungens, gleichfalls ein Referendarius oder Assessor oder so Etwas, Benno von Asselyn, scheint nachher in den Vordergrund treten zu sollen. Auch er erfreut sich einer wunderbaren Unsicherheit über das, was er denkt, was er will, was er empfindet, und wird durch diese Unsicherheit in die zwecklosesten Abenteuer verstrickt. Aber er ist durchaus nichts Neues und wird zu obenhin behandelt. Dabei wird die Aufmerksamkeit fortwährend dadurch verwirrt, daß man sich in jedem Bande eine neue Genealogie einprägen muß: wie in den „Rittern vom Geist", weiß auch hier fast kein Einziger, wer sein wirklicher Vater ist, und das zerstreut die Aufmerksamkeit zuletzt auf eine ganz unleidliche Weise. Die episodischen Figuren haben zwar eine kirchliche Färbung, aber diese Färbung ist ganz localer Natur; sie könnte als untergeordnetes Moment von

Interesse sein, aber die Charakteristik der Kirche im Großen kann sie nicht ersetzen.

Positive Momente des Katholicismus sind nicht geschildert. Der einzige Charakter, der mit wirklicher Vorliebe behandelt zu sein scheint, der künftige Papst, zeigt nichts weniger als eine durchgreifende Willenskraft; er ist ein stiller, wohlmeinender Träumer, ganz dazu geschaffen, in einer einsamen Pfarre über die Mysterien des Glaubens und des Gewissens zu grübeln und mit schönen Seelen zu verkehren. Mit der dreifachen Krone auf dem Haupt wird er eine seltsame Rolle spielen, da er selbst vor den Verfolgungen der lüderlichen Lucinde, die ihn mit ihrer Liebe beglückte, eine wahrhaft lächerliche Angst empfand. Alle Reformatoren waren Männer, eiserne Männer, Gregor der Siebente und wie sie alle heißen, diesem sanftmüthigen Bonaventura ist die Kirche zu stark.

Wenn man es unternimmt, eine so massenhafte Verwickelung der Fäden und Intriguen einzuleiten, so muß man auch im Stande sein, sie zu beherrschen; reißt der Faden fortwährend ab und muß fortwährend von Neuem angeknüpft werden, so hört die Geduld auf.

Ich habe schon mehrfach Gelegenheit gehabt, mich über Gutzkows dichterische Individualität auszusprechen, und da manche Dinge nicht wohl auf zwei verschiedene Weisen ausgedrückt werden können, so möge man mich entschuldigen, wenn ich mich hier einmal wiederhole.

Man tadelt den Materialismus der heutigen Naturwissenschaft, daß er, vielleicht ohne es zu wollen, den Glauben an die Seele untergräbt, den Glauben an jene individuelle Lebenskraft, die, uns allen bekannt, obgleich uns allen wunderbar, aus innerer Naturbestimmtheit heraus der äußeren Naturbestimmtheit widersteht, bald sie bezwingt, bald ihr unterliegt, und so ihr eigenes Schicksal ist. Indeß ist diese Doctrin, weil sie vom Gefühl wie von der Wahrnehmung leicht widerlegt wird, viel weniger schädlich, als jene mißbräuchlich sogenannte Dichtung, die uns seelenlose Gestalten vorführt und uns daran gewöhnt. Der Glaube an die Freiheit ist mit dem Bewußtsein der innern Naturbestimmtheit der Seele, die sich nicht in bloße sinnliche Eindrücke, in bloße Empfindungen zerbröckeln läßt, unzertrennlich verbunden: nur die Seele kann sich frei nennen, die ihrer eigenen Nothwendigkeit folgt. Dichter mit Talent aber ohne schöpferische Kraft sind nie im Stande, das Bild einer solchen Seele hervorzubringen, sie sind nie im Stande eine wahre Leidenschaft zu schildern, denn auch die Leidenschaft, die alle mitwirkenden Umstände überfluthet, ist ein Ausfluß jener dämonischen Kraft, die zu verherrlichen von Alters her als die hohe Aufgabe der Tragödie angesehen wurde. Jene Dichter, die, unfähig den Kern des Wesens zu erfassen, alles, was geschieht, aus zufälligen Umständen, Eindrücken und Erregungen herleiten, verfallen eben deshalb in

ihren Werken nothwendig in Unsittlichkeit; denn Unsittlichkeit ist nichts Anderes, als der Atomismus des Willens. Nicht etwa, daß solche Dichter darauf ausgehen, die Sittlichkeit durch ihre Schöpfungen zu untergraben, im Gegentheil haben sie oft die beste Absicht, tugendhafte Menschen zu schildern, aber weil ihnen der Kern der schöpferischen Kraft abgeht, werden meistens daraus Figuren, die, wie Kotzebue's Eulalia, im entscheidenden Augenblick sagen: „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte.“ Man hat in jedem Augenblick die Empfindung, daß sie eben so gut das Gegentheil von dem thun könnten, was sie wirklich thun. Es ist in ihnen, wie gesagt, keine Seele, sie tragen kein Gesetz der inneren Nothwendigkeit in sich.

Was Gutzkow von den übrigen Poeten dieser Art unterscheidet, ist, daß seine Bildung und sein Scharfsinn so weit geht, ihm auf Augenblicke die Erbärmlichkeit seines Helden klar zu machen; in solchen Augenblicken nimmt er den Anschein eines Satirikers an, den er aber in der nächsten Stunde über neuen Eindrücken, neuen Empfindungen, wieder vergißt. Solche Züge finden sich auch in dem „Zauberer von Rom“ mehrfach, und Figuren, wie Schlurk und Strohmer in den „Rittern vom Geist“, in denen sich wirklich einige brillante Einfälle finden, sehen ganz aus wie eine Satire auf seine eigenen Schöpfungen; aber sobald er sich zusammenrafft, um einen tüchtigen Menschen zu schildern, wird wieder ein Schlurk oder Strohmer daraus, nur in anderem Costüm.

Wer nicht von innerer Nothwendigkeit ausgeht, verfällt dem Zwang der äußeren Umstände, d. h. dem Atomismus, und man wird an den vierten König in Goethe's Märchen erinnert, der, sobald ihm die Irrlichter die Goldadern aussaugen, in einen lächerlichen und unförmlichen Klumpen zusammenfällt. Eine solche Gemüthsstimmung ist auch der wahren Satire nicht mächtig, denn auch diese verlangt ein festes Maß der Seele, das man auch im Uebermuth nicht aus den Augen setzt. Gutzkow, in seinem innersten Wesen ein Anempfinder, bemüht sich durchweg, sich selber in Rührung zu sprechen. Er lauscht gewissermaßen mit Behagen dem Klang seiner Worte. Nun wird er aber gleichzeitig von unzähligen sich widersprechenden Gedanken und Empfindungen heimgesucht, und da er keinem derselben Widerstand zu leisten vermag, widerfährt ihm fast durchweg, daß er das Ungehörigste in den Vordergrund schiebt, daß seine Rührung plötzlich in blasirte oder gar in faunische Stimmung überspringt, und daß seine Satire in schwächlicher, empfindsamer Rührung verklingt.

Julian Schmidt.

Die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

10.

Die Zersplitterung der Genremalerei. Der neueste Realismus. Die Landschaft.

Delaroche gilt gewöhnlich in der Kunstgeschichte als einer der Hauptvertreter des modernen Realismus. Ein Wort, mit dem in neuerer Zeit kein geringer Mißbrauch getrieben wird; die Grenzen des Begriffs werden bald erweitert, bald enger gezogen. Versteht man darunter die Darstellung des Lebens, welche einen geistigen Inhalt in wirklichen, d. h. in diesem Falle in geschichtlichen Gestalten zur individuellen, farbenwarmen Erscheinung herausbildet, so ist Delaroche allerdings Realist. Aber der Realismus gibt sich neuerdings für eine andere, ganz eigenthümliche Kunstform aus. In Frankreich bezeichnet er — es ist hier die Rede von der Figurenmalerei — die absichtlich naturgrobe Auffassung der alltäglichen gemeinen Wirklichkeit; in Deutschland tritt er als etwas verspäteter Nachtrab früherer französischer und belgischer Versuche auf: er will wol Geschichte darstellen, aber der Vorgang soll in der ganzen Breite natürlichen Geschehens und in körperhafter Sattheit der Farbe erscheinen, Form und Bewegung der Gestalt dem zufälligen Momente der derben, drangvollen Wirklichkeit abgelauscht sein. Diesem Realismus war Delaroche fremd; selbst da, wo es ihm auf spannende, schlagende Wirkung ankam, strebte er nach der künstlerischen Vollendung, die ebensowol feine Ausführung als eine edle, an's Ideale anklingende Bildung des Lebens voraussetzt. Und dies eben ist es, was er seinen Schülern zu überliefern, diese sich von ihm anzueignen suchten.

Was die Darstellung geschichtlicher Motive betrifft, so war sein Beispiel mehr von einer allgemeinen Anregung, als daß er directe Nachfolger gehabt hätte. Seine historischen Werke waren, wie wir gesehn, nicht eigentlich das, was man geschichtliche Bilder nennt, nirgends ein großer Wendepunkt, in dem ein Zeitalter zu entscheidender That und Gegenthat sich zuspitzt. Wir berühren hier die Frage nicht wieder, ob derartige Blitze der Geschichte überhaupt der bildenden Kunst Sache sind. Nach Delaroche's Vorgang trat die historische Malerei in nur noch größerem Umfang auf: aber sie beschränkte sich fast durchweg — und hier zeigte sich die Einwirkung des Meisters — auf das geschichtliche Sittenbild, große Menschen in Nebenbeziehungen und zuständlichen Situationen, ergreifende Vorgänge aus Specialgeschichten, die Anekdote, endlich rein genreartige Scenen aus historischen Episoden, in denen

an die Stelle der in die Geschichte eingezeichneten Individuen das Thun und Leiden der Gattung tritt. Zugleich wird das Leben der großen Künstler und Dichter, der Verfechter der geistigen Entwicklung in noch größerer Ausdehnung als bisher Gegenstand der Malerei; Hand in Hand mit der Zeitrichtung, welche ein tieferes Verständniß der Kunstwerke durch das Eindringen in die Privatexistenz ihrer Urheber zu erreichen sucht. In immer weiteren Kreisen umfaßt die Kunst die vergangene Wirklichkeit, und in gleichem Maaße fortschreitend tritt die Zersplitterung ein, von der früher die Rede gewesen: seit Delaroche hat sich die Malerei nicht wieder in einer großen Kraft zur Spitze zusammengefaßt. Zugleich schwindet immer mehr das Interesse für den Inhalt der Stoffe: die malerische Erscheinung, die Wahrheit der äußeren Bewegung, der Reichthum des farbigen Lebens wird zur Hauptsache, und der Gegenstand ist der beste, welcher der gewandten und kundigen Hand des Künstlers das freieste Spiel läßt.

In den dreißiger und vierziger Jahren wirkt die Romantik noch fort; es fehlt nicht an friedlichen Scenen, aber noch sind das Erschütternde und Furchtbare, Gräuelmomente, Kerker, Marter und Tod an der Tagesordnung. Nach einer Reihe älterer, nun schon bald verschollener Namen — zu den bekanntesten gehören Saint-Evre und Monvoisin — tritt eine zweite Generation auf, die sich um Delaroche gruppirt; sie sucht ihren Darstellungen eine größere Freiheit der Bewegung, Schärfe des Ausdrucks, tiefere Wärme der Farbe zu geben. Voran Nicolas Robert-Fleury (sein bestes Bild im Luxemburg: Le colloque de Poissy). In der Scene aus der Bartholomäusnacht und der zur öffentlichen Buße verurtheilten Jane Shore ist es auf eine grelle Wirkung abgesehen, die dann auch durch eine talentvolle und energische Ausführung zum Theil erreicht wird. Es ist mit derartigen Bildern ein ähnlicher Fall wie mit den Romanen von Sue und Dumas: die Phantasie wird künstlich erhitzt und durch die täuschende Wahrheit der äußern Realität in einer unfreien Spannung erhalten. Ein milderes, aber weniger hervorstechendes Talent ist Fleury's Schüler: Charles Comte (bekanntestes Werk: Heinrich III. und der Herzog von Guise); ihm ist es schon weniger um ergreifenden Ausdruck, als die bunte Pracht vergangener Jahrhunderte zu thun. An sie schließt sich Claudius Jacquand aus der alten Lyoner Schule: matt und gezwungen, wo er eine Empfindung ausdrücken will, ziemlich geschickt in dem malerischen Durcheinander der Geräthe, in der Bewegung noch in der Steifheit der früheren historischen Kunst befangen.

Wohl tritt nun im geschichtlichen Sittenbilde das Häßliche immer mehr zurück, das die Romantik grell in ihre Bilder hineingestellt hatte, ohne es in den Fluß des beziehungsreichen Lebens aufzulösen, in welchem es durch das Schöne sich ergänzt. Aber zugleich drängt sich auch der blos malerische

Reiz des Costüms und Geräthes immer breiter hervor; unter den Figuren ist nur selten noch eine charaktervolle Persönlichkeit, und das innere Leben ist unter der Masse und Pracht der Stoffe verschüttet. Die Gestalten sind keine erfüllten Menschen, es sind angezogene Modelle, im günstigen Falle durch materielle und zeitliche Eigenthümlichkeit, die äußere Situation charakterisirt. Die Blätter der Geschichte werden nach kleinen interessanten Vorfällen durchstöbert, und diese keck, geistreich, mit eigenthümlichen Farben reich zu behandeln, wird immer mehr zur eigentlichen Aufgabe. Hier sind Eugène Isabey und Camille Roqueplan zu nennen, die sich auch als Marinemaler Ruf erworben haben. In neuester Zeit thun sich in einer solchen genreartigen Behandlung historischer Motive vornehmlich Eduard Hamman, Ernest Hillemacher, Henri Rodakowski, Hégesippe Vetter hervor. Fast alle diese Maler holen auch gern ihre Motive aus den berühmten Ateliers früherer Jahrhunderte; und dabei kommt es ihnen nicht minder auf das Spiel der Farben, das lebendige Scheinen und Schimmern der Stoffe, Waffen und Geräthe an, als auf die Darstellung von Glück und Leid der künstlerischen Existenz. Es liegt auf der Hand, daß hier die Grenzen des geschichtlichen und reinen Genre zu verschwimmen beginnen: das Thatsächliche schwindet zu so geringer Bedeutung zusammen, daß nicht selten die particularen Züge des alltäglichen Daseins, das gattungsmäßige Leben der Individuen zur Hauptsache werden.

So geht das historische Genre in eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Trachten der verschiedenen Zeitalter über. Der Beschauer soll sehen, wie behaglich sich der Maler in vergangenen Perioden einzurichten weiß, aber auch, was des Lebens Brauch in dieser und jener Zeit gewesen ist, wie heiter und malerisch sich die eine und andere in ihrer eigenthümlichen Bestimmtheit anließ. Es versteht sich, daß hier auf die historisch treue Darstellung der Culturformen Gewicht gelegt wird, der Künstler soll sich die archäologischen und ethnographischen Studien der Neuzeit zu Nutze machen. Natürlich wird, je nachdem derselbe mehr oder weniger Phantasie hat, bald mehr eine gemüthliche Beziehung der Personen innerhalb der Umgebung der verflossenen Zeit, bald mehr das Außenwerk hervortreten.

In neuester Zeit ist, wie schon angedeutet, in dieser Weise das Alterthum zum Gegenstand des Genre geworden: das heroische Zeitalter soll uns in der einfachen Erscheinung des alltäglichen Daseins vertraut werden. Es sind besonders Schüler von Delaroche, welche in diesem Fache sich auszeichnen; mit der realistischen Wahrheit in der Bewegung und im Beiwerk suchen sie eine feine Vollendung der Form zu verbinden. An der Spitze dieser Gruppe steht Léon Gérôme, ein wirkliches Talent, dem indessen größere historische Compositionen nicht gelingen wollen (le siècle d'Auguste). Die geschicht-

lichen Motive sind nur ein Vorwand, um uns die schönen Menschen und Culturformen der alten Welt in der Bestimmtheit des gewöhnlichen Lebens vorzuführen. Die ungewohnte Anschauung, ein feines Verständniß für die Form und Bewegung des Körpers, dazu die sorgfältigste Ausführung geben den Bildern einen eigenthümlichen Reiz, aber fast in allen ist eine triviale, oft unedle Auffassung der geistigen Beziehung (griechisches Lupanar, Phryne vor den Richtern, der beiden Augurn). Von reinerer Wirkung sind insofern einige Genrebilder aus der neueren Zeit (Duell nach dem Maskenballe, russische Soldaten). — In einer andern Weise behandelt Louis Hamon antike Menschen in der Gewöhnung des täglichen Daseins. Er gibt Phantasiegebilde; er schiebt seinen Gestalten gerne novellistische Beziehungen moderner Art unter, bringt auch wol seine hell, leicht, anmuthig hingehauchten Figuren, denen deshalb doch die Bestimmtheit der Form nicht fehlt, in ein ganz räthselhaftes Verhältniß (**Ma soeur n'y est pas, Comédie humaine, Quart d'heure de Rabelais,** u. s. f.) Die Bilder sprechen eben durch dieses Spiel der Phantasie an, das in jener zarten, duftigen Behandlung seinen angemessenen Ausdruck findet. — In ähnlicher Art, wie diese Vorgänger, aber ohne sie zu erreichen, nehmen Picon, Isambert, Jobbé Duval ihre Motive aus dem Gattungsleben der alten Welt.

Aus der neuern Zeit werden vornehmlich das 17. und 18. Jahrhundert mit Vorliebe behandelt. Für jenes haben die Holländer Gerard Dow, Mieris und Metzu die Anregung gegeben; in den meisten Fällen sind sie geradezu zum Muster genommen worden — und unerreicht geblieben. Gerade hier wird der Mangel an innerem Leben am fühlbarsten, den eine solche künstliche Rückversetzung in die alltägliche Wirklichkeit eines vergangenen Jahrhunderts mit sich bringt. (Beispiele: Brellouin und Dubasty). Denn hier ist keine That, keine durch die Geschichte überlieferte Situation, die dem Künstler, wie dem Beschauer ein tieferes Interesse einflößt; die bloße Gewöhnung aber, die Sitte einer Zeit ist in der Kunst nur dann von wahrem Reiz, wenn aus den Gestalten die Kraft und Fülle des innern Lebensgrundes herausleuchtet, und das gelingt nur dem Künstler, der auf demselben Boden steht. — Besser wissen die Franzosen mit der Darstellung des Rococo umzugehen: die Zeit des Puders, der Zierlichkeit und des feinen Lebensgenusses ist von Frankreich ausgegangen, und in diese kokette, geschmückte Welt, in dieses Leben voll Lächeln, Spiel und Lust verstehen auch die heutigen Franzosen sich wohl hineinzufühlen. Vor Allem ist es Ernest Meissonnier, der die Menschen des 18. Jahrhunderts nicht blos in ihrem Costüm und ihrer häuslichen Umgebung, sondern auch in ihrer Lebensweise, den Umgangsformen, ihrem geistigen Typus zu treffen weiß. Er nimmt sich meistens die stille, harmlose Seite des Lebens zum Vorwurf, musicirende, lesende, spielende, gemüthlich beim Glase Wein versammelte

Menschen), einfache Situationen ästhetischer Beschäftigung oder ruhigen Selbstgenusses, in denen das Individuum mit seinem ganzen Lebensfond bei der Sache ist. In der Zusammenstimmung des Locals mit den Personen, in der Wahrheit der Bewegung, des Ausdrucks, in der Sicherheit der Form- und Farbengebung, endlich in der miniaturartigen Ausführung sind die Sachen unübertrefflich; aber es fehlt den Gestalten doch die Lebenstiefe, die innere Seelenfreude, die allein das Genrebild zum absoluten Kunstwerk erhebt. Seine Figuren sehen doch aus, wie wenn sie um den Beschauer wüßten und nun, wie wenn nichts wäre, mit möglichster Unbefangenheit Alles aufböten, um sich von ihrer besten Seite zu zeigen. Daß sich Meissonnier an die gezierten Menschen des 18. Jahrhunderts wendet, zeigt eben, daß es seiner Kunst selber an jener Lebenstiefe fehlt. Meissonnier hat mit der feinen Eleganz seiner Cabinetsbilder eine Geschmacksrichtung des Zeitalters getroffen und fand daher eine ziemliche Anzahl Nachahmer: Chavet, Plassan, Fauvelet — der indessen seine Vorwürfe meist der neuern Zeit entnimmt — Hadomard, Ruiperez. Keiner kommt dem Meister gleich. Eugene Fichel malt in derselben Weise heitere gesellschaftliche Scenen des 18. Jahrhunderts von größerer Ausdehnung ohne allen Humor. Joseph Caraud und Alphonse Roehn stellen die Rococozeit in größerem Maßstabe mit ziemlicher Fertigkeit dar, ohne es weiter als zu ausdruckslosen Costümbildern zu bringen.

Fühlt sich der Künstler durch die Armuth und Nüchternheit der gegenwärtigen Culturformen und durch die mürrische Knappheit, die selbst den Freuden unserer Zeit anklebt, in die Vergangenheit zurückgetrieben: so ist es wol derselbe Mangel, der ihn in den Werken der Dichter nach Vorwürfen suchen heißt, die sich allenfalls von der bildenden Phantasie gestalten lassen. Es ist immer mißlich, wenn sich die eine Kunst aus der andern die Stoffe holt, weil sie dieselben von ihr schon halb zubereitet empfängt; es zeugt von einem gewissen Unvermögen des innern Schaffens und vermehrt die Trägheit, weil mit den Gestalten, die dem Dichter eigenthümlich angehören — und dies ist in der modernen Poesie der Fall — sich nicht nach Belieben umspringen läßt. Schon die Romantik hatte, um stärker auf die Phantasie zu wirken, dieses Entlehnungssystem angefangen, und in neuester Zeit wimmelt es geradezu von Darstellungen nach neueren Dichtern. So lassen sich Herman Bohn und Duval le Camus (der Jüngere) ihre Motive gerne von Shakespeare geben; der Erstere bringt es nicht zum Fluß des Gestaltens, der Zweite verflüchtigt das Bild des Poeten in phantastische Nebel. Von Doré's Dante ist schon die Rede gewesen. Andere suchen sich haarsträubende Greuelmomente, bei denen nicht einmal der Gedanke verweilen mag, bei Victor Hugo. Besondere Gnade aber hat jetzt der Goethe'sche Faust vor den Augen der französischen Genremaler gefunden. So hat neuerdings Tissot Gretchen und

Faust in vier oder fünf Bildern mit dem ganzen Apparat des gothischen Mittelalters hart und scharf nach dem hierzu schlecht gewählten Vorbilde der van Eyk'schen Schule dargestellt. Eine Verquickung moderner Poesie mit alterthümelnder Anschauung, die nur zu sehr beweist, wie rathlos die Kunst im Leeren herumtappt. —

Eine ähnliche Verkennung der eigentlichen Aufgabe der Malerei findet sich in verschiedenen Versuchen, einerseits bloßen Träumen der Phantasie, andrerseits einer abstracten und kleinbürgerlichen Moral eine bildliche Form zu geben. Célestin Nanteuil malte mit coloristischem Effect die Erinnerungen eines alten Jagdhüters als in der Luft schwebende Gestalten, Papety in schillernden Farben den Glückstraum, genau nach dem Systeme Fourier's. Dagegen stellt Barthélemy Glaize in realistisch derben Formen und körperlicher Farbe die vom Schicksal heimgesuchten großen Männer aller Zeiten unter den Namen „le pilori" am Pranger dar und neuerdings das als altes Weib personificirte Elend, wie es blühende Mädchen dem Verführer in die Arme treibt; Leloir läßt seine nackten Figuren, um ihnen ein erhöhtes Interesse zu geben, den Klettermast hinaufsteigen, das oben hängende Geld zu erlangen, wobei sie denn jämmerlich zu Grunde gehen: die Allegorie des Börsenspiels. Andere suchen die nebelhaftesten Gebilde schauriger Volksmährchen festzuhalten, deren Reiz gerade im wolkenartigen Verschweben besteht. In ähnlicher Weise greift Octave Penguilly l'Haridon, dem es übrigens an gestaltender Phantasie nicht fehlt, in das Gebiet der Poesie über, wenn er seine Figuren in eine seltsame phantastische Situation setzt, um den Beschauer zu ergreifenden Gedanken anzuregen (Tod eines armen Teufels in einer Spielhölle, Tod des Judas). Ein ganz anderer, aber noch schlimmerer Fall ist es mit François Biard, der mit einem nicht unbedeutenden, aber rohen Talente in die Domaine der Journalliteratur eingreift, sei es, daß er sich Illustrationswitze aus dem niederen Volksleben oder abentheuerliche Scenen aus seinen weiten Reisen (Sklavenhandel, Europäer in Urwäldern u. dgl. mehr) zum Vorwurf nimmt.

Im Gegensatz zu derlei Verirrungen geht eine andere Klasse von Malern durch die Wahl anziehender Motive und eine stimmungsvolle Behandlung auf eine solche poetische Wirkung aus, die den Gesetzen der bildenden Kunst nicht widerstreitet und den Reiz des Malerischen durch den Hauch einer über das Bild ausgegossenen Empfindung erhöht. Die Stoffe sind meistens wieder dem italienischen Leben entnommen. Der bedeutendste ist Ernest Hébert (Schüler von Delaroche), dessen Malaria einen großen Erfolg hatte: eine römische Familie entflieht auf der Barke die Tiber hinab der Ansteckung. Die schönen, zum Theil vom Leiden schon leise angehauchten Gestalten, der stille Zug der Wehmuth, ihre seelenvolle Beziehung zu einander, der schwüle unheimliche Luftton, in dem Erde, Menschen und Wasser schweben und schwimmen: das

Alles bringt eine Stimmung hervor, die sich wie eine süße Schwermuth auf das Gemüth des Beschauers legt. Der Zug dieser eigenthümlichen Melancholie ist auch in den größeren italienischen Gestalten des Meisters; dazu kommt eine Behandlung, welche die feste Form, ohne sie aufzulösen, in einen bläulichen zarten Duft wie verzittern läßt. In ähnlicher Weise suchen Auguste Gendron (florentinische Scene aus dem 15. Jahrhundert) und Alfred de Curzon eine zugleich malerische und poetische, die Empfindung anregende Wirkung zu erreichen; Jalabert's und Cabanel's (poëte florentin), die zum Theil auch hierher zählen, ist schon bei den Idealisten gedacht. Jean Aubert hält sich mehr an classische Gestalten, die er in eine sentimentale Beziehung bringt. Rodolphe Lehmann und Pignerolle, eine Art Nachfolger von Robert, gehen mehr auf coloristischen Reiz aus. Keiner von diesen allen kann sich mit Hébert messen. Was die ganze Gattung kennzeichnet, ist ein merkliches Hervorheben des Malerischen, das zugleich durch irgend einen poetischen Reiz der modernen Gefühlsweise entgegenkommen soll. — Ein eigenthümliches Talent ist Narcisse Diaz, der mit anmuthigem, etwas leichtfertigem Spiel der Phantasie die Nymphen und Götter der alten Welt in Busch und Wald verklingen, verschweben läßt, um über sie den Zauber einer romantischen Welt auszugießen. Diese ungewisse Schwebe zwischen beiden Welten drückt sich denn auch in der Behandlung aus: alle Formen und Bewegungen zerfließen wie in Waldesduft; es ist ein Gaukeln und Lächeln von unbestimmten Traumgebilden, die auch wol mit verführerischem Reiz an die Sinnlichkeit sich wenden, und das Ganze ist schließlich wie das musikalische Ausklingen einer mährchenhaften Stimmung.

Sind alle diese Maler von einer gewissen Absichtlichkeit, mit welcher sie zu der malerischen die poetische Wirkung fügen, nicht freizusprechen: so macht sich neben ihnen eine Klasse von Künstlern, denen es vornehmlich um Eleganz zu thun ist, durch eine absolute Leere an poetischer Empfindung bemerklich. Es sind die Modemaler, welche die verschiedensten malerischen Motive mit einer und derselben charakterlosen, hohl lächelnden, geleckten Manier behandeln, in der Form und Bewegung weibisch kokett sind, Seide und Sammet eben frisch aus dem Laden gekommen zu malen verstehen und durch eine glatte äußerliche Vollendung dem Publicum imponiren. Der ältere Dubufe und Fred. Chopin eröffnen diese Richtung (Letzterer mit pretentiösen Geschichtsbildern), ihnen folgen der jüngere Dubufe, Winterhalter und Charles Louis Müller. Die schönsten Motive werden durch sie zur naturlosen Eleganz verzerrt; sie erhalten eine salonfähige Toilette, in der sie bei einem absoluten Mangel alles inneren Lebens die Liebenswürdigen zu spielen suchen. Ob sich diese Künstler große tragische Momente oder anmuthige Scenen heiteren Lebensgenusses zum Vorwurf nehmen (Müller thut beides),

ob sie sentimental oder fröhlich werden, ist ganz gleichgültig: immer ist ihnen die rosige Seifenglätte des Fleisches und der funkelnagelneue Schimmer der Stoffe die Hauptsache. Was den Ausdruck anlangt, so wird Heiterkeit durch Lächeln mit einer Reihe von Perlenzähnen, Schmerz durch unmenschlich rührenden Augenaufschlag bezeichnet. Weder in dem einen noch andern Falle ist ein Fünkchen Seele in den Personen, und man begreift nicht recht, wie sie sich bewegen können.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß sich die vornehme Welt aus dieser Klasse ihre Portraitmaler holt, die beiden Dubufe und Winterhalter; ganz so, wie sie sich im Spiegel sieht, ganz so wissen diese Maler sie darzustellen, nur noch etwas verwaschener. Was das Portrait überhaupt betrifft, so ließe sich dabei allein ein langes Klagelied über die heruntergekommene Kunst anstimmen. Entweder es gibt fast keine Individuen mehr, die in ihrer bloßen Erscheinung die Bewegtheit und den Wurf eines inneren tüchtigen Lebens haben, welche die Festigkeit ihres so oder so bestimmten Charakters an der Stirne tragen und in deren Augen doch die Ruhe und der Frieden des allgemein Menschlichen ist: oder die Kunst versteht es nicht mehr, die Menschen so zu erfassen. Hoffentlich nur das Letztere. Die breite und große Art, das Individuum in seiner Besonderheit und doch wieder in der Allgemeinheit seines geistigen Lebens zu sehen, diese Art, welche die alten Deutschen, Italiener und Niederländer gemein haben, scheint verloren zu sein. Nur Ingres, seine Schule und Delaroche machen hier und da eine Ausnahme; aber der mächtige Zug der unbewußten Lebensfülle ist doch auch in ihren Bildern nicht. Von den eigentlichen Portraitmalern ist es fast nur Ricard, der bisweilen mit coloristischer Wärme die Individualität aus ihrer Tiefe heraus zu geben sucht; aber durch das Bestreben, die individuelle Lebensfarbe durch aparte Proceduren herauszubringen, erhält die Erscheinung etwas Unfreies und Gemachtes. —

Es bleibt uns noch die Betrachtung derjenigen Genremaler übrig, die ihre Stoffe der gegenwärtigen Wirklichkeit entnehmen. Schon öfters ist der Ungunst der modernen Culturformen gedacht; mit der knappen mürrischen Sitte und der unmalerischen Erscheinung der höheren Stände kann der Maler wenig anfangen. Man sieht denn auch wenig Versuche der Art (Toulmouche); rührende Familienbegebenheiten aus der bürgerlichen Sphäre, wie sie in früheren Jahren von dem älteren Duval le Camus, Grenier, Destouches, Leforre nicht ohne Erfolg dargestellt wurden, sind aus der Mode gekommen. Ein ausgiebigeres Bild bieten die niederen Stände, das Leben des Volkes. Es handelt sich hier nicht um die absichtliche, anspruchsvolle Darstellung der platten Wirklichkeit; sondern der Künstler will dieses einfache, beschränkte Dasein schildern, weil es sich doch noch malerischer an-

läßt, als das der gebildeten Klassen, zum Theil auch wol, um uns einen Blick in die stillen Stuben und Mansarden werfen zu lassen, in ihre arbeitsame Behaglichkeit, ihr alltägliches Leid und Glück. In die Tendenzpoesie der „Geheimnisse von Paris" hat sich glücklicher Weise nur selten ein Maler verirrt (Tassaert). Bald ist die Darstellung ganz einfach, möglichst unbefangen, ja von allzugeringem Aufwand der Phantasie: harmlose Situationen ohne jedes tiefere Interesse (Bonvin, Guillemin, Duverger). Oder der Künstler setzt seine Personen in eine geistige Beziehung, die aus dem Leben des Standes gegriffen ist und sich an die gemüthliche Theilnahme des Beschauers wendet (Prayer, Fortin, Laugée, Armand Leleux). Oder endlich er sucht die Ausgelassenheit und komische Fröhlichkeit, die auch in diesem Stande nicht mehr das Frische und Franke hat, das die Wirthshausscenen von Teniers so anziehend macht, da, wo er sie allenfalls noch findet, in der Kinderwelt (Edouard Frère).

Im Durchschnitt sind die Bilder dieser Maler geschickter gemacht, als was man Derartiges bei uns zu Lande sieht. Sie sind fast alle durch eine gute Schule gegangen, und das Bestreben der französischen Malerei seit der romantischen Periode, in der Bewegung wahr und natürlich zu werden, ist ihnen zu gute gekommen. Einen gewissen malerischen Reiz wissen sie durch ein saftiges Herausheben der Gestalten aus der Leinwand zu erreichen; auch verstehen sie es, das Tageslicht, die Dämmerung in den geschlossenen Raum stimmungsvoll hineinleuchten zu lassen. Aber es ist doch eine Art von Contrast, durch den sie auf den Beschauer zu wirken suchen, und das nimmt ihren Menschen den Reiz der Harmlosigkeit, läßt die Existenz derselben als eine sorgenvolle und gebrochene erscheinen.

Ein frischeres Leben haben die Darstellungen aus dem Land- und Bauernleben. Es ist nicht von den Bildern die Rede, welche grundsätzlich auf die bloße Natur im Gegensatz zur Verfeinerung der Cultur den Accent legen; hier handelt es sich einfach um das heitere Treiben der Dorfschenken, um die naive, malerische Thätigkeit und Ruhe des Landmannes, der zur Natur ein noch ungebrochenes Verhältniß hat, in Wald, Feld und Haus. Gewöhnlich hält sich der Maler an die Eigenthümlichkeit eines bestimmten Stammes. Gustave Brion ist im Elsaß zu Hause (gute Compositionen, aber etwas harte Behandlung), Marchal geht hier und da in den Schwarzwald; Jeauron und Adolphe Leleux haben sich in der Bretagne angesiedelt. Der Letztere versteht es, seine kräftigen Gestalten, flüchtig, aber keck und lebendig behandelt, stimmungsvoll von der Landschaft abzuheben und eine saftige, harmonische Farbenwirkung zu erreichen. Alexandre Antigna sucht Glück und Leid, das stille Behagen des Bauernlebens überhaupt darzustellen, ihm kommt es schon neben dem malerischen Reiz auf die realistische Wahr-

heit der Erscheinung an. — Eine ziemliche Anzahl von Malern hält sich an das niedere Volkstreiben mehr südlicher Gegenden, nicht um das gediegene Leben voller, ganzer Naturen zu schildern, sondern um in der malerischen Umgebung die durch die Noth der Wirklichkeit charakterisirte, aber auch gebrochene Form und Bewegung aufzuzeigen (Hédouin und Achille Lo, spanische und böhmische Scenen, Clère, Guiaud; Loubon sucht geradezu das Häßliche, Patrois in russischen Motiven mehr das Malerische). — Es fehlt im Ganzen auch hier an der liebevollen und naiven Behandlung.

Von der Verirrung der neuesten Kunst, inhaltlose genrehafte Stoffe in anspruchsvoller Lebensgröße darzustellen, ist schon früher die Rede gewesen. Hier ist natürlich keine Spur von der genialen Auffassung der Spanier, eines Velasquez und Murillo, in der die Bettler und Menschen aus dem Volke in der königlichen Grandezza eines um die Dinge dieser Welt unbekümmerten Daseins als unendlich berechtigt erscheinen. Es kommt den Malern meistens nur auf eine möglichst wahre, frappante, dem Beschauer entgegentretende Darstellung der puren Prosa des Lebens an (Grosclaude, Duveau, Verlat, Luminais, große Thiermärkte u. dgl.; komische Absicht in Lambron's Begegnung Maskirter mit einem Todtenwagenführer); im besten Falle suchen sie eine gewisse Farbenwirkung und Lebendigkeit der Bewegung. Wir nähern uns immer mehr dem grundsätzlichen Realismus, der sich die Aufgabe stellt, die gemeine Wirklichkeit so naturtreu, wie nur möglich, grell und körperhaft in den Rahmen zu stellen.

Auch darauf ist — im fünften Artikel — schon hingewiesen, daß bei allen naturalistischen Bestrebungen das Bedürfniß nach malerischen und durch die Stimmung des Locals poetischen Motiven nur um so stärker sich hervorgekehrt und in der Ferne, in der Welt des Morgenlandes neue Nahrung gesucht hat. Horace Vernet und Decamps haben, wie wir gesehen, diese Richtung angebahnt. Auch auf diesem Gebiete geht jetzt der Maler in den meisten Fällen auf volle Naturwahrheit aus; die zufällige Härte und Unschönheit der wirklichen Form in dem Duft und Schimmer der südlichen Luft, in dem verkochten Einklang glühender Localfarben soll den Bildern den täuschenden Schein des Lebens geben. Die meisten Darstellungen verbinden das Genre mit der Landschaft: wir haben in dem angeführten Aufsatze gezeigt, daß diese Vermischung beider Gattungen für das europäische Auge aus dem Wesen des Orients folgt. Berchère, Tournemine, Belly, Bellel haben sich besonders hervorgethan (arabisches Städte- und Landleben, Karavanen, Jagden u. s. f.). Einzelne haben die eigenthümlichen Sitten des Orients zu schildern gesucht (Charles Frère, Dehodenig, Montignon, Tissier). Einen besondern Reiz haben die Sachen von Eugene Fromentin: er versteht es ebensowol das dumpfe, brütende und doch wieder in der Thätigkeit

straffe Wesen der orientalischen Menschen als den ungemein feinen und lichten Luftton, in dem die ganze Natur schwimmt, in einer skizzenhaften, aber leichten und sichern Behandlung wiederzugeben. —

In der Darstellung des Thierlebens haben es die neueren Franzosen zu einer großen Virtuosität gebracht. Was die Auffassungsweise im Allgemeinen betrifft, so verweisen wir wieder auf das fünfte Kapitel. Die älteren Maler, worunter Brascassat der bedeutendste, sind in der Behandlung sorgfältig und ausführlich, haben aber etwas Zartes und Geleckes. Rosa Bonheur gibt ganze Scenen aus dem Betrieb des Ackerbaus; sie sieht dieses Naturleben in seiner kräftigen Fülle und Schönheit, und daher mag es kommen, daß sie ihren Thieren, so gut sie sich auch auf deren Bildung versteht, nicht den Schein einer individuellen Bestimmtheit zu geben vermag. Constant Troyon dagegen, der ganz dieselben Stoffe behandelt, stellt das Thier in der Erscheinung dar, die ihm die harte Wirklichkeit der Noth und Anstrengung gegeben hat; zugleich aber weiß er über seine Bilder eine täuschend wahre Luft- und Lichtstimmung zu ziehen (kalter Morgen, Mittagssonne u. s. f.) und in seine Anordnung eine gewisse Behaglichkeit des Landlebens zu bringen, die diesem Realismus eine Art von Poesie geben. Er hat viele Nachahmer gefunden. Alfred de Dreux malt mit Geschick das Racepferd, Beyrassat den Karrengaul. Philippe Rousseau sucht mit flüssigem, aber flottem, lebendigem Strich dem Thierleben eine komische Seite abzugewinnen. —

Werfen wir einen übersichtlichen Blick auf diese ausgedehnte, unter die Künstler bis in's Kleinste vertheilte Welt der Genremalerei: so zeigt sich, wie wir dies gleich Anfangs bemerkt, trotz des Reichthums der nach allen Seiten aufgeschlossenen Stoffwelt eine Gehaltlosigkeit in den künstlerischen Ideen, eine Armuth der Phantasie in der Erfindung, wie sie in einer früheren Kunstperiode nicht leicht anzutreffen ist; es fehlt eben in der Auffassung an der inneren Lebenstiefe und Fülle, sei es nun, daß diese in den Erscheinungen, die dem Maler sich bieten, nicht heraustritt, sei es, daß seine Anschauung sie nicht zu entdecken vermag.

Die vielbesprochene Ungunst des Zeitalters liegt hier offen zu Tage. Andrerseits aber zeigt sich in der Behandlung eine nicht gemeine Geschicklichkeit und eine Ausbildung des malerischen Sinnes, die sich im Ganzen mit richtigem Tact an die Welt der Erscheinung hält und diese in schlagender Naturwahrheit wiederzugeben mit allen Mitteln der Darstellung bemüht ist. Die historische Malerei ist gleichsam in Stücke gegangen. Ein Versuch des früher erwähnten Thomas Couture, ihr durch seine „Römer des Verfalls“ (1847) einen neuen Aufschwung zu geben, ist verunglückt; in den halbnackten, beim üppigen Mahl versammelten, nur äußerlich verbundenen Gruppen drückt sich, was dem Maler vorschwebte, nicht aus, auch das heruntergekommene

Leben muß in der Kunst noch als Leben erscheinen, und hier ist blos eine Zusammenstellung unlustiger Menschen. Was Couture berühmt und zum Meister einer großen Schule gemacht hat, ist seine Kenntniß des Metiers, vor Allem sein eigenthümliches Geschick, durch die Modellirung in farbensatten, zerriebenen Tönen den körperhaften Schein der Wirklichkeit zu erreichen. Aber er ist es auch, der die Künstler in dem Hervorheben ihrer subjectiven Geschicklichkeit bestärkt und das Beispiel gegeben hat, durch verwickelte Proceduren, welche die feine und geübte Hand verrathen sollen, Wirkungen anzustreben, die sich viel einfacher erreichen lassen. Das ist es eben, wodurch sich die neueste französische Kunst bemerklich machen will: das Talent und die Virtuosität der bloßen Mache. Und dann, was damit in nahem Zusammenhang steht, das Bestreben, in der Darstellung den unmittelbaren Natureindruck wiederzugeben. Also einerseits soll die geistreiche Hand des Künstlers sichtbar sein, es entsteht der „chic"; andrerseits erscheint das Bild um so wahrer, als es die Form und Bewegung der ganz zufälligen, alltäglichen, von den kleinen Leiden des Lebens mitgenommenen Wirklichkeit darstellt. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, daß die alten Meister auch diese zu treffen, indessen durch eine große Behandlung über das Gemeine zu erheben oder in ein ideales Ganze zu setzen wußten: aber auch so viel ergibt sich auf den ersten Blick, daß auch hierin die moderne Zeit nichts Neues geschaffen hat. Glücklicher Weise wird in vielen Fällen das Heraustreten der künstlerischen Fertigkeit und der krasse Realismus in der Wahl und Auffassung der Motive durch einen tüchtigen malerischen Sinn in Schranken gehalten und so, da es an der großen Kunst fehlt, wenigstens in der kleinen manches Anziehende hervorgebracht.

Indessen hatte sich doch jenes Streben nach realistischer Wahrheit in der Wahl der Gegenstände sowol als in der Darstellung so tief in die neueste Kunst eingewurzelt, daß es sich als eigenthümliche grundsätzliche Richtung festsetzte. Gustave Courbet war es, der als Künstler und Doctrinär zugleich mit einem solchen Materialismus der Kunst eine neue Periode der Malerei zu gründen meinte. Ein reichbegabtes und nicht oberflächlich gebildetes Talent, aber durch die Reflexion über sein Zeitalter und die Sucht, etwas Neues zu schaffen, auf die seltsamsten Abwege geführt. Im Jahre 1851 erregten seine lebensgroßen Steinklopfer und das Begräbniß zu Ornans das heftigste Für und Wider der Künstler und Laien: gewöhnliche Menschen in der ganzen Erdenschwere und Plattheit prosaischer Lebensnoth und Arbeit dargestellt, aus der groben Wirklichkeit wie herausgeschnitten, reiz- und phantasielos auf die Leinwand übertragen. Es war eine Kunst, die auf lauter Gegensätzen beruhte: der Stoff sollte als Rückschlag gegen die geschminkte Sitte und Verfeinerung des Zeitalters, die Wahrheit des niederen Lebens gegen die ge-

schichtliche Vergangenheit die Greifbarkeit der Gegenwart hervorheben, die Behandlung lehnte sich gegen das Recht des Ideals und der Schönheit auf und erklärte die geistlose Realität der untersten Gattung für das Künstlerische. Bis zu diesem Extrem war in seinem einseitigen Verlaufe der Realismus gekommen, der in Géricault vom leidenschaftlichen Pathos ausgegangen war. Courbet und seine Nachfolger vergessen, daß auch die Malerei eine Kunst des Scheins ist und daß selbst das Gemeine bei seinem Durchgang durch die Phantasie den verklärenden Hauch des menschlichen Geistes empfängt; will dieser in das Materielle ganz aufgehen, so ist das einfach ein Widerspruch, an dem schließlich die ganze Richtung zerschellt. Courbet wurde denn auch, nachdem er noch mehrere Bilder von jener Art gemalt hatte, der Sache müde und zeigt nun sein Talent in einer zwar derb-realistischen, aber breiten und lebendigen Behandlung der Landschaft und des Thierlebens. Seine Nachfolger sind größtentheils Karikaturen: Millet, Salmon, Desvaux.

Ein eigenthümliches Talent ist Adolphe Breton, der sich, wie Courbet, die Darstellung des niederen Lebens in seiner ganz zufälligen Wirklichkeit zum Grundsatz macht, aber durch freie, warme Lichtstimmungen und einen leisen sentimentalen Anflug, den er seinen Gestalten zu geben weiß, eine Art poetischer Wirkung erreicht. Er entnimmt seine Motive der mühsamen Thätigkeit des Landmannes; aber das Ganze wirkt in der vollen Gluth der Mittagssonne oder dem warmen Dämmerschein des Abendlichts wie ein wehmüthiges Idyll, und seine Bäuerinnen sehen nicht selten aus, wie wenn sie um ihre Noth wüßten und bisweilen wol auch, ähnlich wie die Landmädchen der Georges Sand, einer gewissen Gefühlsschwärmerei nicht abgeneigt wären. Nicht zu vergessen ist, daß diese Realisten in allen äußeren Mitteln der Darstellung wohl bewandert sind und vornehmlich durch eine kräftige Behandlung der Localfarben und eine geschickte Anwendung der Contraste einen lebhaften malerischen Effect zu erreichen wissen. —

(Schluß der Artikel in nächstem Heft.)

Der zweite deutsche Juristentag.

1.

Die Erwartungen, welche man von dem diesjährigen Juristentag hegte, waren sehr verschieden. Während man in dem gebildeten Laienstande die Hoffnungen vielleicht zu hoch spannte, betrat ein großer Theil der Juristen den Versammlungsort Dresden mit sehr geringen Aussichten auf ersprießliche Erfolge. Bei einer Versammlung von solcher Ausdehnung und von solcher Bedeutung verlohnt es sich wohl der Mühe, etwas näher zu betrachten, was der Juristentag füglich leisten sollte und was er geleistet hat.

Die geringen Erwartungen, welche Manche im Voraus hegten, bezogen sich gewiß nicht auf die gesellige Seite der Zusammenkunft. Soviel durfte man sich wol voraussagen, daß in der gastfreundlichen Hauptstadt Sachsens der geeignete Platz für eine Zusammenkunft bezeichnet sei, zu der mehr oder weniger auch das Bedürfniß persönlicher Annäherung Viele hinzieht. Jede der größern Versammlungen, die sich rasch in Deutschland verdoppeln und verdreifachen, muß diesen Zweck, persönliche Bekanntschaft und persönlichen Ideenaustausch zu vermitteln, mit in Anschlag bringen. Wer nur einmal solchen Congressen beigewohnt hat, weiß zur Genüge, daß leicht in dem zwanglosen Begegnen, in dem gemüthlichen oder angeregten Gespräch, kurz in dem geselligen Theil des Festprogramms die hauptsächlichste Bedeutung der Zusammenkunft enthalten ist. Dies gilt in gewissem Maaß selbst von den wissenschaftlichen Ergebnissen derselben.

In den Haupt- oder Abtheilungsversammlungen die Fragen der Tagesordnung so ausführlich und gründlich zu besprechen, wie es der Stoff verlangte, ist häufig ganz unmöglich. Jeder Kundige sagt sich hundertmal, daß er die Gründe für und wider weit erschöpfender und treffender bereits aus andern Darstellungen, als hier aus den Reden einzelner Mitglieder gekannt und gewürdigt habe. Obwol nun keineswegs der Nutzen der eigentlichen Versammlungen nach dieser Seite verkleinert werden darf, obwol oft aus den kurzen Bemerkungen eines einzelnen Redners gewiß mehr durchschlagender Gewinn gezogen wird, als aus langen gedruckten Ausführungen, obwol erst aus der gemeinsamen Berathung klar wird, welche Ansichten in den weiten Kreisen dieses oder jenes Berufs Wurzel gefaßt haben, herrschen oder Zukunft versprechen, so ist doch selbst der wahrhaft wissenschaftliche Nutzen der Privatunterhaltung bei solchen Gelegenheiten kaum geringer. Wie viel Anregungen,

neue Ideen, Berichtigungen der Einzelne, sei er nun recht eigentlich Arbeiter der Wissenschaft, oder Praktiker, mit nach Hause nimmt, läßt sich kaum berechnen. Der Gelehrte findet Stoff zu mannigfachem Nachdenken an den Beobachtungen, welche der Praktiker mittheilt, der Praktiker fühlt sich auf's Neue angetrieben, die Erscheinungen des Lebens in wissenschaftlichen Mittelpunkten zusammenzufassen. Mit einem Wort Jeder findet, gesucht oder ungesucht, bei Andern, was er braucht.

In der That darf man wol diese Versammlungen als Messen und Märkte der geistigen Arbeit bezeichnen. Wie der Handelsmann seinen Vorrath an Waaren, so führen sie, die Fachgenossen, ihr Wissen an einen bestimmten Platz des Austauschs. Ob ein Jeder zu geben hat, ob Viele nur empfangen wollen oder können, kommt dabei nicht in Betracht. Genug, daß eben auf jede Weise hier Meinungen und Urtheile umgesetzt werden; und zwar, was sehr wesentlich ist, im persönlichen Verkehr. Manche bisher unbekannte Firma kommt dadurch in Achtung, manche büßt von dem Nimbus ihres Namens ein. Das ist begreiflich. Die falschen Vorstellungen von Personen, ihren Leistungen und Ansichten, welche aus weiter Ferne auf Bücher und Schriften hin gefaßt wurden, werden oft ganz überraschend berichtigt und mancher tüchtige Kopf entdeckt, der ohne die Gabe sich aus seiner Einsamkeit heraus zu Bekanntschaft zu verhelfen, nun zur gemeinsamen Arbeit mit dem besten Nutzen gewonnen werden kann.

Wir könnten das Bild noch weiter ausmalen. Es genügt indessen, nur im Allgemeinen darauf hinzuweisen, wie allein schon der Verkehr unter einer größern Anzahl von Männern, welche von den verschiedensten Ländern und Stellungen aus durch ein gemeinsames Interesse vereinigt werden, einen hohen Werth haben muß. Ist dem so, so wird man die Sorge für Beförderung des geselligen Beisammenseins nicht geringschätzen dürfen. Die Stimmung, welche in den freien Nebenstunden sich verbreitet, ist ohnehin sehr bedeutsam für den Charakter der eigentlichen Versammlungen. Mithin ist es nicht nur billig, sondern nothwendig, daß es an der Gelegenheit zu wohlthuendem Verkehr, der die Geister und die Herzen aufschließt, nicht fehle. Wie viel dazu zu thun sei, läßt sich freilich nicht sagen. So wenig das reichste Vergnügungsprogramm und die prächtigste Ausrüstung der Vergnügungen ausreicht, wenn die Zusammenkunft nicht die rechten Elemente in sich trägt, oder wenn die Atmosphäre des Ortes zu drückend befunden wird, so kann umgekehrt das Wenige leicht genügen, sobald der rechte Sinn vorhanden ist.

Die Geschichte der Congresse weist gerade in dieser Beziehung die größten Verschiedenheiten nach. Von der strengen Einfachheit solcher Versammlungen, welche nur geduldet wurden, bis zu den aufmerksamsten und glänzendsten Bewirthungen auf Staatsunkosten, deren sich andere zu erfreuen hatten, ist eine

große Stufenleiter. Daß der Juristencongreß keine blos geduldete Versammlung war, wurde durch das Festprogramm genugsam erwiesen. Man könnte eher annehmen, daß er auf dem Wege sei verwöhnt zu werden. Wenn nach Dresden noch Steigerungen stattfinden sollten, wenn noch mehr geschehen sollte, als Bewirthungen von Seiten des Ministeriums, tägliche Spazierfahrten mit Eisenbahn und Dampfschiff, Festlichkeiten und die vollste Rücksicht sogar für die Damen der Herren Juristen, so müßte nothgedrungen der Juristenverein übermüthig werden. Die Nachrichten von solchen Festordnungen werden in Zukunft vollends alle juristischen Frauen und Töchter alarmiren und dem Juristencongreß einen Schönheitscongreß anschließen, der an Zahl und Bedeutsamkeit kaum nachsteht.

Doch Scherz bei Seite. Eine gewisse Gefahr liegt sicherlich in der zu großen Reichhaltigkeit der Festivitäten. Nicht blos in der Richtung, daß dadurch die Aufmerksamkeit von der ernsten Aufgabe abgewendet werden mag. Es sind noch andere Gründe, welche namentlich gegen die officiellen Ehrenbezeugungen u. dgl. sprechen. Erfahrungsmäßig haben sich die Versammlungen am besten befunden, welche sich von allen dergleichen Verpflichtungen, seien es auch nur Verpflichtungen der höflichen Sitte, frei wußten. Indessen sei es ferne, dem Dresdner Comité einen Vorwurf machen zu wollen. Wer noch so sehr für das genügsamste Beisammensein eingenommen, wer vollständig befriedigt wäre, wenn nur eben den Mitgliedern Zeit, Ort und Raum nicht fehlte, in Bequemlichkeit einander zu finden und auszusprechen, mußte hier sich gefallen lassen, auf die liebenswürdigste Art, namentlich von dem unermüdlichen Festordner, dem Vorsitzenden des Localcomité's, von Lustbarkeit zu Lustbarkeit geführt zu werden. Die volle Gemüthlichkeit wurde nirgends vermißt. Man bewegte sich stets vollkommen zwanglos, und so waren die Bedingungen des erwünschten persönlichen Verkehrs durchaus erfüllt.

Wirklich wird im Ganzen ein Jeder in dieser Richtung alle seine Wünsche erfüllt erklären müssen. Daß sich mehr als siebenhundert Mitglieder nicht in der ersten Stunde zu kennen und zu gruppiren vermögen, versteht sich von selbst; noch weniger ließ sich erwarten, daß am ersten Abend ein jeder Einzelne diejenigen ausfinden mochte, für die er ein Interesse hegte. Allmälig schieden sich die Gruppen, wovon die abendlichen Zusammenkünfte nach vollbrachtem Hauptvergnügen Zeugniß gaben, und allmälig war es möglich, daß alle diejenigen, welche sich zueinander hingezogen fühlten, sich begegneten. In dieser Hinsicht war es wenigstens eigene Schuld, wenn dem Einzelnen das entging, was er gehofft hatte.

Gewiß ist es kein Kleines und ein Verdienst des diesjährigen Vorortes, daß so der persönliche Verkehr trotz der hohen Zahl der Anwesenden sich vollkommen entwickeln konnte. Und wäre weiter gar Nichts geschehen, so würden

die Meisten, indem sie durch anregende Mittheilungen durch Anknüpfung mancher Verbindungen, durch das Gefühl der Gemeinsamkeit mit Gesinnungsgenossen aus allen Theilen Deutschlands gestärkt, Dresden verließen, Gewinn genug von jenen Tagen gezogen zu haben glauben. Jeder Gewinn dieser Art aber ist kein blos persönlicher; mit dem Nutzen des Einzelnen geht der Nutzen für den gesammten Juristenstand Hand in Hand, wenn der Einzelne, dem Bewußtseln seiner isolirten Stellung, seiner particularen Existenz und Kenntniß enthoben, auf das Allgemeine hingewiesen wird.

Indessen muß sich das Publicum mehr an die sichtbaren Resultate, als an den der nähern Beschreibung und der öffentlichen Kunde unzugänglichen Verkehr hinter den Coulissen halten.

Zu den erfreulichen Wahrnehmungen wird man nun von vornherein die lebhafte Betheiligung an dem Congreß rechnen. Die Zahl der Mitglieder des juristischen Vereines wuchs im Laufe des letzten Jahres um mehr als das Doppelte und betrug etwa 1200. In Dresden waren davon 721 anwesend. Die Masse der deutschen Juristen stellt allerdings noch bedeutende Erweiterungen des Kreises in Aussicht, zumal wenn sich das Zutrauen auf die Zukunft des Vereins befestigt. Immerhin ist auch schon das seitherige Wachsthum einer Vereinigung, welche das Streben nach einem einheitlichen Rechtszustand als ihren Hauptzweck ankündigt, ein Erfolg zu nennen. Was die Vertheilung der Mitglieder auf die einzelnen Länder betrifft, so sind bis auf einige der kleinsten Staaten alle vertreten. Preußen am stärksten, darnach das Königreich Sachsen, dessen Betheiligung am Congreß selbst diesmal natürlich besonders lebhaft war. Auffallend gering erscheint, wenn wir von Oestreich wegen der eigenthümlichen Verhältnisse vorläufig absehen, die Theilnahme der bairischen Juristen.

Auch dem Stand nach sind alle Elemente vorhanden. Der Anwaltsstand zählte ziemlich viele Genossen. Die meisten gehörten dem Richterstand an. Ein erhebliches Contingent, namentlich für die wichtige Abtheilung des Strafrechtswesens bildeten die Staatsanwälte. Am schlechtesten erscheint verhältnißmäßig die Betheiligung der Theoretiker. Manche gewichtige Namen der Wissenschaft finden sich zwar in der Vereins- und der Congreßliste; allein für die Zahl der Professoren und Docenten, welche unsere Rechtsfacultäten besitzen, ist die Zahl sehr gering. Manche bedeutende Rechtslehrer, deren Beirath nur sehr erwünscht sein müßte, wurden und werden entschieden vermißt. Sollte die Wissenschaft auch hier wieder bethätigen, daß sie kein Interesse an den praktischen Einheitsbestrebungen hegt?

Man würde diese Vermuthung kaum aussprechen, wenn es das erste Mal wäre, daß sich die eigentlichen Gelehrten vermissen ließen. Auch der volkswirthschaftliche Congreß machte die Erfahrung, daß die Professoren der Na-

tionalökonomie von ihm wenig Notiz nehmen. Dem Ansehn der Gelehrtenklasse wird solche Nichtbeachtung in den Augen der Welt nicht sonderlich zum Ruhm gereichen. Allein auch ohne die Rücksicht darauf, ob die Nation daraus den Vorwurf der Gleichgültigkeit für nationale Bestrebungen ziehen mag, sollte das rein sachliche Interesse die Leute der Wissenschaft stärker anregen. Erscheinen die Leistungen solcher Vereine vor dem Richterstuhl der wissenschaftlichen Kenntniß zu schwach, nun gut, so ist es rathsam, das überwiegende Wissen in die Wagschale zu werfen und lieber zum Bessern zu helfen, als in wissenschaftlichem Hochmuth sich fern zu halten. Zum Heil der guten Sache muß man die innige Verbindung der Wissenschaft und der Praxis wünschen. Zieht sich die erstere zurück, so wird leider die Folge die sein, daß das Mißtrauen, welches die Nation schon längst gegen die juristische Doctrin gefaßt hat, nur zunimmt und daß sie vollends von der praktischen Anschauung, selbst auf die Gefahr hin, diese sehr oberflächlich werden zu lassen, überflügelt wird. Unbestritten ist der Riß zwischen Theorie u. Praxis schon groß genug und der Nachtheil so entschieden auf Seiten de ersteren, auch für die wahre und unentbehrliche Wissenschaftlichkeit, daß sie nicht durch Zurückbleiben in den Bestrebungen, durch welche die Juristen dem Volk wieder einige Sympathien abgewinnen können, sich nicht noch ungünstiger stellen sollte.

Die Ergebnisse der vorletzten Versammlung zu Berlin erschienen freilich für Manchen wenig entsprechend. Die mangelnde Vorarbeitung mit in Anschlag gebracht, war dieselbe doch immer gar zu resultatlos, und noch unerquicklicher die ganze Stimmung, welche sich unter der Mehrzahl kund gegeben hatte. Schon in dem Statut prägte sich eine gewisse Aengstlichkeit und Abgeschlossenheit aus. Die Anträge, welche eine compactere Organisation zum Gegenstand hatten, Alles, was irgend an Einmischung in politische Dinge streifte, war verworfen worden.

Inmittelst hatte sich bis zum Dresdener Congreß Manches besser gestaltet. Die Deputation hatte es an Fleiß nicht fehlen lassen. Es lagen mancherlei tüchtige Vorarbeiten vor. Vor allen Dingen hatte sich aber auch die äußere Situation merklich gehoben. Die Regierungen hatten fast durchweg bereits ein lebhaftes Interesse für die von dem Juristenverein angestrebte Rechtseinheit, wenigstens nach einigen Seiten hin, kundgegeben. Die Minister oder bedeutendere Beamte der Justiz in den meisten Ländern waren dem Verein beigetreten und an Aufmunterung jeder Art mangelte es nicht, da alle Bundesstaaten, wenn auch sonst, oder gerade weil im Punkte anderer Einheitsbestrebungen widerwillig, in der Anbahnung gemeinsamer Rechtsgesetze, um doch Etwas für die Einheit zu thun, einverstanden erscheinen. Insofern erschien also von vornherein der Erfolg des Juristentags ziemlich gesichert, weit gesicherter, als der Handelstag oder der volkswirthschaftliche Verein von sich sagen konnte.

Allein gerade in demjenigen, was die Lage der Juristen zu einer günstigen machte, dünkte Vielen auch eine Gefahr enthalten zu sein. Bei der großen Aufmerksamkeit und der lebhaften Theilnahme, welche die Regierungen der Sache zuwendeten und durch welche sich der Verein leicht geschmeichelt fühlen konnte, ließ sich befürchten, daß sich die Regierungen derselben bemächtigen würden. In dem Punkte, daß gewisse gemeinsame Gesetzgebungswerke unternommen werden sollen, sind ja freilich Regierungen und Volk einig. Indessen kommt es daneben doch auch auf den Inhalt der Gesetzgebungen an. Es gibt zwar Eiferer für eine einheitliche Gesetzgebung quand même; so viel aber wird für die Einsichtigen ohne Weiteres klar sein, daß nur diejenige gemeinsame Rechtsbildung eine Zukunft hat, welche auf gesunden Principien beruht. Und in die Beantwortung der Frage, was die richtigen Grundsätze und Grundlagen unseres Rechtszustandes sein sollen, gehen die hohen Beamten der Regierung meist keineswegs Hand in Hand mit den Ideen der Zeit.

Nach der Meinung mancher Regierung, die den Juristenverein mit ihrer Huld beglückte, sollte dieser sich von allem Politischen fern halten. Er sollte das wohlwollende Entgegenkommen der officiellen Factoren dankbar hinnehmen, dafür aber auch in vollstem Vertrauen die politische Seite der Einheitsbestrebungen, namentlich deren praktische Verwirklichung, den letzteren anheimstellen. An sich ließe sich allenfalls wohl denken, daß eine Versammlung der Juristen sich nur den Zweck vorsetzte, wissenschaftliche Einheit zu befördern, etwa in demselben Sinn, wie die Philologen, denen es nicht schwer gefallen ist, in den Debatten die Klippe der Politik zu umschiffen, ihre Congresse halten. Die juristischen Praktiker und Theoretiker würden sich also nur über die ihnen wichtig erscheinenden Controversen, Rechtsmaterien und Rechtsinstitutionen vom Standpunkt der Wissenschaft und Praxis aus verständigen und ihre Resolutionen als schätzbares Material der Gesetzgebung, komme diese nun vom Bunde oder sonst woher, vorlegen. Das wäre es ungefähr, was der Juristentag nach der Ansicht hoher und höchster Stellen zu leisten berufen ist; was weiter wäre vom Uebel. Es bedarf jedoch wenig Ueberlegung, um zu erkennen, daß das, was für andere Bestrebungen natürlich ist, hier durchaus unnatürlich oder unmöglich ausführbar erscheint. Wenn es gilt, an der Einheit des Rechtszustandes zu arbeiten, so handelt es sich um Dinge von unmittelbarer praktischer Bedeutung, bei deren Berathung, wie bei den Streitfragen über Stellen der alten Classiker oder Grammatik, der Blick gar nicht auf politische Zustände fällt und zu fallen braucht. Die Rechtsgesetzgebung und die Rechtseinrichtungen sind ein unmittelbarer Bestandtheil des öffentlichen Wesens; und es würde eine große Kunst dazu gehören, bei der Beurtheilung und den Verbesserungsvorschlägen, welche sich mit ihnen beschäftigen, von der Lage des öffentlichen Rechtes oder von der Bedeutung der Rechtsinstitutionen in dem-

selben abzusehen. Zumal, wenn sich Praktiker, die diesen Zusammenhang nach allen Seiten hin täglich fühlen, damit befassen. Das konnte daher nimmermehr bei Aufstellung des Statuts, selbst wenn auch schon in Berlin die ängstliche Sorge, jeder Einmischung in die Politik sich zu enthalten, geherrscht hatte, die Absicht sein, daß jeder Punkt, an welchem sich irgend etwas Politisches spüren lassen möchte, ohne Weiteres ein noli me tangere bleiben sollte.

Will man die Einheit des Rechts erstreben, so heißt dies eine politische That unternehmen. Das muß sich ehrlicher Weise ein Jeder von vornherein gestehen. Die Bestrebungen würden sehr wenig besagen und niemals auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können, wenn man sie anders auffassen und lediglich auf den Umkreis der juristischen Technik beschränken wollte. Der Juristentag steht darin vollkommen auf einer Stufe mit dem volkswirthschaftlichen Verein, dem er schon die Anregung seiner Entstehung verdankt. Auch die Volkswirthschaft ist nicht unmittelbar Politik, es läßt sich die Erkenntniß wirthschaftlicher Principien fördern, ohne die äußere Gestaltung des Staatswesens zu berühren. Allein der Zusammenhang der wirthschaftlichen Principien mit den Grundsätzen der Regierungskunst ist jedem kundigen Auge offenbar. Ganz ebenso verhält es sich mit den Grundsätzen der Rechtsgesetzgebung. Die Organisation der Gerichte, die Proceßordnungen, selbst die Bücher des materiellen Rechts stehen in Wechselwirkung auch mit den politischen Zuständen der Nation. Dies bedarf keiner Ausführung. Der Juristentag selbst hat es bereits zur Genüge empfunden, daß man kaum irgend einen Punkt berathen kann, ohne unwillkürlich auf dieselben leitenden Gedanken zu gerathen, die in ihren Gegensätzen auch die politischen Bestrebungen bewegen. Man braucht nur an die Frage über die Gestaltung des Strafprocesses, die Stellung der Staatsanwaltschaft, die Advocaten u. s. w. zu erinnern.

Die Vereinigung der juristischen Kräfte soll ein den Zeit- und Volksbedürfnissen entsprechendes Recht schaffen. Ist dies das Ziel, so muß auch auf Ideen eingegangen werden, welche eine politische Rolle spielen. Die Aufgabe der Zukunft kann keine andere sein, als auch das Recht und seine Ausübung von dem bureaukratischen Charakter zu reinigen, den ihm die Jahrhunderte seit dem Mittelalter eingeprägt haben und der sich weit tiefer, nämlich bis tief in das materielle Recht hinein, erstreckt, als Viele wissen wollen. Die Rechtsgesetzgebung hat bis zur Stunde so gut das Bevormundungssystem geübt, wie die Wirthschafts- und Verwaltungsgesetzgebung. Dieses zu beseitigen, muß das Ziel unserer ferneren Rechtsentwicklung sein und kann von

dem der Einheit nicht getrennt werden; auch nicht von dem Juristentag, dem hier recht eigentlich eine bedeutende politische Aufgabe gestellt ist.

Gewiß hat der Juristentag keinen Beruf, politische Erörterungen vom Zaune zu brechen; aber Nichts kann und darf ihn, wenn er wahrhaft nützen soll, hindern, jede Frage des Rechtszustandes bis in ihr innerstes Mark zu verfolgen, sei es auch, daß dabei Fäden bloßgelegt werden müssen, für deren Berührung einzelne Gönner höchst empfindlich gestimmt sind.

Erfordert es so die Ehrlichkeit und Gründlichkeit der Discussion, vor dem politischen Charakter der Fragen nicht zurückzuschrecken, so kommt dazu ferner als eine noch unmittelbarere Veranlassung, das politische Gebiet zu betreten, die nothwendige Erwägung, wie das Ideal einer gemeinsamen Gesetzgebung praktisch erreichbar sein soll. Oder soll ein Verein, der wesentlich praktische Erfolge anstrebt, daran nicht denken? Soll der Jurist gegen die schreienden Uebelstände, welche sich bei der seitherigen Gesetzgebung von Bundeswegen geltend gemacht haben, taub sein? Oder soll man sich mit hoffnungsvollen Redensarten von großen Erfolgen, welche zu noch größeren Erwartungen berechtigen, täuschen lassen? Der praktische Jurist kann doch nicht umhin, so gut, wie andere Leute zu erkennen, daß der Weg, welcher die Legislatur der Volksvertretung lahm legt, nicht der praktisch empfehlenswerthe sein kann, wie dann geschieht, wenn man die Einzelstaaten in die Lage versetzt, en bloc das vom Bunde empfohlene Werk anzunehmen, oder abzulehnen, und wenn man alle Organe entbehrt, welche eine gemeinsame Durchberathung im Namen der Nation vornehmen könnten. Es wäre, trotz des Herrn Generalstaatsprocurators von Mainz, der sich noch nachträglich darüber ereifert, daß man dem Bundestag ein Mißtrauensvotum ertheilt hat, unbegreiflich gewesen, wenn der Juristentag diese Frage übergangen hätte.

Ist es denn überhaupt heut zu Tage möglich, daß sich einige hundert gebildete Männer, und nun gar zu nationaler Arbeit, versammeln, ohne daß auch die politischen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit fesseln? Sollen gerade die Juristen vermeiden, wo sich ihnen dazu Veranlassung gibt, ihre Meinung zu äußern? Etwa gar darum, weil die meisten Beamte sind, für die sich politische Kundgebungen nicht schicken? Aus der Beamteneigenschaft folgt doch nicht der Verzicht auf das Recht, seine Meinung auch in diesen Dingen zu haben. Weit entfernt, sich ängstlich vor deren Ausdruck zu hüten, scheint es selbst den Beamten, geschweige denn den unabhängigen Juristen, sehr wohl anzustehn, wenn sie auch ihr Votum der öffentlichen Meinung zu Gebote stellen. Den Regierungen kann es, wenn sie die Wahrheit kennen wollen,

nur erwünscht sein, die wahre Meinung auch in diesen Kreisen zu vernehmen.

Die Gründe der Enthaltsamkeit von politischen Gelüsten werden freilich in der Regel anderswoher entnommen. Ob sie die einzigen sind, mag dahingestellt bleiben. Man hebt immer auf's Neue hervor, daß die Uebergriffe in politische Fragen das Werk der gemeinsamen Gesetzgebung stören würden. Einer näheren Beleuchtung dieses Argumentes bedarf es kaum. Wenn nur um den Preis, daß die Juristen und die Nation auf die Sorge der politischen Constituirung Deutschlands verzichten sollen, die Rechtseinheit möglich sein sollte, so wäre das sonderbar. Denn die Rechtseinheit selbst will man doch nicht aus wissenschaftlichem Wohlgefallen, oder lediglich um der materiellen Vortheile willen, sondern weil sie ihrerseits ein Stück, und zwar ein recht wesentliches, zur Constituirung der Nation beiträgt.

Es würde kaum nöthig sein, dies Alles auszusprechen, wenn nicht auch der Dresdner Juristentag Anfangs die Besorgniß, daß ängstliche Zurückhaltung das freie Entfalten der Meinungen hemmen könnte, gerechtfertigt hätte. Die erste Sitzung erfüllte gar Manchen mit Bitterkeit. Es galt den Weg der künftigen deutschen Gesetzgebung zu bezeichnen. Von manchen Seiten wurde die Competenz der Versammlung, darüber sich auszusprechen, geradezu bestritten. Diese Meinung mochten in Gottes Namen diejenigen, welche sie hegten, aussprechen. Aber daß in der ganzen großen Versammlung von dem Präsidenten an, der selbst seine Wünsche als höchst persönliche verclausuliren zu müssen glaubte, bis zum Schluß der Debatte nur ein einziger Redner die Sache beim rechten Namen nannte, daß überall mit den vorsichtigsten Vorbehalten und der rücksichtsvollsten Umschreibung verfahren wurde, daß man endlich noch das gemeinsame Organ in eine „Einrichtung" abschwächte, mußte diejenigen bedenklich machen, welche dem Verein der Juristen, nachdem er einmal in das öffentliche Leben getreten, den ehrenvollen Beruf wünschten, an der gedeihlichen Entwicklung des nationalen Lebens tüchtig mitzuwirken. Was Tausende anderswo auf den Lippen getragen haben, und was ohne Zweifel Hunderte der versammelten Juristen im Herzen trugen, die Hoffnung Deutschlands auf ein deutsches Parlament, wagte man nicht zu nennen.

Indessen übertrafen die folgenden Tage bei Weitem die Erwartungen, zu denen man am ersten berechtigt war. Die erste Abtheilung hatte allerdings wenig Gelegenheit sich über solche Dinge zu äußern, welche Einzelne mit sorglicher Miene als höchst bedenkliche zu bezeichnen nicht müde wurden. In

der zweiten Abtheilung, für Strafrechtswesen, war dieser Ton im Ganzen der vorherrschende, die Luft am unerquicklichsten. In der dritten Abtheilung für Civilproceß dagegen warf man von vorn herein die übergroße Aengstlichkeit bei Seite, und der freien Regung, welche dort Alles belebte, war es unstreitig zu danken, daß auch die zweite Hauptsitzung eine ganz andere Physiognomie zeigte. Die Beschlüsse sind bekannt. Von politischer Bedeutsamkeit waren besonders diejenigen, welche die Schwurgerichte und die Competenzgerichtshöfe betrafen. Die Berücksichtigung politischer Zustände war hierbei so wenig bei Seite gesetzt, daß sie im Gegentheil fast zu großen Antheil gewann.

Nimmt man dazu ferner, wie sich der Verkehr und der Meinungsaustausch im Ganzen gestaltete, so konnte es kein Bedenken mehr erregen, wenn am Schluß der Juristentag seiner weisen Mäßigung wegen ebenso becomplimentirt wurde, wie er zu Beginn dieserhalb ermahnt worden war. Daß eine solche Versammlung Maaß und Ziel halten wird, versteht sich von selbst. Allein trotz der Elogen will man bereits wissen, daß das herzliche Einverständniß mit dem Juristenverein an mancher Stelle bereits um seines Benehmens willen einigermaßen erkaltet sein soll. Es war schon zu viel, was in Dresden geschah.

Der juristische Verein wird sich dadurch nicht binden lassen. Ruhig und besonnen, aber in seinem Gebiete ohne andere, als rein sachliche Rücksichten, wird er seine Ziele verfolgen, auch dann, wenn sie das politische Gebiet berühren. Darin, daß er dies thut und nicht durch ängstliche Rücksichtsnehmerei sich von vorn herein den frischen Athem erdrücken läßt, liegt die Bürgschaft seiner Erfolge, die auch ohne besondere Begünstigung von oben herab um Nichts kleiner sein werden, wenn sie nur stets den Ausdruck des nationalen Rechtsbewußtseins in jeder Richtung getreu darstellen.

Berliner Briefe.

3. Novbr.

Die Wahlen klopfen an die Thür. Binnen vierzehn Tagen sollen die Wahlmänner, am 6. Decbr. die Abgeordneten gewählt werden. Im ganzen Lande ist man jetzt eifrig damit beschäftigt, sich für den wichtigen Act zu rüsten; die Parteien gruppiren sich; die Vorkämpfer entfalten ihre Fahnen, sammeln ihre Schaaren und suchen auch die versprengten Glieder der Partei wieder an sich heranzuziehen, um mit voller Stärke den Kampfplatz zu betreten. Die Bedeutung der Fragen, um deren Entscheidung es sich handelt, ist Niemandem verborgen. Wo, wie in England, durch jahrhundertelange Uebung die parlamentarischen Institutionen das gesammte Leben durchdrungen haben, da kann man die Bedeutung einer neuen allgemeinen Wahl so bezeichnen, daß durch sie die allgemeine politische Richtung des Landes während der nächsten Wahlperiode im Wesentlichen bestimmt wird. Anders ist es bei uns, hier greift die Bedeutung der Wahlen viel weiter. Wir haben erst eine kurze Strecke auf der Bahn des Verfassungslebens zurückgelegt; wir bewegen uns noch mit unsicheren Schritten auf diesem Boden; die Institutionen, welche zum Ausbau und zur Sicherung der Verfassung erforderlich sind, sind theils noch unfertig und theils fehlen sie ganz; eine thätige und einflußreiche Partei setzt alle Mittel in Bewegung, um die Verfassung wie früher zu einer Lüge zu machen. Der Ausfall der Wahlen wird also von entscheidender Bedeutung sein — nicht zwar für den Bestand der Verfassung, aber es wird doch von ihnen abhängen, ob wir in der wenn auch langsamen doch stetigen Entwickelung, in der wir uns befinden, fortschreiten werden, oder ob ein Rückschlag eintreten soll, dessen Stärke und Dauer im Voraus gar nicht zu ermessen ist. In der nächsten Legislaturperiode werden viel entscheidendere Fragen zum Austrag kommen, als in der jetzt abgelaufenen. Um so mehr brauchen wir Volksvertreter von gereiften Ansichten und festem Charakter; Schwächlinge von halbem Urtheil und halbem Willen können nichts nützen und werden vielmehr gefährlich sein, weil sie den Krisen, die uns bevorstehen, nicht gewachsen sein können.

Wie ganz verschieden von der heutigen war die Physiognomie, welche vor drei Jahren das Land den Wahlen gegenüber zeigte? Damals war das neue Ministerium, welches der Prinz-Regent bei der Uebernahme der Regierung berufen hatte, so eben an die Spitze der Geschäfte getreten. Das Land, nach einer zehnjährigen Mißregierung aus dem Schlamme der Lüge und der Corruption erlöst, athmete wieder frei auf in der gesunden Luft einer redlichen, auf dem Boden der Verfassung stehenden Verwaltung. Alle dem Feudalismus abgeneigten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft waren von unbedingter Hingebung an das Ministerium erfüllt. War doch dieses aus den Führern derjenigen Partei gebildet, welche mit Einsicht, Ausdauer und Zähigkeit das theure Pfand der Verfassung durch die zehnjährige Reactionsperiode

hindurch gerettet hatte. Auch die demokratische Partei, welche seit der Octroyirung der Verfassung sich schmollend vom politischen Leben zurückgezogen hatte, kehrte jetzt bei der in Aussicht stehenden Freiheit der Wahlen auf den politischen Kampfplatz zurück. Aber auch sie schloß sich der ministeriellen Partei an. Die Demokratie verzichtete darauf, eigene Candidaten aufzustellen. Abgesehen von der Reaction bildete das ganze Land eine große Partei, welche die Unterstützung der Regierung sich zur Aufgabe stellte. Die Reaction aber befand sich in einem Zustande, wie wenn Jemand eben einen starken Schlag auf den Kopf bekommen hat. Sie war verblüfft; sie kam desorganisirt zu den Wahlen und erlitt die empfindlichste Niederlage. Im vorigen Abgeordnetenhaus war die ministerielle Partei so stark, daß, wenn auch alle anderen Fractionen, die verschiedenen Schattirungen der Feudalen, die Katholiken, die Polen sich verbanden, sie doch nicht im Stande waren, den Liberalen den Sieg streitig zu machen. Und diese Majorität war ohne große Anstrengung erreicht; sie war der natürliche Ausdruck der durchgängigen Stimmung des Landes.

Ganz anders liegt die Sache jetzt. Nicht als ob das Ministerium in der Meinung des Landes gesunken wäre, oder als ob man jetzt gleichgültig die Männer scheiden sehen würde, deren Eintritt in's Amt vor drei Jahren mit so lautem und einmüthigem Jubel begrüßt wurde. Aber die Flitterwochen dieses Ministeriums sind doch seit lange vorüber. Auch mit den eigenen Anhängern hat es nicht an allerlei Reibungen und kleinen Zerwürfnissen gefehlt, welche den Zusammenhang zwar nicht zerstört, aber doch etwas gelockert haben. Die Feudalen haben sich inzwischen aus ihrer Betäubung erholt und rücken neu gerüstet, mit frischen Bundesgenossen verstärkt auf den Kampfplatz. Die liberale Partei dagegen tritt nicht mehr ganz mit der früheren Einigkeit auf; sie hat sich in zwei Nüancen, eine mehr gemäßigte und eine mehr fortgeschrittene, gespalten, welche aber hoffentlich doch am Tage der Entscheidung vereinigt kämpfen werden. Wenigstens werden sie einsehen müssen, daß die beiden Schattirungen der liberalen Partei sich einander näher stehen als eine von ihnen den Feudalen, und daß es ein Frevel am liberalen Princip sein würde, wenn durch die Uneinigkeit der etwas mehr oder etwas weniger Fortgeschrittenen es den Feudalen auch nur an einer einzigen Stelle gelingen sollte, den Sieg zu erringen. Es gab Zeiten, in denen die Lutheraner und Calvinisten sich mit solcher Heftigkeit bekämpften, daß sie darüber ihren gemeinsamen, weit gefährlicheren Feind vergaßen; der Katholicismus schürte den Kampf und strich den Kampfpreis ein. Die Altconstitutionellen und die deutsche Fortschrittspartei werden hoffentlich in diesen Fehler nicht verfallen; aus dem Behagen, mit welchem die Kreuzzeitung jeden kleinen Zwiespalt der beiden verwandten Fractionen registrirt, könnten diese wenigstens lernen, wem sie durch ihre Uneinigkeit nützen.

Bevor wir die Vorbereitungen, welche die verschiedenen Parteien für die Wahlen gemacht, die Allianzen, welche sie geschlossen haben, schildern, müssen wir mit wenigen Worten anerkennend die Schritte erwähnen, welche der Minister des Innern gethan hat, um die Freiheit der Wahlen zu sichern, um sie vor ungesetzlichen oder unberech-

tigten Einflüssen zu schützen. Durch ein anderes Wahlreglement hat er das frühere Reglement vom 30. Mai 1849 beseitigt, welches in der Bildung der Urwahlbezirke und in der Art, wie die Reihenfolge der Abstimmung festgestellt wurde, der willkürlichen Einwirkung der Verwaltungsbeamten einen ziemlich weiten Spielraum ließ. Außerdem hat er durch ein Rundschreiben an sämmtliche Regierungen den betreffenden Beamten eingeschärft, daß es die Aufgabe der Wahlen ist, „der Ueberzeugung des Landes voll und unbehindert Ausdruck zu verleihen, und daß daher jede Art von Nöthigung, welche einen Einfluß auf die Wahlen auszuüben beabsichtigt, unbedingt zu verwerfen ist. Niemand zweifelte an der aufrichtigen Verfassungstreue des Grafen Schwerin. Ihm ist es gewiß vollkommener Ernst mit der Sicherung der Unabhängigkeit der Wahlen. Auch wird seine Vorschrift gewiß mit der vollkommensten Gewissenhaftigkeit in dem Sinne befolgt werden, daß keinerlei amtlicher Einfluß zu Gunsten des Ministeriums geltend gemacht wird. Desto unbefangener wird aber an manchen Orten von amtlicher Stelle aus gegen das Ministerium agitirt. Graf Schwerin hat die Schwäche, daß er vorzugsweise seine Feinde, seine politischen Gegner schont, weil er nichts so sehr scheut, als auch nur den Schein auf sich zu laden, als ob er irgend Jemanden wegen seiner politischen Gesinnung verfolge. Dies wissen die feudalen Beamten recht gut, und darauf hin stellen sie seine Geduld auf die Probe. Es versteht sich, daß ein Beamter das Recht einer politischen Ueberzeugung hat und daß er sie bei den Wahlen, wie jeder andere Wähler, geltend machen kann. Niemand wird etwas dagegen haben, daß ein Beamter, wenn seine Ueberzeugung ihn dazu treibt, gegen das Ministerium stimmt, oder daß er in einer Wahlversammlung, an der er als Urwähler, nicht als Beamter, Theil nimmt, gegen das Ministerium spricht. Allein die Grenze ist hier sehr scharf. Die Beamten mögen Opposition treiben, so lange sie nicht zum Zwecke derselben ihre amtliche Autorität mißbrauchen. Wenn aber die Kreisblätter, die amtlichen Organe der Regierungen, mit reactionären Wahlaufrufen und mit dem Gift der Kreuzzeitung gefüllt werden, wenn Landräthe die Programme der Coalition Blankenburg-Panse unter ihrem amtlichen Siegel colportiren, wenn die mit dem Junkerthum verbündeten Pfaffen die Kanzel mißbrauchen, um gegen das Ministerium zu wühlen; dann sollte doch Graf Schwerin zeigen, daß auch seine Geduld einmal zu Ende geht. Man sagt den Pommern häufig nach, daß sie grob seien und derb drein schlagen. Vom Grafen Schwerin hoffen seine Freunde, daß er endlich diese Seite der pommer'schen Natur mehr herauskehren möge.

Den Kern der Opposition gegen die bestehende Regierung bildet natürlich die feudale Partei. Sie selbst nennt sich gern die conservative Partei; man kann den Namen nicht schnöder mißbrauchen. Conserviren heißt erhalten; diese Partei aber will nur zerstören; sie sollte die destructive Partei heißen. Der Wahlaufruf, mit welchem die damals noch durch keine Coalitionen abgeschwächte Junkerpartei schon zu Anfang August auf der Arena erschien, ist zugleich eine erheiternde und belehrende Lectüre. Was die grimmigsten Kämpen der Herrenhaus-Mehrheit des Breiteren von sich zu geben lieben, die ganze Weisheit der Herrn Waldow-Stein-

böfel und Senfft-Pilsach ist hier in Schlagwörtern zusammengedrängt; scharfe Grundsätze, fanatische Antithesen werden massenhaft im engsten Raum zusammengehäuft. Jede in neuerer Zeit zur Sprache gekommene Frage von der Aufhebung der Wuchergesetze bis zur Herstellung der deutschen Einheit, von der Civilehe bis zum italienischen „Kronenraub" wird kurz berührt und ebenso kurz und apodiktisch erledigt. Auf die sogenannten Bedürfnisse des fortschreitenden Lebens nimmt ein richtiger Feudaler gar keine Rücksicht. Er verneint sie alle, sobald der geringste Widerspruch mit den feudalen Grundsätzen an ihnen zu erkennen ist.

Allein ein Feudaler kann nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen. Herr von Westphalen ist nicht mehr Minister; die Einschüchterung ist ein Mittel, das nicht mehr verschlägt; natürliche Anhänger hat die Partei wenige. Wollte sie nicht wieder, wie vor drei Jahren, gänzlich aus dem Felde geschlagen werden, so mußte sie sich nach Bundesgenossen umsehen. Die Junker suchten also umher, wo sich sonst noch verrottete, dem Untergang geweihte Elemente im preußischen Staate befänden; und siehe da, es fanden sich die zünftigen Handwerker. Diese waren um so willkommener, weil auch sie Privilegien zu vertheidigen haben, die mit dem Geist der Zeit in Widerspruch stehen. Die Mehrzahl der Zunftmeister ist von einer thörichten Furcht vor der Gewerbefreiheit erfüllt; an diesen Punkt denken nun die Feudalen das Narrenseil anzuknüpfen, an welchem sie die Zunftmeister herumführen wollen. Schon im vorigen Jahre ward diese Allianz eingeleitet, als die Zünftler hier eine Versammlung, den sogenannten preußischen Handwerkertag hielten. Damals nahm sich das preußische Volksblatt, dieser unreinliche Ableger der Kreuzzeitung, mit großer Wärme der Zunftprivilegien an; in Folge davon ward es von den Zunftmeistern gewissermaßen als ihr Organ anerkannt; und das Volksblatt, während es die Zünfte vertheidigte, suchte zugleich den ehrlichen Handwerkern etwas Gift reactionärer Denkart einzuflößen. Bei den Wahlen soll diese Verbrüderung der Junker und der Zunftmeister ihre Früchte tragen. Am 20. September ward hier jene merkwürdige und vielbesprochene Versammlung gehalten, welche der Vicepräsident des Herrenhauses, Graf Eberhard von Stolberg-Wernigerode, „im Namen des dreieinigen Gottes" eröffnete. Die widerwärtige Koketterie, die hier mit dem Christenthum getrieben wird, ist eben so groß, wie der plumpe Humbug, mit welchem die Junker die Thorheit der Handwerker auszubeuten suchen. Graf Stolberg geht Hand in Hand mit dem Schuhmacher Panse, und der Schlächtermeister Schöne fordert Arm in Arm mit Herrn v. Kleist-Retzow den Liberalismus in die Schranken. Welchen Erfolg diese Verbrüderung haben wird, muß sich nun bald zeigen. Vorläufig hat der eigentliche Prophet dieser neuen Secte, der Schuhmacher Panse, entschiedenes Unglück. Die Kreuzzeitung hat ihn auf den Schild gehoben, und die Junker schicken ihn im ganzen Lande umher, um als Reiseapostel für die feudale Partei bei den Handwerkern Propaganda zu machen. Aber zum Unglück hat sich in diesen Tagen herausgestellt, daß er selbst gar kein richtiger „geprüfter Meister" ist. Freilich paßt er da am besten zu Herrn von Kleist-Retzow, welcher die entente cordiale mit den Handwerkern so weit getrieben hat, daß er sich unter die

Schuster hat aufnehmen lassen, obwol er doch niemals in die Lehre gegangen ist und eine Schusterprüfung schwerlich bestehen würde. Somit verleugnen die beiden Hauptvertreter der Allianz, Kleist-Retzow und Pause, ihr eigenes Princip. Wir aber können den Junker Panse und den Schuster Kleist-Retzow dem Kladderadatsch überlassen.

Das dritte Glied im Bunde bilden die Ultramontanen. Auch mit diesen ward die Coalition schon im vorigen Jahre eingeleitet. Im September v. J. fand in Erfurt eine merkwürdige Versammlung statt, an welcher von katholischer Seite Graf Cajus Stolberg und der aus dem Droste-Vischering'schen Streit bekannte Pfarrer Michelis, von protestantischer Seite Herr Leo aus Halle und Herr Bindewald, der früher unter Raumer vortragender Rath im preußischen Cultusministerium war, Theil nahmen. Hier sollte eine Verständigung über die Punkte, welche die reactionären Kreise unter den Protestanten mit dem Katholicismus verbinden, angebahnt werden. Man hatte sich auch bereits bis zu einer gewissen Formel geeinigt, und beabsichtigte das Werk auf einer zweiten Versammlung weiter zu führen. Aber dies unterblieb, weil man inzwischen auf katholischer Seite zu unvorsichtig die letzten Zwecke enthüllte, welche man bei diesem Bündniß im Auge hatte. Das amtliche Organ der päpstlichen Regierung, das Giornale di Roma, sprach geradezu davon, daß sich in Erfurt ein massenhafter Uebertritt von conservativen Protestanten zur katholischen Kirche vorbereitet habe. Herr Leo, welcher dabei besonders rühmend hervorgehoben wurde, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Erfurter Versammlung geradezu desavouirte; er erklärte, daß er nur aus Neugierde dahin gegangen, nur um einmal zu sehen, „was es denn dort für einen Salat geben würde." Trotz dieses mißglückten Versuchs aber scheinen die Fäden nie ganz abgerissen zu sein. Die Herren Reichensperger und Genossen sind von der Kreuzzeitung immer sehr zart angefaßt; sie sympathisirt mit Döllinger und vertheidigt das dominium temporale des Papstes. Beim Beginn der Vorbereitungen zu den Wahlen ward es dann ganz offen ausgesprochen, daß die Feudalen und Katholiken oder richtiger Ultramontanen sich gegenseitig unterstützen würden. Freilich muß die Kreuzzeitung bei der Besprechung dieses Bündnisses sehr vorsichtig sein, wenn sie nicht auf protestantischem Boden mehr Kräfte verlieren will, als die Katholiken ihr zuführen können; zumal da diese häufig durch Andeutungen von Proselytenmacherei und Bekehrungsversuchen sehr unbequem werden.

Endlich ist noch ein vierter Bundesgenosse zu nennen — die Polen. Daß der Versuch einer Allianz mit diesen an's Licht gekommen ist, ist für die feudale Partei ein harter Schlag. In der Provinz Posen gruppiren sich die Wähler nach anderen Rücksichten, als in allen übrigen Theilen der Monarchie. Ueberall sonst sondern sie sich nach politischen Parteigegensätzen; in Posen sondern sie sich nach Nationalitäten. Wir mögen dies beklagen, aber können es nicht ändern. Die polnische Fraction des Abgeordnetenhauses hat sich bisher stets als außerhalb des preußischen Staates stehend betrachtet, sie hat nicht verhehlt, daß ihr Streben dahin gerichtet

ist, Posen vom preußischen Staate loszureißen und einem polnischen Reiche, dessen Wiedererrichtung gehofft wird, einzuverleiben; sie hofft dabei auf die Mitwirkung auswärtiger Mächte, denen als Garanten der von den Polen in Anspruch genommenen nationalen Selbstständigkeit ein Recht dazu zustehen soll. Nach solchen Vorgängen kann die deutsche Bevölkerung in Posen keinen Polen wählen. Jeder gute Preuße wird in Posen sein Parteiinteresse unter das Interesse des Staats stellen. Deshalb hat die deutsche Bevölkerung in Posen sich dahin geeinigt, daß man lieber seinem extremsten politischen Gegner, wenn es nur ein Deutscher ist, seine Stimme geben, als durch Uneinigkeit dazu beitragen wolle, daß ein Pole gewählt werde. Nur die Feudalen und Zünftler sind so verrannt in ihren Vorurtheilen, daß sie, weil die Polen während der letzten Session gegen die Gewerbefreiheit gestimmt haben, sich bemühen, die deutschen Handwerker in der Provinz Posen in's polnische Lager zu treiben. Namentlich die Abgeordneten von Bentkowski und von Morawski werden in Rundschreiben der „Handwerker Central-Wahlcomité's" als solche bezeichnet, die „für das Recht und die Interessen des Handwerkerstandes gestimmt haben." Von der sittlichen Verwahrlosung, die sich in dieser Thatsache offenbart, hat die Kreuzzeitung doch noch eine Ahnung; sie beweist dies dadurch, daß sie eine Fluth der pöbelhaftesten Schimpfwörter über ihre Gegner ausgießt, die das Factum an's Licht gebracht haben.

Gegen diese Coalition Stolberg-Panse-Reichensperger-Bentkowski hat sich die liberale Bevölkerung des Landes zu rüsten. Von ihren Gegnern können die Liberalen wenigstens Eines lernen, nämlich, daß man um großer Zwecke willen kleine Unterschiede vergessen muß. Doch davon ein andermal. ρ.

Literatur.

Reisen im Orient von H. Petermann. Zweiter Band. Nebst einer Karte, entworfen von H. Kiepert. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1861.

Die Reisen Petermann's haben ihren Werth vorzüglich in den sehr ausführlichen und gründlichen Schilderungen des socialen Lebens in den von dem Verfasser durchwanderten Gegenden und namentlich in den Mittheilungen, die er über die dortigen Kirchen und Secten gibt. Während der von uns bereits angezeigte erste Band besonders Interessantes über Damaskus und den Libanon, sowie über die Drusen

und Samariter enthielt, berichtet der zweite zunächst über die Beobachtungen und Abenteuer des Verfassers im Nordosten, dann über einen Ausflug nach Aegypten, der sich indeß nur bis Kairo erstreckte. Der Schwerpunkt liegt hier in der Beschreibung der Euphratländer und der südwestlichen Provinzen Persiens. Wir werden in die alte Chalifenstadt Bagdad, zu den Resten des Thurms von Babel, zu den Montefik-Arabern und zu der seltsamen Secte der Mandäer geführt, über welche letztere ausführliche Mittheilungen sehr interessanter Art gemacht werden. Ferner beschreibt der Verfasser seinen Aufenthalt in Schiras, seinen Besuch von Persepolis, seine Erlebnisse in Jesd, Ispahan, Dschulfa und Kermandscha, sowie seine Beobachtungen in Mosul. Außer der genannten Secte, deren Religionsvorstellungen, Gebräuche und Legenden mit besonderer Gründlichkeit behandelt sind, erhalten wir Berichte über verschiedene andere Secten, namentlich über die Parsen, die Aly ilahi, die Jesidi oder Teufelsanbeter und die Schemesije, die dem, der sich mit diesen Erscheinungen der Religionsgeschichte beschäftigt, in hohem Grad willkommen sein werden. Die Jesidi sind strenge Monotheisten. Von Gott kommt Gutes und Böses, letzteres ist aber nur nach menschlicher Ansicht böse, und ihre Namen Schech Ali für das gute und Melek Tawus für das böse Princip sind nur Bezeichnungen der verschiedenen Attribute der Gottheit, in welcher alle Eigenschaften vereinigt sind. Teufelsanbeter sind sie vermuthlich deshalb genannt worden, weil bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen ein Leuchter mit dem Bilde des bösen Princips (es hat die Gestalt eines Pfaus) eine Rolle spielt und weil sie nicht leiden, daß man in ihrer Gegenwart dem Teufel fluche oder seinen Namen ausspreche. Sie glauben an Auferstehung und Lohn und Strafe nach dem Tode. Stirbt ein Mensch, so kommt seine Seele zunächst in einen Wald, an dessen Eingang ein Löwe steht, der die Bösen zerreißt und verschlingt, die Guten aber sofort in das Paradies trägt. Die Mittelklasse läßt er durch und gibt ihr sogar eine Axt, um sich durch das Dickicht Bahn zu machen. Am Ende desselben gelangen sie an eine lange schmale Brücke, unter welcher ein Feuerstrom hinlodert. Die Bessern kommen ohne Schwierigkeit hinüber, die Schlechtern fallen in den Strom und verbrennen. Hinter der Brücke harrt der Wanderer eine große furchtbare Schlange, welche sie verschlingt und sie je nach der Größe ihrer Sünden längere oder kürzere Zeit bei sich behält. Die Befreiung der Verschlungenen wird durch einen Engel bewirkt, welcher der Schlange gebietet, sie wieder auszuspeien, und ihren bösen Willen durch Stockschläge bezwingt. Die Seele kommt aus dem Magen der Schlange kohlschwarz heraus. Der Engel führt sie auf einen Berg, wo sich eine Quelle befindet. Dort muß sie ein Bad nehmen, dem sie schneeweiß gewaschen entsteigt. Dann erhält sie einen Kamm, um sich zu kämmen, sowie reine Kleider. So gereinigt und geschmückt wird sie in den Himmel gebracht, wo die Piran, „die Alten“ sie mit Geschenken von Früchten willkommen heißen. Fast alle Jesidi müssen einen Theil dieser Qualen durchmachen. Die Christen kommen vielleicht auch in das Paradies, aber nach langen Peinigungen im Feuerstrom und Schlangenbauch, vielleicht auch die Juden. Alle Andersgläubigen sind vom Himmel auf immer ausgeschlossen. Diese Secte, in der Gegend von Mosul ansässig und zum Stamm der Kurden gehörig, zählt gegenwärtig an hunderttausend Bekenner und ist gleich den Man-

däern als Bewahrerin von sehr verdunkelten Resten der zoroastrischen Lehre zu betrachten.

Reiseerinnerungen und Abenteuer aus der neuen Welt in ethnographischen Bildern von C. A. Pajeken. Mit einem Vorwort von Fr. Ruperti. Bremen, J. G. Heyses Verlag. 1861.

Der Verfasser ist ein Bremer, der sich geraume Zeit in Brasilien, Centralamerika und Kalifornien aufgehalten und, mit einem offenen Auge für das Leben in seinem Detail begabt, sehr gut beobachtet hat, auch seine Erfahrungen und Erlebnisse anmuthig darzustellen versteht. Besonders hübsch erzählt ist das Abenteuer mit einem Nachkommen Blücher's, den der Verfasser in einem kleinen Städtchen Brasiliens traf, wo er, der ursprünglich preußischer, dann brasilianischer Offizier gewesen, nach mancherlei üblen Schicksalen als Schneider und zugleich als Stadtorakel den Hafen der Ruhe gefunden. Ebenfalls recht gut ist das Leben des französischen Flibustiers Raousset de Boulbon geschildert, der vor einigen Jahren Sonora zu erobern suchte und dabei den Verbrechertod starb. Dann folgen Mittheilungen über den Isthmus von Panama, über Sonora und seine Bewohner, über die Indianer in Ober-Kalifornien, endlich über das Leben in San Francisco, das uns sehr ausführlich und mit großer Lebendigkeit geschildert wird.

Das „Buch der Wilden" spukt noch immer in Deutschland, und die Nachricht, daß das berüchtigte Opus von der französischen Regierung aus dem Handel gezogen worden sei und die bereits ausgegebenen Exemplare zurückgekauft würden, ist irrig; das Buch wird nach wie vor verkauft, und es scheint somit, als ob man in Frankreich überhaupt noch gar nicht zu der Erkenntniß gekommen sei, wie lächerlich man sich in den Augen der ganzen gebildeten Welt mit dieser Publication gemacht hat. Von der Brochüre von J. Petzhold: „Das Buch der Wilden im Lichte französischer Civilisation. Mit Proben aus dem in Paris als „Manuscrit pictographique américain" veröffentlichten Schmierbuche eines deutschen Hinterwäldler Jungen" (Dresden, Schönfeld) ist bereits eine zweite Auflage erschienen.

Notizen.

Wir haben oft den Wunsch ausgesprochen, daß die Tauchnitzische Buchhandlung, die von den neuesten belletristischen Leistungen stets das Beste mitzutheilen bemüht ist, auch den wissenschaftlichen Werken mehr Aufmerksamkeit zuwenden

möchte. Neuerdings ist das mehrfach geschehn, und mit besonderer Freude zeigen wir Carlyle's Cromwell an (Oliver Cromwell's letters and speeches), ein classisches Werk; das einzige, aus dem man den wahren Charakter dieses vielgeschmähten und doch großen Mannes zu würdigen im Stande ist. Auch in Hero-Worship ist die Charakteristik Cromwell's das Gelungenste. — Ferner ist die Biographie Bacons zu erwähnen. (Personal history of Lord Bacon, from unpublished papers. By W. Hepworth Dixon. Leipzig, Tauchnitz.) Beide Werke behalten wir uns vor, eingehender zu besprechen.

Es sind in diesem Jahr wieder eine Reihe vorzüglicher Handbücher über die Geschichte der Kunst erschienen, von denen wir die bedeutendsten namhaft machen. „Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter“ von Dr. Carl Schnaase. Vierter Band. „Die Spätzeit des Mittelalters bis zur Blüthe der Eyck'schen Schule. Düsseldorf. Verlagshandlung von Julius Buddeus. 1861.“ — Der Verfasser ist der eigentliche Begründer der jetzt in der Kunstgeschichte herrschenden culturhistorischen Methode und mit jedem neuen Bande vertieft sich seine Forschung immer mehr. — Zu erwähnen sind ferner zwei populäre Handbücher „Grundriß der Kunstgeschichte von Dr. Wilhelm Lübke mit Illustrationen, Stuttgart, Ebner und Seubert“ und „Handbuch der Kunstgeschichte von Franz Kugler, 4. Auflage, bearbeitet von Wilhelm Lübke. Erster Band. Stuttgart. Ebner u. Seubert.“ Die Methode ist im Wesentlichen die nämliche, nur daß der Grundriß, wie billig, sich kürzer faßt als das Handbuch; das letztere umfaßt nur noch den romanischen Stil. Die Illustrationen sind in beiden Büchern vortrefflich ausgewählt, und sie sind es in der That, durch welche diese Werke erst ihre praktische Bedeutung erlangen. Der zweite Band des Kugler'schen Werks, womit dasselbe abgeschlossen ist, erscheint noch in diesem Jahre.

Rügen'sch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. I. Rügen 1168. Mit einer Karte des alten Rügen und einem Grundriß von Arkona. Von Otto Fock. Leipzig. Verlag von Veit u. Comp. 1861.

Der Verfasser zerlegt seine Geschichte in einzelne Bilder, die aber in einen inneren Zusammenhang gebracht sind.

Ueber Michelangelo sind zwei neue Werke erschienen; eine vollständige Biographie von Hermann Grimm (Hannover, Rümpler), bisher nur der erste Theil, und eine Monographie über ihn als Dichter von Wilhelm Lang (Stuttgart, Münkel). Wir behalten uns vor, auf diesen Gegenstand ausführlicher einzugehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Zoll- und Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich.

1.

Nach übereinstimmenden Berichten öffentlicher Blätter ist in den Verhandlungen zwischen Preußen, Namens des Zollvereins, und Frankreich, über einen Zoll- und Handelsvertrag, ein Stillstand eingetreten. Herr de Clercq, der französische Unterhändler, ist von Berlin nach Paris zurückgekehrt, um zu berichten und weitere Instructionen einzuholen. Von dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ist an die übrigen Zollvereinsregierungen eine Mittheilung ergangen, welche den Stand der Verhandlungen darlegt, Vorschläge macht und die Aeußerungen der Regierungen darüber erwartet. So viel weiß das Publicum, mehr weiß es nicht. Die Einen hoffen, die Anderen besorgen, daß der Vertrag nun zu Tode verhandelt sei und nicht mehr auferstehen werde. Ohne zu wissen, um was es sich handelt, hegen weite Kreise das Gefühl, daß Deutschland bei jedem Vertrage mit Frankreich zu kurz kommen werde; dazu tritt für gewisse Klassen von Producenten die nahe liegende Vorstellung, daß der Vertrag die Eingangsabgaben des Vereinstarifs auf das Blut der französischen Rebe, wie auf die feinen Erzeugnisse der französischen Industrie ermäßigen und diese angenehmen Dinge dem deutschen Weltbürger leichter zugänglich machen werde. Wer weiß, ob der Vertrag nicht gar noch dem deutschen Fabrikanten verbieten würde, dem Franzosen seine geschmackvollen Muster und seine beliebten Fabrikzeichen in üblicher Weise nachzumachen! — Auf der andern Seite gibt es in Deutschland Producenten, welche jetzt schon nach Frankreich Absatz haben, und ihn zu verlieren fürchten, wenn nicht ein Vertrag ihnen auf dem französischen Markte die nämlichen Vortheile einräumt, die England und Belgien erzielt haben, Italien und die Schweiz aber bald erzielen werden. Andere warten nur auf die Beseitigung des Einfuhrverbots oder die Ermäßigung der verbotsgleichen Zollsätze, um für ihre deutschen Waaren eine neue Absatzquelle zu suchen. Geht doch jetzt schon deutsches Papier in Menge nach England, das die im Vertrage mit Frankreich bedungene Zollermäßigung allen übrigen Ländern ebenfalls gewährt. Die Pariser Luxus-Industrie hat ihren Absatz nach England verdoppelt; der französische Handwerker und Arbeiter dagegen kann seinen

kalten Backsteinboden mit einem groben, wohlfeilen englischen Teppich bedecken, den ihm seine vaterländische Industrie niemals geliefert hatte. Warum sollte ein Vertrag nicht gut sein, welcher den Austausch unter zwei und mehreren, schließlich unter allen Ländern und Völkern befördert? Die Handels- und Zollverträge, auf Grundlage einträglicher, d. h. mäßiger Besteuerung bei freier Bewegung des internationalen Verkehrs wie des inneren Handels- und Gewerbebetriebs haben ihre Bestimmung erreicht, wenn sie überflüssig werden, d. h. wenn jede Nation dadurch bestimmt wird, sich so einzurichten, daß es keiner besonderen Verabredungen unter den Nachbarn mehr bedürfen wird. Im Allgemeinen wie in manchen Einzelfällen wird auch der Nutzen solcher Verabredungen nicht geleugnet. Unlängst, am 29. October, feierten in dem Gasthofe zur Krone zu Mons in Belgien die Eigenthümer der Steinbrüche von Soignies, Ecaussines u. A. den Abschluß des französisch-belgischen Vertrags. Ihre Schiefer und Marmor-Platten waren bisher von Frankreich durch Verbotszölle ausgeschlossen; künftig werden sie frei eingehen. Der Vorsitzende, Senator Wincqz, brachte deshalb ein Hoch dem Könige Leopold, „der die Industrie von dem schädlichen Octroi befreite und ihr jetzt eine neue Wohlthat erzeigt, indem er den freien Austausch begründet.“ Hier haben wir also eine Industrie, welche für den freien Austausch ihrer Producte als für eine Wohlthat dankt. In Stuttgart mußte man dagegen erleben, daß in der Kammer unter der Führung von Moritz Mohl eine antediluvianische Beschränktheit die Redefreiheit mißbrauchte und sich gegen jedes Uebereinkommen, welches fremde Waaren in das Land bringen könnte, mit grimmiger Verbissenheit wehrte. Und in der Kammer fand sich Niemand, der diesen Knownothings die Wahrheit zu sagen wagte! Eine Klage freilich wird vielfach gehört und kann nicht geradezu für unbegründet erklärt werden, nämlich die, daß in dem Zollvereine die Vertreter der wichtigen Interessen, welche durch Aenderungen in den Tarifsätzen, überhaupt durch Bestimmungen über den internationalen Verkehr unmittelbar berührt werden, von den Regierungen nicht zu Rathe gezogen würden, während anderwärts die Regierungen durch Besprechung mit den Körperschaften wie mit ausgezeichneten Mitgliedern der Industrie und des Handelsstandes über die Verhältnisse sich genau zu unterrichten pflegten, bevor sie darüber mit anderen Regierungen bindende Verabredungen treffen. Von der andern Seite wird, ebenfalls nicht ohne Grund, erwidert, daß schwebende Verhandlungen nicht vor die Oeffentlichkeit gebracht werden können, ohne das Resultat zu gefährden und gewagte Speculationen anzuregen. —

Ob und wie weit die preußische Regierung der Vorwurf trifft, über tiefgreifende Aenderungen des Tarifs zu verhandeln, ohne darüber die Vertreter und Organe der Industrie und des Handels zu hören, wissen wir nicht. Daß

aber die genauesten Ermittelungen geschehen können, ohne die bei schwebenden Verhandlungen nöthige Discretion zu beeinträchtigen, das ist durch das Verfahren der Theilnehmer an den neueren Verträgen, welche die europäischen Handelsbeziehungen umgestalten, hinlänglich bewiesen.

In England, wie in Frankreich und Belgien, hat man, vor und unabhängig von den Verhandlungen, Muster- oder Normaltarife ausgearbeitet, welche diejenigen Erleichterungen des gegenseitigen Verkehrs enthielten, die man dem Interesse des eigenen Landes und der Belebung des gegenseitigen Austausches angemessen erachtete. Bei dieser Vorarbeit für die Verhandlungen wurden die sorgfältigsten Untersuchungen gepflogen, die Handelskammern, die Unternehmer der verschiedenen Zweige der Gewerbsthätigkeit, die Consuln u. s. w. zu Gutachten und zur Ertheilung von Aufschlüssen aufgefordert. Napoleon der Dritte hat sich persönlich viel mit diesen Angelegenheiten beschäftigt, und er zeigte sich im Gespräche mit Sachkundigen genau unterrichtet, so daß er manchem verstockten Wortführer der starren Prohibition über seine „Treibhausindustrie" (industrie de serre) derbe Wahrheiten sagte. Man hat auch in diesen Ländern mit Tarifreformen nicht auf die Verträge gewartet, sondern ist damit, namentlich in England, schon längst vorangegangen, ebenso in Frankreich hinsichtlich der Eingangszölle auf Lebensmittel und manche andere Artikel; auch Belgien hatte seinen Normaltarif von 1856 den Handelskammern zur Prüfung mitgetheilt und 1859 veröffentlicht. Jeder wußte ungefähr, was der Andere von ihm verlangen werde, was er von dem Andern zu erlangen wünschte. Jeder hatte sich daher, bevor er an die Verhandlungen ging, klar gemacht, wie weit er in seinen Concessionen gehen, und welche Zugeständnisse er von dem Andern erwarten dürfe. Zeigten sich dann auch noch, wie natürlich, Abweichungen, so tappte man doch nicht ins Blaue hinein, und kam durch gegenseitiges Nachgeben zum Ziele. — Dem Zollvereine war eine ähnliche Vorarbeit nicht zuzumuthen. Es gehören dazu einstimmige Beschlüsse sämmtlicher Conferenzmitglieder. Es existirt keine Einrichtung, welche den auswärtigen Verkehr des deutschen Handelsgebietes zu regeln und zu leiten geeignet wäre. Preußen kann den Impuls geben; das Weitere bleibt der zwingenden Nothwendigkeit anheimgestellt. Haben aber vielleicht die Ministerien des Handels, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin einen Mustertarif ausgearbeitet? Man sollte es vermuthen, da ein solcher, abgesehen von allen Vertragshandlungen mit auswärtigen Regierungen, für die Erörterungen nöthig wird, die der Erneuerung der Zollvereinsverträge vorausgehen, mithin schon 1863 zu irgend einem Resultat führen müssen. Dennoch bezweifeln wir, daß in Berlin eine materielle Tarifrevision vorbereitet ist, da, dem Vernehmen nach, den übrigen Vereinsregierungen für den Fall, daß die Verhandlungen mit Frankreich scheitern, zwar die Vornahme

einer Tarifrevision vorgeschlagen, aber kein Material dazu in Aussicht gestellt worden ist.

2.

Welchen Inhalt hat der Entwurf eines Zoll- und Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Frankreich? Diese Frage können wir zur Zeit nicht so direct beantworten, wie sie gestellt ist. Dagegen glauben wir aus dem Inhalte der von Frankreich mit England und mit Belgien abgeschlossenen Verträge, wie aus dem bekannten Verhältnisse der deutschen Production, so weit der französische Markt für sie in Betracht kömmt, Schlüsse ziehen zu dürfen, welche uns im Wesentlichen, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, der Wahrheit ziemlich nahe bringen werden. Hiernach unterliegt es zunächst keinem Zweifel, daß die Verträge gegenseitige Erleichterung des Verkehrs bezwecken, und daß diese zwar hauptsächlich in Ermäßigung der Eingangs-, Aufhebung der Ausgangs- und Durchgangsabgaben besteht, außerdem aber auch noch in anderen Punkten, welche dem Zolltarife fremd sind. So enthielt der englisch-französische Vertrag vom 23. Januar 1860 nur die Bestimmung, daß die Eingangsabgaben 30 Procent des Werthes nicht übersteigen sollen, und daß der französische Zoll auf englisches Eisen in Barren 7 Franken von 100 Kilogramm (28 Sgr. vom Centner) betragen soll. Die Feststellung der übrigen Sätze wurde späterer Verständigung überlassen, welche unterm 12. October und 16. Nov. zu Stande kam. Dagegen war von vorn herein bedungen, daß die von Frankreich an England gemachten Zugeständnisse Anderen nur durch Verträge gegen Aequivalente eingeräumt werden dürfen, und daß England aller weiteren Vortheile theilhaftig wird, welche Frankreich dem Verkehre anderer Staaten einräumt. Eben so hat sich Belgien die gleiche Behandlung mit der meistbegünstigten Nation gesichert. Außerdem sind Verabredungen getroffen über den freien Geschäftsbetrieb der Handelsreisenden gegen eine mäßige Abgabe, über den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums, der Muster- und Fabrikzeichen, über leichtere Benutzung der Canäle und der Post (für Sendungen von Mustern, Correcturen und Manuscript), so wie über gegenseitige Börsennotirungen. Es werden sich unter den französischen Propositionen an Preußen ohne allen Zweifel ähnliche Bestimmungen finden, namentlich wegen des Schutzes für Muster und Fabrikzeichen, für literarisches und künstlerisches Eigenthum und für den ungestörten Verkehr der Handelsreisenden. Es liegt in der Natur der Sache, d. h. in der Liebhaberei der Deutschen an Erzeugnissen der Pariser und Lyoner Industrie, daß den Franzosen diese Bestimmungen von Bedeutung sind, und daß sie die Gegenseitigkeit nicht im Entferntesten zu scheuen haben. Bei dem Schutze des literarischen und artistischen

Eigenthums ist ohnehin durch Verträge mit Preußen und anderen deutschen Staaten der Weg gebahnt, und es bleibt den Franzosen nur die Ausdehnung dieser Verträge auf das Vereinsgebiet zu wünschen.

Bei allen Erleichterungen des Verkehrs hat die Gegenseitigkeit für die vertragschließenden Theile nur dann gleichen Werth, wenn beide gleichen Gebrauch davon zu machen in der Lage sind, oder wenn die Verschiedenheiten durch eine geschickte Combination von Zugeständnissen ausgeglichen werden. Eine Verschiedenheit aber, die nicht beseitigt werden kann, liegt in der Größe des Marktgebietes. Das kleinere Land hat den größeren Vortheil. Dies gilt für Belgien, Frankreich gegenüber, aber nicht für den Zollverein. Uebrigens sind, wie schon früher angedeutet wurde, die neueren Verträge bestimmt, Propaganda zu machen. Die Erleichterungen des Verkehrs sollen allmälig aus dem Vertragsgebiete heraustreten und Gemeingut werden. In Beziehung auf die Tarife aber ist nicht zu übersehen, daß die Prohibitionen und Verbotszölle jeweils in dem Schleichhandel und in Ausfuhrprämien ihre Corrective gefunden haben. Das Aufgeben des Ausschließungssystems beschränkt oder beseitigt unter Anderem auch diese beiden Begleiter. Wir wollen ein Beispiel anführen. Belgien erhob früher von 100 Kilogramm Wollengarn (gezwirnt, gebleicht oder gefärbt) 69 Franken 6 Cents, Frankreich vergütete für die Ausfuhr desselben Quantums 100 Franken. Der französische Spinner fühlte daher nicht nur den belgischen Zoll gar nicht, sondern er genoß noch eine Prämie von 30 Franken bei der Concurrenz mit dem belgischen Spinner. Wenn nun Frankreich dem Zollvereine ähnliche Ermäßigungen seiner Tarifsätze, wie England und Belgien, bieten wird, indem es Einfuhrverbote aufhebt und auf Sätze von 15 bis 10 Procent des Werthes heruntergeht, wird der Zollverein bei den von Frankreich verlangten Zugeständnissen auf die Schwierigkeit stoßen, daß sein Tarif die Zollsätze nach der Stückzahl, dem Maße oder Gewichte festsetzt, aber die nach Procenten des Werthes der Waare bemessenen Zollsätze bis jetzt nicht kennt. Dieser Umstand lag bei den Verhandlungen mit Belgien und England nicht vor, er mag aber bei den Verhandlungen mit Preußen sehr hinderlich gewesen sein, vielleicht den eingetretenen Stillstand mit veranlaßt haben. Wir kommen später auf diesen Punkt zurück. — Bedenken gegen die Nachtheile einer plötzlichen Entziehung des gewohnten Zollschutzes für manche Zweige der Industrie wurden bei den Verhandlungen dadurch beseitigt, daß die bedungenen niedrigen Tarifsätze nicht sofort, sondern erst nach Ablauf einer geraumen Zeit, wol auch mit stufenweisen Uebergängen in Kraft treten. In dieser Beziehung hat sich Frankreich gegen Belgien sehr nachgiebig gezeigt; eine Reihe französischer Artikel wird in Belgien von den verminderten Eingangszöllen erst vom Jahre 1864 an Nutzen ziehen, während Frankreich seine Concessionen sofort eintreten läßt. Durch eine ähnliche Uebergangsfrist

würde vermuthlich auch bei den Verhandlungen mit Preußen manche Schwierigkeit überwunden werden können.

Die größte Liberalität stellt sich gewöhnlich bei denjenigen Waaren heraus, bei welchen die einheimische Fabrikation keine Concurrenz fürchtet. So läßt z. B. Frankreich nach den neueren Verträgen alle Gewebe aus reiner Seide zollfrei ein. Belgien gestattet die zollfreie Einfuhr aller blanken und Feuerwaffen und Waffentheile. — Man darf wol annehmen, daß Frankreich von dem Zollvereine ähnliche Begünstigungen verlangen wird, wie es von England, namentlich von Belgien erlangt hat. Belgien hat, wie der Zollverein, eine Landgrenze gegen Frankreich; seiner Production läßt sich die der Rheinlande und Westphalens vergleichen; der Markt des Zollvereins dagegen ist ungleich größer als der belgische, dessen Verbrauchsfähigkeit aber eine intensivere. Wenn wir daher nachsehen, welche Tarifsätze Belgien nach dem Vertrage vom 1. Mai d. J. in Bezug auf die Hauptartikel der französischen Production erhebt, so wird die Folgerung nicht so gewagt erscheinen, daß Frankreich den Zollvereinstarif, insoweit seine Sätze höher sind, auf den gleichen Betrag wie den belgischen ermäßigt wünscht. Bei Lebensmitteln, Bau- und Brennmaterial und Rohstoffen brauchen wir uns dabei nicht aufzuhalten; man ist darüber einig, in der Regel den Austausch frei zu lassen, oder nur eine geringe, feste Gebühr zu erheben. Von den übrigen Tauschartikeln kommen hauptsächlich die großen Klassen der Metalle, Metallwaaren und Maschinen, der Gespinnste und Gewebe, chemische und einige andere Fabrikate geistige Getränke, Wein, Bier, Branntwein, in Betracht.

Sehen wir nun, wie sich die Besteuerung einiger wichtigen französischen Artikel nach dem belgischen Tarife gestaltet.

Eisen, unverarbeitet	früher	1861	1864
Guß- pr. 100 Kilogr. Fcs. . . .	2,40	1	—
Schmiede-	4,80	3	—
Eisen, verarbeitet.			
Guß- stufenweise Ermäßigung auf .	—	—	**4**
Schmiede-	—	—	**6**
Eisenblech, roh	—	**9**	**6**
bearbeitet	—	**15**	—
Stahl, bearbeitet (meist Werkzeuge) . .	**30**	—	**6**
Maschinen, von Gußeisen	—	**6**	**4**
Garne, pr. 100 Kilogramm Werg-, Hanf-, Jute- und leinen- gröbere (welche pr. Kilogramm bis 20000 Meter oder weniger messen)			
einfach, ungefärbt	—	**15**	**10**

	früher	1861	1864
gezwirnt, gefärbt	—	30	20
höhere Nummern			
einfach, ungefärbt	—	22.50	15
gezwirnt, gefärbt	—	45	30
Wollengarne	—	25	20
gezwirnt oder gefärbt	—	35	30

Baumwollengarne werden nach dem Grade der Feinheit von 15 Cents bis 40 Cents pr. Kilogramm, gefärbte und Twiste 10 Cents höher besteuert. Im Durchschnitt wird der Zoll 18 Procent des Werthes betragen.

Bei den Geweben fand man es zu schwierig, den Zoll (außer bei Seide) nach Feinheit und Gewicht zu bestimmen, und setzte daher Werthzölle fest.

Diese betragen für		1861	1864
Wollengewebe	Procente	15	10
Baumwollene durchschnittlich	„	15	—

dabei wird der Versuch eines nach Gewicht und Feinheit combinirten Zollsatzes vorbehalten.

Seide, Gewebe und Bänder pr. Kilogr. Fcs. 3 statt des frühern Satzes von Fcs. 4.64, wobei die Hälfte geschmuggelt wurde. Nur durch den Schleichhandel wurde der Austausch einer Reihe von Garnen und Geweben betrieben, welche früher in Frankreich, theilweise auch in Belgien prohibirt waren.

Chemische Producte. Der Durchschnittssatz beträgt 2 Francs für 100 Kilogramm. Viele sind von jedem Zolle befreit, einige, die zur Glasfabrikation dienen, mit $1\frac{1}{2}$ Franken, andere mit 3 Franken besteuert.

Wein, französischer, unterliegt in Belgien einem unbedeutenden Zoll, welcher bestehen bleibt: außerdem aber der Accise, welche von Fcs. 31.80 pr. Hektoliter in Uebergangsstufen auf Fcs. 21.50 ermäßigt wird.

Branntwein. Hier wurde das in dem Vertrage mit England aufgestellte Princip festgehalten, wonach von dem aus dem andern Lande eingeführten Branntwein die inländische Verbrauchsteuer mit einem kleinen Zuschlage erhoben wird. So lange daher die inländischen Verbrauchsteuern ungleich sind, bleiben auch die Zollsätze verschieden. So zahlen z. B. französische Branntweine und Liqueure in Flaschen beim Uebergange nach Belgien Fcs. 85, begische in Frankreich 105 Fcs. pr. Hektoliter.

Papier unterlag früher in Belgien verschiedenen Zollsätzen, je nach der Beschaffenheit. Nach dem Vertrage wird französisches Papier ohne Unterschied pr. 100 Kilogramm von 1861 an 10 Franken, von 1864 an 8 Franken bezahlen. Für Drucksachen sind die Zölle (10 Fr. in Belgien, 25 Franken in Frankreich pr. 100 Kilo) ganz aufgehoben. Das Verbot der Lumpenausfuhr wird durch einen Ausgangszoll von 12 Franken pr. Hektoliter ersetzt.

Bei Vergleichung der Tarifsätze von den wichtigsten Artikeln nach dem französisch-belgischen Vertrage mit den Sätzen des Vereinstarifs wird sich ergeben, daß letztere mehrfach, namentlich für feinere Garne, niedriger sind als die ersteren. Frankreich wird daher schwerlich für diese Artikel die Gleichstellung der Tarife verlangen, und es fragt sich, ob es auf entsprechende Ermäßigung seiner höhern Sätze eingehen wird. Dagegen sind im Zollverein die Eingangsabgaben höher für zwei Haupt-Ausfuhrartikel Frankreichs, Seide und Wein, und es wird sonach von einer Verständigung hierüber abhängen, ob Frankreich dem Begehren Preußens in anderen Punkten entgegenkommen wird. Eine große Schwierigkeit liegt aber in dem bereits angedeuteten Umstande, daß der Vereinstarif die Werthzölle nicht kennt. Ein Gewichtszoll von Garnen, mehr noch von Geweben, ohne Unterschied des Grades der Feinheit, kann auf die Einfuhr der gröbern Sorten ausschließend wirken, während er die feinern nur unmerklich berührt. Dieser Uebelstand ist im Zollverein selbst schon häufig beklagt worden, und es wird nichts übrig bleiben, als daß bei den Verhandlungen mit Frankreich von Seiten des Zollvereins entweder der Werth als Grundlage der Besteuerung für gewisse Artikel angenommen wird, oder daß diese Artikel von den Verhandlungen ausgeschlossen werden.

3.

Auf dem Wege der Vergleichung, den wir in diesen Blättern nur oberflächlich beschreiten konnten, hat sich für uns die Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die Ursachen, welche die Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich zum Stillstande gebracht haben, etwa folgende sein mögen:

1) Die mit dem Tarife nicht unmittelbar zusammenhängenden Forderungen für Schutz der Muster- und Fabrikzeichen, literarisches und künstlerisches Eigenthum und freien Geschäftsbetrieb der Handelsreisenden. An und für sich betrachtet, entsprechen diese gegenseitigen Bedingungen den Forderungen des Rechts und der Volkswirthschaft. Man will einander nicht mehr bestehlen, und in erlaubter Handelsthätigkeit nicht beschränken. Sollte von deutscher Seite geweigert werden, was England und Belgien, was theilweise auch einzelne deutsche Staaten schon zugegeben haben, so bekennt man eine nicht sowohl technische als moralische Inferiorität, der man sich je eher je lieber entschlagen sollte. Man bekennt damit, daß der Deutsche den Schutz in Frankreich nicht braucht, weil es keinem Franzosen einfällt, ihm seine Muster, Fabrikzeichen und Bücher nachzumachen; daß er aber Vortheil dabei findet, sich französischen Eigenthums in dieser Weise zu bedienen. Solche Motive mögen der Privatspeculation überlassen bleiben, sie sollten aber bei Verhandlungen zwischen Staat und Staat keine Rolle spielen. Hat doch das kleine

Belgien auf den einträglichen Nachdruck französischer Bücher verzichtet. Es hat ihm dies zur Ehre gereicht und es ist dadurch nicht verarmt. Wir hoffen daher, daß derartige Umstände die Verhandlungen nicht erschwert haben werden. Auch der Schifffahrtsvertrag, der zu den Gegenständen des Tractats gehört, wird kein Stein des Anstoßes geworden sein. Zwar vernimmt man, daß Preußen die Gleichstellung gewisser deutscher Häfen mit Zollvereinshäfen verlangt, Frankreich aber dies mit dem Bemerken verweigert habe: es würde nach Abschluß des Vertrages leicht sein, solche Häfen zur Annahme der allgemeinen Handelsgesetzgebung beider Länder zu bestimmen. Allein wenn auch Preußen sich für die Hansestädte bemüht haben sollte, weil es dem Zollvereine noch nicht gelungen ist, die Haupthäfen für Versendung und Bezug seiner Aus- und Einfuhrartikel zum Beitritte zu bestimmen: so wird doch die Ablehnung dieses Antrags den Vertrag nicht zum Scheitern gebracht haben. Vielleicht bleibt der Wink nicht ganz unbenutzt, daß durch solche Stipulationen der Anschluß der Hansestädte an den Zollverein nur erschwert werden würde. Emden, Brake, Geestemünde, Harburg und die preußischen Ostseehäfen mögen sich bei den Franzosen bedanken.

2) Der Abschluß eines Vertrags mag auch dadurch erschwert worden sein, daß die Zollvereinsstaaten sich nicht vorher über einen Tarif geeinigt hatten, der als Entwurf und Grundlage für Erleichterung des internationalen Verkehrs, ob vertragsmäßig oder nicht, hätte dienen können. Jetzt berichten französische Blätter, welche gegenwärtig veranlaßt sind, mit Preußen freundlich zu thun, daß zwischen Herrn de Clercq und den preußischen Bevollmächtigten eine Einigung erzielt gewesen sei, daß aber andere Vereinsregierungen ihre Zustimmung versagt hätten. Wir halten diese Nachricht mindestens für verfrüht, aber man möchte sich als Deutscher schämen, daß hier wieder eine Gelegenheit geboten wurde, die Jämmerlichkeit unserer Organisation vor dem Auslande bloßzulegen und darzuthun, wie die Entwickelung einer deutschen Handelspolitik und ihrer Beziehungen zu den andern Nationen an dem Veto des Kleinsten unter den Kleinen Schiffbruch leiden kann. Hätte man sich deutscher Seits im Besitze der nöthigen Vorarbeiten befunden, so würde wol auch der Streit über Gewichts- und Werthzoll nicht so viel Zeit gekostet und Galle erregt haben, sondern befriedigend ausgetragen worden sein. Im Hinblick auf die schon vor zwei Jahren gepflogenen Unterhandlungen zwischen Frankreich und England, später mit Belgien, hatte sich Preußen, das doch durch seine Gesandten und Consuln genau unterrichtet gewesen sein wird, sagen müssen, daß die Zeit zu ähnlichen Verhandlungen auch für den Zollverein herannahe, und daß die Frage des Werthzolles eine der wichtigeren sein werde. Wir haben oben gesehen, daß in Belgien selbst für Garne der Gewichtszoll, mit Abstufungen nach dem Grade der Feinheit, ausreichte,

und der Werthzoll hauptsächlich auf Gewebe Anwendung findet. Man würde sich daher mit dieser Frage vertraut gemacht, und wo große Vortheile auf dem Spiele standen, sich nicht unbedingt ablehnend verhalten haben. Statt dessen soll man sich von französischer Seite eine scharfe Auseinandersetzung der Nachtheile des festen Gewichtzolls in gewissen Fällen, wo er willkürlich und unzweckmäßig erscheint, und eine Anpreisung der Vorzüge des Werthzolls erlaubt haben. Die Unzuträglichkeiten des erstern seien an dem bestehenden Vereinstarif zur Evidenz nachgewiesen, dagegen die allerdings beachtenswerthe französische Combination empfohlen worden, welche den Werth nicht nach einem Durchschnitte wechselnder Preise, sondern nach dem verhältnißmäßigen Antheil der Waare an dem allgemeinen Verbrauche und nach einem gegebenen Gewichte behufs der Verzollung ermittelt. Von preußischer Seite habe man mit Bemerkungen über die bisherige französische Handelsgesetzgebung geantwortet, die in ihren Verboten und Verbotszöllen reichen Stoff zu Concessionen enthalte, welcher dem Zollvereine abgehe, dessen Gewichtszölle in vielen Fällen weit niedriger seien als die Sätze des neuen französischen Tarifs. Indessen, wir glauben, daß auch diese Zänkereien eine Verständigung nicht verhindert haben würden, wenn nicht — 3) die von Frankreich verlangten Ermäßigungen der Vereinszölle auf Seidenwaaren und Wein von Preußen abgelehnt worden wären. Unter den Beispielen aus dem belgischen Tarife haben wir oben gesehen, daß Belgien französische Seidenwaaren gegen eine Abgabe von 3 Franken vom Kilogramm oder 40 Thaler vom Zollcentner, und Wein mit durchschnittlich etwa 30 Franken vom Hektoliter (Zoll und Accise zusammen) oder beiläufig 4 Thaler vom Zollcentner, zuläßt. Wir dürfen wol annehmen, daß Frankreich für seine beiden Hauptartikel vom Zollvereine die nämliche Begünstigung verlangen wird, welche ihm England und Belgien zugestanden haben. Nun ist allerdings für Belgien die Ermäßigung verhältnißmäßig geringer als für den Zollverein; sie beträgt dort ungefähr $^{2}/_{5}$ und $^{1}/_{3}$, hier würde sie $^{7}/_{11}$ und $^{1}/_{2}$ der bestehenden Sätze betragen. Und doch waren auch in Belgien gerade diese zwei Artikel die anstößigsten. Der Minister erzählte in der Kammer, daß an dem Widerstande gegen die französischen Forderungen in Bezug auf Wein und Branntwein beinahe der ganze Vertrag gescheitert wäre, wenn nicht im letzten Augenblick von beiden Seiten zu einer Transaction die Hand geboten worden wäre. Worin die Transaction bestand, das zeigt der Vertrag. Die Ermäßigung des belgischen Zolles auf Wein tritt in drei Abstufungen, 1. Juli 1861, 1. Januar und 1. Juli 1862 in Kraft. Bei den Seidenwaaren verzichtete Frankreich auf die Gleichstellung der Tarifsätze; während es glattseidene Waaren frei einläßt, von halbseidenen 2 Franken pr. Kilogramm erhebt, besteuert Belgien die französischen Seidenwaaren mit 3 Franken per Kilogramm. Es ist wahr-

scheinlich, daß Frankreich an seinen Forderungen für die genannten beiden Artikel Preußen gegenüber hartnäckig festhalten wird, wie es Belgien gegenüber gethan hat; daß es aber hier wie dort zu Transactionen geneigt sein wird, welche die stufenweise Ermäßigung und Ausnahmen von der völligen Reciprocität enthalten. Frankreich wird aber, wie es Belgien gegenüber gethan hat, die meisten Zugeständnisse, die der Zollverein von ihm verlangt, an die Erfüllung seiner Forderung für Seide und Wein knüpfen. Hier scheint uns der wahre Knotenpunkt der Verhandlungen zu liegen. Bewilligt Preußen diese Forderungen, so kann ein Vertrag zu Stande kommen, welcher für den Austausch zwischen den beiden Ländern, und in seinen weiteren Folgen für den internationalen Austausch Europas segensreich sein wird. Lehnt Preußen die bezeichneten Forderungen ab, so schrumpft der Vertrag auf so enge Dimensionen zusammen, daß dann allerdings die Frage entsteht, ob es nicht besser wäre, die Wiederaufnahme der Verhandlungen auf eine günstigere Zeit zu vertagen. Wir unterlassen es, über die Entscheidung der Frage ein Urtheil abzugeben, weil wir weder unsere Feder noch die Grenzboten in den Verdacht bringen wollen, entweder im Solde deutscher Wein- und Seidenproducenten, oder gar im Solde Napoleons des Dritten zu schreiben.

Nach Andeutungen, welche in den letzten Tagen deutsche und französische Blätter gebracht haben, hätte Preußen sich geneigt erwiesen, die französischen Bedingungen für Wein und Seide zwar nicht vollständig zuzugeben, aber doch einen Schritt der Annäherung zu thun, unter der Voraussetzung, daß dadurch eine völlige Verständigung erzielt werden könne. Wenn aber, wie verlautet, Frankreich seine Basis als conditio sine qua non für weitere Verhandlungen aufgestellt hat, und wenn nicht allein über die beiden mehrerwähnten Sätze, sondern auch noch über andere, kaum minder wichtige Punkte, namentlich über die Gleichstellung einer Reihe von Sätzen in beiden Tarifen, welche hier wie dort nach Stückzahl, Maß oder Gewicht festgestellt sind, principielle Meinungsverschiedenheiten bestehen, dann ist allerdings wahrscheinlich, daß der Abschluß eines Vertrages nicht das Ergebniß der bisherigen Verhandlungen sein wird. Wir erleben dann das seltsame, aber nach anderen neueren Erlebnissen kaum mehr überraschende Schauspiel, daß der Kaiser der Franzosen als Kämpe der Befreiung des internationalen Verkehrs von schädlichen Beschränkungen sich darstellt, während Preußen, oder, wenn man lieber will, eine Coterie anderer Vereinsregierungen, den Erfolg seiner löblichen Bestrebungen theilweise vereitelt. Frankreich, das Musterland des Mercantilsystems und Fabrikschutzes, der Monopole, Prohibitionen und Zollplackereien, steht plötzlich an der Spitze der großartigen Bewegung für die Befreundung der Nationen durch freien, lebhaften Austausch ihrer Producte, es hat darin selbst England, welches die Bewegung eingeleitet, den Rang abgelaufen, indem es sie den übrigen fest-

ländischen Nationen mitzutheilen versucht. Durch die, von Anfang seiner Herrschaft an begonnene, mit Zähigkeit allmälig fortgeführte und durch die Verträge mit England und Belgien beinahe vollendete Umgestaltung des französischen Tarifs hat Napoleon der Dritte gezeigt, daß er wirklich Herr über Frankreich ist; er hat der volonté nationale, die er neben Gottes Gnade als Quelle seiner Macht erkennt, zum wahren Besten des Landes eine Gewalt angethan, wie kein früherer Herrscher es gewagt hatte. Preußen dagegen, das vor mehr als vierzig Jahren einen Tarif aufgestellt hatte, welcher neben den damaligen Tarifen sämmtlicher Mauthstaaten als vorzugsweise liberal erschien, sollte jetzt als das Hinderniß der Verkehrsbefreiung im Herzen Europas angesehen werden? Preußen hat durch die Ausdehnung seiner Zollgesetzgebung über die meisten deutschen Staaten ein deutsches großes Marktgebiet geschaffen. Daß die Organisation des Zollvereins eine zeitgemäße Fortbildung des Tarifs verhinderte, erscheint daneben als ein Uebelstand, der zu ertragen war, und der die Entwickelung der deutschen Industrie nicht verhindern konnte. Aber in der Lage, in welche die Verhandlungen mit Frankreich über einen Zoll- und Handelsvertrag Preußen gebracht haben, kann es nicht bleiben. Es kann nicht vor Europa sich als den Sündenbock hinstellen lassen, auch nicht hinter kleinere Sündenböcke sich verstecken, an deren Widerstand die Bemühungen Frankreichs für die Freiheit des europäischen Verkehrs sich brechen. Wir glauben gern, daß man in Berlin von dieser Ueberzeugung durchdrungen und nicht gewillt ist, bei dem Stillstand der Verhandlungen mit Frankreich sich zu beruhigen und die Hände in den Schooß zu legen. Aber es genügt nicht, daß man, wie geschehen sein soll, die Vornahme einer materiellen Tarifrevision empfiehlt. Auch wäre wohl zu überlegen, ob man den revidirten Tarif als Lockspeise für Zugeständnisse Anderen anbieten soll. Man schafft dadurch von vornherein Differenzialzölle, während man sich gegen Anwendung von Werthzöllen bei einzelnen Artikeln hartnäckig gewehrt hat. Man operirt mit dem Köder der „meistbegünstigten Nation", während gerade das Verhältniß zu Oestreich als solcher im Anfange der Verhandlungen mit Frankreich eine Schwierigkeit darbot, die später wol nur deshalb in den Hintergrund getreten ist, weil noch größere auftauchten, und weil man in Wien kein großes Gewicht mehr auf weitere Annäherung an den Zollverein in den letzten Jahren vor Ablauf seiner Verträge zu legen scheint. Doch — die Erwägung über den Gebrauch des revidirten Tarifs hat keine Eile, denn die bloße Empfehlung Preußens, die Revision vorzunehmen, wird ihn nicht zu Stande bringen. Unseres Erachtens muß Preußen selbst das Revisionswerk in die Hand nehmen, es muß nachträglich thun, was vor Eröffnung der Verhandlungen mit Frankreich hätte geschehen sollen. Dadurch erst wird eine Grundlage für die Arbeit der Zollconferenzen gewonnen, welcher durch die Kündi-

gung der Verträge der gehörige Nachdruck und Erfolg zu sichern sein wird. Geschieht dies, so wollen wir den Stillstand der Verhandlungen mit Frankreich nicht beklagen; daß es geschehe, wünschen wir im allgemeinen Interesse des Zollvereins und Preußens — je eher, desto besser.

K. M.

Der zweite deutsche Juristentag.

2.

Wenn man auch Ursache hat, mit den Erfolgen des Juristentags im Ganzen zufrieden zu sein, so haben doch seine Resolutionen keineswegs alle gleichen Werth. Nach einzelnen Richtungen ist so viel geleistet worden, daß man guten Grund hat, auf die Zukunft der unternommenen Bestrebungen Vertrauen zu setzen. Allein dies kann nicht hindern, auch die zu Tage getretenen Schwächen hervorzuheben.

Der erste Beschluß, welchen der Juristentag faßte, war der Ausdruck des Wunsches, daß eine „Einrichtung" gefunden werden möge, durch welche die bisher erprobten Mißstände der bundestäglichen Gesetzgebung vermieden werden möchten. Ueber den Charakter der Debatte ist schon das Nöthige bemerkt worden. Mit Recht wurde gerügt, daß man sich schon von dem „Organ", welches der ursprüngliche Antrag proponirte, keinen rechten Begriff machen könne. Manche Männer von erprobtester Gesinnung stimmten deswegen lieber gegen den ganzen Antrag. Gleichwol wählte man am Ende, um die Bedenklichen zu versöhnen und eine „imposante Majorität" zu bilden, das noch blassere Wort „Einrichtung."

Was darunter gemeint sei, ist klar und nicht klar; klar, daß jedenfalls eine Art von gemeinsamer Volksvertretung als Factor der einheitlich deutschen Gesetzgebung eintreten soll. In welcher Weise, ob als wirkliches deutsches Parlament, ob als eine Versammlung von Kammerausschüssen der einzelnen Länder, ob eine für alle Bedürfnisse bestehende oder nur ad hoc bei einzelnen Codificationen berufene Versammlung, darüber hat man sich selbst im Unklaren gelassen. Nur Eines ist gewiß. Man hat aussprechen wollen, daß es so nicht mehr gehen kann, wie bisher; und folglich haben diejenigen voll-

kommen Recht, welche den Juristentag beschuldigen, sich gegen die jetzigen bundestäglichen Zustände aufgelehnt zu haben. Die Beurtheilung der letztern kann indessen schwerlich die kleine Minorität selbst überrascht haben. Und wenn noch neuerdings gerade dieses Votum des Juristentags als mißliebig denuncirt wird, so zeigt sich eben nur, in welcher eigenthümlichen Verblendung Manche von den Juristen erwarten, daß sie nicht wissen sollen, was Alle wissen. Dies war das einzige Resultat der ersten Generalsitzung. Desto mehr Stoff umfaßte die zweite und letzte.

Bei Betrachtung der betreffenden Anträge und Beschlüsse drängt sich vor allen Dingen ein Punkt auf; den dergleichen Versammlungen ganz hauptsächlich beachten müssen. Wenn man einfach überschlägt, was eine solche, auf wenige Tage, ja auf wenige Stunden hin zusammen befindliche Vereinigung vornehmen soll und vornehmen kann, so erhellt, daß sie sich nur mit allgemeinen Sätzen zu befassen hat. Wo möglich sollen diese Sätze die allgemeinsten Grundlagen der verschiedenen Materien umfassen. Denn es ist das Natürlichste, an der breiten Basis anzufangen, von der aus, wenn sie einmal gelegt ist, vieles Einzelne sich von selbst ordnet. Dies schließt nun freilich nicht aus, daß auch einzelne Theile des Gesammtgebietes ausgewählt und über sie entschieden werde. Dies kann aber nur geschehen, wenn und insoweit sie für sich selbstständigen Werth haben. Was könnte der Beschluß über ein einzelnes Kapitel nützen, wenn man demnächst über das Princip, welches dasselbe mit beherrscht, vielleicht im entgegengesetzten Sinn sich entscheiden müßte?

Es läßt sich daher den Antragstellern nicht genug empfehlen, möglichst auf die breitesten Grundlagen zurückzugehn und diese zur Feststellung zu bringen, ehe an den einzelnen Theilen des Rechtsgebäudes gebessert und weiter geholfen wird. Dadurch würde sich die Arbeit außerordentlich vereinfachen.

Ferner muß, gleichviel ob ein genereller oder specieller Gegenstand vorliegt, der zur Annahme vorzulegende Beschluß sich möglichst einfach halten und so kurz als möglich die Entscheidung für oder wider aussprechen. Juristen sind bekanntlich vorsichtig und bedenklich. Die Dubitationen und Distinctionen liegen ihnen einmal in Fleisch und Blut. Es ist mithin begreiflich, daß sie die anerzogene Gewöhnung drängt, das gegebene Thema möglichst erschöpfend und möglichst verclausulirt gegen allfällige Ausnahmen, Zweifel und Unbestimmtheiten zu behandeln. Allein es kann nimmermehr die Aufgabe eines Congresses sein, ausführliche Gesetzentwürfe anzufertigen, der Gegenstand sei, welcher er wolle. Der Congreß hat Nichts zu thun, als dem leitenden Gedanken nach seiner besten Einsicht Ausdruck zu geben. Die Ausführung im Einzelnen, die mögliche Ausdehnung, wie die mögliche Beschränkung für die zu bedenkenden Fälle hat er der Gesetzgebung zu überlassen.

Diese mag dann in die Specialisirung, wenn sie einmal nach der bisher beliebten Manier für nothwendig angesehen wird, eingehen und den Grundgedanken zu einem möglichst vollständigen Gesetzentwurf verarbeiten. Ein Congreß kann Resolutionen in vielen Paragraphen, mit künstlich geschraubten Sätzen, mit vielen Nebenpunkten weder gehörig vorbereiten, noch auch durchberathen. Wo soll die Zeit herkommen, um Satz für Satz dergleichen Werke mit Gründlichkeit zu überdenken und zu discutiren? Nur im Flug kann man dieselben durchgehen, Widersprüche sind, wenn hier und da an dem Einzelnen gemäkelt wird, unvermeidlich, und jedenfalls büßt die sachliche Bedeutung der Resolution, die einzige, auf welche es dem Congreß ankommen muß, ebenso viel ein, als der Umfang derselben sich erweitert hat.

Diese Bemerkungen treffen am wenigsten diejenigen Anträge der ersten Abtheilung, welche schon diesmal zur Beschlußfassung reiften. Ueber die Großjährigkeit, die Handlungsfähigkeit der unter väterlicher Gewalt stehenden Personen, sowie der Frauenzimmer konnte man sich kurzweg erklären. Der Antragsteller, Professor Unger aus Wien, hatte in seinem Antrage selbst die Bedenken, welche der Heraushebung einzelner Punkte aus dem gesammten Rechtsbestande entgegenstehen, richtig gewürdigt. Wenn er dennoch diese Einzelheiten der Verbesserung empfahl, so konnte dies recht gut geschehen. Das Bedürfniß aber war klar. Uebereinstimmung in dem Zeitpunkt der Großjährigkeit ist um vieler Gründe willen durchaus erforderlich. Die Handlungsfähigkeit der unter väterlicher Gewalt befindlichen Kinder kann in dem heutigen Verkehrsleben nicht entbehrt werden, und braucht nicht entbehrt zu werden, wenn man erkennt, daß die gänzlich veränderte Auffassung der Familiengewalt im Vergleich zu dem römischen Recht, aus dem das bestehende Recht noch immer seine Folgesätze zieht, mit der Ursache auch die Beschränkungen beseitigen sollte. Die Hindernisse der Verbürgungen von Frauenzimmern haben noch immer weitläufige Formalitäten zur Folge, die sich längst eben nur, anstatt des vermeintlichen Nutzens, die sie gewähren sollen, als leere Formalitäten, dabei aber als eine große Plage des Rechtsverkehrs erwiesen haben. Auch nach dieser Seite hin ist die Erweiterung der einigenden Gesetze ohne Zweifel geboten.

Im Uebrigen wurde auf Antrag derselben Abtheilung der Wunsch nach einer gemeinsamen Gesetzgebung über das Hypothekenwesen und die Rechte der Autoren ausgesprochen, ohne daß es zu einer Discussion der für diese beiden gesetzgeberischen Aufgaben aufzustellenden Grundsätze kam. Solche waren, wenigstens in Bezug auf das Hypothekenrecht, näher formulirt worden; bei aller innern Güte freilich nicht ohne den oben bemerkten Fehler übergroßer Ausführlichkeit. Um indessen nur den Wunsch auszudrücken, daß jene zwei Rechtsmaterien gemeinsam geordnet werden möchten, war schwerlich

eine besondere Resolution erforderlich. Daß die Rechtseinheit wo möglich unser ganzes Recht begreifen soll, darin sind wol von Haus aus Alle einig. Es bedarf mithin kaum des besondern Ausdrucks für einzelne Rechtstheile. Will man aber damit ein besonderes Bedürfniß in diesen bestimmten Richtungen und die Möglichkeit einer gemeinsamen Codification betonen, so werden sich bald die Einzelforderungen so häufen, daß man schließlich doch Nichts weiter sagen kann, als daß, so weit als nur irgend thunlich, die Einheit hergestellt werden möge.

Wenn man nicht tiefer in die Sache selbst eingehen wollte, so hätte man auch jetzt schon den Wunsch nach einer gemeinsamen Patentgesetzgebung formuliren können. Das Bedürfniß ist, ohne daß es unserer Darlegung bedarf, gewiß nicht minder groß, als an anderen Stellen. Wie dieselbe auszuführen sei, war noch nicht Gegenstand des Antrags, sondern nur die Dringlichkeit einer Regelung. Gleichwol wurde die Frage auf nächstes Jahr vertagt.

Das, was eben über den Umfang der zu erstrebenden Rechtseinheit gesagt wurde, bewahrheitete sich zugleich an dem Antrag, für eine übereinstimmende Strafrechtsgesetzgebung sich auszusprechen. Dieser Antrag wurde als ganz selbstverständlich betrachtet. Wahrscheinlich theilte auch Niemand die seitdem kundgegebene Ansicht des Bundestags, nach welcher die gemeinsame Herstellung und Einführung des gleichen Strafrechts und Strafprocesses zur Zeit noch unüberwindliche Schwierigkeiten haben soll. In der That eine eigenthümliche Ansicht. Andere Leute sind der Meinung, daß der Strafproceß, und noch mehr das Strafrecht, viel leichter für ganz Deutschland einheitlich ertheilt werden könnte, als die Civilproceßordnung, für welche der Bund so regen Eifer entwickelt. Man möchte allerlei Vermuthungen anstellen, warum die Einheitswillfährigkeit an den Strafproceß nicht reicht.

Freilich treten bei Organisation der Strafrechtspflege die unvermeidlichen politischen Seiten sehr leicht hervor. Wurde doch auch gegen den Antrag, sich dafür auszusprechen, daß überall, wo sie noch nicht bestünden, Schwurgerichte einzuführen seien, sofort eingewendet, daß mit dessen Annahme der Congreß seine Competenz überschreiten und Politik machen werde. Allein die zweite Hauptversammlung war nicht mehr in der Stimmung, auf diese Warnung viel Gewicht zu legen. Mit großer Majorität erhob man den Antrag zum Beschluß; im Wesentlichen unbestreitbar aus politischen Rücksichten. Die wahren sachlichen Gründe fanden keineswegs eine genügende Erörterung. Daß darunter auch manche Gründe gegen das Geschwornengericht sind, wird die ruhige Erwägung nicht verkennen. Leider waren die vereinzelten Versuche zu einer gründlichen Prüfung hinzuleiten, nicht sehr glücklich. Daß es aber einer solchen bedurft hätte, zeigte deutlich die eben so schnell gefaßte, nach

dem Vorgang in der Hauptfrage keineswegs selbstverständliche Resolution, daß politische und Preßvergehen besonders geeignet seien, durch Schwurgerichte abgeurtheilt zu werden.

Wenn übrigens dem Beschlusse des Juristentags über die Nothwendigkeit der Einführung von Schwurgerichten nachträglich von einer Seite, wo man es am wenigsten erwarten durfte *), nur der Werth eines zufälligen Majoritätsbeschlusses beigelegt und die Behauptung daran geknüpft worden ist, daß es, — wie allerdings zugestanden wird, mit einiger Mühe — möglich sein werde, auf einer anderen Versammlung eine Majorität für die entgegengesetzte Anschauung bezüglich der Schwurgerichte zu gewinnen, so wird — abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit der letzteren Voraussetzung — der aufgeklärte Theil der Nation darüber mit uns einverstanden sein, daß, wie gering man auch den praktischen Einfluß einer nicht mit gesetzgebender Gewalt betrauten Versammlung von Juristen aus allen Gegenden Deutschlands anschlagen möge, die Beschlüsse derselben keineswegs ohne allen Einfluß auf die zukünftige Gestaltung unseres Rechtszustandes bleiben werden. Die Regierungen selbst werden, das kann man nach den Erfahrungen der letzten Jahre über den Einfluß der öffentlichen Meinung auf anderen Gebieten mit Sicherheit behaupten, sich hüten, jene kleinmüthige Ansicht von dem Werthe der Beschlüsse des Juristentages für sich auszubeuten, und ihre etwaigen Maaßnahmen durch Hinweisung auf die sehr problematische Möglichkeit eines entgegengesetzten Majoritätsbeschlusses zu rechtfertigen. D. Red.]

Die Erörterung der Ursachen, welche das Verlangen nach Schwurgerichten hervorrufen, die Würdigung ihrer Nothwendigkeit, die Leistungsfähigkeit derselben sind Dinge, welche eine ausführlichere Untersuchung beanspruchen, als ihnen hier zu Theil wurde. Dasselbe gilt aber auch von der Hauptarbeit der betreffenden Abtheilung, welche die Stellung der Staatsanwaltschaft im Strafprocesse zum Gegenstand hat. Diese trug in vollstem Maaße jene oben gerügte Eigenschaft der Ausführlichkeit an sich, welche sie förmlich als einen Gesetzentwurf erscheinen ließ. Angesichts eines in neun nicht ganz kurze Paragraphen gefaßten Codificationsversuchs war die Möglichkeit der Durchberathung in pleno von vorn herein ausgeschlossen. Und so ging man bei vorgerückter Stunde auch über den Hauptgrundsatz in einer Weise hinweg, die dessen Wichtigkeit nicht entsprach.

Der Antrag des Rechtsanwalts Lewald, welcher die damalige Berathung veranlaßte, hatte wenigstens den Vorzug einer bündigeren Präcisirung. Auf alle Fälle hätte man sich darauf beschränken sollen, die angeregten Principien zu berathen, ohne dieselben bis in die einzelne Ausführung hinein zu verfolgen.

*) Von Generalstaatsanwalt Schwarz in der Leipziger Zeitung.

Der erste Theil jenes Antrags berührte eine der wesentlichsten und in neuerer Zeit am meisten besprochenen Fragen des Strafprocesses. Aber er berührte sie auch nur. Wenn über irgend einen Punkt, muß man sich bei beabsichtigter Reform des Strafprocesses über das „Princip der Strafverfolgung" in's Klare setzen. In dieser Beziehung tritt das System, welches die Anklage lediglich als ein dem Staat gebührendes und durch die Staatsanwälte auszuübendes Recht auffaßt, in den entschiedensten Gegensatz zu demjenigen System, welches die Anklage als Recht des Privatmanns oder der bürgerlichen Gesellschaft ausgeübt wissen will. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe für und wider näher zu besprechen. Es ist bekannt, daß sowol in der juristischen Literatur, wie in der Tagespresse darüber ziemlich heftig gestritten worden ist; und das Ende dieses Streites, in welchem sich die größten politischen Gegensätze ausprägen, wird wol erst mit Erledigung mancher anderen Punkte sich finden.

Der Lewald'sche Antrag befürwortete nur die sogenannte subsidiäre Privatanklage. Für den Fall, daß die Staatsbehörde die Erhebung der Anklage verweigert, wollte er dem Privatbetheiligten das Recht gewähren, die Anklage aufzunehmen und durchzuführen. Eine Reihe von Zusatzanträgen zeigte freilich, daß man das Unzulängliche dieses stückweisen Antrags ebenso sehr, wie die Schwäche des zur Zeit ziemlich allgemein herrschenden Grundsatzes der Strafverfolgung, wie er aus dem französischen Recht herübergenommen worden ist, auch von andern Seiten her fühlte. Ein Mitglied hatte geradezu beantragt, das Monopol der Staatsanwaltschaft zu beseitigen. An Veranlassung, auf den eigentlichen Kern der Sache einzugehen, fehlte es also nicht. Indessen zeigten schon die Anträge der ständigen Deputation, daß die weitergehenden Bestrebungen zu Gunsten der Privatanklage auf keinen besonders empfänglichen Boden gefallen seien. In der That erschien auch in der Abtheilung selbst die subsidiäre Anklage der Privaten als das äußerste Maaß von Concession, welches die Staatsanklage machen dürfte. Nach der ganzen Stimmung war an dem Grundrecht des Staates, die Verfolgung aller Vergehen zu betreiben, kein Zweifel, obwol es im Interesse der Criminaljuristen wünschenswerth gewesen wäre, wenn der Zweifel, der bei vielen Denkenden besteht und bei Vielen kein Zweifel mehr ist, sich recht stark geltend gemacht hätte. Die Resolutionen des Juristentags werden nur darunter leiden, wenn sie einen Grundzug der nationalen Bestrebungen, der auch dorthin seine Wirkungen erstreckt, nicht genugsam erkennen; aber sie werden denselben nicht hindern, sich trotz der Autorität des Juristentags geltend zu machen.

Selbst die Berechtigung der subsidiären Privatanklage war sehr Vielen höchst bedenklich. Allerdings liegt schon darin ein Bruch des Princips der Staatsanklage und die volle Consequenz der Ansicht, welche diese als ein Postulat voraussetzt, heißt dagegen stimmen. Wenn dennoch, nicht ohne oft wieder-

holte Versicherungen der Loyalität, dem Privatmann das magere Recht eingeräumt wurde, als Bürger die Verletzung des Strafgesetzes zu verfolgen, so geschah dies unter solchen Clauseln, daß das Recht in der That zu einem Minimum von Recht zusammenschmilzt. Nur der durch das Verbrechen Beschädigte soll auftreten können, und zwar nur dann, wenn ihn ein Beschluß des Gerichts, den er zuvor erwirken muß, dazu ermächtigt. Das Gericht muß nöthigenfalls „Erörterungen" veranstalten, um zu erkennen, ob die Ablehnung der Anklage von Seiten des Staatsanwalts gerechtfertigt war, oder nicht. Der Beschädigte soll nicht nur, insofern seine Verfolgung mit einer Freisprechung des Angeklagten ausgeht, die Kosten tragen, sondern auch von vorn herein zur Stellung einer Caution angehalten werden können.

Unter solchen Umständen ist mit dem kleinen Stück Privatanklage wenig gewonnen. Daß man bei „besonders" geringen Vergehen die Anklage „ausnahmsweise" dem Beschädigten anheimstellt, ist nach den meisten Gesetzgebungen nichts Neues und eben, weil der Charakter der Ausnahme vorbehalten wird, keine fundamentale Anordnung. Die Freunde der Privatanklage haben mithin keine Ursache, in den Beschlüssen des Plenums, welche die Ausarbeitung der Abtheilung im Ganzen annahmen, einen erheblichen Fortschritt zu erblicken, während umgekehrt die von der Aufgabe der Staatsgewalt, das Recht zu schaffen, erfüllten Staatsanwälte schon hierin ein nicht zu rechtfertigendes Opfer sehen wollten. So machen sich schon an einem vereinzelten Stück Gegensätze kenntlich, welche durchaus unvermittelt sind und deren Austrag erst noch zu erwarten ist. In der spät gewordenen Debatte der Generalversammlung war Nichts, was von der Bedeutsamkeit des eigentlichen Hintergrundes Zeugniß ablegte, als die Bemerkungen des Referenten, der entschieden für die Staatsanwaltschaft eintrat. Solche Dinge müssen mit frischen Kräften aufgenommen werden. Auffällig erscheint es jedoch immerhin, daß Angesichts der mühsamen Versuche, wenigstens einigermaßen die Stellung der Staatsanwaltschaft zu modificiren, nicht der andere Satz kräftiger verarbeitet worden ist, ob der Staatsanwaltschaft richterliche Unabhängigkeit beizulegen sei. Mit der Anerkennung dieses Satzes würde ganz etwas Anderes geleistet werden.

So wenig Neigung sich kundgab, das Anklagerecht der Staatsanwaltschaft bedeutend zu schmälern, so bereitwillig erwies man sich, die processualische Stellung derselben dem Angeklagten gegenüber in liberaler Weise zu ordnen. Man legte dem Staatsanwalt ausdrücklich die Pflicht auf, nur die materielle Wahrheit anzustreben und sich von jeder Parteieinseitigkeit fern zu halten, ein Gedanke, der überall wiederkehrt, wo die Anklägerschaft als die wahre Hüterin der Gerechtigkeit hingestellt wird. Schade nur, daß die ganze Stellung der Staatsanwaltschaft diesen hohen Gedanken oft in der praktischen

Uebung sehr herabstimmt. Die erneuerte Ermahnung des Juristentags und selbst die Aufnahme derselben in ein Gesetz wird nie einen andern Erfolg haben, als die theoretische Belehrung, welche schon längst die Staatsanwälte immer auf ihren hohen Beruf hinzuweisen suchte. Gerade die Idee, daß der Staatsanwalt nicht Partei, sondern der Schutzengel des bedrohten Gesetzes sein soll, bereitet der Gleichheit der Parteiwaffen unübersteigliche Schwierigkeiten.

Uebrigens enthält der zum Beschluß erhobene Abtheilungsentwurf in dieser Richtung ziemlich weitgreifende Zugeständnisse. Dem Angeklagten und beziehungsweise dem Vertheidiger sind namentlich in Beziehung auf die Voruntersuchung sehr bedeutende Rechte gestattet, die ihm bis dahin fehlten. In der Hauptverhandlung soll der Staatsanwalt nicht mehr durch eine Auseinandersetzung der Anklage das Urtheil präoccupiren. Dem Vertheidiger wird das directe Fragerecht zugesichert. Alles das wird man, sowol in den Einzelgesetzgebungen, wie in einer deutschen Strafproceßordnung, falls es dazu ungeachtet der vorläufigen Ansicht des Bundestags kommen sollte, gern annehmen. Wir wollen auch die einzelnen Limitationen, welche in die Resolution Eingang gefunden haben, und mit deren Hülfe die edeln Zwecke der Parteiengleichheit leicht in der praktischen Handhabung bedeutend verkürzt werden könnten, nicht weiter hervorheben. Ebenso wenig, daß es an manchen Unklarheiten nicht fehlt, wie dies bei einer nur oberflächlichen Berathung nicht anders der Fall sein kann.

Wenn man aber den liberalen Anstrich wahrnimmt, den das Verfahren empfängt, indem man bereitwillig als Princip der Parteistellung die Gleichheit der Rechte zu Grunde legt, so will es bedünken, daß man um so mehr noch einmal prüfen sollte, warum denn daneben noch als Princip die Anklage von Staatswegen durchaus nothwendig sein soll. Noch einmal sollte man die innere Berechtigung der Staatsanwaltschaft in der Form, wie sie heute besteht, ebenso vorurtheilsfrei prüfen, wobei sich denn sofort ergibt, daß, wenn man die Anklage, was das Natürlichste ist, als wirkliche Parteisache behandelt, alles das, was man jetzt als eine besondere, ausdrückliche Bestimmung über die Gleichberechtigung der Parteien hinstellen muß, von selbst da sein würde.

Am meisten Ruhm hat, wie schon früher bemerkt wurde, der Juristentag von den Beschlußfassungen der vierten Abtheilung gehabt, welche von vornherein auch einfacher und darum besser angelegt waren. Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Abtheilung sachlich günstiger gestellt war; allein ein Theil des Resultates kommt auch den Personen zur Anrechnung. Damit soll freilich nicht gesagt werden, daß alle Beschlüsse dieser Abtheilung, welche vom Plenum adoptirt wurden, unanfechtbar seien.

Gleich bei dem Beschluß, welcher die Beseitigung der Competenzgerichts-

höfe als wünschenswerth aussprach, muß das wiederholt werden, was oben von dem Beschluß wegen der Schwurgerichte gesagt wurde. Die Versammlung behandelte, wie auch die Abtheilung, diese Frage von vornherein als eine politische. Gewiß mit Recht; und daß der Juristentag befugt sei, seinen Widerwillen gegen dieses Institut, wie es regelmäßig besteht und kaum einen vereinzelten Vertheidiger fand, auszusprechen, bedarf keines Beweises. Allein ob mit der Verurtheilung dieser Competenzgerichtshöfe nothwendig die Uebertragung der Competenzbeurtheilung zwischen Justiz- und Verwaltungssachen an die ordentlichen Gerichte verbunden sein muß, ist eine weitere Untersuchung. Gewiß ist dies am einfachsten und manche langjährige Erfahrung bestätigt vollkommen die Ausführbarkeit. Indessen läßt sich auch nicht ableugnen, daß ohne allen Schaden für die Integrität des Rechts die Beurtheilung, ob eine Sache zur richterlichen Cognition gehöre, eben so gut einer eigenen Behörde übertragen werden kann, wenn diese nur mit unabhängigen Richtern besetzt ist. Das Letztere ist die Hauptsache. Wenn die Unabhängigkeit festgestellt ist, wird keine selbst derjenigen Regierungen, welche dem Juristentag sein Votum gegen die jetzigen Competenzgerichte verübeln, darum viel Wesens machen, ob eine besondere oder die gewöhnliche Gerichtsbehörde entscheiden soll. Daneben aber darf nicht vergessen werden, daß es sich hier nur um ein Aeußeres handelt. Der wahre Kern steckt in einem tüchtigen Gesetz über die Grenzlinien der Justiz und Verwaltung, nach dem das eine oder das andere Colleg zu entscheiden hat. Damit hat sich der Juristentag noch nicht befaßt. Gerade dies wäre eine bedeutende Aufgabe, deren Lösung zu unternehmen ihn die Scheu vor politischen Dingen nicht zurückhalten wird, nachdem er dieser in der Abstimmung über die Competenzgerichtshöfe höchst unzweideutig entsagt hat. Existiren die größten Hemmungen und Beschränkungen der Justiz gesetzlich, so ist nicht viel gebessert, wenn man die Justiz zwingt, sie selbst zu vollziehen.

Den Hauptgegenstand der Berathungen in der vierten Abtheilung bildeten die Anträge von Waldeck in Bezug auf das Civilproceßverfahren. Innerhalb der fünf hierauf gerichteten Anträge war es besonders der erste, welcher von Bedeutung wurde. Derselbe fordert die Anerkennung, daß volle Mündlichkeit herrschen müsse. Hier galt es also einem einfachen, aber durchschlagenden Princip. Aus der Berathung und Beschlußfassung muß Jedem klar werden, daß nur solche Principienfragen der geeignete Gegenstand eines Congresses sein sollten. Dieser Antrag konnte in seiner Wesenheit vollkommen durchberathen werden; es fehlte weder an dem nöthigen Material, noch an der Beleuchtung und Bekämpfung von den verschiedensten Seiten. Eben deshalb hat auch der Beschluß, durch welchen sich im Sinne des Antrags die Versammlung des Plenum fast einstimmig erklärte, besonderen Werth. Für die meisten Gäste

wird es freilich kaum zweifelhaft gewesen sein, daß man sich so erklären werde und erklären müsse. Immerhin ist es für die Leute der Gesetzgebung, bei denen oft mehr Zweifel herrschen, als in der Wissenschaft, bedeutsam, daß sich in solcher Weise die Rechtsüberzeugung der Juristen kundgegeben hat.

An diesem Beschluß ist Nichts zu mäkeln. Die Nation, wie die Jurisprudenz, welche es mit ihren Zielen ernst nimmt, kann Nichts mehr wünschen, als ihn bald zur Wirklichkeit werden zu sehen. Die Erwartung, dadurch eine gesunde Entwicklung unseres gesammten bürgerlichen Rechts zu eröffnen, würde schwerlich getäuscht werden. Nicht anders kann mit der alten Afterweisheit des sogenannten Rechts, um derenwillen die Juristen von jeher dem Volke ein Dorn im Auge waren, aufgeräumt werden.

Ungleich weniger Beifall konnte man den hieran sich reihenden weiteren Anträgen schenken. Dieselben faßten weitaus zu vereinzelte Punkte des Processes auf, was sich doppelt fühlte, da der erste, wie oben erwähnt, so ganz anders geartet war. Es scheint, als wenn der Antragsteller die drückendsten Desiderien des preußischen Processes zur Entscheidung bringen wollte.

Dies ist nun auch geschehen. Indessen kann man der Entscheidung ungeachtet der Sorgfalt, mit der sie getroffen wurde, keineswegs den Werth eines endgültigen Abschlusses beilegen. Schon in der Berathung zeigte sich, daß manche dieser Punkte, wie namentlich die Appellabilität der Beweisinterlocute, das Verhältniß der zweiten Instanz, wesentlich mit unter dem Einfluß von allgemeinen Grundsätzen stehen, über welche man sich noch nicht geeinigt hat. Nimmt man letztere zur Hand, so wird sich vielleicht ergeben, daß man zu anderen Resultaten gelangt. Das ist, wie oben hervorgehoben, die unausbleibliche Folge, wenn man vor den Hauptgrundlagen Einzelheiten bearbeitet. Auf die nähere Schilderung der im Ganzen nur juristisches Interesse darbietenden Sätze muß hier verzichtet werden.

Nur so viel ist noch bemerklich zu machen, daß ein Beschluß, von dem Plenum auf Empfehlung der vierten Abtheilung gebilligt, im grellen Widerspruch mit dem in der letzteren sonst bethätigten Geiste steht. Man hat sich für unbedingten Anwaltszwang in dem mündlichen Verfahren ausgesprochen. Jeder Unbefangene sollte von vornherein meinen, daß dort der Beistand eines Anwalts leichter entbehrlich werde, als im schriftlichen Verfahren. Dennoch waren gerade die hannöverischen Juristen für absoluten Anwaltszwang. Auf die humoristische Erwägung, welche es rathsam erscheinen ließ, sogar Rechtskundige diesem Zwang zu unterwerfen, braucht kaum Gewicht gelegt zu werden. Leider wurden die Versuche, den Zwangsbeschluß abzuwenden, gerade von Anwälten selbst, nicht mit sonderlichem Geschick geführt. Aber wahr bleibt es, daß hier ein Stück Bevormundung oder Zwangsfürsorge, wenn auch aus Sorge für die ersten Erfolge der Mündlichkeit, von Manchen decre-

tirt worden ist, welche doch sonst davon keine Liebhaber sind. Man kann wirklich nur annehmen, daß es ein augenblicklicher Mißgriff war, den man bei nochmaliger Ueberlegung sofort erkennen muß. Der Beschluß ist weder dem Anwaltsstand nützlich, noch im Interesse des Publicums nothwendig. Ganz gewiß wird jede Partei von vornherein am besten wissen, oder im Laufe des Processes gewahr werden, ob sie eines Rechtsbeistandes bedarf. Nöthigenfalls kann das Gericht selbst darauf aufmerksam machen, und so erreicht sich Alles, was erforderlich ist, unschwer ohne Zwangsgebot.

Wenn sich hiernach mancherlei Mangelhaftes ergibt und Niemand in selbstgefälligem Behagen annehmen wird, daß schon Großes und Unübertreffliches geleistet worden sei, so erregt doch der zweite Juristentag begründete Hoffnungen. Einiges ist unstreitig bereits geleistet worden, und züm Mindesten hat man die rechte Stimmung und gutes Zutrauen gewonnen, daß die Erfolge sich mehren werden. Allerdings ist die Arbeit, welche vor dem Juristentag liegt, eine ungeheuere, ja fast eine unendliche. Allein der Gedanke an die Schwierigkeiten darf nicht abschrecken, nachdem man angefangen hat, die Kräfte zu erproben, und die Erkenntniß der Nothwendigkeit feuert an, alle Kräfte aufzubieten.

Die Thatsache, daß auch die Juristen den Drang fühlen, an den nationalen Bestrebungen Theil zu nehmen, ist schon an sich erfreulich. Das Recht ist seit langer Zeit dem deutschen Volk entfremdet. Es fühlt einmal die Zersplitterung des Rechtszustandes, welche oft zur Rechtslosigkeit oder doch Rechtsbeschränkung führt. Es fühlt aber auch, daß die seitherige Behandlung des Rechts, ganz abgesehen von den particularistischen Uebelständen, nicht die richtige war. Das Volksbewußtsein kennt das Recht nicht, welches die Juristen seither hatten, oder es kennt es sogar als Unrecht. In beiden Richtungen hat die vereinigte Arbeit der deutschen Juristen zu wirken, daß es besser werde. Möge es reichlich gelingen. —n.

Guizot's Memoiren.

Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome III. Paris 1860.

2.

Es ist eine oft ausgesprochene Thatsache, daß die Franzosen sich leichter und wärmer für die Gleichheit, als für die Freiheit begeistern. Die Ursachen

dieser Erscheinung liegen bereits in der Geschichte des altmonarchischen Frankreichs begründet. Die Monarchie hatte alle selbständigen Mächte des Feudalstaates sich unterworfen; sie hatte alle Privilegien des mittelalterlichen Frankreichs ihrem Willen dienstbar gemacht. Aber sie hatte die Privilegien selbst bestehen lassen. Sie hatte, eingedenk des „Theile und herrsche", in der Unzahl verschiedener, sich einander balancirender Rechte ein bequemes Mittel der Herrschaft gesehen, und es daher versäumt, dem modernen Staatsprincip moderne Grundlagen zu geben, den Absolutismus zum Träger des Rechtsstaates zu machen. Unten vegetirte die Naturwüchsigkeit des Mittelalters in ihrer schlimmsten Gestalt, während oben die Verwaltung zur schärfsten Centralisation sich zusammenspitzte. Gegen diese socialen Mißstände richtete die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts die ganze Schärfe ihrer Kritik. Und nicht ohne Grund! War die sociale Hierarchie (um den Lieblingsausdruck der französischen Publicistik zu gebrauchen) früher ein Damm und Schutz gegen die andrängende Gewalt des Königthums gewesen, so diente sie, nachdem der Absolutismus einmal fest gegründet war, nur dazu, den Druck, der von oben auf Alle ausgeübt wurde, in weiteren und engeren Kreisen zu vervielfältigen. Gegen das sociale Regime, nicht gegen die Monarchie, erhob sich daher der Sturm, der die Revolution einleitete. Aber mit den Privilegien warf die Revolution zugleich das Königthum um, weil dieses in der entscheidenden Stunde versucht hatte, sich in schwerer Verblendung auf die schon im Falle begriffenen, ihm seit Jahrhunderten principiell feindlichen Mächte zu stützen. Mit den ersten Schlägen der Revolution war die Gleichheit errungen und hatte in den Menschenrechten ihren allumfassenden, darum aber auch der politischen Schöpfungskraft entbehrenden Ausdruck gefunden. Dem Gewinne der absoluten Gleichheit war auf lange Zeit die politische Freiheit zum Opfer gebracht. Auf die sociale Hierarchie des alten Regime folgte, nachdem die Stürme der Revolution sich ausgetobt hatten, die administrative Hierarchie des Kaiserthums, die dem modernen Frankreich den officiellen Stempel aufgedrückt hat. Der Auflösung der Gesellschaft gegenüber war die straffe Organisation der Verwaltung, die unbeschränkteste Dispositionsfähigkeit der Staatsgewalt über alle Organe eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden. Darin stimmen alle Parteien, Conservative und Liberale wie Radicale, Monarchisten wie Republikaner überein. Und gerade die Radicalen gehen in ihren Ideen von der Allmacht der Staatsgewalt am weitesten. Der Republikaner weiß dem constitutionellen Frankreich kaum einen größeren Vorwurf zu machen, als den der Anarchie der Meinungen. Jeder will für seine Meinung nicht Freiheit, sondern die absoluteste Herrschaft. Wir sehen, wie nahe gerade in Frankreich die katholische Doctrin mit der demokratischen in einer eigenthümlichen Verwandtschaft steht. Der Uebergang des Abbé de Lammenais aus dem ultra-

montanen in's radicale Lager ist nicht der einzige Beweis dafür, daß in Frankreich mehr als irgendwo die Extreme sich berühren. Die Rechtsidee als Basis des Staates tritt gänzlich zurück. Alles ist, wie unter der alten Monarchie, ausschließlich eine Machtfrage. Der Schwerpunkt der Macht liegt aber in den Kammern; also ist es die wichtigste Aufgabe der Organe der Regierung, namentlich der Präfecten, für die Wahl gouvernementaler Abgeordneten Sorge zu tragen. Es ist dies ja die Seite des französischen Constitutionalismus, die auch außer Frankreich gerade von denen gern in Anwendung gebracht wird, die aus den Mängeln des französischen Verfassungslebens ihr Hauptrüstzeug zur Bekämpfung des constitutionellen Princips überhaupt geschmiedet haben.

Die Machtfülle, die einer jeden Regierung aus der administrativen Centralisation erwuchs, wurde indessen reichlich aufgewogen durch die Gefahren, die das System nothwendig mit sich brachte. Alle Säfte drängten sich natürlich nach dem Kopfe und Herzen des großen Körpers; jede politische, jede sociale Discussion drehte sich sofort um das Centrum des Staates; und je unbedingter die Gewalt der Regierung über ihre Organe war, um so furchtbarer fiel für jeden Fehler derselben die volle Verantwortlichkeit auf das Ministerium zurück.

Eine Besserung der aus diesem Verhältnisse entspringenden Mängel war schwierig, eben wegen der Vollkommenheit, mit der das centralisirende System durch alle Stufen hindurch entwickelt war; jede Lücke in dem großen Triebwerke drohte dem Ganzen Gefahr. Nicht mit Unrecht scheute man sich vor Reformen, die das System in seinen Grundlagen erschüttern mußten, während es doch an Bausteinen für ein neues Fundament mangelte. Es galt langsam und stetig etwas Neues zu schaffen. Aber hat es seit 1815 denn eine Regierung gegeben, die zu solchem Werke Zeit und Muße gehabt hätte? Zeiten, in denen jede Regierung vollständig von dem Kampfe um ihre Existenz in Anspruch genommen wird, sind nicht geeignet zu Reformen, die eine Verminderung der Centralisation und eine theilweise Verlegung der Regierungsgewalt bezwecken.

Noch ein anderes Moment ist in Betracht zu ziehen. Wo, wie in England, auch in den engeren Kreisen der Gesellschaft ein selbständiges Leben sich entwickelt hat, wo der Einzelne in seiner Sphäre sich frei bewegt und zufrieden ist, wenn der Staat ihn in seiner Wirksamkeit nicht hindert, da beschränkt sich die Zahl derer, die ein persönliches, selbstsüchtiges Interesse an dem Falle einer Regierung haben, auf verhältnißmäßig Wenige. Anders in Frankreich! Die Existenz einer zahllosen Menge von Personen ist an den Bestand der Regierung geknüpft, aber eben so Viele bauen ihre Hoffnungen auf die Begründung einer neuen Regierung. Alle Staatsangehörigen aber fordern vom

Staate den Schutz, ja die unmittelbare Förderung ihrer eigenen privaten Interessen, der Bourgeois, wie der Arbeiter; eine nothwendige, wenn auch nicht unmittelbare Consequenz des abstracten Gleichheitsprincips. Stützt sich daher die Regierung auf einen großen Beamtenkreis, so hat sie andererseits nicht nur alle diejenigen gegen sich, die selbst nach einem Amte streben, sondern auch diejenigen, welche für ihr privates Gedeihen den Staat verantwortlich machen. Das englische „Hilf dir selbst" läßt den Staat ganz außer dem Spiele, ist der stolze und selbstgenügsame Ausdruck der Freiheit und Selbständigkeit. Das französische aide-toi hat eine ganz andere praktische Bedeutung: zwinge den Staat, dir zu helfen, beute ihn aus. Spricht der Staat die Gleichheit in der abstractesten Form als oberstes politisches Princip aus, so fordert der Proletarier, der Communist vom Staate die thatsächliche und materielle Verwirklichung des Princips und fühlt sich dabei ebenso in seinem Rechte, wie der Bourgeois, wenn er in dem königlichen Wappen und der Anrede Monseigneur für die Minister ein Vergehen gegen das Princip der Gleichheit sieht.

Man muß sich diese Lage der Dinge vergegenwärtigen, um die Thätigkeit eines Staatsmannes zu würdigen, der, dem constitutionellen Princip aufrichtig ergeben, berufen war, dasselbe auf einem von der Anarchie gänzlich unterwühlten Boden fest zu begründen. Wohl hatte nach dem Falle des Ministeriums Lafitte Casimir Perier die Emeute mit kräftiger Hand unterdrückt, die propagandistischen Pläne Lafayette's und seiner Anhänger vereitelt, den europäischen Frieden gesichert und die neue Regierung in den Verein der europäischen Mächte eingeführt. Alle diese Erfolge mußten aber dem durch die Julirevolution aufgeregten nationalen Geiste, der wieder, wie 1791, die Befreiung der Völker zu seiner Losung gemacht hatte, als eben so viele Niederlagen erscheinen. Die Londoner Conferenz, die Beschränkung des französischen Einflusses bei der Constituirung Belgiens, der Fall Warschau's, die österreichische Intervention in Italien, der gegenüber die Besetzung von Ancona nur als eine leere Scheindemonstration erschien, — alle diese Thatsachen wurden mit Hohn von den Legitimisten, mit Ingrimm von den Republikanern als Beweise des Abfalls von den Principien der Julirevolution bezeichnet. Die Stimmung des Landes war beim Antritt des Octoberministeriums so ungünstig wie möglich, und es gehörte eine anerkennenswerthe Kühnheit zu dem Entschlusse, mit ausschließlich parlamentarischen und gesetzlichen Mitteln der Bewegung Herr werden zu wollen, zumal da die Majorität, über die man verfügte, nur aus Furcht ergeben war und unzuverlässig wurde, sobald sie nicht mehr in unmittelbarer Nähe die Emeute grollen hörte. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß die Majorität nicht immer die Macht des guten Gewissens für sich hatte, daß sie ihre herrschende Stellung vielfach zu ihrem

materiellen Vortheil ausbeutete und dadurch ihren aufmerksamen Gegnern Blößen bot, die sofort mit den furchtbarsten Waffen angegriffen wurden. Welch einen Stoff zu den bittersten Betrachtungen bot es z. B., daß man im Sitzungssaale den Courszettel anschlagen ließ!

Die gefährlichste Waffe in den Händen der Gegner war die Presse. Sie wirkte zugleich aufregend auf die revolutionären und terrorisirend auf die conservativen Elemente. Die Furcht äußerte sich auf verschiedene Weise. Die Einen forderten die strengsten Maßregeln gegen jede Ausschreitung, Andere zeigten sich über die Maßen nachgiebig gegen die Anarchie, um für den Fall eines Umschwunges der Dinge nur ihre Personen zu decken. Ein sehr angesehener Banquier antwortete Guizot, der ihm seine Verwunderung über sein Verhalten in der Kammer, das mit seiner sehr conservativen Gesinnung in stärkstem Widerspruche stand, ausdrückte: Was wollen Sie? Sie werden mir niemals etwas zu Leide thun. Aber jene Leute werden einst die Herren werden, und sie haben Freunde, die wohl den Einfall haben könnten, mir mein Vermögen zu nehmen und mir den Kopf abzuschneiden. Ich will mich nicht mit ihnen überwerfen.

Die gegen die beispiellos heftigen Angriffe der Zeitungen angewandten Repressivmaßregeln hatten wenig Erfolg. Die Geschworenen standen ganz unter dem terrorisirenden Einflusse der Demagogie und waren nur streng gegen die Legitimisten, bis zum Scandal nachsichtig gegen die Republikaner, denen die Anklagebank meist zur Tribune wurde, von der herab sie ihre Grundsätze mit der Gewalt einer leidenschaftlichen Beredsamkeit vertheidigten. Eine große auch von Guizot getadelte Unklugheit war es unter diesen Umständen, daß die Deputirtenkammer, die von dem leidenschaftlichsten Oppositionsjournale, der „Tribune", heftig angegriffen war, den Geranten des Blattes vor ihre Barre lud. Die Verurtheilung erschien als ein theuer erkaufter Act der Rache. Schweigend hatte das Haus es anhören müssen, wie die als Vertheidiger zugelassenen Redacteure, Godefroy Cavaignac und Armand Marrast, die extremsten Grundsätze entwickelten und die Gesetzgeber offen und triumphirend verhöhnten. „Solche Kämpfe", bemerkt Guizot mit Recht, „müssen in der Kampfbahn der Freiheit und mit ihren Waffen geliefert werden."

Guizot ist daher von der Unzulänglichkeit der allerdings oft unvermeidlichen Repressivmaaßregeln überzeugt. Der Zeitung muß die Zeitung entgegentreten. Er hat dabei weniger eine officiöse Regierungspresse im Auge, als unabhängige von umsichtigen und ergebenen Freunden der Regierung geleitete Organe. Wenn die Parteigenossen, wie die Bertuis und Saucy im Journal des Debats, den außerparlamentarischen Kampf entschlossen und kühn aufnehmen, so kann die Regierung den Angriffen ihrer Gegner Gleichgültigkeit und Verachtung entgegensetzen, und besonders braucht sie sich nicht mit ge-

richtlichen Verfolgungen zu beeilen. Guizot gesteht, daß er nicht ganz streng nach diesem Grundsatze verfahren ist. Die leicht reizbare Empfindlichkeit seiner parlamentarischen Freunde nöthigte ihn oft, Verfolgungen zuzulassen, auch wenn er dieselben nicht gerade billigte, Dann aber war auch die Unterstützung, die er in der Presse selbst fand, zu unbedeutend, um den befreundeten Zeitungen allein den Kampf zu überlassen. Die Zeitungen scheuten sich, die Unpopularität der Regierung zu theilen. Ludwig Philipp zeichnete die Situation trefflich mit den Worten: Je suis approuvé, mais je ne suis pas défendu. Vor Allem aber gehört zu der unbedingten Anwendbarkeit der von Guizot aufgestellten Grundsätze eine starke Parteiorganisation. Nur wo ein Ministerium sich auf eine Partei stützt, die entschlossen ist, mit ihm die Verantwortlichkeit für seine Maaßregeln zu tragen, kann es ohne Besorgniß die Presse sich selbst überlassen. Eine officielle Presse ist schon deshalb, weil sie ihrer Natur nach meist auf die Defensive beschränkt ist, und stets bemüht sein muß, die Regierung nach keiner Seite hin zu compromittiren, schwächer als die Oppositionspresse, deren Macht und Wirkung mit ihrer Rücksichtslosigkeit sich steigert. Ganz anders, wenn hinter der Zeitung, welche die Regierung vertheidigt, nicht die Regierung selbst, oder irgend eine individuelle Meinung, sondern das volle Gewicht einer der Regierung verbundnen, wohlorganisirten Partei steht, welche die Sache der Regierung mit voller Unabhängigkeit als ihre eigne Sache vertheidigt, und dem Einzelnen die moralische Kraft gibt, sowol der Mißliebigkeit, wie der Unpopularität zu trotzen.

Nicht minder bedenklich als die Tagespresse wirkte eine zahlreiche Flugschriftenliteratur, wie sie Frankreich schon im Jahre 1790 hatte kennen lernen. Der Geist derselbe ergibt sich aus den Titeln, z. B. Catechisme républicain, Oeuvres choisies de Max. Robespierre, Opinions de Couthon, A la potence les sergeants de ville u. s. w. Ein geschärftes Gesetz gegen die Ausrufer solcher Pamphlete schränkt den Unfug wenigstens ein. Kaum ist aber die Furcht vor der Emeute etwas in den Hintergrund getreten, so machen sich in der Kammer auch die Wirkungen des Tiers-parti auf die Majorität geltend. Die Bureauwahlen des Jahres 1834 künden schon eine bevorstehende Lockerung des Verhältnisses zum Ministerium an. Aber die Gefahr, die von Seiten der Anarchisten drohte, war größer und näher, als man geglaubt hatte. Die weitverzweigten Verbindungen, die fast alle von dem Comite der Société des droits de l'homme geleitet wurden, rüsteten sich zum offenbaren Aufstande. Die Furcht weckte in der Majorität rasch wieder den conservativen Instinct, den das Gefühl der Sicherheit einzuschläfern im Begriff war. Mit großer Mehrheit wurde ein Gesetz angenommen, nach welchem alle religiösen, literarischen, politischen und andern Associationen von der jeden Augenblick widerruflichen Autorisation der Regierung abhängig gemacht wurden. Guizot,

im Hinblick auf die Anwendung, die der Imperialismus von diesem Gesetze macht, gesteht offen ein, daß dasselbe den Charakter eines provisorischen Ausnahmegesetzes an sich trage. Indessen der bloße Name der Ausnahmegesetze erweckte unangenehme Erinnerungen an die Restaurationszeit, und man nahm lieber ein schlechtes Princip, als einen üblen Schein (apparence décriée) an.*) Die Annahme des Gesetzes war das Signal zu dem lange vorbereiteten Bürgerkriege. Und gerade zu der Zeit wurde durch eine Intrigue der Bestand des Cabinetes bedroht. Soult, so behauptete man, hatte seine Freunde angestiftet, um den ihm verfeindeten Broglie zu stürzen, gegen ein Gesetz zu stimmen, welches einer alten Entschädigungsforderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika Genüge leisten sollte. Das Ministerium erlitt eine Niederlage, in Folge deren Broglie und einige andere Minister austraten. Bei der Reconstruction des Cabinetes erhielt der den Republikanern besonders verhaßte Persil die Stelle als Großstempelbewahrer.

Am 9. Mai brach der lange erwartete Aufstand in Lyon aus. Der Verlauf desselben ist bekannt und auch von Louis Blanc ausführlich geschildert. Dennoch bestehen Zweifel über den Charakter desselben. Die Gegner der Regierung gaben nämlich den Aufstand für einen durch die Noth veranlaßten, durch den Präfecten Gasparin provocirten Ausbruch der Verzweiflung von Seiten der Seidenarbeiter, ähnlich, wie im Jahre 1831, aus. Aus Guizot' Darstellung, der eine sehr ausführliche Erzählung eines Augenzeugen als Beleg beigegeben ist, geht klar hervor, daß die Revolution keinen socialen, sondern einen rein republikanischen Charakter hatte, daß sie seit langer Zeit von den Gesellschaften vorbereitet war, daß sie im engsten Zusammenhange mit der gleichzeitigen verunglückten Unternehmung Mazzini's und Romarino's gegen Savoyen stand. Lyon hatte man zum Schauplatz des Kampfes gewählt wegen der Nähe der republikanischen Bande an der Grenze und der legitimistischen Gegner der Regierung im Süden, besonders aber in Hoffnung auf die Betheiligung der leichterregten Arbeiterbevölkerung. Die Speculation auf die Arbeiter hatte aber nur einen mäßigen Erfolg. Die Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Fabrikanten waren längst beigelegt, als der Aufstand ausbrach. Indessen war ein Theil der Arbeitergesellschaft der Mutualisten mit den Republikanern in Verbindung geblieben. Der Proceß gegen einige wegen Unordnungen verhaftete Mitglieder der Gesellschaft sollte die Losung zum Ausbruche werden, war aber weit entfernt, die Ursache desselben zu sein: wie denn auch die Arbeiterbevölkerung verhältnißmäßig nur geringen Antheil am Kampfe nahm. Nach der Wiederherstellung der Ruhe war man erstaunt,

*) Ce n'est pas l'unique occasion, où l'esprit public se soit montré si peu judicieux et si routinier dans ses préoccupations au grand dommage des intérêts permanents et des libertés du pays. p. 231.

unter den Getödteten und Verwundeten nur eine geringe Anzahl Seidenarbeiter zu finden (kaum ein Zehntel). Noch bezeichnender ist es, daß auf sechs Fremde nur je ein Einwohner von Lyon kam. Das Verhalten der Pariser Verbündeten war von dem Gange der Ereignisse in Lyon abhängig gemacht. Die rechtzeitig von dem thätigen und energischen Thiers veranstaltete Verhaftung der Hauptanführer kam einem ernsthaften Ausbruche zuvor. Dagegen war der kurze Kampf, der sich entspann, durch ein arges Gemetzel in einem Hause der Straße Transnonain bezeichnet; eine Ausschreitung, die natürlich zu heftigen Angriffen gegen die Regierung benutzt wurde.

Mit der Unterdrückung der Aufstände beginnt nun eine ununterbrochene, für die Verhältnisse charakteristische Reihe von Ministerkrisen, die für das Schicksal der Julimonarchie verhängnißvoll geworden ist. Die gesetzgeberische Thätigkeit, die Guizot für sein Departement durch das Gesetz über den Elementarunterricht (23. Juni 1833) eingeleitet hatte, wurde empfindlich unterbrochen; die Parteien verfielen der Zersplitterung. Es lag offenbar im Interesse und in der Absicht der Doctrinärs, eine starke conservative Partei auf liberalen, constitutionellen Grundlagen zu bilden. Die Verhältnisse begünstigten ein solches Unternehmen allerdings, wie wir schon gesehen haben, durchaus nicht, ließen es aber doch auch nicht als unmöglich erscheinen. Von der legitimistischen Partei hatte sich ein Theil durch seine turbulente Haltung selbst für regierungsunfähig erklärt; die Hoffnungen der Faction mußten, je mehr die Regierung sich befestigte, desto tiefer sinken. Die Gemäßigten unter den Legitimisten suchten mit der Regierung ihren Frieden zu machen; leider aber konnte man nicht auf ihre Aufrichtigkeit bauen; sie suchten Guizot von Thiers zu trennen und auf ihre Seite zu ziehen (dies geht, wie schon gelegentlich erwähnt ist, aus Capefigue's Flugschrift deutlich hervor), aber nur, um durch ihn ihre reactionären Wünsche, auf die sie durchaus nicht verzichteten, erfüllt zu sehen. Somit schnitten sie sich selbst die Möglichkeit ab, dem Mittelstande ihre retardirenden, stabilen, befestigenden Elemente beizumischen, deren sowohl eine liberale wie eine conservative Partei bedarf. Sie suchten den Mittelstand sich dienstbar zu machen, statt ihn zu stärken und zu heben. Indessen würde die Zeit ihre heilende Wirkung ausgeübt haben, wenn das Ministerium nur in sich einig und auf lange Zeit seines Bestandes sicher gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall. Die Wirkungen des Tiers-parti auf die Majorität haben wir schon betrachtet. Aber auch das Cabinet trug in sich ein auflösendes Element, und das war Thiers, der zwar von der Nothwendigkeit überzeugt war, die materielle Ordnung fest zu begründen, und mit rühmlichem Muthe die Anarchie bekämpft hatte, übrigens aber nach Neigung und Temperament sich mehr zum Führer eines Whigministeriums, als zum Secundanten der Doctrinärs eignete. Die dynastische Opposition hätte aber noch eine lange Schule

der Ordnung unter einem strengen Regimente durchmachen müssen, ehe man die Hoffnung gewinnen konnte, daß aus ihr eine regierungsfähige Whigpartei hervorgehen würde. — Zunächst hielten Guizot und Thiers noch zusammen, um den ihnen unbequemen, aber der persönlichen Politik des Königs genehmen Soult zu stürzen. Die Intrigue war keineswegs löblich. Der Marschall bestand auf der Fortdauer der militärischen Verwaltung Algiers. Gegen seine Ueberzeugung, nur um Soult zu entfernen, forderte Guizot mit den übrigen Ministern die Einführung der damals unmöglichen Civilverwaltung. Dies bewog den Marschall, seine Entlassung zu geben.*) Ob das ganze Verfahren mit auf eine Lection für den König berechnet gewesen ist, oder ob auch Guizot sich von Thiers hat dupiren lassen, ist nicht recht klar. Jedenfalls war es ein Gewinn für Thiers Einfluß, daß der ihm befreundete, politisch wenig bedeutende Marschall Gérard an Soult's Stelle trat. Durch Gérard's Eintritt, der für eine allgemeine Amnestie war, gewinnt zunächst der Tiers-parti an Boden. Die Annahme einer kühl und zweideutig gehaltenen Adresse veranlaßt das Ministerium, seine Entlassung einzureichen, hauptsächlich, um den Tiers-parti, auf den nun die Last fiel, ein Cabinet zu bilden, lächerlich zu machen. Dies gelang auch vollkommen. Nach einer Existenz von drei Tagen verschwindet das Ministerium des Tiers-parti von der Bühne, zur großen Erheiterung der lachlustigen Pariser. Der kluge Dupin der Aeltere konnte sich Glück wünschen, daß er sich in dieser Sache möglichst im Hintergrunde gehalten hatte. Das alte Cabinet wird unter der Schattenpräsidentschaft des Marschalls Mortier wiederhergestellt und stärkt seine Stellung dadurch, daß es zwei Vertrauensvota provocirt, deren eines, die Bewilligung eines Credits zum Bau eines Gerichtssaales für den Pairshof in der Sache der Aprilangeklagten von Lyon und Paris, die Amnestiefrage implicite im Sinne des Königs und der Minister entschied. Dennoch war die Stellung des Cabinets schwankend. Daß Talleyrand seinen Gesandtschaftsposten in London aufgab, war nicht blos eine Folge von Gesundheitsrücksichten. Der Rücktritt des alten wetterkundigen Diplomaten war ein immerhin bedenkliches Symptom. Es fehlte dem Cabinete die innere Einheit, ohne die eine starke, Vertrauen erweckende Politik unmöglich ist; daher beschloß Guizot, als im Februar 1835 Mortier, seiner Rolle überdrüssig, von seinem Posten zurücktrat, um jeden Preis den Herzog von Broglie als Präsidenten und Minister des Auswärtigen in's Cabinet zu bringen. Die erste Schwierigkeit, die diesem Vorhaben im Wege stand, war die bekannte Abneigung des Königs gegen den allen Einflüssen unzugänglichen Broglie. Diese Abneigung war vor einigen Jahren noch

*) Als Soult diesen Entschluß im Conseil aussprach, rief der Marineminister, Admiral Jacob, der offenbar nicht in der Intrigue war: „Mais, monsieur le maréchal, votre retraite serait la dissolution du cabinet; si vous étiez mort, encore passe.

dadurch verstärkt worden, daß Broglie im Jahre 1833 den Vorschlag Talleyrand's, über ein förmliches Bündniß mit England zu unterhandeln, abgewiesen hatte. Dazu kam noch, daß Ludwig Philipp, obschon aufrichtig dem constitutionellen System ergeben und von der Nothwendigkeit desselben überzeugt, doch ungern in die Consequenzen sich fügte, die dasselbe ihm auferlegte. Er war am liebsten sein eigener Ministerpräsident. In seiner leichten Weise, die Sachen zu nehmen, antwortete er Thiers und Guizot, wenn sie auf die Nothwendigkeit einer wirklichen, nicht blos nominellen Präsidentschaft hinwiesen: „Wozu haben Sie einen Präsidenten nöthig? Sind Sie nicht unter einander einig? Bin ich nicht mit Ihnen einverstanden?" Diesmal nöthigte ihn indessen die Fruchtlosigkeit aller Versuche, auf neuen Grundlagen ein Cabinet zu bilden, sich dem Verlangen Guizot's zu fügen.

Schwieriger noch war es, Thiers zu der Annahme der von Guizot angestrebten Combination zu bewegen. Thiers befand sich in einer bedenklichen Situation: jede Wendung, die er machen mochte, setzte ihn der Gefahr aus, sich zu compromittiren. Sich von den Doctrinärs zu trennen und auf eigne Hand ein Cabinet zu bilden, mochte seinem Gefühl widerstreben; vor Allem aber fühlte er sich noch nicht stark genug dazu; auf die Gefahr, mit einem solchen Unternehmen zu scheitern, durfte er es unmöglich ankommen lassen. Auf der andern Seite mußte es ihm nicht minder bedenklich erscheinen, sich noch enger mit den Doctrinärs zu verknüpfen und Guizot gegenüber sich in eine offenbar unfreie Stellung herabdrücken zu lassen. Aber es blieb ihm keine Wahl. Dennoch zögerte und schwankte er: er wünschte das, was er thun mußte, wenigstens auch unter dem Schein einer Nothwendigkeit zu thun. Guizot (denn so fassen wir das Verhältniß auf) that ihm den Gefallen, ihn durch einen leichten moralischen Druck seiner Verlegenheit zu entreißen. Er rief eine Erklärung der Kammermajorität hervor, in der dieselbe die bisherige Politik des Ministeriums billigte und ihren dringenden Wunsch für die Erhaltung desselben aussprach. Auf diese Erklärung hin gab Thiers sein Widerstreben auf, und dem Eintritt Broglie's stand weiter kein Hinderniß im Wege.

Unter der Leitung des neuconstruirten Cabinets machte die Gesetzgebung nicht unbedeutende Fortschritte. Die verdrießliche amerikanische Angelegenheit wurde definitiv regulirt, die Criminalgesetzgebung in den Colonien reformirt, Zollerleichterungen im Verkehr mit England wurden theils eingeführt theils angebahnt. Dagegen vermögen wir in dem Verlaufe des Processes der Aprilangeklagten vor dem Pairshofe keineswegs eine Stärkung der Staatsgewalt zu erkennen. Zwar der Ruhe, Festigkeit und maßvollen Billigkeit der Pairskammer gegenüber der in den Annalen der Criminalistik unerhörten Zügellosigkeit und Frechheit der Angeklagten war alle Anerkennung zu zollen.

Unmöglich aber konnte eine Körperschaft, die nicht ganz ohne Grund im Lande wenig beliebt war, der die Julirevolution eines der wichtigsten ihrer Attribute, die Erblichkeit, entzogen hatte, dadurch in politischer Bedeutung (und grade die Steigerung ihrer politischen Bedeutung lag im Interesse der Regierung) gewinnen, daß sie sich wochenlang den leidenschaftlichen Insulten, der gröbsten Mißachtung, ja der Verwerfung ihrer Competenz von Seiten derjenigen ausgesetzt sah, über die sie richten sollte. Wir können nicht umhin, in der Verweisung des Processes an die Pairskammer einen beklagenswerthen, wenn auch schwer vermeidlichen politischen Fehler zu sehen.

Die Septembergesetze, die durch das Attentat Fieschi's hervorgerufen waren, waren der letzte bedeutendere Act, der aus der Einigkeit zwischen dem Ministerium und der alten Majorität hervorging. Das wiedergewonnene Gefühl der Sicherheit zerriß rasch die alten Bande. Der Finanzminister Humann erklärt bei Gelegenheit der Budget-Debatte eine baldige Reduction der Zinsen der Staatsschuld für nothwendig, zum großen Erstaunen seiner Collegen, ohne deren Vorwissen er diesen wichtigen Punkt berührt hatte. Sein Rücktritt war unvermeidlich; d'Argout ward sein Nachfolger. Die Frage der Reduction war aber einmal in die Versammlung geworfen und ließ sich durch den Rücktritt Humanns nicht kurzweg beseitigen. Die Minister waren nicht grade principielle Gegner der Maßregel, glaubten aber über den Zeitpunkt, wann sie zu derselben die Hand bieten könnten, keine bindende Erklärung abgeben zu dürfen. Die Schroffheit, mit der Broglie bei dieser Gelegenheit sich aussprach, erbitterte und reizte; auch die Eifersucht gegen die großen Pariser Capitalisten, die von der Reduction nichts wissen wollten, machte sich geltend; kurz es wird ein förmlicher Antrag auf die Reduction gestellt, und gegen den Widerspruch der Minister, die Aufschub verlangen, mit einer Majorität von zwei Stimmen angenommen. Das Ministerium gibt seine Entlassung ein. Ob Humann, dessen Verfahren allerdings höchst auffallend war, als Werkzeug einer Intrigue, um das Ministerium zu sprengen, oder, wie Guizot behauptet, aus Unbesonnenheit und Eitelkeit gehandelt hat, um sein Ministerium durch eine große Maßregel berühmt zu machen, müssen wir unentschieden lassen.

Wären die Mitglieder des durch eine absurde Abstimmung gestürzten Cabinets einmüthig in dem Entschlusse gewesen, zusammen zu stehen, oder zu fallen, so war kein Zweifel, daß das Ministerium auf den alten Grundlagen reconstruirt worden wäre. Diesmal aber konnte Thiers den Lockungen des Ehrgeizes nicht widerstehn. Er ließ sich die Schmeicheleien der Politiker bei Hofe und in den diplomatischen Salons gefallen. Die Aussicht auf das auswärtige Ministerium verband sich mit seiner Abneigung gegen Broglie und dem drückenden Gefühl seiner Abhängigkeit von den Doctrinärs; von allen Gegnern Guizots bestürmt, entschloß er sich, ein neues Ministerium zu bilden.

Das Ministerium vom 11. October hatte sich während seiner ganzen Dauer in einer Lage befunden, in der es schwer war, Fehler zu vermeiden. Von seinen Anhängern bald im Augenblicke der Gefahr zu strengen Repressivmaßregeln gedrängt, bald, wenn die Gefahr überwunden schien, schwach unterstützt und sorglos im Stiche gelassen, hat es sich oft mehr als billig von den vorübergehenden Stimmungen und Vorurtheilen des Augenblicks beherrschen lassen. Immer aber ist es bemüht gewesen, im verfassungsmäßigen Sinne zu regieren und die Consequenzen des constitutionellen Systems nach allen Seiten hin zur Geltung zu bringen, unbekümmert um den Vorwurf der Schroffheit und Unpopularität. Wenn der König bei der Trennung des Bündnisses zwischen Guizot und Thiers die Hand im Spiele gehabt hat, so ist er schlecht berathen gewesen und hat mit eigner Hand den Boden erschüttert, auf dem sein neuer Thron gegründet war. G. Z.

Berliner Briefe.

10. Nov.

Die verschiedenen Parteien, welche sich für den bevorstehenden Wahlkampf zum Sturze des Ministeriums verbunden haben, haben im Grunde gar kein positives Interesse mit einander gemein. Die Feudalen, die Zunftmeister, die Ultramontanen, die Polen — man braucht nur diese vier Namen zu hören, um sich die große Verschiedenartigkeit der Zwecke, welche jede dieser Parteien verfolgt, sogleich zu vergegenwärtigen. Das einzige Band, welches diese disparaten Elemente zusammenhält, ist ein negatives, nämlich der Wunsch, die gesunde Fortentwickelung unseres verfassungsmäßigen Lebens zu stören und den Träger des jetzigen Systems, das Ministerium zu stürzen. Sobald dieser Wunsch erreicht wäre, würden die einzelnen Elemente der gegenwärtigen Coalition sich sehr bald wieder feindselig gegenüberstehen.

Gerade umgekehrt steht es auf der liberalen Seite. Diese wird durch die größten gemeinsamen positiven Interessen dahin getrieben, das Ministerium zu stützen. Von einem verschwindend kleinen Bruchtheil unpraktischer Radicaler abgesehen, welche seit 1848 nichts vergessen und nichts gelernt haben, ist es der aufrichtige Wunsch aller Schattirungen der großen liberalen Partei, daß das Ministerium erhalten werde. Darin stimmt die Fortschrittspartei vollkommen mit den Altconstitutionellen überein. Das ist auch gar nicht anders möglich. Denn eine Partei, die auf den Sturz eines Ministeriums ausgeht, muß nothwendig die Fähigkeit haben, selbst an die Stelle der Regierung zu treten. Sonst treibt sie ein unverantwortliches Spiel, das zu ihrem

eigenen Nachtheil ausschlagen muß. Nun aber will und kann Niemand bei uns die Krone zu einem Ministerium zwingen, das ihr nicht genehm wäre. Daraus folgt, daß ein Ministerium Waldeck oder Schulze-Delitzsch ein phantastischer Traum ist. Darüber täuscht sich Niemand, und die Fortschrittspartei am wenigsten.

Aber nicht allein in dem Wunsch für die Erhaltung des Ministeriums stimmt die Fortschrittspartei mit der sogenannten Vincke'schen Partei überein. Auch in den positiven Zielen, welche beide Parteien für die nächste Legislaturperiode auf ihr Programm geschrieben haben, finden wir keinen wesentlichen Unterschied. Ueberblicken wir das Programm der Fortschrittspartei. Dasselbe beginnt mit der Treue für den König und der festen Anhänglichkeit an die Verfassung, — das versteht sich von selbst. Sodann folgt die feste Einigung Deutschlands, die Centralgewalt in den Händen Preußens und eine gemeinsame deutsche Volksvertretung, — zu diesen Gedanken hat die constitutionelle Partei sich von jeder bekannt. In inneren Fragen verlangt das Programm der deutschen Fortschrittspartei wirkliche Unabhängigkeit der Gerichte, Beseitigung des Anklage-Monopols der Staatsanwaltschaft, Aufhebung der Gesetze über das Verfahren bei Competenz-Conflicten, Geschwornengerichte für politische und Preßvergehen, ein Gesetz über die Minister-Verantwortlichkeit, eine Reform der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung, Aufhebung der gutsherrlichen Polizei, Gleichberechtigung aller Religionsgenossenschaften, Erlaß eines Unterrichtsgesetzes und Beseitigung der Raumer'schen Regulative, obligatorische Civilehe, Revision der Gewerbegesetzgebung im Sinne der Gewerbefreiheit, durchgreifende Reform des Herrenhauses; — wir finden in allen diesen Punkten nichts, wozu sich die eigentliche constitutionelle Partei nicht ebenfalls unter allen Umständen bekannt hat.

Der Unterschied liegt vorzugsweise in der Art, wie die beiden Parteien ihre gemeinsame Ansicht geltend machen wollen. Die Mehrzahl der obigen Punkte ist zum wirklichen Ausbau unserer Verfassung dringend erforderlich. Allein die Minister stoßen bei der Ausführung oft auf sehr erhebliche Hindernisse. Das Herrenhaus ist grundsätzlich gegen jede nützliche Reform; zuweilen ist auch die Zustimmung des Königs nicht zu erlangen. In allen solchen Fällen ist die bisherige constitutionelle Mehrheit leicht geneigt, von den Ministern nur das zu verlangen oder bei ihnen nur das zu beantragen, was sie sogleich auszuführen im Stande sind. Wenn aber die Minister erklärten, daß der Ausdruck eines Wunsches ihnen unbequem sein oder ihnen Verlegenheiten bereiten werde, da war das bisherige Abgeordnetenhaus in der Regel ohne große Schwierigkeiten bereit, einen solchen, wenn auch noch so gerechten Wunsch zu unterdrücken. Die Fortschrittspartei hingegen verlangt, daß die Kammer ohne beständige Rücksichtnahme auf die augenblickliche Lage der Minister ihren Willen ausspreche und ihre Macht anwende, um den beiden anderen Factoren der Gesetzgebung ihr Gewicht fühlbar zu machen. Sie will die Macht des Abgeordnetenhauses nicht über die in der Verfassung gezogenen Grenzen erweitern; aber sie will sie auch nicht mehr, als die Verfassung vorschreibt, einengen lassen. Nach dem bekannten Ausspruch Stahls kann das Herrenhaus wohl brechen, aber nicht biegen; sollen wir also vorwärts kommen, so muß es brechen. Aber wenn das Abgeordnetenhaus immer zum Biegen zu bewegen ist, so wird das Herrenhaus nie brechen; und wenn wir durchaus nicht vorwärts drängen wollen, so werden wir zurückgedrängt.

Dieser Unterschied der beiden liberalen Fractionen zeigt sich schon in ihrer Entstehung. Bekanntlich war während der letzten Session des Abgeordnetenhauses das Stavenhagen'sche Amendement der Anlaß, weshalb eine Anzahl von Abgeordneten aus der bisherigen liberalen Gesammtpartei ausschied und eine „entschieden liberale Fraction" bildete. Der Abgeordnete Stavenhagen hatte zu dem die deutsche Frage betreffenden Passus des Adreßentwurfes ein Amendement gestellt, in welchem die Nothwendigkeit der preußischen Führung stärker betont war. In den vorberathenden Versammlungen erklärte sich die ganze Vincke'sche Fraction für das Amendement; als es zur entscheidenden Abstimmung kam, ließ sie es fallen, weil sich die Regierung gegen dasselbe erklärte. Ueber die Motive dieses Verhaltens wollen wir die constitutionelle Partei selbst vernehmen, welche in ihrem kürzlich erschienenen Rechenschaftsbericht Folgendes erzählt: „Die Verhandlungen mit Oestreich über die Kriegsverfassung des Bundes waren seit längerer Zeit im Gange, und soeben war ein östreichischer Bevollmächtigter in Berlin anwesend, um seine Erklärung über die von Preußen gemachten Vorschläge abzugeben. Beharrte das Haus gerade in diesem Momente auf jenem Amendement, so war der Fortgang der eingeleiteten Unterhandlung schwer gefährdet und die peinliche Stellung, in welche die Regierung zu dem Wiener Cabinet gerathen mußte, durch den zweiten Zusatz noch mehr erschwert. Das Scheitern jener Verhandlungen zwar, auf die man ohnehin wenig Vertrauen setzte, war nicht der Gegenstand der Besorgniß; aber man mußte bedenken, daß es sich nicht etwa um eine Resolution des Hauses, sondern um eine Adresse an den König handelte. Man durfte die Staatsregierung daher nicht in die Nothwendigkeit versetzen, ihrerseits eine Erklärung gegen den materiellen Inhalt des Amendements abzugeben, der sie vielleicht nicht ausweichen konnte. Eine solche Erklärung würde in einer Lebensfrage Deutschlands einen Dissens zwischen der Staatsregierung und der Volksvertretung zu Tage gefördert haben, der, in Wahrheit gar nicht vorhanden, nur aus der augenblicklichen Lage der Dinge erklärlich gewesen wäre, gleichwohl aber eine tiefe Mißstimmung im preußenfreundlichen, und gerechten Siegesjubel im Würzburger Lager hervorgerufen hätte." Aus diesen Gründen ließ der Antragsteller selbst sein Amendement fallen; als dasselbe gleichwohl wieder aufgenommen wurde, stimmte der größte Theil der liberalen Partei dagegen; diejenigen Abgeordneten aber, welche an dem Amendement festhielten, bildeten den Kern der neuen entschiedeneren Fraction, aus deren Schooß später die Fortschrittspartei entstanden ist.

In diesem Vorgang spiegelt sich das ganze gegenseitige Verhältniß der beiden Fractionen ab. In dem materiellen Gedanken stimmen sie überein; beide wollen die Einigung Deutschlands unter Preußens Hegemonie. Allein die eine unterläßt es, diesen Gedanken auszusprechen, weil sie dadurch dem Ministerium eine Verlegenheit bereiten könnte; die andere läßt sich dadurch nicht irre machen, weil sie meint, ein Abgeordnetenhaus sei nicht eine Versammlung von Diplomaten.

Aber, wirft man uns ein, damit ist der Unterschied nicht vollständig angegeben. Derselbe liegt nicht allein in den Mitteln, sondern auch in den Zwecken. Die Fortschrittspartei hat nur ihre letzten Zwecke, welche wesentlich die der Demokratie sind, noch nicht vollständig enthüllt. Man soll sich nicht gegenseitig blauen Dunst vormachen, und deshalb, so sagen manche unserer Freunde, ist es besser, daß wir uns mit solchen zweideutigen Bundesgenossen nicht einlassen. Auf diesen Einwurf haben

wir Folgendes zu erwidern. In der Fortschrittspartei haben sich die entschlosseneren Liberalen mit dem besonnenen, verständigeren Theil der früheren Demokratie vereinigt. Für die Letzteren ist das Ziel, welches sie jetzt angeben, ohne Zweifel nur eine Station auf dem Wege, welchen sie später weiter verfolgen wollen. Aber dadurch brauchen wir uns jetzt nicht irre machen zu lassen. Ein Abgeordnetenhaus hat nicht die Aufgabe, über die letzten Zwecke des Staats zu philosophiren, sondern die nächsten Aufgaben praktisch zu lösen. Was ein Abgeordneter über die platonische Republik denkt, ist mir sehr gleichgültig, wenn ich nur weiß, was er über die gutsherrliche Polizei oder über die Gewerbefreiheit denkt. So lange nur die Fortschrittspartei diejenigen Fragen, welche uns von ihr trennen könnten, von der Hand weist, können wir für die Erreichung unserer eigenen Zwecke uns ihre Unterstützung gerne gefallen lassen. Aus diesem Grunde hat die Fortschrittspartei mit Recht die thörichte Agitation zurückgewiesen, welche der sogenannte volksthümliche Wahlverein, die Herren Streckfuß und Hübner, für das allgemeine gleiche Wahlrecht in Gang zu bringen versuchten. Thöricht war diese Agitation deshalb, weil sie in diesem Augenblicke gar keinen praktischen Erfolg haben, weil sie nur dazu dienen konnte, natürliche Bundesgenossen, die sich vor allen Dingen gegen einen gemeinsamen Gegner verständigen müssen, zu entzweien. Das gegenseitige Verhältniß kann in Zukunft einmal ganz anders liegen; für jetzt müssen die feineren Nüancen der Meinungsverschiedenheit gegenüber der gemeinsamen Gefahr verschwinden.

Wir kennen nach alledem nur eine vernünftige Parole für die liberale Bevölkerung des Landes. Wo sich in einem Wahlkreis die Reaction in einer ganz ungefährlichen Minorität befindet, da mögen die beiden liberalen Fractionen sich in ehrlichem Kampfe mit einander messen. Aber überall, wo sie durch ihren Zwiespalt der Reaction zum Siege verhelfen könnten, da müssen sie einen Compromiß mit einander schließen. Leider wird diese Nothwendigkeit nicht überall erkannt. Hie und da treten Spaltungen hervor. Die Ursachen sind mannigfacher Art. An manchen Stellen kann man sich von den Reminiscenzen an frühere Kämpfe, die unter ganz anderen Verhältnissen unseres Verfassungslebens stattfanden, und von der daraus hervorgegangenen Verbitterung nicht frei machen. Bei den eigentlichen Constitutionellen zeigt sich zuweilen eine gewisse doctrinäre Starrheit. Dagegen hätte die Fortschrittspartei gewiß besser gethan, aus ihrem Programm den Vorwurf gegen die bisherige Majorität des Abgeordnetenhauses, daß sie sich „den inneren Schwierigkeiten nicht gewachsen gezeigt habe“, fortzulassen. Auch vergißt man den Boden der Coalition, auf dem man doch stehen will, wenn z. B. in einer sich zum Fortschrittsprogramm bekennenden Urwählerversammlung des ersten Berliner Wahlbezirks ein Mann wie Kühne verworfen wird, der unter Manteuffel in seiner Verfassungstreue nie gewankt hat und der die erste Finanzautorität des Landes ist. Fast noch schlimmer ist es, wenn dieselbe Versammlung Herrn Schwarck in die Candidatenliste aufnimmt, dessen Verhalten bei dem bekannten Verfahren gegen das Gericht zu Ratibor mehr als zweideutig war, und der dann Jahre lang mit Hinckeldey und Simons durch Dick und Dünn gegangen ist. Dagegen kann es wenig verschlagen, daß er unter der neuen Aera sich plötzlich an seinen Beruf als Oberstaatsanwalt — die Vertheidigung des Gesetzes gegen die ungesetzliche Willkür der Polizei — erinnerte, und daß er sich durch sein Plaidoyer gegen Stieber in das Renommée der Freisinnigkeit zu bringen suchte. In solchen Vorkommnissen zeigt sich die Vergeßlichkeit der Massen, welche die Wahlmänner werden zu corrigiren haben.

Unterdessen hat das Ministerium das Messer an den eigentlichen Krebsschaden unseres Staats, an das Herrenhaus angesetzt. Nur hätte, um die Kur erfolgreich zu machen, das Messer noch bedeutend tiefer schneiden müssen. Wir sprechen von dem Erlaß vom 5. d. M., durch welchen das Reglement über die Wahl der für den alten und für den befestigten Grundbesitz zu präsentirenden Mitglieder des Herren-

hauses abgeändert ist. Erlauben Sie mir zunächst einige Worte über die gesetzliche Zulässigkeit dieser Maßregel. Die gesetzliche Grundlage des gegenwärtigen Herrenhauses ist das mit Zustimmung der damaligen beiden Kammern erlassene Gesetz vom 7. Mai 1853. Dieses Gesetz überläßt die Bildung des Herrenhauses dem König und verleiht der Verordnung, welche der König hierüber erlassen werde, im Voraus gesetzliche Kraft, so daß sie nur mit Zustimmung beider Häuser wieder abgeändert werden kann. Die einzige Beschränkung, an welche der König durch das Gesetz von 1853 gebunden wird, ist die, daß die erste Kammer bestehen soll aus Mitgliedern, welche der König mit erblicher Berechtigung oder auf Lebenszeit beruft. Auf Grundlage und zur Ausführung dieses Gesetzes wurde die Verordnung vom 12. Octbr. 1854 erlassen. Diese aber steht mit dem Gesetze in Widerspruch. Denn das Gesetz kennt nur unmittelbare Berufung durch den König; die Verordnung dagegen ertheilt verschiedenen Corporationen und Verbänden das Recht, Mitglieder des Herrenhauses zu präsentiren. Ferner kennt das Gesetz nur erbliche oder lebenslängliche Mitglieder; die Verordnung dagegen enthält in den Paragraphen 8—11 eine Reihe von Bestimmungen über die Bedingungen, unter denen die Mitgliedschaft der Ersten Kammer erlischt. Wenn nun auch der Verordnung im Voraus gesetzliche Kraft beigelegt ist, so kann das doch nur soweit gelten, als die Verordnung mit dem Gesetz im Einklang steht. Die mit dem Gesetz im Widerspruch stehenden Bestimmungen der Verordnung können ohne Zweifel durch eine einfache Erklärung der Regierung wieder beseitigt werden. Neben der Verordnung vom 12. Octbr. 1854 erschien gleichzeitig ein Reglement über die Wahl der von den Provinzial-Verbänden der Grafen, so wie der für den alten und für den befestigten Grundbesitz zu präsentirenden Mitglieder. Dieses ganze Reglement steht mit dem Gesetz im Widerspruch; denn das Gesetz kennt gar nicht diejenigen Kategorien von Mitgliedern, mit welchen das Reglement sich beschäftigt. So schlecht hat die Reaction für den gesetzlichen Bestand ihrer festesten Stütze gesorgt. Das eigentliche Junkerthum, der verderblichste und verstockteste Bestandtheil des Herrenhauses, besteht vorzugsweise aus den Vertretern des sogenannten alten und befestigten Grundbesitzes, also aus Elementen, die weder gesetzlich, noch ihrer Natur nach in die Erste Kammer gehören. Die Regierung hatte es also in der Hand, mit einem Schlage durch Aufhebung des Reglements das Junkerthum aus dem Herrenhause hinauszufegen. Sie hat es vorgezogen, das Reglement etwas auszuflicken. Aus dieser Sachlage erklärt es sich, daß die Kreuzzeitung den Schlag, der ihrer Partei scheinbar versetzt wird, mit so zahmer Demuth hinnimmt. Im Stillen freut sie sich, daß durch diesen Schritt der Regierung die Verordnung von 1854, deren Bestand sehr bedroht schien, von Neuem anerkannt ist. Andrerseits sind die liberalen Kreise durch eine so halbe Maßregel mit Recht wenig befriedigt. Ein ganz abnormer Zustand ist es jedenfalls, daß die Zusammensetzung des einen Factors der Gesetzgebung auf einem Reglement beruht, welches auf dem Verordnungswege abgeändert werden kann, und also von dem jedesmaligen System der wechselnden Ministerien abhängig ist.

Sehen wir nun zu, was die jetzt verfügte Aenderung des Reglements bedeutet. Dieselbe ist ein Wechsel, der aber erst zahlbar wird, nachdem 49 der Junkerpartei angehörige Mitglieder des Herrenhauses gestorben sein werden. Bis dahin hat die Sache keine praktische Bedeutung. Bis jetzt hatte der alte und befestigte Grundbesitz im Herrenhause 90 Vertreter; in Zukunft sollen es nur 41 sein. Zu dem Ende werden die präsentirenden Landschaftsbezirke an Zahl vermindert, an Umfang vergrößert. Aber diese Veränderung tritt nicht unmittelbar etwa in der Weise ein, daß die bisherigen 90 Vertreter des alten Grundbesitzes ausschieden und durch 41 neugewählte ersetzt würden; sondern die bisherigen 90 werden auf den Aussterbeetat gesetzt; erst wenn sie unter die in dem neuen Erlaß festgesetzte Zahl herabsinken, sollen neue Präsentationen stattfinden. — Außerdem ist in dem neuen Erlaß

der Begriff des alten Grundbesitzes anders bestimmt. Bisher wurden zum alten Grundbesitze nur solche Rittergüter gerechnet, welche seit mindestens 100 Jahren sich im Besitze einer und derselben Familie befinden; jetzt ist diese Zeit auf 50 Jahre herabgesetzt. Die Bedeutung dieser Aenderung liegt hauptsächlich darin, daß erst seit der Stein'schen Gesetzgebung, durch das Edict vom 9. Oct. 1807, Leute von bürgerlicher Herkunft berechtigt sind, Rittergüter zu erwerben. Bis dahin war der Adel im ausschließlichen Besitz von Rittergütern. Nach der bisherigen Begriffsbestimmung würden also unsere Nachkommen die Aussicht gehabt haben, vielleicht nach dem Jahre 1907 einmal einen bürgerlichen Gutsbesitzer als Vertreter des alten Grundbesitzes im Herrenhause zu sehen. Jetzt ist diese Aussicht allerdings mehr in die Nähe gerückt; aber verwirklichen kann sie sich doch erst nach dem Tode der 49 auf den Aussterbeetat gesetzten Mitglieder.

Im Ganzen wird durch eine solche halbe Maaßregel die eine Partei verstimmt, und die andere nicht befriedigt. Auf das Verhältniß der Stimmen im Herrenhause hat dieser Erlaß für die nächsten Jahre noch gar keinen Einfluß. Davon abgesehen hat das Ministerium damit eine wahrhaft raffinirte Grausamkeit gegen die Herren Waldow-Steinhöfel und Consorten beschlossen. Denn diese wissen jetzt, daß das ganze Land auf ihren Tod wie auf eine Wohlthat warten muß. Weit lieber wären wir in der Lage, diesen Herren ein langes und ruhiges Leben wünschen zu können, vorausgesetzt nur, daß sie nicht mehr im Stande sind, durch ihre Abstimmungen im Herrenhause dem Lande zu schaden.

Sechste Quittung

über Beiträge zum Bau von Dampfkanonenbooten unter preußischer Flagge.

Uebertrag laut Quittung d. d. 13. October 1861: 6793 Thlr. 5 Ngr. 7 Pf.

Fernere Eingänge: A. Bretschneider 1 Thlr., J. Weniger 1 Thlr., R. 2 Thlr., Götz & Neßmann 5 Thlr., E. F. Krümmel 10 Thlr., Busse 2 Thlr., L. Nagel 5 Thlr., F. A. Schütz 5 Thlr., Prof. Dietzel 20 Thlr., E. v. d. Crone 20 Thlr., J. Fickerts 2 Thlr., Professor Dr. Osterloh 1 Thlr., Ortge 1 Thlr., Gebr. Erckel 5 Thlr., Pastor Blaß 1 Thlr., A. W. Volckmann 5 Thlr., Superint. Lechler 5 Thlr., Phil. Batz 5 Thlr., Dr. H. Hirzel 2 Thlr., A. Platzmann 2 Thlr., H. A. Collin 1 Thlr., A. Schumann 3 Thlr., Sensal G. Schlosser 1 Thlr., Aug. Thieme 1 Thlr., Goetjes, Bergmann u. Comp. 8 Thlr.

Sammlung bei den Herren Aerzten: Dr. Bärwinkel 1 Thlr., Dr. Clarus sen. 2 Thlr., Prof. Dr. Francke 10 Thlr., Dr. Germann 2 Thlr., Dr. Günther 20 Thlr., Med.-Rath Dr. Güntz 10 Thlr., Dr. Haubold sen. 3 Thlr., Dr. Hering 2 Thlr., Dr. Heyner 20 Thlr., Dr. Kern 2 Thlr., Dr. Kindermann 5 Thlr., Dr. Klaunig 1 Thlr., Dr. Kollmann 1 Thlr., Dr. Kühn sen. 1 Thlr., Dr. Merkel 1 Thlr., Dr. Meyer 3 Thlr., Dr. Clot. Müller 20 Thlr., Dr. Pescheck 1 Thlr., Prof. Dr. Radius 2 Thlr., Dr. Reinisch 1 Thlr., Dr. Schlesinger 20 Ngr., Dr. Schreber 3 Thlr., Prof. Dr. Sonnenkalb 10 Thlr., Dr. Uhlig 20 Ngr., Prof. Dr. Winter 2 Thlr.

Sammlung bei den Herren Buchdruckern: Aus 23 hiesigen Buchdruckereien, theils von Prinzipalen, theils von Gehülfen gespendet 27 Thlr. 14 Ngr. 8. Pf.

Bei Herrn W. Felsche: Gäste im schw. Roß in Geyer 3 Thlr., Adv. E. Taube 10 Thlr., Fr. Wiehr u. Sohn 2 Thlr. 10 Ngr., Flotte Ges. im Burgkeller 2 Thlr. 12 Ngr., durch Hrn. Musikdir. Mentzel (Theil einer Concerteinnahme) 2

Thlr. 24 Ngr., Prof. Dr. Overbeck f. Nov. 1 Thlr., Sammlung auf dem Commers vom 2. Nov. d. Ernst G. Flegel 24 Thlr. 10 Ngr., D. u. P. 20 Thlr.

Bei Herren Schunck u. Comp.: A. G. 2 Thlr., O. v. Stosch, k. preuß. Lieutn. z. Wreschen 3 Thlr. 15 Ngr., Advocat Anton in Borna 1 Thlr. 15 Ngr., Wm. Gdt. nachträgl. 12 Thlr., A. Kühn, Lehrer an der Handelsschule 10 Thlr., Frl. M. Kühn 2 Thlr., Frl. A. Kühn 2 Thlr., Prof. Nitzsche aus Frankreich 5 Thlr. 10 Ngr., A. B. aus England 1 Thlr., G. Bauer 1 Thlr., E. H. 1 Thlr., Frau P. Gontard 10 Thlr., f. Unterhosen 5 Thlr., Elsterflotille 6 Thlr. 21 Ngr., Turnerfeier am 20. Oct. 9 Thlr. 20 Ngr. 3 Pf., Verauctionirung eines Franzbrodes 12 Ngr. 8 Pf., Person. d. Masch.-Verwaltung d. L.-Dr. E.-B.-G. 7 Thlr. 11 Ngr. 5 Pf., Dr. Brox 10 Thlr., Poule bei Schneemann 1 Thlr. 12 Ngr., bei einem Geburtstagsfest 1 Thlr. 15 Ngr., Weber-Georgi'sche Monatssammlung für October 16 Thlr. 27 Ngr. 5 Pf., Union, zweiter Beitrag 10 Thlr.

Bei Herrn Täschner: In Auerbachs Keller ges. v. Dr. K. 1 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf., Fr. Louise Lorenz 2 Thlr., Fr. Emma Lorenz 2 Thlr., C. W. 1 Thlr., Franz Lipperteich 1 Thlr., Aus deutscher Hand etc. 1 Thlr., Prof. W. Wenck 20 Thlr., E. B. 20 Thlr., M. Herzog 4 Ngr.

Bei Herrn Linnemann: Germania halt Wache! 7 Thlr. 10 Ngr., am 48. Jahrestage der Befreiung Deutschlands zur deutschen Fl. unt. preuß. Schutz etc. von G. D. A. 25 Thlr., M—n a. d. Rudelsburg 1 Thlr. 20 Ngr., Samml. d. Hrn. Dr. Schuster 8 Thlr. 9 Ngr. 5 Pf., Dr. Z. d. S. Hirzel 3 Thlr. 5 Ngr., Mittwochskegelges. in der Ver.-Br. 6 Thlr. 6 Ngr. 1 Pf., Frauengabe 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus der Ausstellung trop. Gewächse vom 3. bis 13. October 1861: Reineinnahme der Ausstellung 16 Thlr. 4 Ngr., der Vorlesung d. Herrn Prof. Roßmäßler am 8. Oct. 5 Thlr. 6 Ngr. 6 Pf., aus den Sammelbooten der Ausstellung 21 Thlr. 14 Ngr. 7 Pf.

Ertrag der Ausstellung von 40 Aquarellen des Herrn Carl Werner: 59 Thlr.

Ertrag des Concerts im Schützenhaus am 29. October: 140 Thlr. 21 Ngr.

In Sammelbooten: Vereinsbrauerei 4 Thlr. 1 Ngr. 1. Pf., Kitzing 9 Thlr., Baarmann 8 Thlr. 15 Ngr. (incl. 3 Thlr. bei Agnes' Geburtstage), Kaltschmidt 1 Thlr. 22 Ngr. 5 Pf., Bartsch 2 Thlr. 1 Ngr., Café Français 3 Thlr. 13 Ngr., Plauenscher Hof 6 Thlr. 17 Ngr. 2 Pf., Burgkeller 1 Thlr. 13 Ngr. 2 Pf.

Summa: **7640 Thlr. 14 Ngr.**

Zugleich fühlen wir uns verpflichtet, allen Denen, welche sich in der letzten Zeit für diese Sammlungen persönlichen Mühen und Zeitopfern unterzogen haben, also namentlich den Herren Martin und Mosenthin für ihre Ausstellung tropischer Gewächse, sowie Herrn J. Winckelmann für seine dabei geleistete Beihülfe, Herrn Prof. Roßmäßler für den in derselben Ausstellung gehaltenen Vortrag, ferner Herrn Musikdirector Langer, Herrn Bertram und Frl. Natalie Schilling und den geehrten Vorständen des Zöllnerbundes und der andern Männergesangvereine, welche bei dem Concert im Schützenhause mitgewirkt haben, endlich Herrn Carl Werner für die von ihm veranstaltete Aquarellenausstellung unsern wärmsten Dank auszusprechen.

Fernere Beiträge werden angenommen bei Herrn Täschner, Engelapotheke, bei Herrn Wilhelm Felsche, Café Français, bei Herrn Carl Linnemann, Katharinenstraße und Herrn Ph. Schunck, Katharinenstraße.

Leipzig, den 9. November 1861.

Das Flottencomité.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Tagebücher von Varnhagen von Ense.

2 Bände, Leipzig, Brockhaus.

Die Tagebücher beginnen August 1836 und gehen bis zum Ende des Jahres 1844. Nachdem Rahel gestorben war, der er alle seine Gedanken, Empfindungen und Einfälle getreulichst mittheilte, um sie von ihr berichtigen und idealisiren zu lassen, fühlte Varnhagen, trotz seines ausgebreiteten Umganges wahrscheinlich dringender das Bedürfniß, sich durch Niederschreiben dessen, was er erlebte und dachte, mit sich selbst ins Klare zu setzen. Durch das ganze Tagebuch zieht sich das Gefühl seines Verlustes, und bei allen seinen Plänen und Wünschen fragt er sich fortwährend, was wol Rahel dazu denken würde, wenn sie noch lebte.

Das Tagebuch hat den doppelten Zweck, theils die Vorfälle des Tages zu notiren, theils seine Gedankenspähne aufzubewahren. Ueber die letzteren hat Varnhagen oft eine kindliche Freude und wundert sich über ihren guten Klang. Nicht ohne Ursache. Denn seine reiche Erfahrung gibt ihm Gesichtspunkte an die Hand, die nicht gerade auf der Heerstraße liegen, und er hat das ernstliche Bestreben, seine Gedanken zur Reife zu bringen.

Die durchgehende Stimmung ist der Wechsel zwischen dem Wunsch, wieder in Staatsangelegenheiten beschäftigt zu werden, und der Scheu, aus der Bequemlichkeit seiner behaglichen Muße herauszutreten. Gespannt lauscht er auf jedes Wort, aus dem er schließen könnte, man wolle ihn wieder in den Staatsdienst ziehen; er versichert zwar regelmäßig, er wolle und könne nicht darauf eingehen, er sei zu alt u. s. w., aber der Wunsch schläft nicht ein, einigemale bricht sogar das Gefühl hervor, er sei eigentlich berufen noch etwas Großes zu wirken. Seine große Jahreszeit ist regelmäßig die Saison in Kissingen, dort trifft er mit hohen Herrschaften zusammen, mit Prinzessinnen u. s. w., die sich an Höflichkeit gegen ihn überbieten. Indeß an Beschäftigung fehlt es ihm auch in Berlin nicht: bald kommt ein junger Literat, der ihm mit tiefer Ehrfurcht seine Erstlingsversuche überreicht, bald ein vornehmer Mann, der von ihm verlangt, er solle ihm irgend eine Stelle ausschlagen; einmal muß er Metternich Auskunft darüber geben, was es mit dem jungen Deutschland für eine Bewandtniß hat.

Die Versuchung des Staatsdienstes ist ihm jedenfalls nie sehr nahe getreten, und wenn wir dem Eindruck trauen, den diese Tagebücher auf uns machen, so war es kein großes Unglück, weder für ihn, noch für das Jahrhundert. Herr von Varnhagen war liberal, denn er besaß eine tüchtige classische Schulbildung, und sein ausgebreiteter Umgang schloß jede Einseitigkeit aus; er war Frondeur, wie jeder unbeschäftigte Staatsmann, und scharfsinnig genug, die Schwächen der herrschenden Partei zu durchschauen; aber von seiner Willenskraft bekommen wir keinen großen Begriff. Jede starke Strömung reißt ihn mit sich fort, und wenn er über die Vorfälle des Tages urtheilt, legt er nicht den Maßstab der innern Zweckmäßigkeit an, sondern fragt ängstlich: was wird das Publicum dazu sagen? Sorgfältig zeichnet er alle Volkswitze auf, alle Bonmots, die in Berlin umgeben, alle Aeußerungen der Vossischen Zeitung: nie wäre er im Stande gewesen, in einer ernsten Zeit der sogenannten öffentlichen Meinung, d. h. der Stimmung der Leute, die ihn zunächst berührten, entschlossenen Widerstand zu leisten.

Und nur wer das im Stande ist, hat den Beruf zum Staatsmann. Varnhagen hat Ansichten und Meinungen, zuweilen vortrefflicher Art, aber keine starke Ueberzeugung. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Ein Hofmann sprach gegen ihn im December 1840 die stärkste Abneigung gegen alle constitutionelle Verfassung aus: „durch solche Reden aufgereizt, erkläre ich, daß ich über die Constitutionsfrage des Augenblicks wol sehr bedenklich und eher zum Verneinen geneigt sei, aber, im Hintergrunde dieser Frage des Augenblicks, entschieden constitutionell denke." — Einen bequemeren Staatsmann kann man sich wirklich nicht denken! — Den folgenden Tag erwidert er einem jungen Freunde, der ihn deshalb zur Rede stellt, er sei im Innern nach wie vor entschieden constitutionell: „Aber was mich für Preußen und für den gegenwärtigen Zeitpunkt bedenklich mache, das sei die Roheit und Bornirtheit derer, in deren Hände jetzt die Sache fallen müßte. Ich glaubte, der gute Augenblick sei versäumt, man müsse seine Wiederkehr abwarten und nicht den schlimmen ausbeuten wollen. — Näher befragt über die Roheit und Bornirtheit, die mich erschreckt, gab ich Auskunft und Beispiele. Es ist wahr, man könnte die Satisfaction haben, manchen hochstehenden Halunken gestürzt zu sehen, aber wie theuer wäre dies erkauft, wenn man dafür alle Macht in den Händen von X. Y. Z. sehen müßte, vor denen sich zu beugen dann weit härter wäre, als vor der jetzigen Beamtenwelt. Eine Freiheit, wobei vielleicht Börnes Statue errichtet, aber die von Goethe gestürzt würde, könne ich nicht wünschen u. s. w. Die Beispiele machten doch Eindruck."

Wer zu viele Gesichtspunkte hat, kommt nicht von der Stelle; wer an Börne und Goethe denkt, wenn es sich um eine preußische Verfassung handelt, der muß sich in das Gebiet der Wünsche zurückziehen: die Politik ist das Gebiet

der Forderungen. Herr von Varnhagen hat sich in seinen letzten Lebensjahren zu den Demokraten gehalten; seine späteren Freunde mögen die folgende Notiz ins Auge fassen, 23. Januar 1841:

„Die Verhältnisse sind schlimm, und ich kann mit gutem Gewissen auf diese Zeitumstände keine constitutionelle Bewegung gründen wollen. In der früheren Zeit wäre ich mit Wilhelm von Humboldt, Stein, Altenstein, Stägemann, Gruner, Oelsner, Ludwig, Wieland, Weitzel, Eichhorn, Schleiermacher und vielen Aehnlichen gewesen; mit wem sollte ich jetzt sein? Mit der unwissenden, rohen Menge? mit der überdreisten, erfahrungslosen Jugend, die das Wort in den Tageblättern führt? Wie häufig muß ich Unsinn und Frevel anhören, der mich froh sein läßt, daß solcher noch nicht in Schrift und Wort mächtig werden kann!*) — Diese Betrachtungen sind es, denen ich folge. Deshalb vermag ich im Augenblicke nicht einzustimmen in den unbestimmten Ruf nach Constitution, nach Reichsständen. Ueberdies möchte ich dem Könige Zeit gelassen sehen, sich zu entwickeln und einzurichten. Er meint es vortrefflich, er hat große geistige Gaben, sehen wir doch erst, was er leisten wird, welche Gestalt seine Regierung annimmt. Die jetzige Verstimmung kann noch nichts entscheiden, das Gewölk zieht vielleicht vorüber, und der Tag steht als ein heiterer und segensvoller da. Ich möchte es dem Könige nicht zu Leide thun, jetzt von Constitution zu reden; aber wenn nicht dafür, so auch gewiß nicht dagegen; gar nicht, ist für den König am besten." —

Wie gefällt der Demokratie ein solcher Staatsmann? Er würde allerdings die Wirren der Gegenwart anders beherrscht haben, als es heute geschieht. — Und so geht es öfters fort, bald für, bald gegen die Constitution: „gar nicht, ist am besten!"

Bei diesem Mangel an Gesinnung fehlt auch, trotz seines wirklichen Scharfsinns und trotz seines vielseitigen Umgangs, seinem Blick für die Persönlichkeiten etwas Wesentliches. Er gibt eigentlich nur die Stimmungen ihrer Umgebungen; selbständig den Kern ihres Charakters zu durchschauen, ist er nicht der Mann. Am auffallendsten ist dies bei seinem Urtheil über die sogenannten Günstlinge des Königs, namentlich Radowitz und Bunsen. Den Letzteren hält er immer für eine Art von Jesuiten; er läßt sich auch durch die Kabalen der Hof- und Junkerpartei gegen ihn nicht irre machen; endlich, August 1844, erfährt er von Humboldt zu seinem Erstaunen, daß Bunsen aufs Eifrigste an der Grundlage einer liberalen Verfassung arbeite. Trotzdem darf Bunsen nur ein ungeschicktes Wort, ein schlechtes Bonmot aussprechen, so ruft Varnhagen aus (25. November 1844): „Nun bin ich erst recht überzeugt, daß der Kerl ein verächtlicher Halunk ist,. eine Dreckgeburt, ohne inneres Feuer,

*) d. h. der mich froh sein läßt, daß eine Censur existirt!

ohne Saft und Kraft, in seinem halbdurchsichtigen Schleim ist er herangekrochen an Staat und Kirche, und besudelt beide." — Wir theilen zwar die Begeisterung keineswegs, die in den letzten Jahren für Bunsens religiösen Liberalismus in Schwang gekommen ist, aber es wäre wohl der Mühe werth, daß ein Sachverständiger ohne Liebe und Haß von diesem einflußreichen Mann ein zusammenhängendes Bild entwürfe.

Eine ähnliche Unsicherheit herrscht in den Urtheilen über Eichhorn, Savigny u. s. w.; die Stimmung des Publicums gibt jedesmal den Ausschlag. Vom General Gerlach erfahren wir, daß er seinen Witz auch im Frömmeln nicht lassen konnte; ein jedes Wort über Radowitz wird von ihm mitgetheilt: er käme immer mit vollem Beutel an, als ob er alle Welt bewirthen wolle, und reise so leer ab, daß er nicht die letzte Wirthshausrechnung zu bezahlen im Stande sei. Und wie das zugeht? „Das ist ganz einfach! Es theilt Jemand eine Idee mit, sie wird lebhaft ergriffen, sie soll eifrig ausgeführt werden, der Vorschlagende wird berufen, in seiner Sache bestärkt, nun soll er an's Werk. Da kommen andere Leute mit in's Spiel, da treten Schwierigkeiten, Widerspruch und Widerlegung auf, zum wenigsten starke Hindernisse, die aus dem Wege zu räumen entschiedener Machtwille nöthig wäre, allein dieser fehlt, im Gegentheil, der Eifer wird matt, die öftere Wiederaufnahme der bestrittenen Sache wird verdrießlich, langweilig, wird abgelehnt und die Idee bleibt unausgeführt hängen." —

Nach dem Eindruck, den der Briefwechsel mit Humboldt gemacht hat, wird man in diesem Buche auf Enthüllungen über die höchsten Personen neugierig sein. sie sind aber nicht bedeutend. Für den verstorbenen König scheint Varnhagen auf seine Art eine wirkliche Zuneigung gehabt zu haben, wenn er auch nicht unterlassen kann, von ihm eine Anzahl mißliebiger Anekdoten mitzutheilen. Ein Wort über ihn scheint uns rührend und bedeutend, obgleich auch daraus hervorgeht, daß Varnhagen's Urtheile immer nur aus zweiter Hand sind. — Er schreibt 2. März 1844: „Ungeachtet der liebenswürdigen Heiterkeit und oft ausgelassenen Lustigkeit, welche der König zeigt, und durch die er besonders Fremde so leicht einnimmt, hegt er in seinem Innern, so wird behauptet, solche Stimmung keineswegs: im Gegentheil, diese sei verdüstert, unmuthig, von schreckenden Gefühlen aller Art durchstreifen, zum Ueberdruß und Ekel ermüdet und erschöpft. Alles, was er in die Hände nimmt, bricht oder welkt; seine liebsten Vorstellungen sind mißkannt, verfehlt; er klagt, daß Niemand, aber auch Niemand ihn verstehe, ihn unterstütze; den praktischen, ordnenden Verstand, den er zur Seite haben müßte, als befreundeten Gehilfen, findet er nur auf der Gegenseite, als feindlichen Widerspruch, und die Lieblinge, welche seinen Neigungen dienen, haben kein Vertrauen bei Anderen, sind dem Volke verhaßt, schaden den Neigungen ungeheuer und helfen ihnen

daher wenig. Dabei will man in dem Könige wol augenblickliche Entschlossenheit, aber wenig beharrlichen Muth anerkennen, er wendet sich von den Hindernissen, auf die er stößt, unwillig ab, zürnt, schimpft und gibt wohl nach, aber darum keineswegs auf. Die Geschäftsmänner haben es dabei schlimm, ihr Eifer genügt dem Könige nie, und doch hemmt er ihn wieder am meisten, denn er versagt ihnen den Nachdruck, den sie nur von ihm bekommen können; er freilich verlangt, sie sollen ihn aus der Sache und aus der eigenen Ueberzeugung schöpfen! In solchem Sinne klagen auch schon die Frömmler über den König, daß er ihnen nur zustimmt, aber nie beisteht; in solchem Sinne klagen die Minister v. Thiele, v. Savigny, und — finnlicher und wehmüthiger — Eichhorn. Noch eine Probe kann der König machen und die fürchtet man für ihn am meisten, nämlich seine eigentlichen Günstlinge an die Spitze der Geschäfte zu stellen, Bunsen und Radowitz, und man erwartet bestimmt, diese noch einst als Minister zu sehen. — Humboldt ist dem Könige, behauptet man, durchaus unleidlich, ein wahrer Plagegeist, ein beständiger Vorwurf; er möchte ihn los sein, kann ihn aber freilich nicht los werden, denn er bedarf seiner zu vielen Sachen und besonders auch als Fahne des Ruhmes, er kann diesen Glanz nicht missen, Humboldt muß in Glanz und Ehre am Hofe sterben, bis dahin muß man ihn schon ertragen."

Ueber den damaligen Prinzen von Preußen, über seinen Charakter und seine politischen Ansichten finden sich auch einige Bemerkungen, die aber nichts Neues lehren. Dagegen verdient eine Stelle über Gentz in Betracht gezogen zu werden (3. October 1841), weil Varnhagen sich anderwärts nicht so ausdrückt. Er behauptet, Gentz habe bei allen Genüssen doch eigentlich ein trauriges Leben geführt. „Er selbst wollte sich hierüber täuschen, aber im Hintergrunde gestand er es wol ein. Er hatte sich den Höchsten und Vornehmsten durch Geistesüberlegenheit und Geistesthätigkeit zum Gleichen heraufgearbeitet und lebte mit ihnen als solcher; aber er fühlte wol, daß er diese Stellung nur durch täglich erneuerte Arbeiten und Dienste behaupten konnte und daß man ihn doch nur gelten ließ als ein nothwendiges Uebel. Eigentliche Achtung genoß er nicht, nur die größte Berücksichtigung und Schonung; daß er darauf gestellt war von den Mächten und Höfen immer große Geschenke zu empfangen," setzte ihn auch sehr herab in der Meinung. Und welcher Art waren oft seine Arbeiten! Mir hätte das Herz dabei geblutet, ich hätte sie dem Minister v. Metternich vor die Füße geworfen und gesagt, der Teufel möge sie machen! Ueberall wo es eine Unterdrückung frischer Volksregung galt, überall wo Altes, Verdorbenes mit Gewalt zu erhalten war, trieb ihn sein Amt voran, und auch sein Eifer, denn er war wirklich darin aufrichtig und glaubte die gute Sache zu vertreten. Der arme, arme Gentz! Und was hat er mitunter für Gesellschaft sich gefallen lassen! Allen Schund von alten Diplomaten aller

Nationen, bornirte Staatsleute, abgetragene Weiber, vertrackte Militärpersonen, schmutzige Banquiers!

Weit tiefer als diese politischen Beziehungen lagen Varnhagen seine literarischen am Herzen. In der Kritikgesellschaft, welche sich regelmäßig versammelte, um die von der Hegel'schen Schule herausgegebenen Jahrbücher zu besprechen, fehlte er nie und verfolgte aufmerksam, was Neues in der Literatur erschien. Sehr interessant sind die Bemerkungen, die er über Gervinus macht; nicht als ob man seinem harten Urtheil beipflichten könnte, sondern weil man gerade aus diesem Urtheil sieht, eine wie wichtige That das Werk von Gervinus war. Jetzt, wo die Ansichten und Urtheile des Letzteren in Fleisch und Blut übergegangen sind, haben wir es leicht, sie einzeln zu modificiren, ihnen eine andere Form zu wünschen u. s. w. Wir haben aber kein Gefühl mehr dafür, welchen Schreck es bei der älteren Literatur erregte. Varnhagen, als einer der vorzüglichsten Vertreter derselben auf dem Gebiet der Kritik, fühlt sich gleichsam persönlich verletzt. „Wieder ein Regentag!" schreibt er 16. Juni 1838. „Neben der schweren feuchten Luft drückt mich das Buch von Gervinus; ich finde es überaus traurig, es erhebt nicht, es stimmt herab, und diese Gattung von Büchern ist die allerschlechteste, denn in diesem Grundfehler vernichten sich alle sonstigen Vorzüge. Der Mann hätte sich beschränken sollen, ein tabellarisches Handbuch zu schreiben, denn nur dazu hat er Zeugs, aber ganz und gar nicht zur Geschichtschreibung, wie sehr er auch dazu den Anlauf nehmen will. Welch ein Schwall von Unbedeutendem und Gemeinem, in welchem er sich recht mit Lust aufhält, von dem er mit Beflissenheit die genaueste Kenntniß zeigen will! Und wie bleibt sein Urtheil äußerlich, ohne Grundlagen philosophischer Aesthetik, ohne Ahnung des Genius!"

Nach dem Erscheinen der letzten Bände ändert sich freilich sein Urtheil einigermaßen. Er gesteht September 1840 ein, daß Lessing und Herder vortrefflich beurtheilt sind, doch setzt er 29. October 1841 hinzu: „Ein staunenswerthes, aber auch ein trostloses Buch. Er führt „alle Völker in's Gefecht", und findet dann freilich, daß ein großes Abschlachten nöthig wird, aber auch die Besten finden hier Tod und Wunden. Wie er Goethe'n zu bezwingen sucht, ist merkwürdig anzusehen; er bekämpft ihn mit den eigenen Waffen, die jener ihm gleichgültig oder großmüthig überläßt. Aus den kleinsten Geständnissen, Bemerkungen und Launen des Menschen wie des Dichters zieht er die größten Folgerungen, macht das Unbedeutende zur Wichtigkeit. Bekennt Goethe eine Stimmungslosigkeit, so ruft Gervinus, er gestehe ja selbst, daß es mit dem Dichten aus sei. Dagegen findet er das Wichtigste und Schönste unbedeutend und gering, die Novelle von Löwen und Tigern, die Erzählungen in den „Wanderjahren", die „Jahr- und Tageshefte", in denen er sich an geringe Notizen und einzelne Ausdrücke hält, das Tiefe, Ausschließende,

Bezeichnende aber nicht achtet, das Bild der Lebensfülle und Thätigkeit nicht erkennt. Die einzelnen Aeußerungen Goethes reißt er aus allem Zusammenhang, den ganzen Goethe aber drückt er gewaltsam in einen Zusammenhang hinab, aus dem sich befreit und erhoben zu haben ohne ihn abzureißen sein größtes Verdienst ist. Es ist überhaupt der Fehler des Buchs, alles nur in Verhältnissen und Gegensätzen zu sehen und den äußerlichen, künstlichen, oft rein willkürlichen Zusammenhang festzuhalten, den wahren, inneren aber nicht zu sehen. Daher verlieren hier alle Gestalten, das Individuelle wird gedrückt, das Talent mißkannt, die Literatur, die Poesie, sind ein Gemisch von Irrthümern, Versuchen, Fehlgriffen, Unzulänglichkeiten. Die eingestreuten Bewunderungen und Anerkennungen, die oft beinahe begeisterten Lobsprüche, welche reichlich eingestreut sind, helfen nichts, sie bleiben doch nur verloren in dem Verneinenden, Absprechenden. Das Hauptergebniß des Autors bleibt: Mit der Literatur ist es aus und es war nie viel damit. Daher auch der niederziehende Hang, der öde, trostlose Eindruck, den das Lesen dieses Buchs gibt, die Mißstimmung, die es zurückläßt. Auch spielt die Gereiztheit der politischen Stimmung des Verfassers überall ein, die Göttinger Sache; wir sollen die Poesie aufgeben, unsere Thätigkeit auf Volk und Staat richten. Ferner sehe ich den Heidelberger Schlosser oft durchblicken, den mit den Ereignissen stets zankenden Historiker. Gervinus weiß sehr viel, versteht aber wenig, hat Goethen ganz und gar nicht verstanden, kann ihn nicht verstehen, trotz allen Aufwands von Werkzeugen und Mühen, mit denen er an ihn herantritt. Auch Schillern wird er nicht gerecht, so gewaltig er ihn preist und hebt. Seit Niebuhrs drei Bänden Briefe hat kein Buch mich beim Lesen so ermüdet, verdüstert. Ein trauriges Lesen, wiewol spannend und aufreizend!" —

Und so quält er sich noch eine Zeit lang mit Betrachtungen über einen Schriftsteller herum, dessen Gelehrsamkeit und Scharfsinn ihm Achtung abzwingt, gegen dessen ganze Lebensauffassung er aber einen entschiedenen Abscheu empfindet. Es ist die alte Zeit, die sich gegen die neue sträubt und doch dunkel fühlt, daß sie ihr nicht gewachsen ist. In einzelnen Punkten ist freilich Varnhagens Kritik vollkommen treffend; nur der eine Vorwurf ist mehr äußerlich begründet: Hätte Gervinus nicht eine Geschichte der Poesie, sondern eine Geschichte der Literatur geschrieben, so würde sein Endresultat ganz correct erschienen sein.

Einige gute Bemerkungen finden sich auch über Schleiermacher. Varnhagen macht darauf aufmerksam, daß man über seine Thätigkeit in der Literatur gewöhnlich seine menschlichen Schicksale übersieht: die Mißgestalt seines Körpers, seine Leidenschaft zu Eleonore. „Tragischer noch waren die Vorgänge in seiner nachherigen Ehe, die Geschichten mit Marwitz, mit der „Fischer."

Die letzteren sind uns nicht bekannt. Ganz richtig ist ferner, daß sein Amt ihn in eine Stellung drängte, die nicht ganz mit der Richtung seiner Jugend übereinstimmte. Viele Jahre, erzählt Varnhagen, ging er mit dem Vorhaben um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa „Wilhelm Meister". Als Studien dazu wollte er ein paar Bände Novellen liefern, die besonders das Leben der untern Stände schildern sollten. — Nicht ohne Feinheit ist auch die folgende Bemerkung: „Schleiermachers ganzer Stil krankt an seiner Uebersetzung des Platon, diese aber an dem unglücklichen Versuch, die griechischen Partikeln wiederzugeben. Diese spielen in seinem Denken und Schreiben eine so wichtige als nachtheilige Rolle. Er fühlte sehr wohl die Macht und den Sturz dieser Ausdrucksweise, die jedoch mehr eine Begleitung, ein umgebender Duft, ein schimmerndes Beiwerk ist, als die Sache selbst. In der That sind ebenso auch seine Gedanken keine festen Grund- und Kerngedanken, wie Fichte und Hegel sie haben, sondern meist nur Modificirungen, Näherungen, Umgehungen, Zurechtstellungen, wobei die Substanz entweder fehlt, oder anderweitig entlehnt werden muß. Unglücklicher noch fällt seine Schreibart durch solchen Mißstand auf; hier wird, was dort noch oft ein anmuthig verdecktes Negative ist, zu positivem, plumpem Auswuchs: die griechische Luft wird zu dickem Dunste; die leichtbeschwingten, beweglichen Vögel, anstatt zu schweben und zu flattern, fallen bleiern zu Boden, die Gelenke erstarren, und kaum daß ein kriechendes Gewürm noch einiges Leben zeigt! Schleiermacher war nicht ohne Bewußtsein hierüber, er selbst versicherte einmal in Halle, in jeder seiner Perioden wisse er ein geheimes Gebrechen versteckt, in vielen könne er es bestimmt angeben, und er meinte, dergleichen müsse man mit Ergebung tragen, wie ein äußerliches, körperliches Gebrechen."

Julian Schmidt.

Aus dem Leben der Hindu.

1.

Die folgenden Schilderungen entnehmen wir dem Nachlaß Leopold's von Orlich, der soeben als Schluß des bekannten Werkes des Verewigten, von Dr. Karl Böttger geordnet und durch eigne Beiträge wesentlich ergänzt,

die Presse verlassen hat.*) v. Orlich war einer der besten Kenner Indiens, und wenn die Form seiner Schriften Einiges zu wünschen übrig ließ, so war der Inhalt stets bedeutend. Dies gilt auch von gegenwärtiger Arbeit; sie verräth, namentlich in den ersten Kapiteln, vielfach die Schwierigkeiten, die sich dem Herausgeber bei der Ordnung des vorhandenen Materials unter bestimmte Gesichtspunkte entgegenstellten, und besteht eigentlich mehr aus einzelnen lose zusammenhängenden Abhandlungen, die ihrerseits wieder zum Theil mehr musivisch aneinander gereihte Notizen und Gedanken als systematisch verbundene Erörterungen sind. Aber der Inhalt ist in hohem Grade interessant und lehrreich, vieles wenig oder gar nicht Bekannte wird in helles Licht gerückt, eine Fülle von Beispielen belegt die einzelnen Behauptungen, und wenn der Herausgeber in seiner Pietät gegen den Sammler des Materials da, wo dieser zugleich Verfasser des Buchs war, zuweilen zu rücksichtsvoll verfahren ist und namentlich Wiederholungen nicht hinreichend vermieden hat, so hat er sich andrerseits als Vervollständiger sehr anerkennenswerthe Verdienste erworben.

Indem wir das Werk allen Freunden der Culturgeschichte und Völkerkunde angelegentlich empfehlen, lassen wir im Nachstehenden einige Auszüge folgen, die sich zunächst auf die gegenwärtigen Zustände des Hinduvolkes beziehen und insofern von besonderem Interesse sind, als die Gegenwart nicht selten mit der Vergangenheit verwechselt wird.

Denken wir bei Indien zunächst an die seltsam strengen Kastenunterschiede des Volkes, so wird hier nachgewiesen, daß dieselben in weiten Kreisen nicht mehr sind, was sie waren. So treu auch die Mehrzahl der Hindus an den Gesetzen und Meinungen der Väter festhielt, so haben doch die Jahrhunderte mit ihren großen Erschütterungen, von denen wir nur den Buddhismus, den Einbruch der Mohammedaner und die Eroberung des Landes durch die Briten nennen, nicht vergeblich am Herkommen gerüttelt. Die ursprünglichen vier Stände sind theils vernichtet, theils durch Vermischung in zahlreiche Unterkasten aufgelöst worden, und nur die Brahmanen bewahren in großen Strichen noch die alten Bräuche, Reste der alten Lehre und das alte Ansehn. Aber auch hier ist Vieles anders geworden. Das Leben dieser Volksklasse sollte ursprünglich ein steter Gottesdienst, ein unablässiges Streben nach Heiligung durch Studium der Religionsbücher, Gebet und Büßung sein. Jetzt

*) Indien und seine Regierung. — Nach den vorzüglichsten Quellen und nach Handschriften von Leopold von Orlich. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Auch unter dem Titel: Culturgeschichte Indiens, enthaltend Schilderungen des Kastenwesens, religiösen Lebens, des Volkscharakters, der Erziehung und Mission, der Kunst und Wissenschaft, der Regierung und Verwaltung, der Producte, des Handels und der Finanzen, des Landbaues und der Reiots. Mit Benutzung des Nachlasses von L. v. Orlich und nach den vorzüglichsten Quellen von Dr. Karl Böttger, Professor am Gymnasium zu Dessau. — Leipzig. Verlag von Gustav Mayer. 1861.

verstehen unter ihnen nur noch wenige die Sprache der Vedas; was sie als Lehre derselben vortragen, ist ein Gemisch von Echtem und Falschem, und von den Weisungen der heiligen Schriften betonen sie meist nur solche als unverbrüchlich, welche für die Priester von Vortheil sind. Sehr selten ist es unter ihnen geworden, den weltlichen Freuden zu entsagen oder sich als Büßer körperlichen Qualen zu unterwerfen. Das Gebot Reichthümer und Wohlthaten vor Allem den Brahmanen zuzuwenden, wird wenig mehr beachtet, und die Zahl derer, die auf diese Weise ihr Leben fristen, ist gering. Daher sieht man heute den Brahmanen in allen Geschäften des Lebens, selbst in solchen, die für diese Kaste als entwürdigend gelten, besonders aber im Krieger- und Bauernstand thätig. Im südlichen Indien hat er sich fast aller Aemter bemächtigt, welche der Schreibkunst bedürfen. Sie sind die Minister der Radschas, die Rechnungsführer der kleinsten Orte, die Religionslehrer. In Hindostan und Deckan dagegen sind auch viele Mohammedaner im Besitz von hohen und niederen Aemtern. Je mehr der Brahmane sich weltlichen Dingen widmete, desto mehr verlor er an religiösem Einfluß. An den Ufern des Ganges hat seine hierarchische Gewalt beinahe ganz aufgehört, und die Herrschaft über die Gewissen wird weit mehr von gewissen Mönchsorden als von der Priesterklasse geübt, wenn auch die Verwaltung der Tempel und die Leitung religiöser Handlungen letzterer verblieben ist. Größer ist ihr Einfluß im westlichen Hindostan und im Mahrattenlande, doch haben sie auch dort viel von der Anhänglichkeit des Volkes eingebüßt. Im Allgemeinen gilt, daß die Brahmanen Vieles von ihrer früheren Geltung verloren, die Kasten dagegen, welche aus der Vermischung der beiden letzten von den ursprünglichen vier, das heißt der Vaisjas und Sudras, entstanden sind, in ihrer Stellung bedeutend gewonnen haben, und daß der Brahmane nur da, wo sich der alte Glaube erhalten hat, die alte Verehrung genießt. Hier sieht man noch heute Hindus niederer Kaste den Staub, der von der Brahmanen Füßen fällt, sammeln, um sich desselben als eines Heilmittels zu bedienen, hier noch heute Sudras die Blätter, welche ein Brahmane beim Mahl als Teller benutzt, auflesen und verehren, weil sie dadurch die Gewißheit zu erlangen meinen, nach dem Tode als Brahmanen wiedergeboren zu werden.

In Bengalen sind die Vaisjas und Sudras als reine Kaste ausgestorben, auch die Kschatrijas sind hier selten. Dagegen gibt es hier und anderwärts neben den Brahmanen eine Unzahl jener gemischten Kasten — in der Gegend von Puna allein an 150, in Meisor sogar 486 — von denen aber jeder Einzelne sich mit peinlicher Sorgfalt gegen die andern abschließt, weder in sie, noch aus ihnen heirathet, ihnen weder Gastfreundschaft gewährt noch mit ihnen ißt. Indeß wird der Kastenstolz gelegentlich durch Noth oder Zwang gedemüthigt. Bei der großen Theuerung, die 1838 in den Nordwestpro-

vinzen stattfand, sah man Brahmanen gierig die Reste verschlingen, welche die Dhoms (die niedrigste Kaste) von ihrem Mahl übrig gelassen. Zu Lord Hastings Zeit befanden sich gegen zwanzigtausend Leute aus Orissa, meist höhern Kasten angehörig, in Calcutta als Dienende. Einem derselben befahl der Generalgouverneur eines Tages ein Waschbecken zu reinigen. Jener weigerte sich, da er seine Kaste dadurch zu beschimpfen meinte. Hastings drohte darauf, ihn und alle Angehörigen seiner Klasse aus der Stadt zu verweisen, und die Drohung half. Die Orissa-Leute beriethen sich und beschlossen, daß jener zu gehorchen habe.

Am strengsten halten noch die Radschputen auf das Herkommen, und es geschieht unter ihnen nicht selten, daß sie sich das Leben nehmen, wenn ihre Kastenpflicht verletzt worden ist. Im Jahr 1776 gingen einige Mohammedaner durch ein Radschputendorf bei Baroche und warfen dabei zufällig einen Blick in ein Haus, in dem eine alte Frau ihr Essen verzehrte. Als sie dieselbe essen sahen, zogen sie sich sofort zurück, aber die Alte empfand das Unglück und den Schimpf, der ihr durch das bloße flüchtige Zusehen von nicht zu ihrer Kaste Gehörigen bei ihrem Mahl widerfahren, so tief, daß sie ihn nicht überleben zu dürfen meinte. Sie bat ihren Enkel, sie zu tödten. Dieser suchte ihr vergeblich ihr Vorhaben auszureden. Als sie sich allein sah, versuchte sie sich den Kopf an der Mauer einzustoßen. Der Enkel fand sie bei seiner Rückkehr im furchtbarsten Zustand und in Todesschmerzen. Sie flehte ihn an, jetzt das Opfer an ihr zu vollziehn, und er gehorchte, indem er ihr den Dolch ins Herz stieß.

Wie tief das Festhalten an Recht und Ruhm der Kasten in einzelne Kreise gedrungen ist, beweist ferner der Stamm der Bhats, der in Guzerat und dessen Nachbarschaft lebt. Die Glieder desselben stehen im Ruf großer Heiligkeit und sind die Barden des Volkes, die Bewahrer von Stammbäumen und Familienüberlieferungen, vorzüglich aber die Bürgen bei Verträgen. Ist ein Abkommen von ihnen garantirt, so glauben sich die Betreffenden in ihren Rechten und Verpflichtungen vollkommen gesichert; denn sollte einer der contrahirenden Theile in der Folge den Vertrag zu brechen wagen, so kommen die Bhats, die als Gewährsmänner gedient, mit ihren Familien zusammen und tödten sich, ihr Blut aber fällt rächend auf den Unredlichen, der seine Pflicht nicht erfüllt hat, und der Glaube an ihre Verwünschungen ist so allgemein verbreitet, daß solche Selbstopferungen nur selten nöthig werden.

Die verachtete Klasse der Parias, die eine Klingel am Hals tragen mußten, um den Brahmanen vor ihrer Annäherung zu warnen, findet sich im heutigen Indien nicht mehr. Ebenso wenig herrscht noch das Gesetz, nach welchem die Kaste der Paleahs keine Wohnung haben und von dem Brahmanen, der ihnen begegnete, ohne Weiteres niedergehauen werden durfte.

Die Sudras haben sich in einigen der von ihnen herstammenden Kasten, namentlich in den Cayots, so erhoben, daß letztere den Brahmanen an Kenntniß und Einfluß in manchen Gegenden fast gleichstehen. Ueberhaupt hat das Kastenwesen zwar die Entwickelung des Volkes als Ganzen in verderblichster Weise gehemmt, dem Unternehmungsgeist der Einzelnen aber wenigstens in den letzten Jahrhunderten keine unübersteiglichen Schranken gesetzt. Es gibt keinen indischen Hof, an dem nicht Männer zu finden wären, welche aus den niedrigsten Stellungen zu den höchsten Aemtern gelangten. Die Regierungen der Großmoguln, der Könige von Audh, der Nizams, der Peischwas und der Sikh-Maharadschas sind Beispiele davon. Der letzte Peischwa hatte zu verschiedenen Zeiten zwei erste Minister, von denen der eine vor seiner Erhebung Priesterdiener und Tempelsänger, der andre Läufer gewesen war, der Premier des Radschas von Jeypur war ursprünglich Bartscherer, der Stammvater der Holkars Ziegenhirt, der Urahn der Scindias Bedienter, und alle diese hohen Würdenträger stammten aus der Sudra-Kaste.

Eine sehr wichtige Stelle nehmen im indischen Leben die Mönchsorden ein, die in vielen Beziehungen den westasiatischen Derwischen gleichen und jetzt gleichsam eine neue Kaste bilden. Sie sind wahrscheinlich aus der den Brahmanen von Menu als vierte Lebensstufe vorgeschriebnen Observanz hervorgegangen und durch den Buddhismus in besondrer Weise gefördert worden. Der in der Einsamkeit lebende Brahmane ist von der Beobachtung aller der tausend äußerlichen Vorschriften der drei ersten Stufen entbunden, um sich lediglich der Beschaulichkeit und der Versenkung in die Gottheit zu widmen. In dieser Zurückgezogenheit und Stille hatte sein Leben große Anziehungskraft für trostbedürftige, von der Welt zurückgestoßne Individuen, die sich in Folge dessen zu ihm gesellten, seinen Worten lauschten und nach und nach seinen Gewohnheiten sich anschlossen, woraus dann bestimmte Büßerorden entstanden. Dies scheint im achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung begonnen zu haben, doch ist keiner der jetzt bestehenden Mönchsorden Indiens älter als fünfhundert Jahre. Einige derselben bestehen ausschließlich aus Brahmanen, die meisten jedoch bildeten sich aus allen Klassen, so daß jeder Kastenunterschied aufhörte. Die Brahmanen entsagten der „heiligen Schnur der zweimal Gebornen" (Wiedergebornen!), die Mitglieder andrer Kasten ihren Vorrechten. Alle galten als gleich. Die Orden zeigen nichts von der Abgeschlossenheit und dem specifischen Charakter der christlichen, machen sich aber durch ihre Kleidung bemerkbar, indem einige einen schmutzig gelben Turban tragen, andere sich nur mit einer Thierhaut bedecken, noch andere ganz nackend einhergehen. Alle sind durch Gelübde verschiedenster Art gebunden, alle nehmen Almosen an, obwol nur einige darum bitten. Die Lehren und Regeln einiger sind über ganz Indien verbreitet, wogegen die von andern sich auf bestimmte Orte be-

schränken. Die Novizen müssen sich einer Prüfungszeit von einem bis zwei Jahren unterziehen, während welcher sie durch einen Guru oder Lehrer vorbereitet werden. Die Mehrzahl dieser Orden besitzt Klöster, zu denen Ländereien gehören, andere erhalten sich durch erbettelte Gaben, wieder andere durch Handelsgeschäfte, die jedoch meist verstohlen betrieben werden. Sie stehen unter einem Mohant oder Abt, den sich die Gemeinde entweder selbst wählt oder von dem Collegium der Mohants des ganzen Ordens senden läßt. Bisweilen auch wird der Mohant von seinem Vorgänger ernannt, mitunter ist die Würde erblich. Ein Orden in Bengalen nimmt auch Frauen unter seine Mitglieder auf. Eine dem Krischna geweihte Bruderschaft hält es für Pflicht, sich prächtig zu kleiden und von ausgesuchten Speisen zu leben, aber ihre den sinnlichen Freuden zugeneigte Frömmigkeit erniedrigt sie nicht in den Augen des Volks, im Gegentheil üben sie großen Einfluß und werden von der gläubigen Menge reichlich mit dem zu solchem Gottesdienst Erforderlichen versehen.

Häufiger sind die Orden der Yogies und Topasivies, die sich den ausgesuchtesten Martern unterwerfen. Ihre Gelübde nöthigen sie z. B. Arme und Beine in einer bestimmten Lage unverändert festzuhalten, bis sie in derselben für immer erstarrt sind. Andere lassen sich durch die Gegenstände, die sie erfaßt haben, die Nägel hindurchwachsen. Das Volk kommt dann täglich, sie zu speisen, zu reinigen und zu küssen. Wieder andere liegen auf Nagelbetten, ewigem Schweigen ergeben. Einige zerfetzen sich mit Messern die Glieder, einige legen sich niemals nieder, sondern schlafen gegen einen Baum gelehnt. Einer von diesen Büßern that das Gelübde, den Weg von Benares nach Jagganath, mehre hundert Meilen, in der Weise zurückzulegen, daß er ihn, sich von Fleck zu Fleck wälzend, mit der Länge seines Körpers durchmaß. Die gräßlichsten Erscheinungen unter diesen indischen Mönchen sind die Nagas, welche ganz nackt, mit verworrenem Bart- und Kopfhaar und mit Staub und Asche bestreut einhergehen, und deren Gottesdienst darin besteht, daß sie sich zu gewissen Zeiten als Söldner vermiethen. Sie sammeln sich dann unter ihrem Oberhaupt oft zu vielen Tausenden, um für einen Fürsten oder Freibenter zu fechten. Früher durchzogen sie, wenn sich Niemand fand, der sie anwarb, in kleinen Haufen das Land, um zu plündern und zu morden, und bei solchen Gelegenheiten kam es bisweilen zu großen Schlachten mit andern Secten oder Orden. So z. B. auf dem großen Jahrmarkt zu Hardwar 1760, wo die Nagas des Siwa denen des Wischnu ein Treffen lieferten, in dem 18,000 Menschen auf dem Platze blieben.

Manche der Mönchsorden behaupten Wunder thun zu können, einige wandern mit abgerichteten Affen und andern Thieren des Geldverdienstes wegen durch das Land, einige stellen ihre Künste dem Volke nur zur Schau,

um ihre durch heiliges Leben erlangte Macht über die Natur zu beweisen. Zu letzteren gehören jene merkwürdigen Menschen, welche, uns unerklärlichen Kräften und Gesetzen gemäß, mehre Minuten bis vier Fuß über der Erde zu schweben wissen, indem sie sich dabei keiner andern Stütze bedienen, als einer Krücke, auf welche sie den Rücken der einen Hand stützen, während die Finger emsig die Bohnen ihres Rosenkranzes zählen.

Noch merkwürdiger und schwerer zu begreifen ist endlich das Kunststück, bei welchem sich Individuen dieser Mönchsorden lebendig begraben lassen und nach einigen Tagen oder Wochen wieder zum Leben gebracht werden. Das Werk v. Orlichs berichtet mehre dieser Fälle, von denen einer aus dem Jahre 1835 ist. Die Künstler üben sich meist dadurch ein, daß sie sich gewöhnen, den Athem möglichst lange anzuhalten und daß sie sich längere Zeit aller kräftigen Nahrung enthalten und nur von Milch leben, was, wie sie sagen, den Magen vor Fäulniß bewahrt und bewirkt, daß die Haare zu wachsen aufhören. Einer ließ sich auf vierzehn Tage von einem englischen Offizier, der an seinem Vorgeben zweifelte, in einem hölzernen Kasten an einer Stubendecke aufhängen, wo Jedermann sehen konnte, daß kein Betrug stattfand. Der merkwürdigste Fall dieser Art ereignete sich bei Lahore unter Runjit Sings Regierung, als Sir Claude Wade sich als Bevollmächtigter der indischen Compagnie dort aufhielt, indem ein Fakir nach vorausgegangner Hungerkur sich auf sechs Wochen begraben ließ und nach Verlauf dieser Zeit wieder zum Leben erwachte. Wir geben die Geschichte mit einigen Abkürzungen nach Sir Claude's Bericht, es den Lesern überlassend, ob sie dem Erzähler vollen, halben oder gar keinen Glauben beimessen wollen.

„Am Tage der Ausgrabung," berichtet Wade, welcher der Beerdigung des Fakirs beiläufig nicht beigewohnt, die nähern Umstände aber von Runjit Sing und „andern glaubwürdigen Personen seines Hofs, an deren Wahrhaftigkeit nicht zu zweifeln war," gehört hatte, „begab ich mich zur festgesetzten Stunde mit Runjit Sing nach dem Orte, wo der Fakir begraben lag. Es war ein viereckiges Gebäude in der Mitte eines Gartens, der mit dem Palast von Lahore in Verbindung stand. Dasselbe war mit einer Verandah umgeben und besaß nur in der Mitte ein Gemach, das ganz abgeschlossen war. Runjit Sing war von seinem ganzen Hofe begleitet. Als er von seinem Elephanten gestiegen, forderte er mich auf, mit ihm das Gebäude zu untersuchen und nachzusehen, ob Alles verschlossen und in solchem Zustand sei, wie er es verlassen. Dies geschah. Es befand sich nämlich auf jeder der vier Seiten eine Thür. Drei davon hatte man mit Ziegeln ganz, die vierte, welche sehr stark war, nur bis zum Schloß zugemauert. Das letztere hatte Runjit Sing mit seinem Privatpetschaft eigenhändig versiegelt, als der Fakir begraben worden war. Der Maharadscha erkannte das Siegel als das seine an. Er selbst,

so ungläubig, als irgend ein Europäer bei solchem Fall sein konnte, hatte, um jeden Betrug zu vermeiden, zwei Compagnien seiner Leibwache während der sechs Wochen in der Nähe des Orts aufgestellt, von welchen vier Schildwachen vor demselben postirt waren, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. Außerdem hatte ein höherer Beamter des Palastes den Auftrag gehabt, den Ort öfters zu besuchen und darüber Bericht zu erstatten. Endlich mußte der Offizier der Wache Morgens und Abends Meldung machen.

Wir setzten uns in die Verandah, der Thür gegenüber, während die Leute das Mauerwerk von derselben wegräumten und einer der Offiziere das Siegel ablöste und das Vorlegeschloß aufmachte. Als die Thür geöffnet wurde, zeigte sich ein dunkles Gemach. Runzit und ich gingen, vom Diener des Fakirs begleitet, hinein, ein Licht wurde gebracht, und wir stiegen in eine drei Fuß unter dem Boden befindliche Zelle hinab. In derselben stand aufrecht ein hölzerner Kasten, gegen fünf Fuß lang und vier Fuß breit, mit dachförmiger Bedeckung und mit einem Siegel und Schloß verwahrt. Nachdem wir denselben geöffnet und den Deckel abgehoben, erblickten wir eine Gestalt, die in einem über dem Kopf mit einer Schnur zusammengezogenen Sack von weißer Leinwand stak. Bei Enthüllung derselben wurden Geschütze abgefeuert, und die außerhalb stehende Menge drängte sich neugierig an die Thür, um das Schauspiel betrachten zu können. Nachdem Jedermann seine Neugier befriedigt, trat der Diener des Fakirs hinzu, umschlang mit seinen Armen die in dem Kasten liegende Gestalt, nahm sie heraus, und den Deckel des Kastens wieder schließend legte er den Körper des Fakirs, der gleich einem Hindugötzen in den engen Raum gezwängt worden war, mit dem Rücken auf denselben.

Runzit Sing und ich saßen in der schmalen Zelle dem Körper gegenüber auf dem Boden. Der Diener begann jetzt warmes Wasser über den Körper auszugießen; da ich aber den Hergang genau zu sehen und jeder Täuschung vorzubeugen wünschte, so schlug ich vor, die Leinwand zu öffnen. Indem ich dieß that, bemerkte ich, daß der leinene Sack sich anfühlte, als wäre er einige Zeit begraben gewesen. Die Beine und Arme des Fakirs waren zusammengeschrumpft und steif, das Gesicht voll, der Kopf lag auf die Schulter gelehnt, wie der einer Leiche. Ich rief nun einen Arzt herbei, der mich begleitet hatte, damit er den Körper untersuche, und dieser vermochte weder im Herzen, noch an den Schläfen, noch an den Armen eine Bewegung des Pulses zu entdecken. Dagegen zeigte sich einige Wärme am Gehirn, dem einzigen Theile des Körpers, wo solche wahrzunehmen war.

Der Diener fing jetzt an, den Leichnam mit warmem Wasser zu waschen. Dann wurden von uns allmählig Arme und Beine aus der unbeweglichen Lage befreit, und Runzit ergriff sein rechtes, ich sein linkes Bein, um durch Reibungen Leben in dieselben zu bringen. Während dieser Zeit hatte der

Diener aus Weizenmehl einen zolldicken Kuchen gemacht und denselben heiß auf den Wirbel des Kopfes gelegt, ihn wieder abgenommen und dies wiederholt. Dann zog er das Wachs und die Baumwolle heraus, womit man dem Begrabenen Nasenlöcher und Ohren verstopft hatte, und nach großen Anstrengungen öffnete er vermöge einer Messerklinge, die er zwischen die Zähne klemmte, den Mund (ist der Bericht überhaupt wahr, so muß man annehmen, daß der Fakir sich durch irgend ein unbekanntes Mittel künstlich in Starrkrampf versetzt hatte) und zog, während er die Kinnbacken mit der linken Hand offen hielt, mit der rechten die Zunge hervor, welche dabei einige Male seinen Fingern entschlüpfte und in die frühere gebogene Lage zurückschnellte. Nun rieb er die Augenlider einige Secunden mit Ghy (geklärter Butter), bis sich dieselben öffneten; die Augen erschienen jedoch glasig und bewegungslos.

Nachdem der heiße Kuchen das dritte Mal auf den Wirbel des Kopfes gelegt worden, begann der Körper in convulsivische Bewegungen überzugehen, die Nasenlöcher bewegten sich vom Athem, ein Schweiß brach aus, und die Glieder bekamen eine mehr natürliche Fülle; aber der Puls war noch immer kaum zu fühlen. Der Diener legte etwas von der geklärten Butter auf die Zunge, so daß der Fakir es hinunterschlucken mußte. Wenige Minuten nachher zeigte sich Leben in den Augäpfeln, dieselben gewannen allmählig ihre ursprüngliche Färbung, und der Fakir, indem er Runjit erkannte, stammelte mit matter, kaum hörbarer Stimme die Worte: „Glaubst Du mir jetzt?“ Runjit Sing bejahte es, hing ihm ein Perlenhalsband um, befestigte zwei prächtige goldene Spangen an seine Arme und schenkte ihm außerdem ein förmliches Khelat von Seidenstoffen, Muslin und Shawls.

Von dem Augenblick an, wo die Kiste geöffnet wurde, bis zu dem, wo der Fakir seine Stimme wiedergewann, mochte eine halbe Stunde verflossen sein, und nach Verlauf einer andern halben Stunde redete er mit mir und den anderen Personen, die ihn umgaben, jedoch mit schwacher Stimme, gleich einem Kranken.“ —

Unter den ihre Pflichten streng beobachtenden Fakirs, Gosayens oder Yogies ist es Gebrauch, daß sie, wenn sie einer Krankheit zu erliegen fürchten, den Athem anhalten und sich begraben lassen. Uebrigens sagt, wie eine Anmerkung des Herausgebers bemerkt, Dr. Braid in einer 1850 erschienenen Brochüre, daß ein Oberst Townsend fast vierundzwanzig Stunden leblos bleiben konnte. In Dabistan wird erzählt, daß einige Personen ihren Athem drei Stunden hätten anhalten können, einer hat es auf zwölf Stunden gebracht, und von Balib Natha, der hundert Jahre alt wurde, berichtet man, daß er zwei Tage lang ohne Athem existiren konnte. Endlich ist noch hierher zu beziehen, daß das Anhalten des Athems bei einigen Gebeten der Brahmanen vorgeschrieben ist.

Ein ganz eigenthümlicher Stamm Indiens sind die Radschputen, die im Nordwesten von Hindostan wohnen und ein stolzes, kriegerisches Geschlecht sind. Während der demüthige Hindu das Rind heilig hält und nur von Früchten, Kräutern und Wasser lebt, schlachtet der Radschpute Büffel, jagt und ißt den Eber und den Hirsch und schießt wildes Geflügel. Er liebt das Blut, bringt seinem Kriegsgott Har Blut und Wein als Opfer und bedient sich eines Menschenschädels als Opferbecher, verehrt sein Roß, sein Schwert und hört lieber Kriegsgesänge, als die Litanei des Brahmanen. Selbst der Arme bewahrt den Stolz seiner Ahnen, oft sein einziges Erbtheil. Er verabscheut den Pflug und will sich seiner Lanze nur zu Pferde bedienen. Das Volk zerfällt in verschiedene Rangstufen, Fürsten, höhern und niedern Adel. Die Geschichte der verschiedenen Staaten des Volkes ist äußerst blutig. Ein Beispiel ist der Staat Mewar, aus dessen Annalen wir eine Episode erzählen, die in einigen ihrer Züge an den trojanischen Krieg erinnert.

In der Zeit, wo in Chietore, der Hauptstadt Mewars, das Kind Rana Lakunsi unter der Vormundschaft seines Oheims Bhiemsi regierte, zog der Tartarenkönig Alauddin mit einem zahllosen Heer heran, aber nicht um das Land zu erobern, sondern um die Gemahlin Bhiemsi's, des Reichsverwesers zu gewinnen. Dieselbe, Pudmani genannt, „war die Schönste ihres Geschlechts, dadurch aber die Ursache vieler Uebel" (wie Helena). Ihre Schönheit und ihr Schicksal ist der Gegenstand der beliebtesten Bardengesänge. Nach langer vergeblicher Belagerung der Stadt begnügt sich Alauddin mit dem Wunsch, nur einmal ihre unaussprechlichen Reize zu schauen, und erklärt sich damit zufrieden, daß man sie ihm im Spiegel zeigt. Dem Worte des Radschputenfürsten vertrauend, betritt er im Gefolge weniger Getreuer das feste Chietore, und nachdem sein Wunsch erfüllt worden, kehrt er zurück. Bhiemsi will ihm an Vertrauen nicht nachstehen, und so begleitet er ihn eine Strecke, hier aber wird er verrätherischer Weise von den Tartaren ergriffen und in deren Lager geschleppt. Seine Freiheit soll ihm nur wiedergeschenkt werden, wenn er Pudmani ausliefert.

Die Kunde von dieser Treulosigkeit verbreitet Verzweiflung in Chietore. Pudmani erklärt sich bereit, sich dem Feinde zu ergeben, sinnt aber mit ihrem Oheim Gorah und ihrem Neffen Badul eine List aus, um ihre Ehre unbefleckt zu erhalten und doch ihren Gatten zu befreien. An den Tartarenfürsten wird die Antwort gesandt, daß sie an dem Tage, wo er die Belagerung aufhebe, mit einer ihrem Range angemessenen Begleitung von Dienerinnen zu ihm kommen werde. An dem verabredeten Tage begibt sich ein Zug von siebenhundert Palankinen nach dem königlichen Lager, dem Anschein nach mit jenen Dienerinnen, in Wahrheit aber mit den tapfersten Kriegern der Stadt besetzt, die von je sechs andern in Träger verkleideten Kämpfern getra-

gen werden (das trojanische Pferd). Im Lager angekommen, wurden die Palankine hingestellt, und Bhiemsi erhielt eine halbe Stunde Zeit, um sich von seiner Gattin, die aber nicht wirklich mit erschienen war, auf ewig zu verabschieden. Dann wurde der Hindufürst in eine Sänfte gelegt, um nach der Festung zurückgebracht zu werden. Aber Alauddin wollte sich nicht von seinem Gefangenen trennen. Eben hatte er Befehl gegeben, ihn wieder festzunehmen, als die Krieger (wie einst die Hellenen aus dem trojanischen Pferde) herbeisprangen. Sie erlagen in tapferm Kampf, aber Bhiemsi entkam, erreichte Chietore und setzte hier die Vertheidigung gegen die Feinde fort. Lange währte der Streit, Wunder des Heldenmuths wurden verrichtet, viele der edelsten Krieger fielen, auch Bhiemsi, aber die Stadt wurde gerettet und die Ehre der schönen Pudmani bewahrt. Alauddin zog für diesmal ab, ohne Chietore eingenommen zu haben. Den verwundet aus der Schlacht heimkehrenden Badul (er zählte erst zwölf Jahre) fragte Pudmani, wie ihr Gatte und Herr gekämpft habe. „Er war", antwortete der Ermattete, „der Schnitter der Schlachtenernte. Ich folgte seinen Schritten, demüthig Nachlese haltend. Auf dem blutigen Bette der Ehre breitete er einen Teppich von Erschlagenen aus. Ein Barbarenfürst ward sein Ruhekissen, er streckte ihn nieder und schläft nun umgeben von todten Feinden." Noch einmal fragt sie ihn: „Sage mir, Badul, wie meine Liebe sich benahm?" — „O Mutter, wie soll ich Dir weiter seine Thaten schildern, wie ihn preisen, der keinen Feind übrig ließ, ihn zu fürchten oder zu bewundern!" Sie lächelte dem Knaben zu, und mit dem Ruf: „Mein Herr wird meiner warten" sprang die schöne Wittwe in die Flammen des Scheiterhaufens.

Wie blutig und grausam die Götter waren, welche damals herrschten, zeigt der weitere Verlauf des Krieges. Nach einiger Zeit kehrte Alauddin zurück, und ein andrer Fürst suchte mit Hülfe seiner zwölf Söhne die Mauern von Chietore zu vertheidigen. Während er nach einem hartnäckigen Kampf sorgenvoll auf seinem Ruhebett lag und die Zukunft erwog, rief eine Stimme durch die Todtenstille der Nacht: „Ich bin hungrig!" und als er seine Augen nach der Stelle hinrichtete, sah er zwischen den Granitsäulen die erhabene Erscheinung der Schutzgöttin des Landes. „Noch nicht gesättigt?" fragte der Rana, „obgleich achttausend meines Geschlechts dir geopfert sind." — „Ich muß königliche Opfer haben," antwortete die Göttin, „und wenn nicht zwölf von denen, die das Diadem tragen, für Chietore bluten, so wird das Land dir genommen werden." Mit diesen Worten verschwand sie.

Als der Rana am Morgen den Häuptlingen erzählte, was ihm begegnet, hielten sie es für einen Traum. Er gebot ihnen, die folgende Nacht ihm zur Seite zu bleiben. Und siehe da, die Göttin erschien abermals und wiederholte ihr Verlangen. „Wenn auch Tausende von Barbaren die Erde bedecken," so

schloß sie, „was sind diese für mich? An jedem Tage kröne einen der Prinzen. Laß den Sonnenschirm, den rothen Regenschirm und den fliegenden Schweif des wilden Stiers in goldnem Griff seine Herrschaft verkünden, und drei Tage gehorchet seinen Befehlen, am vierten laßt ihn den Feind und sein Schicksal aufsuchen. Nur dann will ich euch treu bleiben." Ein edler Wettstreit entspann sich nun zwischen den Brüdern, jeder wollte sich zuerst aufopfern. Ursi machte seine Erstgeburt geltend und wurde gekrönt, der Schirm schützte sein Haupt drei Tage, am vierten fand er den ehrenvollen Schlachtentod. Ajeysi, der nächste und Lieblingssohn des Rana, verlangte zu folgen, aber der Vater überredete ihn, die Brüder vorangehen zu lassen. Schon waren elf gefallen, da berief der Rana die Häuptlinge und sagte: „Jetzt werde ich selbst mich für Chietore hingeben!" Diesem Act der Opferung mußte jedoch das Johur vorangehen, d. h. die Verbrennung der Frauen, durch die sie vor Gefangenschaft und Schande bewahrt werden sollten. Der Scheiterhaufen wurde in einem großen unterirdischen Gewölbe aufgeschichtet, wohin niemals das Licht der Sonne drang. Dahin führte man in feierlichem Aufzug die Königinnen, ihre Töchter und Dienerinnen, mehre tausend Frauen. Die Oeffnung wurde hinter ihnen geschlossen, damit ihre Ehre auf ewig durch das verzehrende Element gerettet werde.

Nun erhob sich ein Streit zwischen dem Rana und seinem einzigen noch lebenden Sohne Ajeysi, wobei letzterer endlich nachgab und sich dem väterlichen Befehl gemäß durch die feindlichen Linien hindurch noch Kailwarra rettete, von wo aus später Chietore wieder erobert und die Sonnendynastie neubegründet wurde. Der Rana aber, nun zufriedengestellt, daß sein Stamm nicht aussterben werde, machte sich nach Entfernung Ajeysis bereit, seinen Heldensöhnen in den Tod zu folgen. Er rief die Kampfgenossen, für die das Leben keinen Werth mehr hatte, zusammen, öffnete die Thore, drang in die Ebene vor und fand hier, unter dem dichten Haufen der Feinde Tod und Wunden verbreitend, mit seiner ganzen Schaar sein Ende. Der Tartarenfürst sah, in Chietore einziehend, nur eine Stadt voll Leichen und die noch rauchende Flammengruft, in welcher die Frauen (ähnlich den Belagerten in den Semitenstädten Ninive, Sidon und Karthago) sich geopfert hatten. Seitdem ist diese Höhle heilig geblieben. Kein Auge hat in ihre Dunkelheit geblickt; denn eine ungeheure Schlange hält vor ihr Wache, und ihr giftiger Odem würde jeden Unberufenen tödten, der sich der Opferstätte zu nahen wagte.

Die westfälischen Fehmgerichte.

Die westfälischen Fehmgerichte gehören zu denjenigen historischen Erscheinungen, welche von jeher das allgemeine Interesse in sehr hohem Maße in Anspruch genommen haben. Dieses Interesse aber knüpft sich hauptsächlich an die bisher gangbare Vorstellung von der Fehme; daß indessen gerade diese fast ganz und gar falsch ist, daß das wirkliche Bild derselben von dem Bilde, welches unsere Romane, ja selbst geschichtliche Lehrbücher entwerfen, total verschieden ist, hat die wissenschaftliche Forschung längst erwiesen. Den Resultaten derselben ist es indeß ergangen, wie so manchen auf andern Gebieten des Wissens: sie sind im Kreise der Eingeweihten geblieben, während die Laien noch im guten Glauben an den alten Vorstellungen festhalten. Es mag daher wol gerechtfertigt erscheinen, in einem Blatte, das seinen Weg in so weite Kreise gefunden hat, mit kurzen Worten das neue Bild zu zeichnen, wie es sich gegenwärtig gestaltet hat; wir glauben damit der Wahrheit und der Wissenschaft zu dienen, indem wir ihr auf diese Weise hoffentlich viele neue Verehrer gewinnen, die ihr sonst ferne stehen bleiben würden.

Es wird gar viele unter unsern Lesern geben, denen bei dem Namen der „Heimlichen Fehme" die Phantasie gleich ein schauriges Gemälde mittelalterlicher Willkür, Barbarei und Grausamkeit vorstellt. Das ist leicht erklärlich: ihre Vorstellung stammt, wie gesagt, vornehmlich aus Romanen her, welche die Fehmgerichte durchaus als blutdürstige Tribunale schildern. Im Laufe der Zeit aber — und zwar schon mit dem vorigen Jahrhundert — sind eine große Reihe von Urkunden bekannt geworden, welche die zuverlässigsten Nachrichten über die Fehme enthalten: Rechtsbücher, in denen die Grundsätze, nach welchen gerichtet wurde, und das Verfahren, welches man befolgte, genau erörtert sind; Weisthümer, d. h. allgemeine Urtheile, die über zweifelhafte Fragen Auskunft geben; endlich Verhandlungen, Vorladungen, Briefe, Verfehmungsurkunden u. s. w., welche sich auf einzelne bei den Fehmgerichten anhängige Processe beziehen. Solche Urkunden finden sich eine Menge in fast allen größern deutschen Archiven; denn die Fehme erstreckte ihre Wirksamkeit fast über das ganze deutsche Reich. Mit den Archiven nun sind auch diese Urkunden zugänglich geworden, obschon sie an ihrer Stirn meist die warnenden Worte tragen: „Diesen Brief soll niemand lesen oder lesen hören, er sei denn ein echter Freischöffe der heimlichen beschlossenen Acht des heiligen römischen Reiches". Diese Warnung lockt jetzt den Forscher an, statt wie früher zu schrecken. Aus diesen untrüglichen Quellen nun, die bis zur Stunde noch Siegel und

Namensunterschrift der Freigrafen tragen, wollen wir ein richtigeres Bild entwerfen, wobei wir freilich bedauern, so manche schauerlich schöne Illusion zerstören zu müssen.

Die westfälischen Fehmgerichte finden sich, wie schon der Name andeutet, nur in Westfalen, oder, wie es in der Gerichtssprache hieß, nur auf „rother Erde", d. h. in dem Lande zwischen Weser und Rhein; die Gerichte, die außerhalb dieser Grenze zuweilen unter diesem Namen vorkommen, haben mit den westfälischen nichts gemein als den Namen; ihr Wesen war durchaus verschieden. Und wenn man etwa einmal versuchte, anderswo dieselben einzuführen, so legten die westfälischen Freigrafen dagegen sofort wirksamen Protest ein, und zwar — beim Kaiser selbst. Denn die Fehmgerichte waren nichts Anderes als besonders privilegirte kaiserliche Gerichte, deren Vorsitzer, die Freigrafen, den Blutbann, d. h. das Recht über Leben und Tod zu richten, vom Kaiser selbst persönlich, oder von seinem Stellvertreter, dem Kurfürsten von Cöln empfingen. Sie führten sogar einstimmig ihren Ursprung auf den ersten deutschen Kaiser, auf Karl den Großen zurück, der sie mit Beirath des Papstes Leo in Sachsen zum Schutze des neu eingeführten christlichen Glaubens gegründet habe. Wenn dieses nun auch in dieser Bestimmtheit als irrig bezeichnet werden muß, so steht doch so viel fest, daß sie allerdings sich aus den Einrichtungen, die Karl in Sachsen theils aus alter Zeit her bestehen ließ, theils neu begründete, ganz naturgemäß und folgerichtig entwickelt haben. Die Fehmgerichte als solche hat Karl der Große nicht gestiftet, wohl aber die Grafengerichte, in denen wir den ersten Keim jener zu suchen haben. Indessen ist die Frage nach ihrem Ursprunge und ihrer allmäligen Entwicklung, so viel Interesse sie auch für den Geschichtsforscher hat, für unsern Zweck weniger bedeutsam, und wir wollen daher nur bemerken, daß der zähe, am Alten so festhaltende Sinn der Westfalen, die insbesondere noch eine große Vorliebe für ihr gutes altes Recht hatten, der Hauptgrund war, daß sie an der alten Gerichtsverfassung in ihren Grundzügen treu festhielten; und daß ihr Streben, die Freiheit ihrer Gerichte zu wahren und vor dem Einfluß der Territorialherren zu schützen, durch den Erzbischof von Cöln, der in Westfalen die herzogliche Gewalt bekleidete, sowie durch die Kaiser selbst wirksam unterstützt wurde.

Betrachten wir jetzt also die Einrichtungen, wie sie zur Zeit ihrer Blüthe, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestanden. Da die Fehmgerichte (auch Freigerichte, Freistuhlsgerichte, die heimlichen Gerichte oder die heimliche Fehme u. s. w. genannt) als zu Recht bestehend von Kaiser und Reich anerkannt waren, so brauchten sie das Licht des Tages nicht zu scheuen. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, wie es meistentheils geschieht, sie seien in dunkler Nacht in unterirdischen Höhlen, in verborgenen Gewölben oder in unzugäng-

lichen Wäldern gehegt worden, im Gegentheil, das geschah nirgends und niemals; sie wurden vielmehr gehegt am hellen Tage bei scheinender Sonne an den allbekannten Malstätten (d. h. Gerichtsplätzen), zu denen der Zutritt im sogenannten „offenen Ding“ (Gericht) niemals verwehrt war. Diese Plätze, die man mit besonderem Namen „Freistühle“ nannte, lagen stets unter freiem Himmel, meist unter Bäumen, einer Linde, Eiche, einem Hagedorn, Birnbaum u. s. w., oft dicht bei Städten, Dörfern, Burgen, ja zuweilen mitten in ihnen. So lag, um nur Einzelnes zu erwähnen, der Freistuhl von Dortmund dicht an der Stadtmauer unter einer Linde, die noch heute in ihrer verwitterten Gestalt mitten zwischen den Schienensträngen des jetzigen Bahnhofs steht, der Freistuhl von Arnsberg unmittelbar unter der dortigen Burg im Baumgarten, der von Soest nahe dem Thore in den jetzigen Gemüsegärten, der von Wünnenberg zwischen den Thoren, und so fast überall; da konnte also von einer Verborgenheit keine Rede sein.

Ebenso wenig wie die Stätte des Gerichts waren auch die Richter, die sogenannten Freischöffen unbekannt; in ihrer engern Heimath kannte vielmehr sie Jedermann, und außerhalb derselben durften sie sich offen rühmen Freischöffen zu sein, da dieses, wenigstens in der Zeit der Blüthe der Fehme, im ganzen Reiche der beste Sicherheitspaß war; denn nun vergriff sich nicht leicht Einer an ihnen, weil man die Rache scheuen mußte. Als im 15. Jahrhundert die Fehme ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland ausdehnte, ließen sich Männer aus allen Gegenden des Reiches unter die Freischöffen aufnehmen oder wurden, wie es hieß, „wissend“. Es wird behauptet, daß um die Zeit als Kaiser Sigismund am Freistuhl zu Dortmund wissend gemacht war, eine große Menge deutscher Fürsten und Herren und anderer Freien, zusammen an 100,000 Männer, Freischöffen gewesen seien, und das mag nicht übertrieben sein, wenn wir bedenken, daß bei einzelnen wichtigen Fehmprocessen an einem einzigen Freistuhl zuweilen viele hundert bis tausend Freischöffen versammelt waren, wie z. B. bei der Verfehmung des Herzogs Heinrich von Baiern im Jahr 1429. Jeder Deutsche, der frei geboren und unbescholten war, konnte Freischöffe werden, wenn sich wenigstens zwei Freischöffen für ihn verbürgten.

Die Aufnahme konnte nur auf rother Erde an einem Freistuhl geschehen und zwar mit genauer Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten: Zwei oder mehr Freischöffen traten vor den auf seinem Stuhle sitzenden Freigrafen und baten um die Erlaubniß, den unwissenden Mann in die heimliche Acht bringen zu dürfen; zugleich verbürgten sie sich für seine Freiheit und Unbescholtenheit. Dann wurde derselbe ins Gericht geführt; mit entblößtem Haupte kniete er vor dem Freigrafen nieder, vor dem auf einem Tisch zwei gekreuzte Schwerter und ein Strick lagen; auf diese legte nun jeder seine Hand und

schwor den Eid, „daß er die Fehme heilig halten wollte vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, vor allem was Gott hat lassen werden zwischen Himmel und Erden." Dann sagte der Freigraf ihm die „heimliche Fehme" oder geheime Losung, woran sich die Freischöffen erkannten, die aus den Worten bestand „Strick Stein Gras Grein" und erklärte ihm das, und sodann das „Nothwort", worauf jeder Freischöffe dem andern unbedingt, selbst gegen Vater und Mutter zu Hülfe kommen sollte, nämlich „Reinir dor Feweri" nebst der Erklärung. Was diese beiden Formeln zu bedeuten haben, ist bis zur Stunde noch nicht enträthselt; sie bildeten das Geheimniß der Freischöffen und sind, von dem Wortlaut abgesehen, auch noch für uns ein Geheimniß. Wer dieses verrieth, den traf unfehlbar die Todesstrafe, und selbst die letzten Freischöffen, einige sogenannte Freibankbauern in der Herrschaft Gemen im Münsterschen, die noch in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit an dem alten Freistuhl zusammenkamen und das Geheimniß noch kannten, haben trotz aller, selbst von hochstehenden Beamten angewandten Mühe dasselbe zu verrathen sich hartnäckig geweigert. Von diesen geheim gehaltenen Formeln und der, wenigstens der Theorie nach geheim zu haltenden Achtserklärung oder Verfehmung, haben die Fehmgerichte den Namen „heimliche Fehme" bekommen, der zu so vielen Mißverständnissen und falschen Vorstellungen geführt hat. Schließlich theilte der Freigraf dem Neuaufgenommenen den heimlichen Schöffengruß mit: der ankommende Freischöffe legte seine rechte Hand auf des Andern linke Schulter und sagte: „Ich grüß' Euch, lieber Mann, was fanget ihr hier an?" Und der Andere antwortete in gleicher Weise: „Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sein." Hiemit war nun der neue Freischöffe in alle Geheimnisse eingeweiht und fortan berechtigt, an allen Gerichten bei jedem Freistuhl theilzunehmen; er bezahlte nun an den Freigrafen gewisse Gebühren, deren Höhe sich nach seinem Stande richtete, und die ganze Scene scheint meistens mit einem fröhlichen Gelage der Freischöffen geschlossen worden zu sein.

Aus den Freischöffen wurden die Freigrafen ernannt, die den Vorsitz im Gerichte führten; zu diesem Amte konnten nur geborne Westfalen gewählt werden, wobei es indeß gleichgültig war, welchen Ranges und Standes sie sonst waren, wenn sie nur die dazu gehörigen Kenntnisse besaßen. Wir finden sogar, daß meistentheils schlichte Bürger oder Bauern auf dem Freistuhl saßen, während unter dem „Umstande", den ringsum versammelten Freischöffen, ritterbürtige Männer, selbst Ritter und Grafen sich befanden. Sie empfingen, wie schon bemerkt, den Blutbann vom Kaiser selbst oder vom Kurfürsten von Cöln, welcher als Statthalter des Kaisers über die Fehmgerichte den Titel „Oberstuhlherr" führte. Für seine Mühwaltung bekam der Freigraf gewisse Einkünfte, namentlich von den unter das Freigericht gehörenden

Gütern, den sogenannten Freistuhlgütern, sowie einen Theil von den am Freistuhl verhängten Geldbußen. Diejenigen, welche das Recht hatten, dem Kaiser oder Kurfürsten einen Freigrafen zur Belehnung vorzuschlagen, hießen Stuhlherrn, und der Bezirk, innerhalb dessen ihre Freigrafen ihr Recht ausüben konnten, Freigrafschaften. Die Stuhlherrschaft war indeß wesentlich verschieden von Landesherrschaft; sie bestand nämlich in nichts Weiterem als in dem Recht, die vor dem Freistuhl erkannten Bußen und Brüchen (für Versäumen eines Termins, Uebertretung der Gerichtsordnung u. dgl.) für sich einzuziehen und eine gewisse Aufsicht über die Freistühle des Bezirks zu führen, war also ein nutzbares Recht, das verkauft, verpfändet, verliehen oder verschenkt werden konnte. So finden wir denn unter den Stuhlherrn sowol wirkliche Landesherrn, wie die Bischöfe von Münster, Paderborn und Osnabrück, die Grafen von Ravensberg, von der Mark u. A., als auch Städte, wie Soest, Dortmund, Münster und auch manche ritterbürtige Gutsbesitzer.

Was die Competenz der Fehmgerichte angeht, so erstreckte sich dieselbe seit dem Ende des 14. Jahrhunderts über das ganze deutsche Reich, sowol über die Fürsten wie über ihre Unterthanen; doch sollten Geistliche, Juden und Weiber nicht vorgeladen werden, eine Bestimmung, die allerdings oft genug zunächst von den Freigrafen verletzt wurde. Indessen war diese Competenz mehrfach beschränkt, z. B. dadurch, daß sie außerhalb Westfalens nur dann einschreiten durften, wenn der Kläger vor seinen ordentlichen Gerichten nicht zu seinem Rechte kommen konnte, entweder weil der Angeklagte sich vor dem Gerichte zu stellen, oder der Richter ein Urtheil zu fällen sich weigerte. Sie hatten somit eine subsidiäre Gerichtsbarkeit, die selbst von dem kaiserlichen Reichskammergericht anerkannt wurde, allein gewöhnlich nur zu langwierigen und schließlich doch resultatlosen Streitigkeiten führte. Ferner sollten sie auch nur über diejenigen Sachen richten, die „Fehmwroge“, seien, d. h. vor sie gehörten: das war allerdings sehr unbestimmt ausgedrückt, aber nicht viel bestimmter ist jene alte Bestimmung, daß Alles vor die Fehme gehöre, was „gegen die heiligen 10 Gebote und gegen die Evangelien, gegen Gott, Ehre und Recht“ sei. Allerdings führen außerdem die Rechtsbücher verschiedene grobe Verbrechen an, die vor das heimliche Gericht gehörten, besonders Verbrechen gegen die Religion, Mord, Brand, Raub und Diebstahl. Jede Sache aber, sie mochte noch so geringfügig sein, konnte „fehmwrogig“ werden, sobald der Beklagte vor seinem ordentlichen Richter sich nicht verantworten wollte; diese Befugniß beruhte eben darauf, daß die Fehmgerichte höchste kaiserliche Gerichte waren.

Das gerichtliche Verfahren war in den Rechtsbüchern und Weisthümern genau vorgezeichnet. Nur in einem einzigen Falle brauchte kein förmliches Verfahren einzutreten, nämlich „bei habender Hand, blickendem Scheine und gichtigem Mund“, wie es in der alten Sprache hieß: wenn drei oder mehr

Freischöffen einen Verbrecher auf handhafter That ertappten („habende Hand"), so daß das Verbrechen also ganz augenscheinlich war („blickender Schein"), oder wenn Jemand in Gegenwart mehrerer Freischöffen eines fehmwrogigen Verbrechens sich schuldig bekannte oder gar sich dessen rühmte („gichtiger Mund"), so bemächtigten sie sich sofort seiner, wenn es anging, führten ihn zum nächsten Baume und knüpften ihn ohne Weiteres auf: Das war also furchtbar summarisch. Entkam ihnen aber der Verbrecher, so daß Tag und Nacht bis zu seiner Ergreifung verstrich, so mußte das gewöhnliche Verfahren eintreten. Dieses war aber durchaus accusatorisch, niemals inquisitorisch, d. h. der Freigraf verfuhr lediglich auf erhobene Anklage, deren Beweis er durchaus dem Kläger überließ; niemals aber leitete er eine Untersuchung ein, um die Wahrheit oder Falschheit der Klage zu constatiren. Auch wurde der Angeklagte nie verhaftet; er wurde bloß durch einen Ladebrief, den ein Frohnbote oder einige Freischöffen überbrachten, auf einen bestimmten Tag vorgeladen, vor dem Freistuhl zu erscheinen und sich zu verantworten. Diese Vorladung wurde, wenn der Angeklagte nicht erschien, zum zweiten und dritten Mal, zuweilen noch öfter wiederholt und gewöhnlich eine Frist von sechs Wochen und drei Tagen gesetzt. Niemals wurde der Angeklagte gefoltert; die Folter, diese Ausgeburt der entsetzlichsten Verblendung, kannte die Fehme nicht. Endlich wurden auch über den Verurtheilten niemals grausam verschärfte Todesstrafen verhängt, die Fehmgerichte kannten nur eine Strafe, und das war allemal bei fehmwrogigen Sachen der Strang. Alles, was von finstern Kerkern, furchtbaren Folterkammern u. dgl. hinsichtlich der Fehme erzählt wird, ist reine Fabel.

Erschien nun der zur gerichtlichen Verhandlung anberaumte Termin, so sammelten sich gegen Morgens 9 Uhr die Freischöffen beim Freistuhl; wurde ein sogenanntes „offenes Ding" gehalten, so konnte auch jeder Andere sich einfinden und zuhören. In diesem offenen Dinge wurde über geringere Vergehen, Beschädigung der Wege, Abpflügen von Grundstücken u. dgl. so wie über jeden „Unwissenden", der vorgeladen war, gerichtet. Sollte aber über einen Freischöffen gerichtet werden, oder stellte sich heraus, daß die Sache nur im heimlichen Gerichte entschieden werden könne, so mußten alle Unwissenden den Platz räumen; wer nach geschehener Aufforderung blieb und als „unwissend" erkannt wurde, der wurde sofort ergriffen und am nächsten Baume aufgeknüpft. Sollte nun das Gericht beginnen, so bestieg der Freigraf seinen Stuhl; vor ihm stand ein Tisch, worauf Schwert und Strick lagen, ringsum die Freischöffen, ernst und ruhig, mit unbedecktem Haupt. Der Freigraf eröffnete das Gericht mit der Frage an den Freifrohnen, den Diener des Gerichts, ob es Tag und Zeit sei, im Namen des römischen Kaisers ein „heilig Ding" zu hegen und zu spannen? Der Freifrohn bejahte das in

vorgeschriebener Form. Dann fragte jener weiter, mit wie viel Freischöffen er das Gericht bekleiden solle? Der Freifrohne antwortete: wenigstens mit sieben Freischöffen. Nun wählte der Freigraf sieben Freischöffen namentlich aus — so viele waren zur Hegung erforderlich. Dann wurde in ähnlicher Weise erklärt, welche Strafe denjenigen treffe, der den Frieden des Gerichtes störe, so wie den unwissenden Mann, der in der heimlichen Acht bliebe, endlich auch, welche Sachen vor dem Gerichte entschieden werden könnten.

Waren diese Formalitäten abgemacht, so heischte der Freigraf den Kläger ins Gericht, seine Klage vorzubringen. Es scheint in den allerseltensten Fällen vorgekommen zu sein, daß ein Angeklagter, der sich schuldig wußte, im Gerichte erschien. Wer sich vor Gericht überhaupt verantworten wollte, stellte sich vor den ordentlichen Gerichten und wartete nicht, bis ihn die Fehme vorlud. Daher sind denn unsere Nachrichten für einen solchen Fall höchst mangelhaft. Folgendes ist wol als sicher anzunehmen: Keiner durfte selbst im Gericht sprechen, er mußte unter den Freischöffen sich einen „Vorsprecher" wählen. Durch diesen brachte der Kläger seine Klage vor, durch diesen verantwortete sich der Angeklagte; Hauptbeweismittel war der Eid. Jener mußte mit 2 Eideshelfern (d. h. Freischöffen, die eidlich erklärten, daß sie seinen Eid für rein und wahr hielten), also mit 3 Eiden seine Klage beschwören; dieser konnte dagegen mit 6 Eideshelfern, also 7 Eiden auftreten, dann jener wiederum mit 14 Eiden seine Klage aufrecht halten, endlich dieser mit 21 Eiden sich losschwören — das war das höchste Zeugniß, und nun war er frei. Fand er keine Eideshelfer oder nicht genug, so fragte der Freigraf einen Freischöffen, was seine „Wette" (Buße, Strafe) sei. Dieser ging dann aus dem Gericht, berieth sich mit dem „Umstande", kam wieder ins Gericht und erklärte, daß der Angeklagte die „höchste Wette" schuldig sei, die Wyd, d. h. den Strang. Dann sprach der Freigraf das Urtheil, warf den Strick über sich weg aus dem Gericht, und sofort wurde der Verurtheilte zum nächsten Baum geführt und gehängt. Dieses scheint der normale Gang gewesen zu sein, bei dem nach Umständen Modificationen eintreten mochten. Indeß scheint das sehr selten vorgekommen zu sein, wie wir bemerkten. Die Fehmrechtsbücher sowie die sonstigen Urkunden berühren fast nur den Fall, daß der Angeklagte ausblieb.

In diesem Falle, wenn der Angeklagte selbst auf die dritte ordentliche Ladung nicht erschien, also ein offenbarer Verächter des höchsten kaiserlichen Gerichts war, trat die Verfehmung d. h. Achtserklärung ein, und gerade diese war es, die der Fehme ihre Kraft verlieh und sie so gefürchtet machte. Der Kläger bewies dann, daß eine drei- oder mehrmalige Vorladung richtig erfolgt sei; dann kniete er mit seinen 6 Eideshelfern vor dem Freigrafen nieder und beschwor seine Klage, indem er seine rechte Hand auf das blanke

Schwert legte. Jetzt erhob sich der Freigraf und sprach in feierlicher Weise die „letzte schwere Sentenz", die Verfehmung aus: „Da nun vor mir verwunnen (überwunden) ist der verklagte Mann mit Namen N., so nehme ich ihn hier aus dem Frieden, dem Rechte und den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freien und Freischöffen beschworen haben in dem Lande zu Westfalen und werf ihn nieder und setze ihn aus allem Frieden, allen Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn echtlos, rechtlos, sicherlos, friedelos und untheilhaftig alles Rechtes und verfehme und verführe ihn nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln und Thieren in der Luft zu verzehren und befehle seine Seele Gott im Himmel und setze seine Lehne und Güter ledig dem Herrn, sein Weib zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen." Dann warf er einen Weidenstrang über sich weg aus dem Gerichte, und alle Freischöffen spieen aus, als ob man einen zur Stunde hinge. Hierauf gebot der Freigraf allen Freigrafen und Freischöffen und ermahnte sie bei den Eiden, die sie der heimlichen Acht gethan, daß sie, sobald sie den verfehmten Mann ankämen, ihn hängen sollten an den nächsten Baum, den sie haben möchten, nach all ihrer Macht und Kraft.

Der Kläger bekam in der Regel eine vom Freigrafen unterschriebene und besiegelte Ausfertigung des Urtheils, womit er sich vor andern Freischöffen legitimiren und ihre Hülfe in Anspruch nehmen konnte. Wo nun mindestens ihrer drei den Verbrecher antrafen, so daß sie seiner mächtig wurden, da nahmen sie ihn, führten ihn zum nächsten Baum und knüpften ihn auf. Zum Zeichen, daß die Fehme ihn gerichtet habe, ließ man ihm Alles, was er bei sich trug, und steckte ein Messer in den Baum. Vorschrift war, das Urtheil geheim zu halten, ja jede Warnung des Verfehmten sollte mit dem Tode bestraft werden, allein diese Vorschrift scheint in der Regel nicht beobachtet zu sein; wer vorgeladen war und nicht erschien, wußte ohnehin ja, daß er schließlich verfehmt würde. Der Verurtheilte konnte jedoch appelliren an den Kaiser oder den Kurfürsten von Cöln, der dann meist die Sache zur Revision an den Freistuhl zu Dortmund, hernach an den zu Arnsberg wies. Auch hatten beide das Recht, unschuldig Verfehmte wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Das war also die heimliche Fehme! Fragen wir zum Schluß, welche Bedeutung dieselbe für die Aufrechthaltung des Rechtes in Deutschland gehabt habe, so lehrt ein vorurtheilsfreier Blick in die Geschichte, daß die Vorstellungen von ihrer nie fehlenden Rache, wie sie im Mittelalter und noch heute allgemein gangbar waren, völlig übertrieben sind. Wäre ihre Gewalt wirklich so furchtbar gewesen, wie man meint, wie hätte denn in Deutschland, wie hätte namentlich in Westfalen gerade im 14. und 15. Jahrhundert so unend-

lich viel Gewaltthätigkeit, Mord, Raub und Brand herrschen können? Es finden sich in der That außerordentlich wenig Beispiele, daß ein Verfehmter wirklich gehängt ist, auch in Westfalen nicht, und die häufigen Klagen namentlich der süddeutschen Reichsstände beziehen sich nicht auf ungerecht oder auch gerecht vollzogene Executionen, sondern lediglich auf die Kosten und Belästigungen, die ihre Unterthanen von den Fehmgerichten zu leiden hätten. Diese waren ebenso machtlos, wie alle übrigen Gerichte in jener sturmvollen Zeit, und wenn man erzählt, wie endlich, als „die Unthaten der verrufenen Bluttribunale zu himmelschreiend“ geworden, sich Gegenbündnisse gebildet und diese mit stürmender Hand die „Burgen und Hauptsitze“ der Fehme gebrochen hätten, so ist das, wie aus allem Gesagten ersichtlich ist, eine rein unsinnige Erfindung. Allerdings fürchtete man im Mittelalter die Fehmgerichte gar sehr, indeß gerade in Westfalen, wo man sie kannte, am allerwenigsten; man fürchtete sie, weil man sie nicht kannte und sich an den Namen „heimliche Fehme“ die wunderbarlichsten und schauerlichsten Vorstellungen gleichsam von selbst anknüpften. An ihrer Machtlosigkeit sind denn auch die Fehmgerichte allmälig zu Grunde gegangen; die ordentlichen Gerichte liefen ihnen den Rang ab. Im 17. und 18. Jahrhundert verschwanden sie mehr und mehr; die noch bestanden, waren bloße Rügegerichte für geringfügige Vergehen, Schlägereien, Schmähungen u. dgl. Das letzte förmliche Fehmgericht wurde gehalten zu Allendorf im Sauerlande 1787 und zwar unter dem Vorsitze des Arnsberger Freigrafen. Dieser, der Hofgerichtsassessor Engelhard, starb hochbejahrt erst im Jahre 1835, und mit ihm ist wol der letzte Zeuge der einst so gefürchteten Fehme dahingegangen. Uebrigens kannte er bereits die heimliche Lösung nicht mehr, wie denn überhaupt mit der Zeit die rechte Vorstellung vom eigentlichen Wesen der Fehme ganz verloren gegangen war. Was wir gegenwärtig wissen, beruht lediglich auf den schriftlichen Nachrichten, die unsere Archive erhalten haben. — W.

Die bildende Kunst des 19. Jahrhunderts in Frankreich.

(Schluß.)

Die Landschaft.

Wir haben absichtlich aus der bisherigen geschichtlichen Entwicklung die Landschaft ausgeschieden, um sie nun in ihrem Zusammenhange und dem ihr eigenthümlichen Verlaufe zu betrachten. Es liegt im Wesen unseres Zeitalters, das sich aus der Natur zurückgezogen und ebendeshalb einerseits ihre objective Schönheit zum Gegenstand der Reflexion gemacht hat, andrerseits nun doch wieder seine Seelenstimmungen in ihr wiederfinden will, daß es gerne die selbständige Erscheinung der Landschaft zum Objecte der Kunst macht. In Frankreich kommt der historische Gang der Malerei hinzu, gerade diesem Zweige eine bedeutende Ausdehnung zu geben. In wenigen Jahrzehnten hat die französische Kunst das ganze Reich der Mythe und Geschichte durchlaufen, selbst die Poesie hat sie in ihren Kreis gezogen. Sie neigte sich, das war nicht zu verkennen, sowol in der Wahl der Motive als in der Behandlung, auch wo sie die ideale Anschauung in sich hereinnahm, immer mehr zu dem lebenswarmen Schein der Wirklichkeit und Gegenwart. Aber der Darstellung der menschlichen Welt bietet die Ungunst des Zeitalters eine Menge verwickelter Schwierigkeiten. Was Wunder, daß sich die Kunst die Ausbildung der landschaftlichen Natur angelegen sein ließ und sowol sie selber in ihrem intimsten Wesen, in ihrem Licht- und Luftspiel zu belauschen, als die Stimmungen des menschlichen Gemüths in sie hineinzulegen suchte. —

Unter der unbedingten Herrschaft, welche Davids classische Richtung über die Kunst seines Zeitalters ausübte, fand sich für die Landschaft nur wenig Raum und Interesse. David betrachtete die Malerei fast wie eine Angelegenheit des Staates, und nur mit den höchsten Aufgaben sollte sie sich seiner Ueberzeugung nach beschäftigen. Erst als die Kunst von dieser Strenge nachließ und sich auf die verschiedenen Gebiete des Lebens ausdehnte, begann die Landschaft hervorzutreten. Es waren erst nur schüchterne Versuche; Valenciennes, Bidault, J. V. Bertin suchten nach ziemlich treuen Skizzen die südliche Natur, Watelet mehr die rauhe nordische Landschaft wiederzugeben: meistens vedutenartige Bilder von bestimmter Zeichnung, geringem Farbenreiz und harter, stimmungsloser Behandlung, während man andrerseits noch hier und da die Natur in prächtigen Compositionen zu überbieten suchte. Eine eigentliche Neubelebung sollte erst — im Einklang mit der geschichtlichen Richtung der Malerei überhaupt — durch die historische Landschaft ein-

treten. Man knüpfte an Poussin und Claude Lorrain wieder an. Selbst die Natur, die durch die Großartigkeit ihrer Formen als die würdige Stätte eines großen Menschengeschlechtes einer selbständigen Behandlung werth schien, sollte erst durch die Staffage, die dem Reich der alten Mythe oder des Testamentes entnommen wurde, ihr Eintrittsrecht in die Kunst erhalten. Aligny, Edouard Bertin, dann Desgoffe und Paul Flandrin, beide Schüler von Ingres, brachten Anfang der dreißiger Jahre die neue Richtung zur Geltung. Sie alle hatten ihre Studien zu Rom und in der südlichen Natur gemacht, und hier mag wol das Beispiel der Deutschen, der Koch, Rottmann und Ernst Fries nicht ohne Einfluß gewesen sein. Ihre Landschaften sind nicht gerade willkürliche Compositionen, denen nur einzelne wirliche Motive zu Grunde liegen und in denen der Maler die Formen zusammenstimmt, wie es seiner Phantasie passend scheint; sie stellen vielmehr meistens bestimmte landschaftliche Charaktere dar. Aber die große, objective Anschauung eines Rottmann, der den classischen Zug und Schwung einer Gegend aus ihr selber heraus entdeckt, ist doch bei diesen Meistern nicht zu finden. Schon die historische Staffage beweist, daß sie der Natur gegenüber nicht ganz frei sind, daß sie die große Seele, die in der südlichen Natur wie eingeschlossen webt und dämmert, nicht unbefangen zu empfinden wissen. In ihren Bildern ist wol die Schönheit der Höhenzüge, der Erdbildungen, der edle Baumwuchs, die warme Reinheit des Lichts; aber es fehlt die Genialität des zusammenfassenden Blicks. Es ist denn auch in der Behandlung etwas Hartes und Conventionelles zurückgeblieben, das durch die phantasievolle Anordnung nicht immer aufgewogen wird. Desgoffe hat in seiner Felsenlandschaft noch am meisten Eigenthümliches, Bertin wußte in seiner guten Zeit einen besondern Reiz durch seine Luftstimmungen zu erreichen. In jüngerer Zeit hat sich auf dem Gebiete der historischen Landschaft noch Lecointe bemerklich gemacht, während Jules Cogniet, Bodinier, Lanoue, Lapito und der obengenannte Curzon die südliche Natur in einfacher und treuer Auffassung wiedergeben wollen. Sie suchen meistens mit der Zeichnung eine farbensatte Behandlung zu verbinden, doch fehlt ihnen durchgängig die Breite und Größe der stylvollen Anschauung, welche allein den Zauber der südlichen Natur aufzuschließen vermag. Einzelne, wie Cogniet, verderben oft gradezu durch eine matte und oberflächlich elegante Behandlung die Schönheit des Motivs. Fast scheint es, wie wenn die Franzosen für die einfache und maßvolle Größe der italienischen und griechischen Formen den feinen Sinn nicht hätten, mit dem sie die glühendere Pracht des Orients und den bescheideneren Reiz ihrer heimathlichen Gegenden anschaulich zu machen wissen.

Und bald erhob sich ein Talent — zu derselben Zeit, als die historische Malerei in Delaroche ihren Gipfelpunkt erreichte — das diese beiden Naturen

mit congenialer Empfindung und künstlerischer Meisterschaft darzustellen vermochte. Es war P. Morilhat, der wol in der französischen Landschaftsmalerei die erste Stelle einnimmt. Er wußte mit dem Element der Zeichnung, der Linie, dem Zusammenklang der verschiedenen Pläne die Wärme der Farbe und den Duft des über das Ganze gezogenen Luftschleiers zu vereinigen und mit gleich feinem Verständniß die landschaftliche Stimmung des Orients und die seines Landes zu treffen (z. B. Ruinen von Balbeck und Ernte in der Provence). Dabei ist in der Anordnung der Bilder der Zug einer eigenthümlichen Phantasie. So haben seine Gemälde bei aller Verschiedenartigkeit immer den Reiz einer Empfindung, die, aus dem Motive wie von selber hervorgegangen, mit ruhiger und klarer Wirkung auf die Seele des Beschauers übergeht. Sie halten die Mitte zwischen der epischen Größe der classischen Landschaft und dem schimmerigen, duftigen Wesen des bloßen Stimmungsbildes; und so vereinigt auch seine Behandlung in glücklicher Weise die Bestimmtheit und den Formenreichthum der ersteren mit dem klangreichen Farbenspiel des letzteren. Morilhat ist der Begründer der eigentlichen orientalischen Landschaft; er ist unerreicht geblieben. Er sah die Natur mit ernstem und seelenvollem Auge, und so erreichte er von selber die Wirkung, welche die Neueren von vornherein und absichtlich anstreben. — Der übrigen Maler, die diesen Nebenzweig behandeln, ist schon gedacht; neben Belly, Bellel, Berchère, Tournemine ist noch Dauzats zu erwähnen.

Der Anfang der dreißiger Jahre macht überhaupt in der französischen Landschaft Epoche. Zu gleicher Zeit schlugen bedeutende Talente neue und verschiedene Richtungen ein, und jeder brachte die seinige gleich zu ihrem Höhepunkte. Camille Corot bewegt sich, ähnlich wie Morilhat, in der Mitte zwischen der classischen Landschaft und dem Stimmungsbilde, aber in der Weise, daß er sich mehr letzterem zuneigt und auch die erstere mit freierem Spiel der subjectiven Phantasie behandelt. Seine Bilder, besonders seine späteren, sind von einer gewissen Manier nicht freizusprechen; es ist ein Verfließen aller festen Form in nebelhaften Duft, ein Verschweben der Vegetation in flockiges, wolliges Grau und Grün, das, meistens verbunden mit einer mährchenhaften Staffage, nur durch das Leben in Licht und Luft an die Natur erinnert und sonst wie ein traumhaftes Gebilde einer poetischen Empfindung auf die Leinwand hingehaucht scheint. Hier ist also über die ganze Landschaft eine musikalische Stimmung ausgegossen; da es aber doch dem Maler an einem Blick für die großen Naturformen nicht fehlt, ist in der Wirkung des Ganzen ein eigenthümlicher Reiz, ein frohes Gefühl des Daseins. — Zugleich mit Corot trat Louis Cabat auf; in ihm geht die Landschaft entschieden zur heimischen Natur und zur Darstellung in der Wirklichkeit vorgefundener Motive über. Es sind fast immer ganz einfache Vorwürfe, die er

sich wählt, z. B. ein Stück Wald mit einer Durchsicht in die Ferne; einem Tümpel stehenden Wassers; aber er sieht immer ein Ganzes und weiß die Stimmung, die uns im feierlichen Dunkel des Waldes, beim ahnungsvollen Blick in die weite Ebene anweht, im Einklang mit dem Zauber eines tiefen, warmen Lichttons trefflich wiederzugeben; dazu kommt eine sorgfältige Ausführung, die nur selten an's Harte streift. Die besten Bilder sind aus der Mitte der dreißiger Jahre (l'étang de la ville d'Avray, les plaines d'Arques); eine Zeitlang versuchte sich Cabat in der classischen Landschaft, die ihm jedoch weniger gelingen wollte, und als er dann zu seiner alten Art zurückkehrte, wußte er auch in dieser den früheren Reiz nicht wieder zu erreichen. — Ein mehr oberflächliches Talent ist Paul Huet, der gern absonderliche Natureffecte aufsucht oder heftige mehr subjective Stimmungen in der Landschaft auszudrücken strebt. Es ist auf einen aparten Reiz in der Auffassung abgesehen, und die geistreich heraustretende Geschicklichkeit des Künstlers will als solche bemerkt sein. —

Indem die Landschaft sich an die gewöhnliche heimische Natur wandte und die Malerei überhaupt immer mehr auf die Wahrheit der äußern Erscheinung ausging, bildete sich neben jenen Malern eine Richtung aus, der es nicht nur auf die Gesammtwirkung der Natur in Licht und Luft, sondern vornehmlich auf die sorgfältige, liebevolle Nachahmung des Details ankam. So malte Charles de la Berge eine Waldgegend im Abendlichte, in der jedes Blättchen in feinster Ausführung modellirt ist, eine fast peinliche Arbeit, der aber doch der Reiz des harmonischen Tones und die Stimmung warmer Abenddämmerung nicht fehlt. Indessen suchte man bald dieser bloßen Nachahmung eine eigenthümliche tiefere Bedeutung zu geben. Der Maler sollte sich in das kleine Leben der Natur mit ganzer Hingabe einempfinden, gleichsam dem Erdgeiste sein geheimnißvolles Spiel ablauschen; den einzelnen Strauch, das in die Blätter einfallende Licht, das Zittern des Sonnenstrahles auf den Stämmen, das feuchtwarme Dunkel der Schatten — das Alles immer wieder zu beobachten, mit unermüdlichem Fleiß bis ins Kleinste nachzubilden, erkannte er als seine höchste Aufgabe. Das Motiv konnte das erste beste sein; auch das gewöhnlichste wurde dieser Betrachtung werthvoll, da der Künstler in jedem Blatt ein Unendliches sah. Das innigste Vertrautwerden mit der Natur lag ihm am Herzen, und grade wo die Natur recht arm war, konnte er den Reichthum seines Gemüths bewähren. Diese Richtung bezeichnete sich denn auch als paysage intime, und es ist ganz treffend für das 19. Jahrhundert, daß es auch zu der Natur ein bewußtes Gemüthsverhältniß einzunehmen sucht. Hauptvertreter sind Jules Dupré und Théodore Rousseau. Der Erstere wußte, obwol er einen stimmungsvollen Gesammteindruck meistens erreicht, in Folge der zu bestimmten Ausführung eine gewisse

Härte und Trockenheit selten zu vermeiden. Rousseau machte verschiedene Phasen durch: in seiner ersten Periode suchte er mit skizzenhafter Flüchtigkeit nur die Licht- und Farbenwirkung der Natur zu geben, in seiner zweiten bemühte er sich dieser durch ein ausführliches Eingehen in das Einzelne eine besondere Tiefe und Kraft zu verleihen. Er versteht es denn auch bisweilen, den einfachsten Motiven eine geheimnißvolle Gluth und eine intensive Stimmung zu geben, die den Blick wunderbar anziehen (le marais dans les landes; Printemps à Barbison). Allein abgesehen davon, daß diese Maler die Form grundsätzlich vernachlässigen, entsteht oft bei allem Schmelz der Farbe durch das fortgesetzte Decken ein so satter Ton, daß das Colorit stellenweise gradezu stumpf wird. —

Vom Anfang der dreißiger Jahre datirt auch die Blüthe der Marinemalerei. Obenan steht Théodore Gudin, der in seiner guten Zeit das unruhige Leben des Meeres, das Glanzspiel des Sonnenlichtes in den Wellen, das Treiben der Schiffe mit lebendiger Farbenwirkung wiederzugeben wußte. Später kommt durch allzufruchtbare Thätigkeit in seine Bilder etwas Fabrikmäßiges. Ihm zunächst stehen Ziem, Lepoittevin, Gorneray, die obengenannten Isabey und Roqueplan. Die coloristischen Strandbilder der letzteren mit malerischen Hütten, bunten Matrosen, Bilder, aus denen die Gewandtheit der Mache ziemlich anspruchsvoll heraussieht, sind eine Zeitlang Mode gewesen. —

Was die neueste Landschaft betrifft, welche die heimische Natur zum Gegenstande hat, so müssen wir schon deshalb ihre Leistungen übersichtlich zusammenfassen, weil hier eine Menge Künstler mit ziemlichem Talent und Geschick, jeder in seiner Weise und doch zu einer Gruppe gehörend, sich hervorgethan haben. Eine verhältnißmäßig geringe Anzahl sucht sich reichere Motive, die durch eine Mannigfaltigkeit von Vegetation und Wasser, Gründen, Plänen und Hütten eine Art von Composition bilden; sie fassen die Natur von ihrer festlichen, glänzenden Seite auf, ohne ein tieferes, stimmungsvolles Eingehen in das elementare Leben von Licht und Luft, gehen durchweg auf eine saubere fleißige Ausführung aus und erreichen meistens nur eine oberflächliche gefällige Wirkung. Die namhaftesten sind: Léon Fleury, Jules André, Justin Ouvrié (Architektur): noch mehr in kleinliche Zierlichkeit gerathen Flers, Girardet und Pron. — Die größere Anzahl hat, ohne sich lange beim Detail aufzuhalten, die frappante Wahrheit der Gesammterscheinung im Auge, den Eindruck, den ein Stück Natur durch die Verbindung der Localfarbe mit dem von der Jahres- und Tageszeit eigenthümlich bestimmten Licht- und Luftton auf den Beschauer macht. Dem Maler ist jedes nächste beste Stückchen Erde recht, ein Strauch mit etwas Wiese und Weg, ein Sumpf mit allerlei Gräsern und einigen Baumzweigen, einige Bäume, die

am Wasser so oder so bei einander stehen, auch wol ein Ackerfeld im späten Abendlichte, die abhängende Wiese mit einem Pfad; er läßt die Natur ganz wie sie ist, er will nur anschaulich machen, daß auch an diesem Fleck behaglich sich verweilen läßt, daß der eigentliche malerische Reiz der Natur das Spielen und Schweben des Wassers, der Erde, des Laubs in dem ahnungsvollen Schleier der nordischen Luft ist, in tagiger Helle, nebeliger Morgenfrische, tiefglühender Abenddämmerung, schwüler Gewitterluft, leise rieselndem Regen. Dazu ist es auf die größtmögliche körperliche Sattheit und Fülle der farbigen Erscheinung abgesehen; der Stoff soll nicht im Duft zerfließen, vom Licht durchglänzt sein, sondern als greifbare undurchsichtige Materie dem Auge fühlbar werden. Das Element der Zeichnung, der Linie tritt ganz zurück; nur durch die sich abtönenden Luftschichten und die Modellirung in der Farbe tritt die Form — immer nur als Masse — aus dem Rahmen heraus. Die Geschicklichkeit des Künstlers will sich nun nicht bloß in dieser Verbindung des körperhaften Scheins mit dem leichten Flor und Duft des atmosphärischen Lebens zeigen, in dem Festhalten der wie ein Nebelhauch vorüberziehenden Luftstimmung, sondern auch in der flotten geistreichen Behandlung, die dem Ganzen nur aus einer gewissen Entfernung gesehen die täuschende Wirkung der Natur gibt, während aus der Nähe alle Töne unentwirrbar durcheinanderschwimmen. Also ein vollendeter Realismus, der die gewöhnliche Natur bis in ihre feinsten Wirkungen wiedergeben will, aber zugleich in ihrer elementaren, an das menschliche Gemüth anklingenden Stimmung, und andrerseits ein absichtliches Heraustreten der gewandten künstlerischen Hand, der denn doch schließlich der Gegenstand gleichgültig ist und nur zur Folie ihrer geistreichen Behandlung dient. —

Natürlich bilden sich innerhalb der ganzen Gattung verschiedene Gruppen. Louis Francais steht an der Spitze derjenigen, der es doch noch um ein reicheres Motiv und eine gewisse Ausführung zu thun ist; doch bleibt der einheitlich über das Ganze gezogene Luftton Hauptsache. Ein ähnliche Richtung haben Cibôt, Desjobert (charakteristisch für die Schule das Bild, Blicke durch blühende Apfelbäume auf eine sonnenbeschienene in die Ferne sich verlierende Wiese), Dessaussay, Bodmer; doch behandeln sie zum Theil ganz einfache Vorwürfe. Noch mehr tritt die Form und die Ausführung des Einzelnen zurück in François Daubigny; dagegen hat dieser eine große coloristische Wahrheit und seine Bilder sind durch ein intensives Leuchten wirklich anziehend, es ist, wie wenn man mit der Natur empfände, wie ihr am heißen Mittag, am stillen Abend zu Muthe ist (Mare aux bords de la mer). In den neuesten Bildern tritt die flüchtige Gewandtheit der Mache allzusehr hervor. Anastasi, Baudit, Lambinet, Lavreille, Chintreuil, Haffner lassen ebenfalls im Licht- und Farbeneffecte die Linien ganz verschwimmen,

so daß die Form des Einzelnen kaum noch zu erkennen ist und die Bravour des „chic" immer mehr hervortritt. In jüngster Zeit sucht Charles Busson in derselben Richtung seinen Bildern mehr Haltung und Bestimmtheit zu geben. Nüchtern, wie aus Holz geschnitten und daher unwahr sieht die Natur in dieser realistischen Nachbildung aus, wenn der körperhafte Schein der Stoffe zur Hauptsache wird (Barbier, Blin, Harpignies.) —

In der neuesten Kunst ist die Landschaft so reichlich wie keine andere Gattung vertreten. Die moderne Malerei hat sich auf allen Gebieten des nur irgend darstellbaren Lebens umgethan und es zu einer großen Tüchtigkeit in der Darstellung gebracht, aber sie hat in keinem Zweige die Höhepunkte der Vergangenheit erreicht. Denn es fehlt ihr die Harmlosigkeit der Auffassung und das innige Verhältniß zum Stoffe. Daher das Bestreben, einerseits die volle Naturwahrheit zu erreichen, andrerseits durch eine eigenthümliche Anschauung und Behandlung sich hervorzuthun. Vielleicht erträgt noch die Landschaft am ehesten eine solche Darstellungsweise von Seiten des Künstlers, in einzelnen neueren Bildern durchdringt sich der realistische Schein mit ihrer subjectiven Behandlung zu einer seelenvollen Stimmung, und vielleicht tritt hier ein neues Element auf, das wenigstens als Durchgangspunkt der Kunst zu einer neuen Entwicklung führen kann. Aber auch diese Hoffnung ist mehr als ungewiß; denn die Landschaft stellt sich als der letzte Ausläufer einer nun schon vergangenen Entwicklung dar, und es wäre eine in der Geschichte neue Erscheinung, wenn das Ende zugleich ein Anfang wäre und die Kunst statt mit der Bildung des Menschen, mit der ins Kleine sich verlierenden und keineswegs naiven Darstellung der leblosen Natur eine neue Phase einleitete.

H. L.

Berliner Briefe.

17. November.

Bevor diese Zeilen in die Presse gehen können, werden die Wahlmänner in der ganzen Monarchie gewählt sein. Die Wahlbewegung tritt dann in ein neues Stadium. In den Versammlungen der Urwähler werden gewöhnlich die politischen Programme mehr im Allgemeinen discutirt, um die Wahlmänner je nach dem Verhältniß, welches sie zu den großen Fragen der Gegenwart einnehmen, auszuwählen. Bei den jetzt bevorstehenden Berathungen der Wahlmänner treten die Personen der Wahlcandidaten und ihr Verhältniß zu den speciellen Fragen der nächsten Legislaturperiode mehr in den Vordergrund.

Die größte Bedeutung unter diesen Fragen wird ohne Zweifel wieder die

Vorlage wegen der Armeereform haben. Diese schleppt sich nun schon durch zwei Jahre unerledigt fort; jetzt im dritten soll sie endlich zum Abschluß kommen. Vorläufig wirft sie schon ihre trüben Schatten vor sich her. Während alle wahrhaften Freunde der Verfassung und des Ministeriums die drohende Spaltung innerhalb der großen liberalen Mehrheit des Landes auszuheilen suchen, damit nicht diejenigen, welche über die Nothwendigkeit und die Richtung des Fortschrittes im Wesentlichen einverstanden sind, durch Uneinigkeit über minder wichtige Fragen ihre Kräfte gegenseitig aufheben, — ist die Militärfrage die Ursache, weshalb die ministerielle Zeitung kein Mittel unversucht läßt, um die Constitutionellen und die Fortschrittspartei gegen einander aufzuhetzen und vor den Candidaten der Fortschrittspartei zu warnen, welche doch selbst erklären, daß sie das Ministerium unterstützen wollen. Die Militärfrage ist der Grund, weshalb die ministerielle Zeitung alle unabhängigen Freunde des Ministeriums zurückstößt.

Sie wird damit nichts erreichen; — höchstens sich selber schaden. Eine officiöse Zeitung wird nur da beachtet, wo die obere Leitung der Preßangelegenheiten sich in geschickten Händen befindet. Bei uns hat die Sternzeitung nur die Bedeutung einer Wetterfahne, an der man erkennt, von welcher Seite her in gewissen oberen Regionen in jedem Augenblicke der Wind weht. Mit einer Wetterfahne aber kann man nicht streiten; denn sie vertritt keine Ansicht, sondern constatirt nur eine Thatsache, nämlich die Richtung des Windes. Allenfalls läßt sie auch noch die Stärke des Windes erkennen, die diesmal sehr erheblich zu sein scheint, weil die Sternzeitung Tag für Tag ihr Pensum gegen die Fortschrittspartei hat abhaspeln müssen.

Lassen wir nun die officiösen Klopffechtereien bei Seite und halten uns an den Kern der Sache, welcher ernst genug ist und noch viel mehr beachtet worden wäre, wenn nicht die Regierungspresse selbst die Debatte von Anfang an auf ein Feld gezerrt hätte, wo sie immer unterliegen muß. Die Armeereform ist eine Cabinetsfrage; die Minister werden mit ihr stehen oder fallen. Das ist die Situation, die jeder Wahlmann sich klar zu machen und ernsthaft bei sich zu erwägen hat. Außerhalb der reactionären Kreise wird kein redlicher Mann dazu mitwirken wollen, daß die gesunde und ruhige Entwickelung, in der wir uns jetzt befinden, durch einen Ministerwechsel unterbrochen werde. Daß in einem solchen Falle, wie die Sachen bei uns einmal liegen, nur weiter nach rechts gegriffen werden, daß an die Stelle des jetzigen entweder ein reactionäres, oder im günstigsten Fall ein farbloses Büreaukraten-Ministerium treten würde, darüber kann sich Niemand täuschen. Aus diesem Grunde wird die liberale Partei dem Ministerium in dieser Frage so weit entgegenkommen, als sie es irgend mit ihren Pflichten gegen das Land vereinbaren kann.

Leider ist die Sache durch die Art, wie sie bisher behandelt ist, bereits sehr unglücklich verfahren. Von Anfang an herrschte über die Frage, ob eine Vermehrung der preußischen Wehrkraft stattzufinden habe, gar kein Zwiespalt. Man sollte meinen, es hätte nicht schwierig sein können, auch über die Art und die Grenzen dieser Vermehrung eine Verständigung herbeizuführen, zumal da von allen Seiten der Regierung der beste Wille entgegengebracht wurde. Statt dessen ist das Gegentheil eingetreten. Das Vorspiel der Militärvorlage war ein Ministerwechsel, durch den das Land sehr unangenehm überrascht wurde. General v. Bonin hatte

unter Beistimmung der übrigen Minister einen Reorganisationsplan ausgearbeitet; das Militär-Cabinet, durch General v. Manteuffel repräsentirt, lieferte einen anderen, der die Kräfte des Landes unermeßlich in Anspruch nimmt. General v. Bonin nahm seine Entlassung als Kriegsminister, weil er die Pläne des Militär-Cabinets nicht ausführen wollte. Ob die übrigen liberalen Minister es seitdem bedauert haben, daß sie vor zwei Jahren nicht gleiche Festigkeit zeigten, wie der abgegangene Kriegsminister, wissen wir nicht. An Veranlassung dazu hat es ihnen nicht gefehlt. Herr v. Roon ward berufen, den Plan des Militär-Cabinets auszuführen. Am 10. Febr. v. J. ward der Reformplan im Hause der Abgeordneten eingebracht. Man war leicht darüber einig, daß das bisherige System unserer Heeresverfassung einer Abänderung bedürfe. Die Stärke der Linienarmee war zu einer Zeit normirt worden, als die Bevölkerung Preußens nur 10 Millionen Seelen zählte. Jetzt hat der Staat 18 Millionen Einwohner. Die Bevölkerung war über den Rahmen, welchen das stehende Heer darbot, hinausgewachsen. Die allgemeine Wehrpflicht bestand noch als Gesetz, aber sie konnte nicht mehr zur Ausführung kommen, weil die wehrpflichtige und wehrfähige Mannschaft in den bestehenden Cadres keinen Raum mehr fand. Die Erhöhung der Wehrkraft, welche ohnehin durch die allgemeine Lage geboten war, wurde also am natürlichsten dadurch erreicht, daß die Last der Wehrpflicht wieder gleichmäßig auf Alle vertheilt, und um das möglich zu machen, der Rahmen des stehenden Heeres erweitert, die Zahl des Cadres vermehrt wurde.

So weit war die Majorität des Abgeordnetenhauses mit der Regierung einverstanden. Dagegen erhoben sich von verschiedenen Seiten Bedenken gegen andere wesentliche Punkte in dem Plan der Regierung. Zunächst von der finanziellen Seite. Zur Durchführung ihres Planes forderte die Regierung eine Erhöhung des Kriegsbudgets um $9^1/_2$ Millionen jährlich; dazu sollten, wenigstens vorübergehend, noch außerordentliche Ausgaben kommen, deren Höhe sich noch nicht berechnen ließ. Techniker und Finanzmänner rechneten nach und fanden, daß die Anschläge der Regierung noch zu niedrig gegriffen seien. Aber legt man auch nur den Maaßstab der Regierung zu Grunde, so ergibt sich ein jährliches Kriegsbudget von 40 Millionen Thalern. Bei einer Bevölkerung von 18 Millionen beträgt dies $2^1/_4$ Thaler auf den Kopf. Durch eine solche Ueberspannung der Steuerkraft des Landes würde man im Frieden die Kräfte aufzehren, die man für den Krieg bedarf; man würde dadurch gezwungen sein, die productiven Ausgaben zu vermindern und dadurch die Steuerkraft selbst in ihren Grundlagen zu schwächen. Schon jetzt wird, indem zur Klassen- und Einkommensteuer, so wie zur Schlacht- und Mahlsteuer ein 25 procentiger Zuschlag erhoben wird, die Kriegssteuer vorweg genommen.

Der nächste Gedanke war, eine finanzielle Erleichterung durch die Verkürzung der Dienstzeit zu erlangen. Durch die wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht steigerte sich die Zahl der jährlich auszuhebenden Rekruten von 40,000 auf 63,000, also reichlich um ein volles Drittheil. Wurde in demselben Verhältniß die Dienstzeit von drei Jahren auf zwei Jahre verkürzt, so ergab sich daraus eine sehr erhebliche Ersparung sowohl an Geld, als auch an Arbeitskraft. Hiermit aber betreten wir das Gebiet technisch-militärischer Fragen, deren Erörterung an dieser Stelle uns viel zu weit führen würde. Gegen die zweijährige Dienstzeit wurde

namentlich hervorgehoben, daß die Friedensstärke der Bataillone dabei so schwach sein würde, daß sie keine geeigneten Cadres für die weit überwiegende Masse der Kriegsstärke bilden könnten. Genug, die Staatsregierung wies die zweijährige Dienstzeit zurück; die dreijährige Dienstzeit ist bestehendes Gesetz, und ohne Zustimmung der Staatsregierung ist also die Einführung der zweijährigen Dienstzeit nicht möglich.

Ob das Abgeordnetenhaus im vorigen Jahre nicht klüger gethan hätte, rasch und entgegenkommend auf den Plan der Regierung einzugehen und nur die finanziellen Extravaganzen abzuschneiden, das wollen wir jetzt nicht ausführlich erörtern. Vielleicht wäre Manches damit gewonnen worden. Bei dem Verhältniß, welches die Krone zu dieser speciellen Frage einnimmt, wäre die Stellung des liberalen Ministeriums sehr erleichtert; manche Mißhelligkeiten wären vermieden; man hätte aus freiem Patriotismus bewilligt, was man sich doch hinterher wider Willen hat abzerren lassen.

Denn so ist es jetzt gekommen. Die Militärcommission des Abgeordnetenhauses wollte auf den Plan der Regierung nicht eingehen und arbeitete statt dessen ein Gegenproject aus, nach welchem der von der Regierung beabsichtigte Zweck mit geringeren Kosten und ohne Ausscheidung der Landwehr aus der Feldarmee sollte erreicht werden können. Dies Project erschien der Regierung ihrerseits nicht annehmbar, und ein Bruch zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause schien fast unvermeidlich. Endlich fand man ein Auskunftsmittel. Die Regierung zog den Gesetzentwurf betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst zurück, und statt auf die definitive gesetzliche Regulirung der Armeereform zu dringen, machte sie den Vorschlag, die zur Aufrechthaltung der Kriegsbereitschaft der Armee erforderlichen Mittel bis zum 1. Juli 1861 im Betrag von neun Millionen zu bewilligen. Der bestehende verstärkte Zustand des Heeres sollte als Provisorium beibehalten werden; dabei aber sollte der künftigen Vereinbarung in keiner Weise präjudicirt werden. Die Fragen, ob künftig eine zwei- oder dreijährige Dienstzeit stattfinden, ob die Zeit der Reserve-Verpflichtung ausgedehnt werden, in welche Stellung das Institut der Landwehr gebracht werden solle, alle diese Fragen sollten bei dieser neuen Vorlage offen und unberührt bleiben. Auf diesen Vorschlag ging das Abgeordnetenhaus ein; am 15. Mai bewilligte es der Regierung die geforderten 9 Millionen „zur einstweiligen Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft."

Leider zeigte es sich bald, daß es mit dem „Einstweiligen" nicht ernsthaft gemeint war. Herr v. Roon ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern führte seine Reorganisation in einer Weise durch, welche gar sehr der künftigen Vereinbarung präjudicirte. Noch unter den Augen der Kammer schuf er die neuen Einrichtungen, die ohne große Kosten und Verwirrung gar nicht rückgängig gemacht werden können. Die neuen Regimenter sind errichtet, die Officiere definitiv ernannt; das „einstweilen" in dem vorjährigen Beschluß des Abgeordnetenhauses verschlägt dagegen nichts. Formell hielt die Regierung sich innerhalb der Schranken des bisherigen Wehrpflichtgesetzes vom 3. Sept. 1814. Daß das Verfahren des Kriegsministers gegen den Sinn des vom Abgeordnetenhause gefaßten Beschlusses verstieß, läßt sich nicht leugnen. Aber die Abgeordneten haben kaum Recht, sich darüber zu beschweren. Volenti non fit iniuria. Als sie ihren Beschluß faßten, war es ein öffentliches Geheimniß, wozu die neun Millionen würden verwendet werden.

Als in diesem Jahre die Kammern wieder zusammentraten, legte die Regierung keinen Gesetzentwurf über die Armeereform vor. Sie beschränkte sich darauf, die finanziellen Mittel zur Aufrechthaltung der factisch durchgeführten Reorganisation zu verlangen. Dies entspricht dem Gedanken des Militär-Cabinets, welches principiell die Armee-Angelegenheiten von dem ganzen übrigen Organismus des Staats getrennt halten und jeden anderen Einfluß auf dieselben abschneiden will. Das Ab-

geordnetenhaus dagegen konnte sich nicht verhehlen, daß die durchgeführte Reorganisation in ihren Consequenzen zu einer Ueberschreitung des bestehenden Gesetzes über die Wehrpflicht führen müsse. Deshalb hat das Haus die Resolution gefaßt, daß die Regierung, wenn sie die Reorganisation aufrecht erhalten will, „verpflichtet bleibt, spätestens dem nächsten Landtage ein Gesetz behufs Abänderung des Gesetzes vom 3. Sept. 1814 über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vorzulegen.“ Die Regierung hat dies zugesichert, und somit steht im nächsten Landtag die Entscheidung der principiellen Frage bevor.

Finanziell suchte das Abgeordnetenhaus von den Positionen der Regiernng soviel als möglich zu ersparen. Das Detail können wir auf sich beruhen lassen. Die Abstimmungen aber über die zu bewilligenden Summen sind während der letzten Tage der Gegenstand eines so lebhaften Streites gewesen, daß wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen. Die Regierung forderte an Mehrkosten für die Armee-Reorganisation für die zweite Hälfte des Jahres 1861 im Ganzen 4,882,025 Thlr. Die Fraction Behrend wollte von dieser Forderung gar nichts bewilligen, so lange die Regierung nicht die zweijährige Dienstzeit zugestanden habe; die Verantwortlichkeit für einen solchen Beschluß war weniger schwer, weil die Fraction vorherwußte, daß sie dabei unbedingt in einer sehr kleinen Minorität bleiben würde. Zu der Abstimmung aber, in welcher die völlige Verweigerung der geforderten Summen in Frage gestanden hätte, ist es gar nicht gekommen. Die große Majorität des Hauses war entschlossen, die Forderung der Regierung mit einem Abzug zu bewilligen. Die Differenz bestand nur hinsichtlich der Höhe des Abzuges. Der Abgeordnete Kühne beantragte 750,000 Thlr. zu streichen; v. Vincke wollte eine Million absetzen. Die Differenz der beiden Amendements beträgt also 250,000 Thlr.; principiell stimmen sie vollständig überein. Vor der Abstimmung erklärte die Regierung sich mit dem Amendement Kühne einverstanden, und dieses wurde mit 159 gegen 148 Stimmen angenommen. Die große Vincke'sche Partei war dabei in sich selbst gespalten; ein Theil stimmte mit Kühne für, ein Theil mit Vincke gegen das Amendement.

Dies ist der Hergang. An vielen Stellen will man nun in der Abstimmung über das Kühne'sche Amendement einen Maaßstab finden, an dem bei den bevorstehenden Wahlen die Candidaten gemessen werden sollen. Namentlich die Kölnische Zeitung und die Nationalzeitung legen darauf großes Gewicht. Sie vermissen bei denen, die mit Kühne gestimmt haben, die nöthige Festigkeit. Wir müssen gestehen, daß uns dies unverständlich ist. Die viertel Million, welche Vincke mehr absetzen wollte als Kühne, kommt für einen Staat wie Preußen nicht in Betracht. Im Verhältniß zu dem ganzen Kriegsbudget ist es wie ein Tropfen im Meer. Außerdem aber ist zwischen den beiden Amendements kein Unterschied vorhanden. Man sagt uns zwar, der wahre Unterschied habe nicht in dem Mehr oder Weniger des Abstrichs, sondern in der Frage gelegen, ob man gegen das Ministerium und sein Verfahren in der Militärfrage eine kleine Niederlage der Minister herbeiführen müsse oder nicht; diese Absicht habe man wol durch das Vincke'sche, aber nicht durch das Kühne'sche Amendement erreichen können, weil mit dem letzteren die Regierung sich bereits einverstanden erklärt hatte. Das würde mit anderen Worten heißen: man wollte die Zähne zeigen, aber nicht beißen. Das kann der Sinn des Vincke'schen Amendements nicht gewesen sein.

In diesem Stadium wird die Frage wieder vor das neue Abgeordnetenhaus kommen. Man hat wol Ursache zu wünschen, daß sie nicht unerledigt in die neue Legislaturperiode hinübergeschleppt wäre. Als im Mai d. J. im Abgeordnetenhaus über das Kriegsbudget verhandelt wurde, sagte der Abgeordnete v. Berg voraus, daß die Militärfrage, wenn sie jetzt nicht erledigt werde, die Wahlfrage werden würde. Er fügte hinzu: „Als Wahlfrage mag ich mir jede Frage gefallen lassen,

die zwischen den politischen Parteien im Lande steht, nicht aber eine Frage, die über die politischen Parteien hinaus zwischen den constituirten Gewalten des Staats besteht." Jetzt zeigt es sich, wie richtig diese politische Voraussicht war. Die Militärfrage wird jetzt die Wahlfrage. Die Situation, die sich daraus ergibt, ist sehr unangenehm. Unsere Aufgabe wird es sein, alte Rancünen zu vergessen, und dafür zu sorgen, daß die Folgen so ungefährlich wie möglich werden.

Die neue Kammer findet nicht mehr eine res integra. Mag das Recht, mitzureden und mitzubeschließen, für den Landtag reservirt sein; aber die Reorganisation ist thatsächlich einmal durchgeführt; neue Regimenter sind errichtet; man kann nicht in jedem Jahr eine durchgreifende Umformung der Armee vornehmen. Ob man das, was geschehen ist, für eine Unterlassungssünde der vorigen Kammer oder für eine wohlberechnete Mäßigung halten soll, darüber mag die Geschichte urtheilen. Die neue Kammer hat ganz andere Erwägungen zu machen. Sie muß die Situation nehmen, wie sie nun einmal thatsächlich ist. Kein gewissenhafter Mann wird jetzt dazu rathen, zur früheren Organisation zurückzukehren. Die Staatsregierung hat vor ganz Europa erklärt, daß die Armee in ihrer bisherigen Organisation ihrer Aufgabe, das Land zu schützen, nicht mehr völlig gewachsen war, daß sie den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr genügte. Selbst wenn hierbei ein Irrthum mit untergelaufen wäre, jetzt könnte man doch nicht mehr zum alten System zurückkehren. Denn der Werth einer Armee beruht zum Theil auf der Meinung, die man von ihr hat, und die sie selbst von sich hat. Wer jetzt die eben durchgeführte Reorganisation wieder desorganisiren wollte, der würde die Machtstellung Preußens und die Achtung, die man im Auslande vor unserem Militär hat, herabsetzen.

Dazu kommen noch andere Erwägungen. Als es sich im vorigen Jahre darum handelte, die Grundsteuerfrage zu erledigen, hat man dem Herrenhaus gesagt, die Ausgleichung der Grundsteuer und die Aufhebung der Steuerbefreiungen sei die nothwendige finanzielle Voraussetzung der Militärreform. Dieser Zusammenhang der beiden Maßregeln war nicht das geringste unter den Motiven, welche das Herrenhaus zur Annahme der Grundsteuergesetze bewogen. Jetzt kann das Abgeordnetenhaus nicht diesen Zusammenhang leugnen, nachdem es früher immer die Militärreform nicht definitiv hat beschließen wollen, weil die Grundsteuerfrage noch nicht erledigt sei. Dies ist eine Erwägung, die man nicht abweisen kann, man mag so ungünstig über das Herrenhaus denken, wie man will.

Endlich ist die Einigkeit unter den verschiedenen Gewalten, welche die Geschicke unseres Staates zu leiten berufen sind, ein Gut, welches selbst durch bedeutende Opfer nicht zu theuer erkauft ist. Der Widerstand gegen die Reform als solche kommt jetzt zu spät. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß man im Einzelnen auf große Ersparungen dringe; — das ist sogar Pflicht. — (Auch nicht, daß man sein Nachgeben an Bedingungen knüpfe. D. Red.) Aber die liberale Partei wird um einer Maaßregel willen, die doch nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, es nicht zum Bruch mit einem Ministerium treiben, dessen Zurücktritt ein Unglück für das Land wäre. Solche Erwägungen, meinen wir, werden die Wahlmänner zu machen haben; darauf hin werden sie die Candidaten interpelliren, und gewiß werden sie nicht in die Reihen der Reaction zu greifen brauchen, um Abgeordnete zu finden, die auch in dieser Frage eine Verständigung mit der Regierung erstreben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Friedrich von Raumer.

Zwei Bände. Leipzig. Brockhaus.

Wir werden diese Mittheilungen, welche uns der achtzigjährige, noch immer liebenswürdige Greis aus seinem Leben gibt, nicht dazu benutzen, eine Kritik seiner verschiedenartigen Leistungen auf den mannigfaltigen Gebieten, auf denen er sich bewegt hat, zu versuchen; ohnehin steht das Urtheil darüber ziemlich fest. Wie er selbst nicht eine vollständige Geschichte seines Lebens gibt, sondern nur einzelne Züge, Anekdoten und Einfälle, wie sie ihm gerade im Gedächtniß liegen, so wollen auch wir uns die Freiheit nehmen, an dem, was er uns mittheilt, bloß zu naschen, und dasjenige hervorzuheben, was gerade unseren Interessen nahe liegt. Nur so viel über das Allgemeine: das ganze Buch ist durchweg unterhaltend, unterhaltend für Jeden und, setzen wir hinzu, mehr unterhaltend als belehrend.

Die Anekdoten und Späße aus dem Gymnasiasten- und Studentenleben lassen wir beiseite, obgleich sich der Verfasser darin recht wohlgefällt; ähnliche Erinnerungen wird wohl Jeder in seiner eigenen Erfahrung finden; nur ein Bedauern wollen wir aussprechen, daß er über Achim von Arnim nicht mehr erzählt, mit dem er zusammen studirte.

12. Januar 1807 schreibt ihm Schleiermacher aus Halle über seine politischen Ansichten, in denen einige Aeußerungen interessant sind. „Die Anschauung der französischen Armee hat mich überzeugt, daß an eine dauernde Herrschaft dieser Macht über unser festes Land nicht zu denken ist, und was man von der französischen Verwaltung sieht, scheint nicht mehr Sorge zu erregen." — „Um ein neues Deutschland zu haben, muß wol das alte noch viel weiter zertrümmert werden. Außerdem, daß ich ein Deutscher bin, habe ich wirklich aus vielen Gründen die Schwachheit, ein Preuße zu sein, zu großem Aerger Ihres Bruders und Steffens'. Aber freilich geht meine Leidenschaft auf eine Idee von Preußen, welche vielleicht in der Erscheinung die Wenigsten erkennen. Ob sich nun diese nach der gegenwärtigen Krisis besser herausarbeiten wird, steht dahin; vieles Gute erscheint mir fast unvermeidlich." — Man freut sich über diesen gesunden, festen, politischen Sinn bei

einem Manne, der doch in anderer Beziehung den Einflüssen einer mehr geistreichen als gescheuten Schule nicht immer den gehörigen Widerstand entgegensetzte.

Sehr betrübend ist die Correspondenz mit Heinrich von Kleist, obgleich uns Einiges in derselben unverständlich bleibt. Daß Kleist in jedem Augenblick seines Lebens von einem überschwänglichen und in der Regel grundlosen Gefühl beherrscht wurde, liest man auf jedem Blatt seiner Geschichte, und auch seine dichterischen Gestalten verrathen etwas der Art; die Schwäche aber, in der er hier auftritt, ist doch zu arg. — Wir wollen zunächst die Erzählung anführen, die Eduard von Bülow nach Raumers Berichten gibt.

„Kleist hatte sich um allerlei amtliche Unterstützung seines Journals an die Staats-Kanzlei gewandt, und man würde nicht abgeneigt gewesen sein, sie ihm zu gewähren, wenn nicht Kleist's Verbindung mit Müller, dessen zweideutige Gesinnung gegen Preußen man wol schon damals kannte, Hardenberg bedenklich gemacht hätte. Wahrscheinlich fühlte Müller dies und reizte Kleist zu dem Glauben, die Unterstützung würde von Niemand sonst als F. v. Raumer hintertrieben. Kleist schrieb also an denselben ein paar heftige Briefe und forderte ihn zu einem Zweikampfe heraus. Raumer antwortete ruhig und besonnen, indem er ihm das Unbegründete seines Verdachts bewies, und Kleist schrieb ihm nun einen in demselben Grade demüthigen und abbittenden Brief, als er vorher grob gewesen war. Gegen einen Vermittler, den Raumer Kleist zugeschickt, hatte derselbe unter vielen Thränen Abbitte gethan."

Dieser Bericht stellt sich nach den vorliegenden Acten als stark übertrieben heraus. Einmal war Raumers Brief nicht ruhig und besonnen, sondern so grob und wegwerfend als möglich, was wir an sich nicht tadeln, welcher Umstand aber zur Sache gehört. Zweitens bedrohte ihn Kleist nicht deshalb mit einem Duell, weil er ihm in seiner Anstellung geschadet habe, sondern weil er annahm, daß Raumer ihn dem Minister gegenüber als einen Lügner dargestellt habe. Was nun die Verhandlung über das Duell und die nachträgliche Abbitte betrifft, so verhält sich die Sache auch anders. Die Verhandlungen über das Duell fanden den 26. Febr. 1811 statt. Es ist kein Protocoll darüber geführt worden, und Raumer selbst behauptet keineswegs, daß Kleist damals abgebeten habe. Der Brief, in welchem Kleist nachmals abbat, wurde erst den 4. April, also über einen Monat später geschrieben, und aus diesem spricht nicht etwa die Furcht, sondern, deutsch herausgesagt, der Hunger. Raumer ist sehr zu tadeln, weil er die Sache so zusammengestellt, daß für Einen, der das Datum übersieht, die Sache sich in ein schiefes Licht stellt: auch hätte ein Wort des Bedauerns und Mitleids für den unglücklichen Dichter nichts geschadet.

Bekanntlich stand Raumer seit seinem Aufenthalt in Breslau 1811 in lebhaftem brieflichem Verkehr mit Tieck; einige Aeußerungen dieses ehemaligen Parteihaupts über das romantische Gesindel, das in dieselben Fußtapfen trat, sind bemerkenswerth. So schreibt er aus Ziebingen 30. März 1815: „Unter so vielen Genies dieser Tage, die ich Ihnen wol nicht namhaft zu machen brauche, stehe ich schon längst als ein Philister und habe mich von jeher so zu ihnen verhalten; denn ich hasse nichts so sehr als Anarchie, sei es im Staat, in der Kunst oder Seele. Leerheit wird nie Leichtigkeit und poetischer Leichtsinn, Unwissenheit allein gibt noch kein Shakspearesches Naturell, ja ein Talent, selbst wenn es da ist, geht auf diesem Wege zu Grunde. Novalis sagt: Gemüth und Geschick (Schicksal) sind nur Synonyme für denselben Begriff; und ich glaube auch Charakter und Talent. Ich kehre die alte Beschuldigung wieder um und sehe in jenen naturalistischen Dilettanten, in jenen Verschmähern der Ordnung und der Erkenntniß (die sich einbilden, das Große und Schöne ginge verloren, wenn man es sich zum Verständniß bringen will) die echten Philister. Denn leben sie nicht von zwei oder drei Begriffen, die wir immer wieder anhören müssen? Sind sie wol des Enthusiasmus fähig? Ist selbst ihre Idolatrie unseres Goethe etwas Anderes, als Spießbürgerei, die ehemals ebenso über Klopstock oder Wieland oder Bodmer faselte? Darin besteht ja der Pedant, daß er nur eins kennt und will, ohne Kraft und Erkennen. Sie sehen auch in Goethe, Shakspeare, der Natur, nur die Decoration, und zwar dürfen ihnen die Coulissen nicht fehlen, und sie bewundern eben am meisten, wenn sie außerhalb der Perspectivlinie stehen und sich ihnen Alles verzerrt. Von frühester Jugend habe ich mich von diesen Naturspielen losgesagt. Möchten sie doch lieber gleich über einen Dendriten, als über einen Claude Lorrain sprechen, denn wenn sie aufrichtig sind, müssen sie in jenem mehr als in diesem sehen."

Ein andermal, 2. Febr. 1818, spricht sich Tieck über die Nachahmung der Alten aus. „Ich wundre mich oft, wie noch immer gewisse Vorurtheile und Autoritäten uns bedrücken, deren Widerspruch doch so leicht zu lösen ist; es ist das alte leblose Gespenst des Ideals, was noch immer nicht weichen will; jener Glaube, daß es an sich nichts Vollendetes gebe, sondern nur einem höheren Unsichtbaren entgegenstrebe, was dann, scharf angesehen, die Leere oder der Tod sein muß. Das wahre Ideal muß aus sich selbst hervorgehen und sich in sich selbst erfüllen, sich selbst beleben und erklären. Man sagt sonst wol, Puder macht den Menschen jünger, die Perücke macht ihn ehrwürdiger; sie machen nicht, als daß er weniger wie Er, weniger wie ein Mensch aussieht: so erscheint mir jenes Verjüngen, oder ernster und idealischer sein wollen aus der Nachahmung der Alten." Er wendet das auf die Geschichtschreibung und auf das historische Drama an: „Es ist leicht, diesen Sachen eine historische

Wirkung, selbst eine starke zu geben, wenn man sie unter einem moralischen, empfindsamen, sogenannten poetischen Gesichtspunkt stellt; oder wenn man didaktisch-polemisch verfahren wollte, und z. B. darstellend die Größe des Mittelalters zeigen. Im historischen Schauspiel muß Wahrheit und Poesie Eins werden, und jene manirirten Bedingungen würden es nur entstellen; von den zugefügten Lügen nicht einmal zu sprechen, die ich ganz verwerfe." — Er lobt Raumer's historische Darstellung: „Man steht so ganz in den Sachen, man verwundert sich über nichts, man macht alles mit, und jener klare Tagesduft einer überzeugenden Gleichgültigkeit (erlauben Sie mir den Ausdruck) ist über alle Gruppen und Gegenstände ausgebreitet, daß man das Theater völlig vergißt, was seit Tacitus und Plutarch fast allen Historikern etwas beiwohnt. Der letzte, den ich sehr verehre und ganz aus seinem Standpunkt begreife, hat vorzüglich jene scharfe Manier in die Geschichte gebracht, jenes ewige Staunen und Gerührtsein, welches eigentlich die Wirklichkeit vernichtet. Ich habe auch noch keine schöne Gegend gesehen, wo ich nicht nach fünf Minuten mich einheimisch gefühlt und die Gegend gewissermaßen vergessen hätte; darum ist mir nichts fremder und verhaßter, als die staunenden Naturenthusiasten, die immer staunen, immer hingerissen sind, ohne zur Ruhe, Genuß und Behaglichkeit zu gelangen. Diesen wahrhaft göttlichen Zustand edler Passivität und Unbewußtheit, daß man die größte Umgebung nimmt, als müsse sie so sein, werden Sie gewiß so wie ich in Rom und auf der Reise kennen gelernt haben. Man will ihn sich in der Jugend nicht gestehen, man meint, man sei träge, nicht rührbar; freilich gibt es dann wieder Stunden des Entzückens, wahrhafte Visionen, die jene Natur- und Schönheitsjäger nie kennen lernen, weil sie sich immer mit Gesichterschneiden abgaben, und Sonne, Mond und Meer ihnen auch nur Fratzen zurückwerfen. Ich gelte darum bei den Poetischen immer für phlegmatisch, oder selbst grob materiell. Ich lüge nie in solchen Situationen, und bin oft unter zehn Poeten der einzige Prosaiker." —

Wir finden diese Aeußerungen sehr charakteristisch für Tieck, der sich als geborner Realist schon in der früheren Periode von seinen idealistischen Glaubensgenossen unterschied und sich später immermehr von ihnen trennte.

Ebenso bemerkenswerth sind seine Aeußerungen über Friedrich Schlegel, 19. November 1824, der um diese Zeit Dresden besuchte: „Ich war mit ihm niemals mehr einig als jetzt auch; unser Verständniß war auch in frühen Jahren nur eine Annäherung zueinander. Er sah damals auf mich gutmüthig herab und ehrte mit fast ausschließender Liebe mein Talent; aber mich eigentlich zu verstehn hielt er doch nicht der Mühe werth, und wenn ich einmal den Ansatz nahm ihn verstehen zu wollen, so verwandelte sich Spinozism, Fichtianism, Platonism und wie es Namen haben mochte,

in Geheimnißkrämerei, und ich wurde freundlich, ironisch abgewiesen, wie der Meister vom Stuhle etwa den Schüler des ersten Grades von sich schickt. Gerade so ist es denn auch jetzt, nur haben sich die Gegenstände des Geheimnisses geändert. Und doch würde ich es beschwören, daß dieser excentrische Geist nur wenige Menschen mehr liebte als mich, daß er noch wenigeren nur so viel vertraut. Von meinen neuesten Arbeiten hatte er nur Weniges und flüchtig gelesen, und wenn ich ihm Folge leistete, so begrübe ich die Novellen, die ich vielleicht noch schreibe, lieber unbedingt in Vergessenheit. Alles dies sei schwacher Wein der Poesie, mit zu vielem Wasser des Verstandes gemischt. Kann sein. Ich antwortete ihm: daß es doch von mir ganz charakterlos sein würde, einem fremden, mir unverständlichen Begriff zu gefallen das aufzugeben, wozu mich Begeisterung unbezwinglich treibe. Darauf sagte er nichts. Er kam aber immer wieder auf diesen Punkt zurück. Auch steht es in seiner Literatur gedruckt, daß unser modernes Leben, wie jede Gegenwart, sich nicht poetisch und romantisch in Schauspiel und Erzählung behandeln lasse. Was ich aber eben nicht glaube. Und wie muß er sich dort selber drehn und wenden, um den Don Quixote, das poetischste aller Bücher, zu retten. Und Wilhelm Meister! Kurz, wir waren hier durch Klüfte in der Ueberzeugung getrennt. Er verehrt jetzt nur die trunkene Poesie des Calderon und der Orientalen, die im berauschten Schwulst oft so unendlich nüchtern ist. Er wirft mir vor, ich hätte den Sinn für Calderon verloren: er den für Shakspeare, was gewiß schlimmer ist." — Tieck hatte damals eine große Abneigung gegen die Pietisten, die allen Sinn für griechische Schönheit verleugneten; Schlegel dagegen hoffte im Stillen, sie würden einen allgemeinen Uebertritt zur katholischen Kirche vorbereiten. „Kurz er kennt den Menschen nicht, er will das Wissen und die Kunst nur dulden, nicht mehr vergöttern, wie er es in früheren Zeiten wol wieder zu unbedingt gethan hat. Diese Revolutionen sind mir auch im Geiste fremd, ich mag sie nicht. Mir war, als sei ich ganz noch wie in meinem sechzehnten Jahre ihm gegenüber. Eigentlich ist es auch der Fall. Was das Weltliche anbetrifft, so meint Schlegel, wir alle ohne Ausnahme lägen seit lange im tiefsten Schlafe, und wüßten weder das Woher noch das Wohin: er habe (damals in Frankfurt) sechs Jahre hindurch die Geschichte und die Gegenwart studirt, und hält nur seine geistlichen Grillen (wie ich diese Ansichten nur nennen kann) für untrüglich." — Darum las er damals nur historische Tendenzschriften: „Das Interesse am Spiel jener freien Fäden, wo Schicksal, Laune, Leidenschaft und Zufall eins geworden, ist für ihn nicht da; und doch ist, wie im Kleinen, in Allem die Größe erkennen, erst Gott erkennen. Soll Gott ein Papst oder Superintendent oder einsamer Forscher sein, so ist es mit meiner Einsicht am Ende, und man thäte gut, alle Bücher und auch das

Leben so zuzuschlagen. In dieser Stimmung aber ist er auch. Alles ist ihm zu weitläufig, zu complicirt, im Verhältniß zum nahen Tode, und des Einen was noth thut." Raumer, der immer milder urtheilte als Tieck, bemerkt denn doch in Friedrich Schlegel's Schriften, namentlich in den Vorlesungen über Literatur, die böse Absicht: „In dem Schein völliger Billigkeit liegen eine Menge Insinuationen, die beim Leser nicht sowol verwunden, als wie Ungeziefer beunruhigen. Das Ding, was diese Leute Katholicismus nennen, ist ungeschichtlich, ein Fabrikat, wie Fichte's Idealismus." — Ueber den großartigen Bau der früheren Hierarchie dachte Raumer im Ganzen wie Schlegel.

Um das Jahr 1828 hatte Tieck seinen alten Freund A. W. Schlegel in Bonn besucht und sich mit ihm sehr wohl verständigt. Er fand ihn im höchsten Grade erbittert gegen seinen Bruder und bereit, öffentlich gegen denselben aufzutreten, was auch einige Zeit darauf geschah. Schade, daß der Grund dieser Verstimmung nicht angegeben wird. — Wenige Monate darauf starb Friedrich Schlegel. Tieck versicherte, ihn noch immer zu lieben, „obgleich sich unser Wollen und Erkennen fast gar nicht berührten, obgleich er mir in manchen Stunden wie ein Gespenst erschien, für welches es keine Wahrheit mehr geben kann."

„Friedrich Schlegel", schreibt Raumer 12. Mai 1829, „hat freilich das böse Schicksal derer gehabt, die mit Gewalt die Schranken alles Menschlichen durchbrechen wollen. Er war zuletzt nichts weniger als Katholik im kirchlichen Sinne, sondern stand auf einer Stelle, die ihn der Kirche gegenüber als Ketzer bezeichnet hätte. Auslegungen der Apokalypse, darauf gegründete mystisch-symbolische Zeichnungen und Bildchen galten ihm für das Höchste. Er erwartete Wunder, Umstellungen der Sterne am Himmel, große Veränderungen auf Erden vor Eintritt der ewigen Ostern, ja er sprach, als werde er binnen Kurzem Wunder thun, Todte erwecken und Berge versetzen. Und das Alles mit und durch jene Zeichen und Bilder; Magnetismus, Hellseherei, Glaube — und Unglaube durcheinander. — Als Tieck die Größe des Gedankens der Hierarchie anerkannte, aber auf die Mängel in der Ausführung aufmerksam machte, sagte er ungeduldig: das Alles nenne ich ja nicht Hierarchie! — Und was denn? — Wenn Gott Feuer durch Elias vom Himmel fallen läßt! Und er meinte wol nächstens solchen Beruf anzutreten. Besonders suchte er die Weiber zu gewinnen, und als er mit Dorothea zerfiel, hat er doppelt Frau von *** zugesetzt. Von Gott so begünstigte Naturen mußten sich von allem Thun und Denken der gewöhnlichen Welt lossagen, anderen Offenbarungen und Erleuchtungen hingeben — d. h. sich ihm und seiner Leitung unbedingt unterwerfen! Hätte Marie (sagte er der widersprechenden Frau) dem heiligen Geist so widerstehen wollen, wäre Christus nicht geboren!"

Vor Tieck's Werken hatte Raumer durchweg die größte Verehrung; einmal, 1. Dec. 1831, steigt seine Begeisterung vor einer der Tieck'schen Novellen so hoch, daß er ausruft: „Alles, was seit Romeo bis Werther von unglücklicher Liebe gedichtet oder gefaselt ward, ist nur ein Nippen an einem Honigkelche im Vergleich mit dieser Geschichte!" — Freilich wird Tieck auch einmal stutzig, als er bemerkt, wie mild Raumer über alle Dinge urtheilt, und fürchtet, daß die Freundschaft in seiner Kritik eine zu große Stimme habe.

Diese allgemeine Milde wird nur in einzelnen Fällen unterbrochen. Mit einer besonderen Malice wird durchweg Niebuhr besprochen, und zwar in allen Zweigen seiner Thätigkeit; obgleich er dann wieder in späterem Lebensalter ein Riese unter Zwergen genannt wird. Von Schloezer wird 20. Aug. 1802 behauptet, er wisse keine andere Folge der Entdeckung von Amerika anzugeben, als daß man jetzt mit Indigo statt mit Waid färbe; daß ihm die Reformation nur darum wichtig erscheine, weil man seitdem weniger Wachslicht verbrenne und weniger Fische esse. — Erfreulicher ist eine Kritik Fichte's, Band 1, Seite 208—213, welche wir allen denjenigen empfehlen, die heute Fichte für den größten Philosophen ausgeben möchten, weil er ein großer Redner und strenger Moralist war. Wo Fichte ins Positive des Staatslebens eingeht, ist seine Anschauung von einer grenzenlosen Armuth und Einseitigkeit, und es war für die Praxis ein Glück, daß seine Einseitigkeit so kolossal in die Augen sprang; sonst hätte er am Ende noch Schule gemacht. — Auch über Adam Müller wird mit gerechter Strenge geurtheilt.

In Raumer's politischen und religiösen Ansichten findet man, seiner beweglichen Natur wegen, ein häufiges Schwanken, was aber keineswegs ausschließt, daß seine Gesinnung im Großen und Ganzen dieselbe bleibt. Goethe sagt einmal von Wieland, der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber niemals mit seinen Gesinnungen; dasselbe kann man von Raumer sagen. In seiner italienischen Reise, 1817, dominirt die romantische Stimmung, von der sich auch in den Hohenstaufen noch Nachklänge finden; er nimmt einen hohen religiösen Schwung. In einem Brief an seinen Vater, 15. August 1818, spricht er sich leidenschaftlich reactionär aus. „In der That ist ein Hauptbemühen aller meiner Vorlesungen, die unseligen revolutionären Grundsätze, die sich oben und unten in tausend verschiedenen Gestaltungen fast in allen Ländern Europas blicken lassen und unendlich reizender, geistreicher, natürlicher erscheinen, als das alte Hauskleid bürgerlicher Ruhe und genügsamer Zufriedenheit, jene Grundsätze zu bekämpfen und durch alle denkbaren Gründe des Verstandes und tausende von geschichtlichen Beispielen zu widerlegen. Es ist aber damit, wie mit der Kur eines Bandwurms: bleibt auch nur ein fingerlanges Stück zurück, so wächst das Uebel allmählig zur alten Größe hinan, und Niemand hält es für möglich, daß aus

dem scheinbaren Nichts so Vieles werden könne, ja daß aus einzelnen Fäden das Band gewebt werde. Die unselige Besserungswuth, welche sich ganz anders herausputzen kann, als die bornirte Neigung, Alles beim Alten zu lassen, welche sich ohne Rücksicht auf den inneren Gehalt als etwas unbedingt Gutes hinstellt, die hat Europa ruinirt. Nichts von Allem was Gott erschaffen findet Gnade vor ihren Augen, und die Unzufriedenheit gilt mehr als friedliche Demuth für das Princip und den Erwecker alles Guten."

Sobald aber der Staat irgend eine Lächerlichkeit begeht, wie es namentlich bei den damaligen Censurverhältnissen häufig genug vorkam, tritt der eingeborene Liberalismus bei ihm laut hervor, und seine Heftigkeit führt zu Conflicten mit seinen Vorgesetzten, die dann freilich durch seine Gutmüthigkeit bald wieder ausgeglichen werden. Noch mehr ärgern ihn die religiösen Narren, und er kann zuletzt recht leidenschaftlich werden. So schreibt er 30. Oct. 1826 an Tieck: „Wo der gewöhnlichste Menschenverstand helfen und ausreichen soll, nehmen manche Wunder in Anspruch, und was mich zum Atheisten machen könnte, ist ihnen Beweis der allerbesondersten göttlichen Vorsehung. Sie behandeln Gott wie eine Scheuerfrau, die Schritt vor Schritt nachgehen und Alles rein waschen soll, was befleckst und beschmutzt wird. Lieber möchte ich der Teufel sein und gelegentlich einen Sünder abwamsen, als den Geschäftskreis übernehmen, welchen Viele Gott zuweisen, nämlich in höchst eigner Person alle Esel tanzen zu lehren. Und was sie Glauben nennen, ist zuletzt der Glaube: ihre Dummheit und Lässigkeit habe das Verdienst guter Werke; auch könne Gott dann am besten zeigen, daß er klüger und weiser sei denn sie selbst. Das vernickerte und verkümmerte Christenthum, wo man auf diesem Wege anlangt, ist meiner ganzen Natur zuwider; es steht trotz allem Gethue nicht höher als der Vers: „Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt; wer lange schläft, den Gott ernährt!" —

„Es ist sehr schwer", schreibt er 9. Januar 1813 an eine Freundin, „bei Erzählung der jüdischen Geschichte durchzusteuern zwischen verjährtem Aberglauben und frevelndem Leichtsinn, und zuletzt sehen Viele in der unbefangenen Darlegung historischer Wahrheit nur eine laue Gleichgültigkeit. Nirgends habe ich mehr daran denken müssen mich nicht beschwatzen zu lassen; denn wie leicht ist's hier, selbst ohne Voltaire zu sein, Einfälle zu haben, ja ich möchte zusetzen, wie unschwer ist's, wie Joh. Müller nur das Erhabene zusammenzudrängen und das Abweichende ohne prüfende Entwickelung seitwärts liegen zu lassen. — Ich habe zu meinen Zwecken das Alte Testament wieder gelesen und habe mich 1. daran sehr erbaut, 2. gelangweilt, 3. entsetzt. Ich fordere jeden Ehrlichen auf, den Versuch zu machen, ob er, statt dieses Dreifachen, Alles in eine einzige Reihe von Empfindungen hineinkünsteln, gläubeln oder ungläubeln kann." — — —

Der liebenswürdige Mann hat über seine Schwäche eine vollkommen klare Vorstellung, und wenn er auch zuweilen gegen Personen, die seinem Naturell zuwider mit rigoristischer Strenge über alle übernatürlichen Dinge urtheilen — z. B. gegen Schlosser durchweg; gegen Voß in den Stolberg'schen Angelegenheiten — heftig wird und von der Sittenlehre nicht viel wissen will, so corrigirt er sich doch bald durch die Betrachtung, daß zur vollständigen Entwickelung des Lebens auch die Einseitigkeit gehört. „Je länger ich lebe", schreibt er 4. Febr. 1827 an Tieck, „desto eher kann ich mich in andere Leute hineindenken, sie begreifen und ihnen also auch Gerechtigkeit widerfahren lassen; zu persönlichem näheren Umgange werden mir aber die sogenannten geistreichen Leute immermehr zuwider. Denn worauf läuft's mit ihnen meist hinaus? Nur darauf, daß sie eine Ansicht (also das Einseitige) über dies oder das, Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion, allein und ausschließend betrachtet, sich zugeeignet, und mit unzähligen kleineren Mitteln zurecht gelegt und gestützt haben. Mit dem Geschwindschießen aus dieser Artillerie des an sich Bedeutungslosen machen sie dann so viel Lärm und Dampf, daß der Unterrichtete, wenn auch nicht aus Furcht, doch der Unbequemlichkeit halber davonlaufen möchte. Jene Geistreichheit ist zuletzt nur eine geschmückte Bornirtheit; und diese verschwägert sich gar zu gern mit dem Fanatismus. Echte Individualität ist von solchem Sectenwesen durchaus verschieden, zu ihm entgegengesetzt; dieses geht immer in Uniform, so eigenthümlich es sich auch anstelle." — Gleich darauf fährt er fort: „Wenn Joh. Müller als Student in seinen Briefen gar vielen Professoren, deren Namen man kaum noch kennt, den Beinamen groß beilegt, war das nicht besser, als wenn jetzt die wahrhaft großen Männer allen Anfängern klein erscheinen? Lag dort nicht eine viel größere Fähigkeit der Begeisterung, ein viel frischeres, lebendiges Streben zum Grunde, als bei der negativ kritischen Richtung, die überall à la baisse spielt?" —

Diese Stimmung ist wol in Anschlag zu bringen, wenn man sich über Raumers historische Stellung verständigen will. Jedermann erkennt die Nothwendigkeit eines kritischen Zeitalters, welches alle vermeintlich feststehenden Begriffe in Frage stellt, um die Menschen aus der süßen Gewohnheit des Daseins aufzurütteln und sie zu freier Thätigkeit anzuspornen; aber man darf es Keinem verargen, dem in einem solchen Zeitalter nicht wohl wird. Das Gefühl der Pietät, der Andacht, Verehrung ist ein zu süßes, als daß man es nicht mit Schmerz entbehren sollte. In der That geht es auch nie ganz unter, und in der kritischen Periode Deutschlands, die mit den dreißiger Jahren begann und noch heute fortdauert, ist es namentlich die stille Gemeinde Goethes, die den alten Cultus treulich pflegt und sich den Mächten des Krieges und der Zerstörung zu entziehen sucht. Es war nicht eigentlich

die Hegelsche Schule, wie Raumer in jenem Briefe meint, welche die Kritik beherrschte, obgleich sie ihr durch Zersetzung der Begriffe bedeutend vorgearbeitet hat. Es waren in erster Linie Heine und Börne, dann Menzel und seine Schule, endlich Gervinus und die zahlreichen Aesthetiker und Geschichtsschreiber, die in seine Stimmung eingingen. Wie enge Gervinus mit Schlosser zusammenhängt, ist bekannt, und daraus begreift sich die Abneigung Raumers gegen diesen Historiker, der zuerst dem hergebrachten Nimbus der gewöhnlichen Vorstellung als ein Ungläubiger entgegentrat.

Ueber sich selbst hat Raumer ein vortreffliches Wort gesagt: „Ich erlebe alle Stufen der religiösen, politischen, philosophischen u. s. w. Ansichten, mein Kopf und mein Herz versenken sich darin, spielen sie, und nicht bloß äußerlich, und in leerem Scherze, sondern innerlich und ernstlichst durch — und doch hege ich keine Furcht, daß ich mir selbst ganz abhanden käme, und nicht mehr der Professor von Raumer wäre!" — Das Wort charakterisirt ihn so vollkommen, daß wir damit diese Anzeige schließen.

Noch sei die dritte verbesserte Auflage seines beliebten Werks erwähnt: „Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (Leipzig, Brockhaus). Das Buch ist, was man von einem Lehrbuch selten sagen kann, im höchsten Grade unterhaltend, und man erfährt doch ungefähr daraus, was die bedeutendsten Denker des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit sich über das Staatsleben für Vorstellungen gemacht haben.

Julian Schmidt.

Die Denkschrift des Finanzministers Fould.

Dienstag, 12. November, versammelte der Kaiser der Franzosen in den Tuilerien seine Minister und Räthe zu einer außerordentlichen Sitzung. Zwei Tage später brachte der Moniteur den Gegenstand und das Ergebniß der Berathung. Der Gegenstand war eine Denkschrift des frühern Ministers Fould an den Kaiser über die bedenkliche Finanzwirthschaft, datirt aus Tarbes, 29. September. Der Kaiser hatte sich zur Erwägung Zeit genommen; seine vollständige Zustimmung zu den Ansichten des Herrn Fould war wohl überlegt. Die Denkschrift wurde im Moniteur abgedruckt, ihr Verfasser über-

nahm das Portefeuille der Finanzen und der Kaiser schrieb an seinen Staatsminister, den Grafen Walewski, er habe beschlossen, am 2. December (dem Tage von Austerlitz und des Staatsstreiches) den Senat zu berufen, um durch ihn eine Aenderung der Verfassung annehmen zu lassen, welche den gesetzgebenden Körper ermächtige, über die Budgets der verschiedenen Ministerien nicht mehr im Ganzen, sondern nach großen Abschnitten abzustimmen. Damit erfülle er ein während der letzten Session gegebenes Versprechen. Außerdem aber werde er dem Senate seine Entschließung mittheilen, daß er auf die Befugniß, während des Zwischenraums der Sessionen ergänzende und außerordentliche Credite zu bewilligen, verzichte. Dieses Opfer an Macht werde in den Senatsbeschluß aufgenommen werden. „Treu meinem Ursprunge,“ so schließt der Kaiser, „kann ich die Prärogative der Krone weder als ein geheiligtes Pfand betrachten, das man nicht antasten dürfe, noch als das Erbtheil meiner Väter, welches vor Allem unversehrt meinem Sohne überliefert werden müsse. Der Erwählte des Volkes, seine Interessen vertretend, werde ich stets ohne Bedauern jedes dem Gemeinwohle unnütze Vorrecht aufgeben, ebenso wie ich unerschütterlich in meinen Händen jede Gewalt festhalten werde, welche für die Ruhe und das Gedeihen des Landes unentbehrlich ist.“

Die Börse begrüßte den Moniteur vom 14. November mit einem Steigen der Rente um 60 Centimen. Sie erwartete von dem Eintritt des Herrn Fould die Aufhebung lästiger Beschränkungen des Börsenverkehrs, und diese Erwartung ist bereits in Erfüllung gegangen. Die Presse Frankreichs und Europas lebte acht Tage von den Auslegungen der Fould'schen Denkschrift und den Urtheilen über die Bedeutung der kaiserlichen Entschließung. Den Einen war sie der Weltfriede, den Andern die Einleitung einer großen Anleihe, noch Andern die durchsichtige Hülle eines nahen Kriegs. Die Denkschrift des Herrn Fould rechtfertigt keine dieser Ansichten. Sie sagt im Eingange, daß die Wirthschaft der früheren Regierungen ebenfalls schlecht gewesen sei. Die Kammern hätten in die Verwaltung eingegriffen, die Opposition habe das Budget als Waffe gegen die Regierung gebraucht. Die Regierung Ludwig Philipp's habe sich nicht anders zu helfen gewußt, als durch ergänzende und außerordentliche Credite; die Lage der Finanzen sei unklar geblieben; die großen gemeinnützigen Unternehmungen seien durch Verweigerung der Mittel aufgehalten worden, Frankreich sei darin hinter andern Staaten zurückgeblieben. Unter dem Kaiserreiche mußte dies anders werden. Dem Kaiser wurde das Recht gegeben, gemeinnützige Unternehmungen durch Decrete anzuordnen, die Mittel in Form außerordentlicher Credite anzuweisen, welche nachträglich dem gesetzgebenden Körper zur Zustimmung vorgelegt wurden. Die Gesetzgeber durften sich nicht mehr in die Verwaltung mischen. Das Budget wurde ihnen zwar im Detail, nach Kapiteln und Artikeln, vorgelegt, mußte aber

nach Ministerien votirt werden, d. h. es durfte z. B. nicht über den Aufwand für das Ministerium, für Gesandtschaften, Consulate u. dgl., sondern nur über das Budget des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten im Ganzen abgestimmt werden. Eine weitere Schranke gegen Uebergriffe der Volksvertreter, welche Herr Fould zu erwähnen übersehen hat, bestand darin, daß kein Amendement zugelassen wurde, wenn sich der Staatsrath nicht damit einverstanden erklärte. Der Kaiser machte von seinem Recht zur Initiative umfassenden Gebrauch. Er führte Kriege, verstärkte Heer und Flotte, verschönerte Paris, baute und unterstützte Eisenbahnen, und hob Frankreich auf eine hohe Stufe des Ansehens und der Macht. Kein Wunder, daß die Ausgaben größer waren als die Einnahmen. Von 1852 bis jetzt wurden neben den Einnahmen des Staates noch 2000 Millionen Franken durch Anleihen herbeigeschafft und 1000 Millionen Franken auf die schwebende Schuld übernommen. Die schwebende Schuld besteht aus unbezahlten Rechnungen, oder aus Rechnungen, die man einstweilen (und das darf nur der Staat) aus anvertrautem Geld, welches z. B. den Sparkassen, den Beamten für Cautionen, der Armee-Dotation, den Gemeinden gehört, oder endlich durch schriftliche Zahlungsversprechungen, die in 6, 12 oder 18 Monaten fällig werden (Schatzbons) berichtigt. Herr Fould ist nun der Meinung, daß diese Wirthschaft anfange, bedenklich zu werden, zumal da das Beispiel der Regierung, sich in maßlose Ausgaben zu stürzen, in den Departements, den Städten und bei Privatgesellschaften Nachahmung finde. Er nennt den Zustand eine „Krise," der man ein Ende machen müsse durch Abschaffung der ergänzenden und außerordentlichen Credite.

Um den Kaiser über das Ansinnen einer Verzichtleistung auf unbeschränktes Schalten mit dem Geld und Credit des Staats zu beruhigen, setzt ihm Herr Fould auseinander, daß eben diese Prärogative ihm eine Menge Plagegeister auf den Hals lade, und Europa in ewiger Besorgniß erhalte. Der Verzicht aber sei mehr scheinbar als wirklich, denn wenn Noth an Mann gehe, so sei der gesetzgebende Körper sofort bei der Hand, um Geld zu bewilligen. Um aber auch das leiseste Bedenken zu verscheuchen, schlägt Hr. Fould vor, die Uebertragungen wieder einzuführen, welche früher bestanden hatten. Diese „Virements" gestatten dem Minister, Mittel von einem Abschnitte seines Budgets auf einen andern zu übertragen. Der Kriegsminister kann z. B. einige Millionen am Bau und Unterhalt der Festungen erübrigen und auf das Kapitel für Sold der Truppen, wo er sie in Folge einer stärkern Einberufung eben braucht, übertragen. Auf die Virements hält Herr Fould große Stücke. Sie sichern dem öffentlichen Dienste die erforderlichen Mittel für größere und unvorgesehene Ausgaben in Abwesenheit der Kammer, und machen die ergänzenden und außerordentlichen Credite vollends entbehrlich.

Nur muß gesorgt werden, daß das ordentliche Budget in seinen verschiedenen Ausgabenzweigen besser als bisher bedacht wird. Es muß reichlicher bewilligt werden, damit man weniger nachträgliche Bewilligungen braucht, und damit im Nothfall etwas übrig ist, was man dorthin, wo es fehlt, übertragen kann. Dagegen legt Herr Fould keinen Werth darauf, daß der gesetzgebende Körper über die einzelnen Budgets nach Abschnitten stimmen dürfe. Da jedoch der Kaiser diese Concession versprochen habe, so möge es dabei sein Bewenden haben.

So weit und nicht weiter äußert Herr Fould seine Gedanken. Er will der Verschleuderung der öffentlichen Gelder ein Ziel setzen und dem Ruine des öffentlichen Credits vorbeugen. Zu diesem Zwecke soll keine Ausgabe mehr gemacht werden dürfen, bevor die Mittel dazu von dem gesetzgebenden Körper bewilligt sind. Der Kaiser entsagt der Befugniß, ohne Mitwirkung der Volksvertretung Ausgaben für Krieg oder Frieden zu decretiren. Die Controle der Volksrepräsentation, bisher eine Täuschung, soll eine Wahrheit werden. — Wird diese, von Herrn Fould zur Rettung des Staates aus einer schweren, Verderben drohenden Krise angerathene Concession des demokratischen Gewalthabers an das constitutionelle Princip die gewünschte Wirkung haben? Nach unserer Ansicht hängt dies zunächst von dem Verhalten des gesetzgebenden Körpers ab. Wenn dieser in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung aus vermeintlichen Anhängern und Werkzeugen der kaiserlichen Regierung während der letzten Session bereits Symptome einer unbequemen Neigung zur Opposition kund gegeben hat, so dürften neue Wahlen der öffentlichen Unzufriedenheit einen stärkern Ausdruck verleihen. Bei den Debatten im letzten Frühjahre — das Decret vom 24. November v. J. hatte Redefreiheit gewährt — war die Lage der Finanzen eben so wahr und düster geschildert, Abhülfe nicht minder dringend gefordert worden, wie in der Denkschrift des Herrn Fould. Zu entsprechenden Beschlüssen jedoch hatte sich die Versammlung nicht erheben können. Soll aber die kaiserliche Entschließung des Verzichts auf eine gefährliche Prärogative etwas mehr als eine Redensart sein, so muß das Budget einer aus neuen, von den Präfecten nicht beeinflußten Wahlen hervorgegangenen Repräsentation vorgelegt werden. Es kann aber eine wirksame Controle des Staatshaushalts von den Ständen nur geübt werden, wenn sie sich auf die öffentliche Meinung stützen, wenn das Budget nicht allein in der Kammer, sondern auch in der Presse frei erörtert werden kann, wenn nicht mehr, wie vor Kurzem geschehn, eine Zeitschrift wegen einer Darlegung des Staatshaushalts, die an Schärfe die Fould'sche Denkschrift lange nicht erreichte, eine Verwarnung erhält. Neue Wahlen und freie Presse müssen dem Beschlusse, welchen der Senat in der nächsten Woche zu fassen haben wird, auf dem Fuße folgen, sonst wird man ihn nicht als den Ausgangspunkt für die Besserung der Finanzen, sondern nur als eine neue Täuschung zu betrachten haben.

Herr Fould will das ordentliche Budget erhöhen, um die nachträglichen Bewilligungen zu vermeiden; er wird auch auf die Verminderung des Deficits von mehr als 1000 Millionen Franken Bedacht nehmen. Was er in dieser Beziehung zu thun gedenkt, hat er nicht angegeben. Will er eine Anleihe machen, neue Steuern einführen, die bestehenden erhöhen, Ersparnisse vorschlagen? Wahrscheinlich werden die Verhandlungen im Senate den Minister veranlassen, sich über seinen Plan zu äußern. Einstweilen sind Gerüchte aller Art im Umlauf. Man spricht von einer großen Anleihe, von einer Steuer auf Zündhölzchen, auf Piano's, von Entwaffnung. Niemand kann errathen, wie man ohne solche Hilfsmittel und Anordnungen das Deficit beseitigen, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herstellen könnte. In der Presse sind die Regierungsorgane den Gerüchten über eine Anleihe und über neue Steuern nicht mit der Entschiedenheit entgegengetreten, wie den Gerüchten von Ersparnissen an dem Aufwande für Heer und Flotte, und dieser Umstand ist ganz geeignet, die Erwartungen, welche die Denkschrift des Herrn Fould etwa erregt haben könnte, zu dämpfen. Für Napoleon ist die Militärfrage keine geringe Verlegenheit. Die Armee auf ihrem gegenwärtigen Stande, die fortgesetzten Rüstungen der Land- und Seemacht erdrücken die Finanzen, beunruhigen Europa, führen schließlich zu einer Coalition. Es ist dies eine finanzielle und politische Gefahr. Eine Verminderung des Heeres im gegenwärtigen Augenblicke ist eine sociale Gefahr. Einhunderttausend Männer, die an ihren Herd zurückkehren, wollen Arbeit haben. Sie finden aber zu Hause andere Hunderttausend, die ebenfalls Arbeit suchen und gegenwärtig nicht finden. Sie vermehren daher die Zahl der brodlosen Arbeiter, und führen ihnen ein Element zu, welches lieber sich schlägt als hungert. Wir behalten uns vor, auf diesen für Frankreich nicht allein, sondern für den Haushalt aller europäischen Staaten wichtigen Gegenstand zurückzukommen, sobald die Vorlagen an den Senat bekannt sein werden. Einstweilen liegt in dem Verzichte des Kaisers der Franzosen auf das Recht, Ausgaben durch Decrete ohne Bewilligung der Kammer anzuweisen, noch keine Beruhigung über seine etwaigen Absichten in Bezug auf Krieg und Frieden, namentlich für Preußen und seine deutschen Verbündeten kein Grund, die Stärkung ihrer Wehrkraft für überflüssig zu halten. K. M.

Die deutschen Rolandsbilder.

Der nachstehende Aufsatz ist ein Auszug aus dem soeben erschienenen dritten Bande von Zöpfl's „Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts" *) einem Werke, welches wir damit allen Freunden einer gründlichen Kunde altdeutscher Rechtsansichten und Rechtsgebräuche bestens empfohlen haben wollen.

In einer großen Anzahl norddeutscher Orte, von Thüringen bis nach Schleswig-Holstein und von der Nordsee bis nach Pommern und Westpreußen hinauf treffen wir noch Rolandsbilder. Mit ernstem königlichen Antlitz und dem strengen Blick des Richters, das Schwert in der Rechten, schauen die steinernen Riesen der Vorzeit auf das Treiben moderner Märkte herab, dem früheren Geschlecht ein Palladium, dem jetzigen ein Räthsel. Lange hat sich die Wissenschaft bemüht, den Sinn des geheimnißvollen Bildes zu finden, aber die Ansichten sind sehr abweichend, viele offenbar irrig, andere mindestens von zweifelhafter Berechtigung. Der Verfasser obigen Werkes versucht nun durch Vergleichung der verschiedenen Rolande und der von ihnen vorhandenen Nachrichten die wirkliche Bedeutung dieser Wahrzeichen zu entdecken und das Unechte von dem Echten und Ursprünglichen zu scheiden, und er kommt damit zu nachstehenden Ergebnissen.

Die ersten Rolandsbilder sind in der Zeit der Ottonen errichtet worden, welche, auf der durch Karl den Großen geschaffnen Grundlage des Reichs fortbauend, das Christenthum namentlich im Norden, wo es erst schwache Wurzeln geschlagen, verbreiteten und die deutsche Herrschaft in früher wendischen Gegenden befestigten. Bremen hatte aller Wahrscheinlichkeit nach schon im elften und sicher bereits lange vor Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, Halle jedenfalls schon geraume Zeit vor dem vierzehnten einen Roland, und im fünfzehnten wird das häufige Vorkommen solcher Bilder in Niedersachsen und der Mark bei den Schriftstellern als allgemeine Thatsache und in einer Weise erwähnt, aus welcher erhellt, daß dieselben in den betreffenden Orten bereits seit uralter Zeit standen.

Die Striche, in denen die Rolande vorkommen, zerfallen in drei Grup-

*) Der vollständige Titel ist: Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts. — Studien, Kritiken und Urkunden zur Erläuterung der deutschen Rechtsgeschichte und des praktischen Rechts von Dr. Heinrich Zöpfl, Hofrath und Professor des Staatsrechts in Heidelberg. Dritter Band. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung. 1861.



den, die sämmtlich Länder sind, von denen aus die germanische Herrschaft und das Christenthum von den Zeiten Karls des Großen an nach Norden vordrangen und unter den Ottonen sich befestigten. Der erste dieser Kreise findet sich an den Küsten der Nordsee, wo Hamburg und Bremen die Punkte bildeten, an welchen die Hebel zur Unterwerfung und Bekehrung des transalbingischen Sachsen- und Wendenlandes Holstein angesetzt wurden. Den zweiten Kreis bildet das Gebiet des Erzbisthums Magdeburg, zu welchem die Rolandsbilder im Saalgau, in der Altmark, in Thüringen und Meißen gehören, wo es ebenfalls eingedrungene Slaven zu unterwerfen galt. Die dritte Gruppe endlich umfaßt die Rolande im Brandenburgischen, in der Priegnitz und der Ucker- und Neumark, die unter den Askaniern errichtet wurden. Letztre waren ein streitfertiges und bildsames, unaufhörlich erwerbendes und zugleich freigebiges Geschlecht, auf dessen Spuren allenthalben Leben sproßte, und unter dem das sächsische Recht sich über weite Kreise Eingang verschaffte.

Das Material der Rolandsbilder war in der ältesten Zeit unzweifelhaft Holz. Noch finden sich solche hölzerne Rolande zu Nordhausen, Calbe, Zehden und Potzlow, und mit Bestimmtheit weiß man, daß auch die Rolande zu Burg, Belgern, Halle, Magdeburg, Prenzlau, Bramstedt und Wedel (letztere Orte liegen in Holstein) ursprünglich von Holz waren und erst spät durch Steinbilder ersetzt wurden. Bei der Ausführung wurde nicht sowol an Befriedigung des ästhetischen Sinns, als vielmehr daran gedacht, durch eine rüstige Gestalt zu imponiren, den Eindruck des Gewaltigen und Schreckhaften zu machen. Die durchschnittliche Größe der Statuen scheint 13 bis 14 Fuß gewesen zu sein, doch sind die in Perleberg, Wedel, Bremen und namentlich der in Belgern, welcher bei einer Höhe von 9 Ellen 8½ Zoll wol der kolossalste ist, beträchtlich größer.

Was den Typus betrifft, so stellen alle Rolande einen aufrechtstehenden bewaffneten Mann in ernster gebietender Haltung, viele einen jugendlichen bartlosen Mann dar, und zwar haben letztere wol die ursprüngliche Form am meisten bewahrt, da es unter den Ottonen Sitte der sächsischen Vornehmen war, das Gesicht bartfrei zu halten. Das Haupthaar erscheint bei allen voll und lockig, die Augen groß und mehr rund als eiförmig, wie man dies regelmäßig bei Bildnissen und auf Münzen aus dem zehnten Jahrhundert findet. Das Haupt ist in der Regel unbedeckt, doch tragen zwei Rolande, der zu Wedel und der zu Nordhausen, eine Königskrone, andere einen Fürstenhut, eine Bischofsmütze oder einen Helm. Zöpfl hält die Bedeckung mit der Königskrone für die ältere Form, und Fürstenhut, Bischofsmütze, Helm u. s. w. für Umgestaltungen einer späteren Zeit, die den Sinn des Bildes nicht mehr verstand. Die baarhäuptigen Rolande erklärt er sich daraus, daß die Kronen

derselben nicht aus einem Stück mit dem Bilde, sondern aufgesetzt waren und nicht als wesentliches Attribut galten. Die Bildung ist verschieden, viele Rolande tragen den Ritterharnisch des funfzehnten Jahrhunderts, einige römische Tracht. Den ältesten Typus in dieser Beziehung zeigt der Roland von Halle, den gegenwärtig noch die kaiserliche Tunica schmückt, welche sich auf Bildnissen und Siegeln aus der ottonischen Zeit findet. Die Füße sind mit alleiniger Ausnahme des Rolands zu Belgern, welcher in voller Rüstung, aber baarfuß ist, bekleidet. Einige tragen Handschuhe, wie z. B. der von Bremen. Nie oder nur bei zufälliger Verstümmlung oder absichtlicher Abweichung von der Urform fehlendes Attribut des Roland ist das große, grade und entblößte Schwert, welches er meist in steifer Haltung oder etwas schräg, wie die alten Königsbilder, in der Rechten trägt, und welches, wie bekannt, das Symbol hoher obrigkeitlicher Gewalt und insbesondere königlicher Blutgerichtsbarkeit ist. Einen Schild haben die Statuen aller Wahrscheinlichkeit nach in der ältesten Zeit nicht gehabt, und wo derselbe hinzukam, geschah es in Folge der hohen Bedeutung, welche sich mit dem kaiserlichen Schilde als einem uralten, zur Gerichtsverfassung in unmittelbarer Beziehung stehenden Symbole schon vor der Periode der Ottonen verband. Ein Schild mußte aufgehängt oder aufgestellt sein, wo ein echtes Ding (Gericht) unter Königsbann gehalten werden sollte.

Reitende Rolande hat es nie gegeben. Der zu Magdeburg ist ein Standbild Otto's des Ersten, in dessen Nähe bis zur Zerstörung der Stadt durch Tilly ein echtes Rolandsbild stand, der zu Neuhaldensleben eine Statue Heinrich's des Löwen. Die Embleme, die sich an einigen Rolanden fanden oder noch finden, weisen beinahe sämmtlich mehr oder minder deutlich darauf hin, daß die Statue in späterer Zeit als Symbol der bürgerlichen Gerichtsbarkeit aufgefaßt wurde.

Insgemein ist dem Roland sein Standort auf dem Marktplatz der Städte und Ortschaften vor dem Rathhaus, dem Schöppen-, Kauf- oder Gildehaus angewiesen worden, was deutlich darauf hinweist, daß er mit gewissen Gerechtsamen der Gemeinden in Verbindung steht. Da die Kirchhöfe regelmäßig die Marktplätze wurden, wenn der Ort Stadt- oder Marktrecht erhielt, und da bekanntlich auf den Kirchhöfen, als den größten, wo nicht einzigen freien Plätzen im Mittelalter auch die Gerichtsversammlungen gehalten wurden, so ist zwischen den seltnen Angaben, welche die Aufstellung eines Rolands auf einem Kirchhof erwähnen, und den zahlreichen Nachrichten von Aufrichtung solcher Statuen auf Marktplätzen wol keine wesentliche Verschiedenheit zu erkennen.

Fragen wir nun nach der Bedeutung unserer Bilder, so müssen wir von Thatsachen ausgehen, die unzweifelhaft feststehen. Eine solche ist wirklich

vorhanden, und zwar ist es die Thatsache, daß vor dem Roland unter freiem Himmel, auf dem Markt Gericht gehalten zu werden pflegte. Wir haben zahlreiche Nachrichten, daß vor ihnen Blutgerichte gehegt, Todesurtheile gefällt, ja mitunter selbst Hinrichtungen vollzogen wurden, daß vor ihnen Urfehde geschworen, Verbrecher an den Pranger gestellt, Jahrmarktsstreitigkeiten geschlichtet, Versteigerungen vorgenommen und wegen Mangel am Gewicht polizeilich confiscirte Brote öffentlich verkauft wurden. Bei den mittelalterlichen Gerichten wurde ein Pfahl oder Baum aufgestellt, an dem ein Schild und ein Schwert als Wahrzeichen der in Thätigkeit getretenen richterlichen Autorität aufgehangen waren. An die Stelle dieses nackten Pfahles trat später in vielen Orten ein Bild, dem das Schwert in die Rechte, und der Schild in die Linke gegeben wurden, welches aber nicht als Zeichen des erwachten Kunstsinns, sondern, wie zu zeigen sein wird, als Bild einer bestimmten Person zu betrachten ist. Die Rolande waren zunächst Gerichts- oder Blutsäulen, d. h. Zeichen der Gerichtsbarkeit über Hals und Hand, woraus indeß noch nicht folgt, daß die Gerichtsbarkeit, deren Zeichen sie waren, in dem betreffenden Orte der Stadtbehörde zustand, sondern nur, daß in dem Orte ein Blutgericht gehalten werden konnte.

Dieselbe Thatsache, die uns nöthigt, den Roland als Gerichtssäule anzuerkennen, nämlich seine Aufstellung auf dem Marktplatz, läßt uns auch eine zweite Beziehung des Bildes, die zu dem Marktrechte erkennen, welches nach mittelalterlicher Vorstellung einer Stadt nie fehlen durfte und außerdem vielen Ortschaften durch kaiserliche Privilegien verliehen wurde. Diese Beziehung kann neben der vorigen nicht bloß sehr wohl bestehen, sondern die Verleihung des Marktrechts an einen Ort wurde sogar häufig Veranlassung, dem betreffenden Orte oder dessen Herrn auch die Gerichtsbarkeit zum Behuf der Erhaltung des Marktfriedens zu übertragen.

Ferner ergibt sich aus dem Umstand, daß der Roland stets auf dem Markt und zwar vor dem Rathhaus des Ortes steht, die dritte allgemeine Bedeutung des Bildes, nach welcher dasselbe eine Mundatssäule, d. h. ein Zeichen war, daß die Stadt oder das Dorf aus dem bisherigen Leibeigenschaftsverband entlassen, von der Gerichtsbarkeit der gemeinen Land-, Zent- und Fehmgerichte befreit und für die Gemeinde ein eignes mit Schöffen aus der Bürgerschaft besetztes Gericht bestellt sei. In diesem Sinne erhielt also jeder derartige Ort eine Immunität, welche vor der Entwickelung der Landeshoheit und der damit gleichen Schritt haltenden Abschwächung der Reichsgewalt nur vom Kaiser oder König zu erlangen war, daher sie auch die Königsfreiheit hieß. Daß den Rolandssäulen auch dieser Charakter zukam, ist um so begreiflicher, als die meisten Orte, wo sich deren befinden, und namentlich diejenigen, welche um die Ehre streiten können, die Wiege des Ro-

landsbildes gewesen zu sein: Hamburg, Bremen und Magdeburg, ursprünglich bischöfliche „Villae“ also „Immunitates“ im engsten Sinne, sogenannte Mundaten oder Freiungen waren, ein Charakter, der sich ebenso für die holsteinischen Rolandsorte Wedel und Bramstedt, wie für die im Magdeburgischen, Meißnischen und Brandenburgischen noch heute großentheils nachweisen läßt. Andere Orte dieser Art waren alte Königsgüter, nur wenige Villae oder Dinghöfe weltlicher Grundherrn, und selbst von diesen dürfte sich nachweisen lassen, daß sie ursprünglich in geistlicher Hand waren.

Die genannten Privilegien waren ursprünglich nicht den Bürgern, sondern den bischöflichen Herrn der Städte verliehen. So wie sich aber das städtische Leben weiter entwickelte, die Bürger reich und mächtig wurden, was in den großen Handelsstädten am Rhein und der Nordsee schon in sehr früher Zeit der Fall war, und andererseits die Städteherren die Bürger zu allerhand Lasten herbeizuziehen anfingen, begann ein Kampf zu dem Zwecke, jene Privilegien als Rechte der Bürgerschaft in Besitz zu nehmen, und was sich dem Bischof nicht in Güte oder durch Aufstand nehmen ließ, das suchte man vom König unmittelbar gegen Gewährung von Beihilfe an Geld oder streitbarer Mannschaft zu erhalten. Daraus entwickelte sich allmählig ein höherer Begriff reichsstädtischer Freiheit, und so kam es, daß auch die Rolande eine andere Bedeutung, die nämlich von Zeichen einer vollen, nur durch die Macht des Königs begrenzten Autonomie, oder von Wahrzeichen der Reichsunmittelbarkeit der Städte erhielten, in denen sie standen. Indeß ist diese Bedeutung nie eine allgemeine geworden, sondern beschränkt sich auf die Orte, welche sich in dem Streit mit ihrem Bischof wirklich in dem gedachten Besitz behaupteten.

In den kleinern Ortschaften bedeuten sie lediglich, daß in denselben ein Blutgericht über die Ortsangehörigen und die im Orte begangenen Verbrechen gehalten werden konnte (wobei ohne Zweifel vor Besetzung der Gerichte mit gelehrten Richtern die Gerichtsbeisitzer aus den Ortseingesessnen genommen wurden) und daß der Herr des Städtchens oder Dorfes für dasselbe eine Freiung und ein Marktrecht erworben hatte.

Wir haben im Vorhergehenden nach Zöpfl zu zeigen versucht: daß sich bei den Rolandsbildern ein bestimmter Typus nachweisen läßt, dann, daß dieselben durchgängig Wahrzeichen von drei Gerechtsamen sind, welche von den ersten Zeiten der Städtegründung in Deutschland, d. h. von den ersten Zeiten der Kaiser aus dem sächsischen Hause an, das juristische Wesen einer Stadt ausmachten, nämlich das Recht, ein Gericht in der Stadt zu haben, das Marktrecht und die Freiung von der Gerichtsbarkeit des auswärts tagenden Land-, Zehnt- und Fehmgerichts. Bringen wir diese Ergebnisse mit einander in Verbindung, so ist kaum noch zu zweifeln, daß der Roland ursprünglich

ein Kaiserbild war, und zwar ein solches, das den Kaiser als Richter vorstellte. Krone und Dalmatika, Talar und Mantel und der Adler, wenn sie auch in Folge der vielen Willkürlichkeiten, welche sich das Bild bei seinen häufigen Erneuerungen im Lauf der Jahrhunderte gefallen lassen mußte, nur noch bei einzelnen Rolanden vorkommen, können nur auf einen deutschen Kaiser oder König bezogen werden. Das blanke Schwert aber, welches niemals fehlt, wo der Urtypus in neuern Umbildungen nicht absichtlich verlassen worden ist, die zahlreichen Embleme auf den Fußgestellen und die Aufrichtung des Bildes auf dem Platz, wo das Gericht gehalten wurde, deuten unwidersprechlich auf den Richter. Und mit diesen Symbolen steht auch die Idee der Rolandssäule im Einklang. Nur vom Kaiser konnte die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand erworben werden; denn er war oberster Richter und Quelle aller Gerichtsbarkeit, und nur er konnte Marktrecht verleihen und Freiung gewähren. Was lag also näher, als sein Bild in dem Orte aufzustellen, der durch seine Gnade die größte Wohlthat und die höchste Stufe der bürgerlichen und politischen Stellung erlangt hatte, welche eine Ortsgemeinde in der Zeit vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert zu erreichen wünschen konnte?

Der Roland ist aber nicht bloß ein Kaiserbild, sondern das Bild eines bestimmten Kaisers. Die Bildschnitzerei des deutschen Mittelalters schuf im Allgemeinen keine allegorischen Figuren, und so wie die kirchliche Kunst nie versuchte einen Heiligen überhaupt darzustellen, sondern nur einen bestimmten Heiligen bildete, so kann man im Allgemeinen auch annehmen, daß es ein bestimmter deutscher König war, der in den Rolandssäulen anfänglich wiedergegeben wurde. Sind die Rolandssäulen aber sehr wahrscheinlich zuerst in der Periode der Ottonen aufgerichtet worden, so ergibt sich von selbst, daß wir das Urbild derselben unter den drei Herrschern dieses sächsischen Hauses zu suchen haben, und wirklich tritt uns aus demselben ein König entgegen, in dessen Charakter sich viele Momente vereinigen, welche begreiflich machen, wie gerade ihm Bildnisse gesetzt werden konnten, welche die oben bezeichnete juristische Bedeutung des Bildes im vollsten Einklang mit seiner Individualität erkennen lassen — Momente, die wir bei keinem andern Kaiser oder König vor oder nach ihm antreffen. Diese königliche Persönlichkeit ist Otto der Zweite oder, wie ihn die Urkunden oft bezeichnen „der rothe König Otto.“ Wo irgend eine Rechtsentwickelung in den sächsischen Gegenden, insbesondere in den Sprengeln der Erzbischöfe von Magdeburg und Hamburg, vor sich ging, findet man diesen König dabei thätig. Er beschenkte Magdeburg mit verschiedenen Privilegien und Freiheiten und namentlich mit einem Obergericht, richtete in Halle einen Dingstuhl ein und bestätigte und mehrte die Rechte, welche sein Vater den Städten des Erzbischofs von Hamburg und des Bischofs von Bremen ver-

lieben hatte. Er war eben so beliebt beim Volk wie bei der Geistlichkeit. Er spielt ferner eine hervorragende Rolle in den Rechtssagen, die sehr Vieles, was später für die Gesetzgebung und die Organisation des Rechts geschah, auf ihn zurückführen. Es ging ferner in Magdeburg die Sage, daß der dortige Roland das Bild Otto's des Rothen sei, und man darf darauf die Vermuthung bauen, daß alle Rolande in den Orten, die von Magdeburg ihr Recht holten, wie Halle und die Städte in Sachsen und den Marken, nur Wiederholungen jenes Königsbildes waren, welches sie in der Mutterstadt ihres Rechts fanden, wo die glänzendste königliche Pfalz auf sächsischer Erde und ihr höchster Stuhl stand. Von besondrer Wichtigkeit aber ist für unsere Beweisführung der Ausdruck „rother König.“ Derselbe ist nicht von der Gesichtsfarbe, nicht von Haar oder Bart und ebenso wenig davon hergenommen, daß Otto der Zweite viel Blut in Schlachten vergossen, sondern bezieht sich auf etwas ganz Anderes. Roth ist die Farbe des Blutgerichts, roth der Mantel des Königs als obersten Richters, roth der Blutschild und die Blutfahne als Zeichen des Blutbanns, rothe Thürme heißen die Gefängnisse, in denen die auf Leib und Leben Angeklagten verwahrt wurden, rothe Binden trugen die Richter des Wassergerichts in der Wetterau, rother Karren hieß in Frankfurt a. M. der Wagen, auf dem bei Auspfändungen die weggenommenen Möbel fortgeschafft wurden, ebendaselbst trug der oberste Richter bei der Hinrichtung eines Missethäters einen rothen Mantel und einen Scepter von gleicher Farbe. Auf rothen Bänken ferner saßen Richter und Schöffen beim Blutgericht, rothe Erde hieß nicht bloß bei den westfälischen Fehmgerichten die Stätte, wo über todeswürdige Verbrechen gerichtet wurde. Roth endlich ist die Farbe der Juristenfacultät. Kann hiernach, und wenn man noch anerkennen muß, daß der Rau- oder Rugraf nichts Anderes als ein Rothgraf, ein Blutrichter ist, noch zweifelhaft sein, daß unter einem „rothen König“ ein solcher zu verstehen ist, der streng auf Handhabung der Gerechtigkeit hält, mit starker Hand den Landfrieden schützt, unnachsichtlich im Blutgericht die Landfriedensbrecher zur Strafe bringt und dadurch der Wohlthäter seines Volks, insbesondere der Bürger und Bauern wird? Daß aber Otto der Zweite ein solcher Herrscher war, bezeugt die Geschichte.

Der Name Roland oder richtiger Ruland, den die Bilder tragen, ist nicht von der Ruhe, die durch fleißige Handhabung des Rechts und Gesetzes im Lande erhalten wird, und ebensowenig davon, daß die Rolandsbilder an Orten standen, wo Rügen, d. h. Criminalgerichte gehalten wurden, sondern von Rothland abzuleiten, ein Wort, welches dasselbe wie „rothe Erde“ besagt, eine Rothlandssäule somit eine auf der Blutgerichtsstätte errichtete, als Wahrzeichen des Gerichts aufgestellte Bildsäule, also grammatisch genau dasselbe, als was wir den Roland oder Ruland aus rechtsgeschichtlichen Gründen er-

kennen mußten. Da nun aber das auf dem rothen Land aufgestellte Bild nicht nur Gerichtssäule, sondern Symbol der gesammten städtischen Berechtigungen war, so war es, Alles in eine Bezeichnung zusammengefaßt, auch Wahrzeichen des Weichbildrechts.

Der scharfe Gegensatz, in welchem Otto der Zweite zum Heidenthum als dessen Zerstörer in Norddeutschland stand, scheint zwar jede Beziehung der Rolande als seiner Bildsäulen zum Heidenthum auszuschließen. Nichtsdestoweniger aber knüpft sich an diese Bilder eine Reihe von Gebräuchen und Sagen, welche deutlich das Gepräge ihrer Abstammung aus dem alten deutschen und slavischen Heidenthum an sich tragen und den Roland als den Gegenstand eines gewissen Cultus erscheinen lassen. So sehen wir, daß in Neuhaldensleben bei Hochzeiten der Zug vor dem Roland anhält und einen Tanz aufführt, und daß in Bramstedt die Braut, die von auswärts kommt, dreimal um den Roland herumgefahren wird. So erzählt ferner die Sage von Wedel, daß der Knecht, der mit seinem Wagen den Pastor Rist zur Mitternachtsstunde zu einem Kranken abholen sollte, vorerst dreimal um den Roland fuhr, um eine glückliche Fahrt zu haben. So finden wir, daß in Halle der Burgvogt von Magdeburg feierlich den Roland umritt, um von dem Gericht Besitz zu nehmen, daß früher in Halle alljährlich ein Frontanz vor dem Roland aufgeführt wurde, und daß in mehren Städtchen der Ditmarsen noch jetzt ein Rolandsreiten stattfindet, ein Fest, das mit der feierlichen Umführung eines Rolandsbildes beginnt. Aus diesen und andern Umständen ersehen wir, daß es dem Rolandsbild, welches, wie wir bemerkten, mit der Christianisirung des nördlichen Deutschland in Beziehung steht, ähnlich ergangen ist, wie den christlichen Heiligenbildern. Wie auf diese wurde auch auf jenes manche Vorstellung und Sitte übertragen, die früher an dem Symbol des heidnischen Göttercultus, nämlich an dem heiligen Baum oder Baumstumpf haftete. Das Rolandsbild ging aus dem Schwert- oder Schildpfahl hervor, und dieser war nichts Anderes als der Baumstumpf, den man an solchen Gerichtsstätten aufrichtete, wo man keinen lebenden Baum von entsprechendem Alter, keine Linde, Tanne oder Eiche von ausgezeichneter Größe haben konnte, an der man das Wahrzeichen des Gerichts, Schwert oder Schild hätte aufhängen können. Die ältesten Gerichte, namentlich die Blutgerichte hingen eng mit dem religiösen Cultus, dem blutigen Opferdienst zusammen. Da wo das Blut der Opfer floß, vor dem heiligen Baum, dem Schwert- oder Schildpfahl, war schon in uralter Zeit das Blutland, die rothe Erde, das Roth- oder Ruland, und diese Bezeichnung verblieb dem Platze des Blutgerichts, nachdem die blutigen Opfer zu Ehren der Götter aufgehört hatten und der alte heilige Baum oder Baumstumpf nur noch als Gerichtsbaum fortbestehen konnte. Blutig aber war das Gericht der alten Deutschen schon deshalb, weil in heidnischer Zeit in allen

wichtigeren Sachen der Kampf das Hauptbeweismittel der Schuld oder Unschuld und der Kampf wieder mit einem Stieropfer verbunden war, welches dargebracht wurde, um den Sieg zu erflehen oder für denselben der Gottheit zu danken. Diese Wechselbeziehung von Göttercultus und Gericht, Opferbaum, Schwert- und Schildpfahl, Kampf, Hinrichtung und Opfer erschließt uns nun auch bis zu einem gewissen Grade die Erkenntniß des Heidengottes, welcher als der kampfrichtende Gott unter den Symbolen des Baumstumpfes, des Schwertes und des Schildes der Vorläufer des Roland war, und dessen Feste nach dem Untergang des Heidenthums auf letztern übertragen wurden. An die heilige Holzsäule, an das Symbol des Schildes und namentlich des Schwertes knüpfen sich Götternamen an, und wenn auch die Attribute der deutschen Götter schwanken, local der eine Gott dem andern substituirt oder mit ihm verschmolzen wird, so haben wir doch genügende Nachrichten, um einiges von dem Regelmäßigen unter den Abweichungen herausfinden zu können. Sehr wahrscheinlich war die Irmensäule ein solcher Baumstumpf, und mit ziemlicher Gewißheit darf man annehmen, daß sie ein Schwert, das Symbol des Kampfgottes Er oder Zio trug. Ein andrer Baumstumpf dieser Art war der Weidenstock im Welfesholz, bei dem im Jahre 1115 die Sachsen den Kaiser Heinrich den Fünften besiegten, und der bei dieser Schlacht den Kriegsruf „Jodut" erhoben haben soll. In welcher Weise Zöpfl auch andere Götter, wie Wuotan, Fro und den slavischen Chrodo (dessen Name ebenfalls auf die rothe Farbe hinweist) mit seiner Beweisführung in Verbindung bringt, müssen wir den Leser in dem Werke selbst nachsehen lassen.

Das Ergebniß der ganzen Betrachtung, welcher der Verfasser eine ausführliche Untersuchung der einzelnen in Norddeutschland zerstreuten Rolandsbilder folgen läßt, faßt sich in nachstehende Sätze zusammen:

„Die in den Ländern des sächsischen Rechts und überhaupt von Nordthüringen bis an die Nordgrenzen von Holstein verbreitete Rulands- oder Rothlandssäule ist ursprünglich und ihrem eigentlichen Wesen nach ein Königsbild und zwar das Bildniß des rothen Königs Otto. Sie vereinigt in sich die dreifache Bedeutung einer Blutgerichts-, Markt- und Mundatssäule, woran sich mitunter eine vierte Bedeutung als Wahrzeichen der Reichsunmittelbarkeit einer Stadt schloß. Allmählig wurde ihr fast überall die Eigenschaft eines Standbildes des karolingischen Paladins Roland beigemessen und dadurch das Verständniß ihrer Bedeutung getrübt. Mitunter wurde ihr das Standbild Karls des Großen oder eines mächtigen Landesherrn, wie Heinrich der Löwe, untergeschoben. An einigen Orten sank der Ruland bis zum städtischen Schildhalter herab."

„Auf die Rulandsbilder sind mancherlei Gebräuche und Sagen übertragen worden, welche theils an den Schwertgott Tyr, Ziu oder Er, theils an

den Fro, den Freyr und Chrodo, ja selbst an den Wuotan erinnern, woraus abermals hervorgeht, daß die Rulandsbilder kurze Zeit nach der Zerstörung des Heidenthums durch König Otto den Zweiten entstanden sein müssen, daß aber in einer etwas spätern Zeit auch umgekehrt der Name des Ruland auf einen oder den andern der gestürzten Heidengötter zurückbezogen und dadurch Verwirrung in die Sagen gebracht worden ist."

Aus dem Leben der Hindu.

2.

Die Missionäre machen unter den Hindus keine besonders glänzenden Geschäfte. Aber die Regierung der Europäer ist in anderer Beziehung in hohem Grade segensreich für die Cultur gewesen. Sie hat die Sitte der Wittwenverbrennungen so gut wie ganz ausgerottet und selbst die Herrscher der entlegensten Hindustaaten vermocht, sie im Bereich ihres Regiments zu verbieten. Sie hat die Sklaverei untersagt und die Verehrer der Göttin Kali, welche den Reisenden auflauerten und sie durch Erwürgung ihrer Gottheit opferten (die Thugs) genöthigt, von ihrem gräßlichen Cultus abzustehen. Sie hat unter den Chonds im Gebirge die Menschenopfer unterdrückt und die über ganz Indien, besonders aber unter den Radschputen verbreitete Sitte, alle Neugebornen weiblichen Geschlechts zu tödten, energisch bekämpft und durch geeignete Maßregeln wo nicht völlig ausgerottet, doch sehr wesentlich beschränkt.

So unnatürlich es scheint, daß Eltern sich mit dem Blut ihrer Kinder beflecken, ist dieses Verbrechen wie unter den Westasiaten des Alterthums (die Molochsopfer der Phönicier, Israeliten und Karthager), so auch im Osten Asiens und namentlich in Indien sehr häufig. Früher wurden Tausende von Kindern den Flußgöttern Ganga und Dschamna, in unsern Tagen ebenso viele dem Hochmuth der Eltern geopfert, der in den vornehmen Klassen besonders stark hervortrat. Der Hindu glaubt nicht an weibliche Ehre und Tugend, es erscheint ihm undenkbar, daß ein erwachsnes weibliches Wesen, das durch die Umstände genöthigt wird, ohne Gatten zu bleiben, im Stande sei, seine Tugend zu bewahren, und da es bei mehren Stämmen Sitte ist, den Töchtern eine unverhältnißmäßige Aussteuer mitzugeben und große Summen verschlingende Hochzeitsfeierlichkeiten zu veranstalten, so tödtet man lieber die neuge-

bornen Mädchen, als daß man sich durch ihre spätere Verheirathung ruinirt oder sie sich zur Schande aufzieht. Das Leben des Weibes war bis vor wenigen Jahren besonders unter den Radschputen eine Kette von Leiden. Jede ihrer Lebensstufen war vom Todesengel bedroht. Sobald das kleine Mädchen sein Auge dem Tageslicht öffnete, drohte ihm Vergiftung oder Ertränkung; sobald es, verheirathet, Wittwe wurde, zwang es die Sitte, den Scheiterhaufen zu besteigen, und in der Zwischenzeit hing seine Existenz vom Waffenglück ab, da der Radschpute nach verlorner Schlacht seine Frauen eher vernichtete, als sie in Gefangenschaft gerathen ließ. Der Radschpute, jedes heirathsfähige Mädchen, wenn sie nicht Gattin wird, für entwürdigt haltend, sucht eifrig nach einem Mann für sie, der seiner Kaste angehört und wo möglich höher steht als er selbst. Einen solchen zu finden fällt ihm oft schwer, vorzüglich wenn er zu dem vornehmern Theil des Volks zählt; denn der hohe Rang des Schwiegersohns ist theuer zu bezahlen. So hat er nur zwischen bedeutenden Ausgaben, Entwürdigung oder Tod zu wählen, und nur zu oft entschließt er sich zu letzterem.

Der Hindustamm der Rajekumars zog zuerst die Aufmerksamkeit der britischen Behörden in dieser Hinsicht auf sich. Aber bald entdeckte man, daß auch andere Stämme das Verbrechen des Kindsmords häufig begingen und daß in ganz Guzerat und Kutsch nur wenige diesem Gebrauch nicht huldigten. Unter den Jharijahs fanden sich vor fünfzig Jahren nur zwei Häuptlinge von Bedeutung, die ihre Töchter am Leben ließen. Dieser Stamm zählte damals 125,000 Köpfe, und man berechnete, daß in ihm jährlich gegen achttausend Mädchen getödtet wurden. Wenn in frühern Zeiten einem Häuptling der Jharijahs ein Mädchen geboren wurde, so wandte sich derselbe an den Familienbrahmanen und bat ihn, sich nach einem passenden Gatten für dieselbe umzusehen. Der Priester wanderte weit umher und bemühte sich nach Kräften. Wenn er aber unverrichteter Sache heimkehrte, so sagte er zu dem Vater: „Da es gegen unsre Religionsgesetze ist, daß du deine heranwachsende Tochter in deinem Hause beherbergst, so werde ich sie mit mir nehmen und verbrennen (!), doch nur unter der Bedingung, daß du mir gelobst, wenn dir wieder ein Mädchen geboren wird, es gleich nach der Geburt zu tödten. Thust du dies nicht, so soll Unheil über dein Haus kommen."

Später gab man sich nicht so viel Mühe mehr, und die kleinen Wesen wurden in der Regel gleich von den Müttern selbst getödtet. An einigen Orten erdrosselte man sie, an andern grub man sie in die Erde oder ertränkte sie in Milch, wieder anderswo vergiftete man sie mit Opiumpillen. Die Väter sagten, es ist eine Sache der Weiber und der Kinderstube, um die wir uns nicht kümmern. „Wie kann es schwer sein, einer Blumenknospe das Leben zu ersticken!" rief ein Häuptling aus. Die Grabesstille und die Gleich-

gültigkeit, welche das Verbrechen umgaben, erschwerten dessen Verfolgung, und dieselbe wurde nur da möglich, wo das ermordete Kind vom Familienpriester in einem Korb fortgetragen und begraben zu werden pflegte, für welchen Dienst jener ein Geldgeschenk und ein Mahl erhielt. In Kutsch wird das Kind von der Frau des Hausbrahmanen ermordet. Dieselben Menschen, welche gleich den alten Pharisäern Mücken seihen, welche sich scheuen in der Regenzeit umherzuwandern, welche in derselben vorsichtigen Weise den Staub von ihren Tritten wegfegen, welche den Mund beim Athmen und Sprechen bedecken, damit kein lebendes Wesen den Tod erleide, welche Krankenhäuser für Affen errichten und Krokodile hegen und pflegen, tragen kein Bedenken, die Neugebornen ihres eignen Geschlechts grausam umzubringen.

Erst in den letzten dreißig Jahren ist es den Bemühungen menschenfreundlicher Engländer gelungen, das Uebel auf engere Grenzen zu beschränken. So wirkte z. B. Oberst Hall unter dem rohen Stamm von Mairwarra mit Erfolg gegen Kindermord und Weiberverkauf. Beide üble Sitten, schreibt er 1827, hängen eng zusammen, indem sie aus den großen Kosten der Heirathsverträge hervorgehen. Die Summen, welche der Vater zu zahlen hat, sind bedeutend und gleich groß für reich und arm. Wie sie zuerst festgestellt worden sind, weiß Keiner anzugeben, aber sie stehen unabänderlich fest. Hall erwirkte deshalb eine Herabsetzung dieser Summen, und 1847 berichtete sein Nachfolger, Oberst Dixon, daß der Kindermord seinen Todesstoß durch die Verminderung der Kosten bei der Verheirathung erhalten habe.

Mit diesen rohen Mairs aber ließ sich leichter zu einem Abkommen gelangen als mit den stolzen Radschputen des centralen und westlichen Indiens. Man hielt hier jede directe Einmischung für bedenklich, und erst 1831 suchte Sir John Malcolm, der damalige Gouverneur von Bombay, die Jharijah-Häuptlinge durch Vorstellungen über das Abscheuliche des Gebrauchs aufzuklären. Er schloß mit der Drohung, daß die ostindische Compagnie mit Barbaren, die sich mit Ermordung ihrer Töchter befleckten, allen Verkehr abbrechen werde. Der Erfolg seiner Ansprache war gering, man betheuerte seine Unschuld, gab allerlei schöne Versprechungen und nahm sich in Acht, daß die Verletzung derselben nicht bekannt wurde. Allmählig jedoch mehrten sich die Ausnahmen von der traurigen Regel. Einzelne Radschputen, wie der Häuptling Huttaj, ließen ihre Töchter am Leben. Bei diesem traf Walker zwei hübsche Mädchen von 6 bis 8 Jahren, welche der Vater mit großer Zärtlichkeit aufzog. Sie waren indeß wie Knaben gekleidet, trugen Turbane und versicherten, sich ihres Geschlechts entweder schämend oder im Gefühl einer unbestimmten Furcht, daß sie keine Mädchen seien und der Vater dies bezeugen könne. Noch jetzt ist der Kindermord unter den Radschputen nicht völlig unterdrückt. Die Sengers sind der einzige Stamm, der, soweit er Audh bewohnt,

die Sitte ganz aufgegeben hat, wogegen die Sengers in Bandelkand, Boghilkand, Rawa und den Sangorländern noch immer theilweise daran festhalten. Die meisten andern Hindustämme haben dagegen die Ueberzeugung gewonnen, daß der Gebrauch gegen die Schastras und den wahren alten Glauben verstößt, und wo dies nicht der Fall ist, wirkt die Drohung der Behörden, wer sich des Kindermords schuldig mache, werde sein Land verlieren.

Die Sitte, die neugebornen Mädchen umzubringen, findet sich aber auch unter vielen der mittleren Chondstämme westlich von Suradah in Kotingiah, Buni, Goladaji, Tarabandy u. s. w., wo nach Russels Bericht noch im Jahre 1836 die Tödtung der Mädchen fast allgemein war, wo ebenfalls die Ursache in den Kosten der Verheirathung lag, und wo der, welcher eine Frau brauchte, sich dieselbe in andern Gegenden kaufen mußte. Nur in einem District kommt der Gebrauch nicht vor, und die Zahl der in den übrigen Bezirken bis vor Kurzem jährlich ermordeten Neugebornen weiblichen Geschlechts wird auf 12 bis 1500 angegeben. Auch hier hat die Regierung dieser Grausamkeit entgegen zu arbeiten gesucht, aber mit welchem Erfolg, ist aus unserm Werke nicht ersichtlich. Dagegen finden wir die Ergebnisse der Bemühungen Englands, die unter diesen wilden Bergstämmen üblichen Menschenopfer abzuschaffen, genauer verzeichnet.

Die Chonds zerfallen in zwei große Secten, die aber gewisse Glaubensartikel gemein haben. Sie glauben alle an ein höheres Wesen, einen Gott des Lichts und Quell des Guten, der sich eine Gattin, die Erdgöttin, die Ursache der Finsterniß und alles Bösen, geschaffen hat. Die eine Secte nimmt aber an, daß jenes gute Princip das böse sich völlig unterworfen, die andere, daß es dieses noch nicht besiegt habe. Nach der Meinung der letzteren hält die finstere Göttin die Wage des Guten und Bösen in ihrer Hand, sie lenkt die Schicksale der Menschen, und jedes Glück, das diesen zu Theil wird, muß dadurch erkauft werden, daß man sie durch Opfer, unter denen wieder die von Menschen die wirksamsten sind, sich günstig stimmt. So kommt es, daß bei den Chonds dieser Secte die zu gewissen Zeiten zu vollziehende Opferung von Menschen als heiliger Brauch gilt. Daß die Kinder und die Feldfrüchte gedeihen, die Heerden sich mehren, der Huldi eine schöne tiefe Farbe erhält, daß sie siegreich im Kampf mit ihren Feinden sind, daß sie vor Krankheit und Unwetter bewahrt bleiben, alles dies hängt von der gewissenhaften Beobachtung dieses heiligen Ritus ab, welcher daher von der ganzen Nation bis vor wenigen Jahren eifrig geübt wurde. Man pflegte die Opfer, die mit dem Namen Meriah bezeichnet wurden, entweder in der Ebne zu rauben oder zu kaufen. Oft schon in der Kindheit der Erdgöttin Tari Pennu geweiht, blieben sie jahrelang unbehelligt. Man ließ sie heranwachsen, verheirathete sie mit andern Meriahs, gab ihnen Land und Heerden

und behandelte sie überhaupt mit aller Aufmerksamkeit, bis die Zeit kam, wo die betreffende Gemeinde ihr Leben forderte. Die gewöhnlichste Klasse von Meriahs bestand nämlich aus solchen, die für ganze Dörfer oder Stämme geopfert wurden. Seltner geschah es, daß eine einzelne Familie für ihre speciellen Zwecke Opfer brachte. Bei jenen gemeinsamen Opferfesten war es so eingerichtet, daß jedes Familienhaupt wenigstens einmal jährlich, und zwar in der Regel in der Zeit der Aussaat für die Haupternte, sich ein Stück Menschenfleisch zur Heiligung seiner Aecker verschaffen konnte. Jedes Dorf sandte einen Vertreter aus seiner Mitte nach dem Opferplatz des Stammes, um seinen Antheil in Empfang zu nehmen, während die übrigen Bewohner des Ortes daheim fastend und betend seiner Rückkehr harrten. Der Dienst thuende Priester versetzte dem an einen Pfahl gebundenen Opfer den ersten Streich, worauf die ringsum harrende Menge sich herzudrängte und dem Meriah das zuckende Fleisch von dem Knochen schnitt. Jedes Stück wurde dann sorgfältig in Blätter gewickelt nach den einzelnen Dörfern gebracht und dort auf einem öffentlichen Platz vom Priester in zwei Theile getheilt, von denen der eine sofort vergraben, der andere in einzelnen Schnitten an die verschiednen Familienhäupter vergeben wurde. Nun folgte eine Scene wilder Lust: die Menge jauchzte, balgte sich, prügelte sich und zerstörte selbst Häuser. Dann verscharrte jeder seinen Opferantheil in seinem liebsten Acker und kehrte heim, aß, trank, und war guter Dinge. Diesem Haupttage folgten drei andere, an denen man auf der Opferstätte dem Geiste des Meriah einen Büffel schlachtete und dann sich den rohesten Ausschweifungen ergab.

Arbuthnot berichtete im November 1837, daß ein Stamm der Kodulu an der Grenze von Nagpore und Hyderabad am Sonntag vor dem Pongalfeste dem Gotte Jenkery Menschen schlachte, die zu diesem Zweck gekauft würden. Dieses Opfer aber kommt nur aller zwölf Jahre vor und besteht immer bloß in einem Menschen, nie in mehreren. Dagegen sind in Bustar schon zwanzig auf einmal geschlachtet worden. Das Volk findet hier keinen Gefallen an diesem sehr kostspieligen Gebrauch, glaubt aber, daß der Erntesegen davon abhänge.

Das Gouvernement von Madras begann schon 1837 gegen diese Barbarei zu wirken, doch versuchte man noch nicht, das Uebel bei der Wurzel zu fassen, sondern schritt nur in einzelnen Fällen ein. So durchzog Capitän Campbell die Gebirge der Ghats kurz vor der Zeit, in der gewöhnlich die Opfer stattfanden, mit einer Abtheilung Fußvolk und befreite auf diese Weise gegen hundert Meriahs. Im Jahre darauf unternahm der Steuereinnehmer Bannerman seine Inspectionsreise durch das Gebiet der Bergstämme und überraschte dabei die Bewohner eines Chonddorfes mitten in den Vorbereitungen zu einem Menschenopfer. Er fand einen viereckigen mit Flechtwerk umgebenen

Platz und dicht neben dem rohgearbeiteten Dorfgötzen eine ungefähr 40 Fuß hohe Bambusstange, an deren Spitze ein Bild in Gestalt eines Vogels mit Pfauenfedern befestigt war. An diese Stange sollte das Opfer, eine junge Frau aus der Ebene, angebunden werden. Er befreite sie und ebenso sieben andere in den Nachbardörfern versteckte Meriahs. Seine Versuche, sich mit den Dorfhäuptlingen über Abschaffung der Menschenopfer zu verständigen, blieben ziemlich erfolglos, da jene fast alle schwer betrunken waren. Indeß führte seine Expedition insofern zu einem Ergebniß, als man sich auf derselben überzeugte, daß es gewisse Unterhändler gäbe, welche aus der Versorgung der Khonds mit Meriahs förmlich ein Geschäft machten.

Später geschah eine Zeitlang ebenfalls nur wenig zur Unterdrückung dieser Greuel, bis endlich Lord Elphinstone, der damalige Gouverneur von Madras, im Mai 1841 eine sehr ausführliche Eingabe an den Generalgouverneur richtete, in welcher er energische Maßregeln namentlich gegen die wilden Stämme von Ganjam, Orissa und Bihar und die unter denselben üblichen Opferfeste forderte. Er empfahl: die Eröffnung von Straßen und Pässen durch die dortigen Bergwildnisse, die Förderung des Handelsverkehrs zwischen den Bergdistrikten und der Ebene durch Einrichtung von Märkten und die Aufstellung einer halbmilitärischen Polizeimannschaft. Der Generalgouverneur billigte diese Pläne, und um dieselben auszuführen, stellte man dem Commissair von Gumsur einen Specialagenten in der Person des Capitäns Macpherson zur Seite, der die Khonds genauer kannte und von dem wir eine geschätzte Monographie über dieselben haben. Derselbe hatte aber mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, vor Allem mit dem Fieberklima und dem Mißtrauen der Bergvölker, aber auch, und nicht am wenigsten, mit seinen Instructionen, die ihm jede directe Einmischung in die religiösen Gebräuche des Volkes, also auch in die Meriah-Opfer untersagten. Indeß ließ er sich durch nichts abschrecken, und es gelang ihm endlich, die Häuptlinge von den wohlwollenden Absichten der britischen Behörden zu überzeugen und sogar Gerichtstage unter den Khonds abzuhalten. Durch geschickte Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten, die früher gewöhnlich durch blutige Kämpfe entschieden worden waren, erwarb er sich noch mehr Vertrauen und Einfluß, und dieser führte zuletzt dahin, daß man ihm über hundert zur Opferung bestimmte Gefangne freiwillig auslieferte. Zu der Besserung der Rechtsverwaltung kam dann ein regelmäßiger und vortheilhafter Handelsverkehr zwischen dem Gebirg und den Bewohnern der Ebene, während früher jenes von diesen auf alle Weise betrogen und ausgebeutet worden war, und die Khonds waren bald auf dem besten Wege, Macphersons Vorstellungen in Betreff der Menschenopfer vollständig zu befolgen. Einige Fanatiker hielten noch an dem alten Brauch fest; doch bildeten sie die Minderzahl. Auf diese übte ein ränkesüchtiger Hindu,

Sam Bissye, großen Einfluß, indem er als erbitterter Gegner Macphersons ihnen vorhielt, daß die Regierung selbst die Menschenopfer gestatte und daß sie andrerseits die Absicht habe, Steuern aufzulegen. Aber Macpherson verstand es, diesen Feind aus dem Felde zu schlagen, und so konnte er 1844 berichten, daß in dem Bezirk von Gumsur die Menschenopfer ganz aufgehört hätten. Leider aber bemerkten die Chonds selbst die Unsicherheit und Inconsequenz in den Maaßregeln der Regierung, da in Bengalen und Nagpore, wo ebenfalls Chondstämme wohnen, so gut wie nichts gegen das Meriahwesen geschehen war. Auch dem wurde endlich abgeholfen, indem man Macpherson im Jahr 1845 mit der Unterdrückung der Menschenopfer und des Kindermords in den gesammten Bergdistricten von Orissa beauftragte. Derselbe überschritt nun die Grenze und wirkte mit Erfolg in dem zur Präsidentschaft Bengalen gehörenden Bezirke von Boad, wobei ihm besonders zwei vortreffliche Ernten zu statten kamen, statt deren der abergläubische Theil der Bevölkerung in Besorgniß vor dem Zorn der Erdgöttin Mißwachs und Hungersnoth erwartet hatte. Die Boadstämme nannten deshalb die Engländer das Volk des Bura Pennu, des Lichtgottes.

Unterdeß kam es in Gumsur zu einer allgemeinen feierlichen Abschwörung des furchtbaren Brauchs. Auf die Boad-Stämme brachte die Nachricht hiervon eine eigenthümliche Wirkung hervor, indem sie 120 Meriahs auf einmal schlachteten, damit aber von den Cultus ihrer als ohnmächtig erkannten blutigen Göttin Abschied nahmen. Macpherson hatte aber bald wieder neue Hemmnisse vor sich, der Radscha von Boad betrachtete das Treiben der Engländer als Eingriff in seine Machtsphäre mit scheelen Augen und lieferte statt der Hunderte von Meriahs, von denen Macpherson Kenntniß hatte, nur einige zwanzig aus, und nicht lange darauf brachten die in Ungul und Gumsur ausgebrochenen Unruhen andere Personen auf den Schauplatz. General Dyce, der die zur Unterdrückung der Revolte entbotenen Truppen befehligte, trieb Macpherson aus dem Lande und bewirkte sogar, daß er und seine Gehülfen entlassen wurden. Macpherson rechtfertigte sein Verfahren glänzend, und wenn er seiner angegriffenen Gesundheit wegen nach Europa zurückkehren mußte, so traten seine beiden Hauptagenten, Cadenhead und Pinkney, wieder in ihre Functionen ein und arbeiteten mit Oberst Campbell pflichtgetreu an dem guten Werke weiter. Die verschiedenen befreiten Meriah-Familien siedelten sich in Gumsur als Landleute an, und nur sehr selten und in tiefster Verborgenheit werden von den Chonds noch Menschenopfer gebracht.

Sehr häufig ist unter den Hindus der Selbstmord, da er nicht entehrt, sondern sogar als verdienstlich betrachtet wird. Besonders unter den höhern Klassen mit ihrem feiner entwickelten Ehrgefühl kommt er oft vor, und unter diesen wieder vorzüglich bei Frauen. Ungemein oft geschieht es, daß solche,

wenn sie sich mit einem Mann vergangen haben, sich kaltblütig das Leben nehmen. Ebenso oft begegnen wir dem Selbstmord aus religiösen Gründen. Ein charakteristisches Beispiel ist folgendes, dem sich indeß zahlreiche Beispiele aus unsrer nächsten Nähe an die Seite stellen lassen.

Ein frommen Betrachtungen sich hingebender Hindu, der in der Nachbarschaft von Bombay lebte, erklärte seiner Frau, er werde sich zur Vorbereitung auf eine längere Reise zum Meeresstrand begeben, und forderte sie auf, ihn mit ihren Kindern zu begleiten. Sie fragte nach dem Ziel der Reise, und nun eröffnete er ihr, daß Gott ihn nach dem Himmel eingeladen habe, wohin er seine Familie mitzunehmen wünsche; sie wollten deshalb nach dem Meere gehen. Die Frau zeigte sich damit vollkommen zufrieden und wanderte willig mit den Kindern nach dem Strande. Hier trieben die Eltern die beiden ältesten Kinder ins Meer, wo sie bald von den Wellen verschlungen wurden; dann ertränkten sie die jüngeren, worauf die Frau ihnen folgte und ebenfalls nach kurzem Kampf in die Tiefe versank. Der Gatte war im Begriff, seiner Familie nachzugeben, als er sich erinnerte, daß ein solches Verschwinden Nachforschungen veranlassen und seinen Nachbarn Verlegenheiten und Verdächtigungen zuziehn könne. Er beschloß deshalb in sein Dorf zurückzukehren und von der Sache Anzeige zu machen. Sein Hindunachbar hörte mit charakteristischer Gleichgültigkeit den entsetzlichen Bericht und schien den Entschluß des Fanatikers sogar zu bewundern. Nicht so ein Muselmann, der den Mörder zwang, ihm zur Behörde zu folgen. Diese verhörte den Wahnsinnigen und verurtheilte ihn zum Galgen. Geduldig litt er die Strafe, nur bedauernd, daß er so lange abgehalten worden, die Reise nach dem Himmel anzutreten.

Die Bhats sind bereits kurz erwähnt. Sie sind jedenfalls sehr alten Ursprungs, da sie schon im Mahabharat erwähnt werden, und über alle Theile Indiens, wo Radschputen wohnen, verbreitet. Es gibt unter ihnen Wechsler und Landwirthe, aber keine Kaufleute. Ihr eigenthümliches Geschäft besteht im Absingen von Lobgedichten und in der Bewahrung der Familientraditionen der vornehmeren Radschputen. Einige ihrer Familien verwalteten dieses Amt erblich wie die alten Barden von Wales. Ein ächter Bhat soll nur von Almosen leben und die ihm gegebenen Geschenke an die gemeinschaftliche Kasse seiner Genossenschaft abliefern. Während der Regenzeit bebauen sie mit ihrer Familie ihr Feld, dann aber wandern sie bei ihren Patronen umher, wobei sie die Wubie, das Stammregister der betreffenden Geschlechter mit sich führen. Danach pflegen alle Streitigkeiten über Erbtheilungen geschlichtet zu werden, weshalb der Bhat auch Wubiewancha oder Ausleger des Familienbuchs heißt. Nächstdem haben sie als Bürgen großes Ansehen, und wir erwähnten bereits, daß sie sich, wenn ihre Bürgschaft sich als falsch erweist, sofort den Tod geben. Der Selbstmord wird von ihnen

Tragga genannt und bald von Männern, bald von Frauen vollzogen, selbst die Kinder sind davor nicht sicher. So erzählt Oberstleutnant Walker in seinem Bericht über das westliche Guzerat:

„Der Jharijah-Häuptling von Mallia hatte einen Bhat als Bürgen gestellt, kam aber seinen Verpflichtungen nicht nach. Der Bürge war nun zum Selbstmord entschlossen, da er indeß eine Familie zu versorgen hatte, so erbot sich ein andrer Bhat für ihn einzutreten. Es entspann sich zwischen den beiden ein hitziger Streit, der damit schloß, daß der ursprüngliche Bürge erklärte, seine jüngste Tochter opfern zu wollen. Die beiden Männer brachten die Nacht fastend und betend zu, und früh am Morgen holte der Vater das sechs Jahre alte Kind und sagte ihm, daß es um seiner Ehre willen sterben müsse. Die unschuldige Kleine unterwarf sich stillschweigend ihrem Schicksal. Sie wurde nach einem geeigneten Orte geführt, wo sie sich freiwillig zurecht setzte und ihre langen Haare in die Höhe nahm, damit der Vater bei ihrer Enthauptung nicht dadurch gehindert werde. Der Kastenstolz des Barbaren siegte wirklich über Liebe und Mitleid, und der Säbelhieb fiel, der das Haupt vom Rumpfe trennte. Die Glaubensbrüder des Mörders aber billigten die That nicht. Es kommt übrigens keineswegs selten vor, daß Kinder in solchen Fällen ihr Leben freiwillig darbieten."

Eine ganz ähnliche Kaste sind die Charuns, die sich von den Bhats nur insofern unterscheiden, als sie auch als Soldaten dienen und Handel treiben. In letzterem Beruf kommt ihnen die ihrer Person gezollte Achtung sehr zu Gute, da die zahlreichen Räuberbanden des Landes sie auf ihren Handelsreisen niemals angreifen. Viele Dörfer in Kattywar sind nur von ihnen bewohnt. Sie bezahlen keine Abgaben und sprechen jeden Reisenden von Stande, der ihre Ortschaften passirt, um milde Gaben an. Wird ein Dorf von Räubern überfallen oder demselben die Heerden weggetrieben, so drohen sie der Bande sich das Leben zu nehmen, wodurch dieselbe in der Regel vermocht wird, die Beute herauszugeben; wo nicht, so machen jene ihre Drohung wahr, indem sie zu Pferde steigen und sich einen Speer oder ein Schwert ins Herz stoßen. Die Räuber liefern dann, aus Furcht, die Götter würden den Tod des Charuns an ihnen rächen, das Gestohlene wieder aus. Das dankbare Volk aber setzt denen, die sich für sein Interesse geopfert, kleine Denkmäler mit Erinnerungen an das Ereigniß. Fast überall in Kattywar trifft man auf Plätzen am Eingang der Dörfer grabsteinartige Pallias, welche an solche Opfer mahnen.

Wir schließen unsre Auszüge mit einigen Worten über die Unterdrückung der Thugs. Fast alle monströsen und verabscheuenswerthen Züge im Charakter und Leben der Hindus stehen mit religiösen Legenden in Verbindung. So brachten auch die Thugs ihr grauenvolles Mordgewerbe mit

der Göttin Kali und deren Kampf gegen ein riesenhaftes Ungeheuer, aus dessen Blut wieder Dämonen entstanden, in Verbindung. Wirklich war auch ihre „königliche Profession“ so alt, daß ein Thug sich einst rühmte, sie sei von seinen Vätern schon zwanzig Generationen hindurch ausgeübt worden. Die Thugs bildeten eine Brüderschaft, die sich durch verschiedene Ceremonien, namentlich durch den Genuß einer Art Rohzucker, verbunden hielt, und deren Cultus in der Erdrosselung von Reisenden bestand. Sie wußten sich, um ihre Mordthaten selbst in stark bevölkerten Gegenden auszuführen, wie die vollendetsten Schauspieler in den verschiedensten Verkleidungen sicher zu bewegen. Mit größter Schlauheit suchten sie sich ihre Opfer aus, und mit kluger Berechnung machten sie sich vorzüglich an solche, deren Ermordung nicht leicht Aufsehen erregte, an Soldaten, die, aus ihrer Truppe entlassen, nach ihrer entfernten Heimath zurückkehrten, an Steuereinnehmer mit gefüllter Kasse, bei denen man an eine Entweichung zum Zweck der Veruntreuung denken konnte, u. d. m. Ihr Scharfblick für gute Mordplätze war so geübt, wie der des Jägers für die Wechsel des Wildes. Sie waren größtentheils in Dörfern ansässig, wo sie mitunter Oekonomie im Großen trieben und viele Arbeiter beschäftigten. Oft wußten die Dorfobrigkeiten um ihr eigentliches Gewerbe, aber da sie Vortheil von dem Raube zogen, den die Mörder heimbrachten, so schwiegen sie dazu; auch hütete sich jeder Thug, die Nachbarschaft seiner Heimath zum Schauplatz seiner Thaten zu machen.

Die Thugs zogen ihre Kinder förmlich zu ihrem Gewerbe auf, welches ihrer Göttin so wohl gefiel, daß sie ihr Behagen durch allerlei Zeichen und Winke kund gab. Letztere wurden von den Verehrern derselben sorgfältig beobachtet, und war das Omen günstig, so wurde ein Mordzug nicht bloß zur religiösen Pflicht, sondern zum angenehmen Geschäft, das man als willenloses Werkzeug der Gottheit ausführte, ohne Entdeckung fürchten zu müssen.

Die Göttin hatte aber nur Macht über die Einheimischen. Sie strafte jeden derselben, welcher ihren Verehrern das Handwerk zu legen suchte, den Radschah von Jhalone, den Madhajee Scindiah und viele Radschputenhäuptlinge. Aber an der ostindischen Compagnie fand sie ihren Meister. Bis 1829 geschah nur wenig gegen das Unwesen der Thugs, die ganz Indien mit Furcht vor ihren Schlingen erfüllten. Da trat Lord Bentinck gegen die Secte auf, und seine ebenso energischen als umsichtigen Maßregeln waren bald von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Das Hauptverdienst erwarben sich hierbei Sleeman und seine Gefährten. Dieselben ließen sich von bestochnen Mitgliedern der Bruderschaft in alle Geheimnisse des Gewerbes einweihen, und so bedurfte es nur weniger Monate, um zahlreiche Banden aufzuheben. Mit den Gefangenen wurde von der britischen Behörde kurzer Proceß gemacht. Die meisten endeten am Galgen. Auch die, welche in die unabhängigen Nach-

barstaaten flüchteten, wurden dort von dem englischen Einfluß erreicht, und wenn die vielen Formalitäten des englischen Criminalprocesses dem einen und dem andern schlauen Thug eine Hinterthür offen gelassen hätten, so wurde diese durch eine Acte des Jahres 1836 verschlossen. So ist es jetzt schon seit Jahren gelungen, das weite Netz, das die Thuggie wie eine grausige Spinne über das Land und seine Bewohner gesponnen, zu zerreißen, die Gilde auseinanderzusprengen, und nur sehr selten und vereinzelt kommen noch Mordthaten dieser Art vor.

Berliner Briefe.

24. November.

Das zuerst in die Augen springende Ergebniß der Urwahlen ist die vollständigste Niederlage der Reaction. Daß die Feudalpartei in den Städten keinen irgend in Betracht kommenden Anhang habe, wußte man schon lange; aber auch auf dem platten Lande ist der Einfluß des Junkerthums offenbar bei Weitem geringer, als man bisher geglaubt hat. Trotz der verzweifelten Mittel hat selbst in den hinterpommer'schen Landdistricten die Reaction nur ausnahmsweise gesiegt. Obgleich an manchen Stellen die Landräthe selbst den Minister des Innern unter Censur gestellt, und seine Wahlerlasse nur in einer travestirten Form bekannt gemacht haben, obgleich Herr v. Gerlach in einer an die Wähler seines Kreises gerichteten Kapuzinade seine Partei als die eigentlich ministerielle dargestellt hat, so haben doch alle diese Künste nichts verschlagen, — die Leute wissen recht gut, daß Herr von Roon nicht allein das Ministerium bildet, daß er vielmehr eine Zugabe von sehr zweifelhaftem Werth ist, den man sich nur etwa um der übrigen Minister willen gefallen lassen kann. — Das Bündniß mit den Zunftmeistern hat der Reaction gar nichts genützt; sie hat sich dadurch nur lächerlich gemacht. Ueberall wo in Handwerkerversammlungen ein Anhänger Panse's mit den bekannten Phrasen und Stichwörtern der Kreuzzeitung aufzutreten versuchte, wurde er mit schallendem Gelächter empfangen. Im nächsten Abgeordnetenhaus wird die feudale Partei es höchstens auf etwa 30 bis 40 Stimmen bringen. Hoffentlich werden ihre Koryphäen nichts desto weniger während der nächsten Legislaturperiode nicht fehlen. Denn unter allen Umständen ist es gut, daß jede im Lande wirklich vorhandene Partei durch ihre bedeutendsten Mitglieder in der Volksvertretung zum Worte komme. Wir haben immer bedauert, daß während der letzten Legislaturperiode Herr v. Gerlach in der Kammer gefehlt hat. Der Kreis Schievelbein thut jetzt hoffentlich ein Einsehen

und sendet den Rundschauer wieder auf seinen alten Platz. Auch Herrn Wagner und Herrn von Blankenburg würden wir ungern im neuen Abgeordnetenhaus vermissen. Sie würden stets in einer unschädlichen Minorität sein und doch nicht wenig zur Würze der Verhandlungen beitragen.

Die große Mehrheit der nächsten Kammer wird auf der liberalen Seite stehen. Das ist schon jetzt vollkommen gewiß. Ob aber innerhalb der liberalen Mehrheit die Fortschrittspartei oder die altconstitutionelle Partei stärker vertreten sein wird, das wird man mit Bestimmtheit erst nach dem 6. Dec. sagen können. Denn Niemand ist im Stande, die Parteistellung aller Wahlmänner im ganzen Lande mit Genauigkeit anzugeben; auch laufen die Nüancirungen so vielfach in einander über, daß man erst, wenn die Abgeordnetenwahlen vollzogen sind, im Stande sein wird, über die verhältnißmäßige Stärke der beiden liberalen Fractionen einen Ueberschlag zu machen.

Auf alle Fälle aber kann man vorhersagen, daß die liberale Seite des Abgeordnetenhauses eine von der bisherigen ganz verschiedene Gestalt gewinnen wird. Bisher theilte sich dieselbe in die Fractionen Vincke und Mathis; erst während der letzten Diät zweigte sich die Fraction Behrend als die entschiedener liberale Partei von der großen Vincke'schen Fraction ab. Die letztere wollte ministeriell sein und sie bereitete gelegentlich den Ministern Niederlagen und Verlegenheiten; sie wollte zugleich die unabhängige Ansicht des Landes vertreten, aber ihre Unabhängigkeit reichte dazu nicht aus, so oft das Ministerium gegen sie gewisse Hebel in Bewegung setzte. Die Fraction Mathis war theils nur ein Appendix der Vincke'schen, theils der Ansatz einer neuen conservativen Partei ohne Ansehen und Kraft; sie leistete nur durch einzelne tüchtige Mitglieder etwas, nichts als Partei. Beide Fractionen hatten sich nach den Wahlen von 1858 gebildet, als man nur die allgemeine Parole kannte, ministeriell sein zu wollen. Wie schwach ihr Zusammenhang als Partei war, zeigte sich darin, daß sie bei den wichtigsten principiellen Abstimmungen in sich zerspalten waren. Bei der Militärfrage, bei der deutschen Frage, bei dem Vincke'schen Amendement zur italienischen Frage haben Mitglieder beider Fractionen auf verschiedenen Seiten für und wider gestimmt. So kam es dahin, daß das Abgeordnetenhaus trotz aller Ministerialität doch für das Ministerium nur eine schwache Stütze war. Es bewährte sich von Neuem der alte Satz, daß, was nicht Widerstand leisten, auch nicht stützen kann. Zuletzt spielten die Abgeordneten fast eine Rolle, wie der Chor der antiken Tragödie, der nicht selbst in die Handlung eingriff, sondern über ihr schwebte und sie mit weisen Reflexionen begleitete. Der eigentlich tragische Held aber war das Ministerium, welches sich vergeblich bemühte, das im Herrenhaus verkörperte Fatum durch immer neue Concessionen zu besänftigen; das Herrenhaus dagegen wurde nicht müde, die Kinder des Ministeriums, die Gesetzentwürfe, noch als Embryonen abzuschlachten.

Im nächsten Abgeordnetenhause wird die liberale Mehrheit sich naturgemäß in zwei Hälften theilen. Die Fraction Behrend, welche während der letzten Diät in einer fast verschwindenden Minderheit auftrat und es eigentlich nur bis zu dem Ansatz einer Fractionsbildung brachte, wird jetzt als eine imposante Partei auftreten. Wenn auch in einzelnen Punkten über die Linie, die das Ministerium sich vorgezeichnet hat, hinausgehend, wird doch diese Partei nicht antiministeriell sein,

aber sie wird mit größerer Rücksichtslosigkeit zu den Zielen hindrängen, welche das Ministerium selbst gesteckt hat. Die andere Hälfte der liberalen Mehrheit werden die Bestandtheile der bisherigen constitutionellen Partei bilden, welche sich in dem neuen Hause wieder zusammenfinden. Wir bedauern aufrichtig, daß diese Fraction sich einen andern Führer wird suchen müssen, da Herr von Vincke ein neues Mandat nicht annehmen will. Manche haben sich zu der Unbilligkeit verleiten lassen, ihm nur das Talent eines gewandten parlamentarischen Plänklers und schlagfertigen Redners zuzugestehen. Allerdings erschien er zuweilen so während der letzten Legislaturperiode; aber das ist verzeihlich; was unbedingt den Ton angibt, das legt sich nicht immer selbst die Zügel an. Während der nächsten Diät wäre er der rechte Mann gewesen, um die Berechtigung seiner Partei, die jetzt mehr als früher angefochten werden wird, zu vertheidigen.

Unser liberales Ministerium, so sollten wir denken, müßte nun sehr zufrieden damit sein, daß die Wahlen ein so entschiedenes Uebergewicht der liberalen Partei ergeben haben. Aber wie es scheint, ist das nicht der Fall. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier, wie sehr wir noch in den Kinderschuhen des Constitutionalismus gehen. Eine große Partei erklärt, in allen principiellen Fragen mit dem Ministerium zusammen stehen zu wollen; das Ministerium aber läßt täglich durch seine Presse erklären, es betrachte diese Partei durchaus als feindlich und wer für dieselbe stimme, stimme gegen die Regierung. Wie erklärt sich dieser sonderbare Widerspruch? Wir kennen wol einige schwachköpfige Leute, die bei den Namen Waldeck und Johann Jacoby ein leises Fieberfrösteln empfinden und sich vor ihnen fürchten, wie die Kinder vor dem Knecht Ruprecht; in diese Kategorie mögen allenfalls auch einige Handlanger in der Presse gehören, aber doch die Minister unmöglich. Eine hauptsächliche Abneigung des Ministeriums gegen die Fortschrittspartei liegt in der Militärfrage, über die ich vor acht Tagen gesprochen habe. Ich zeigte damals, daß eine Vermittlung in dieser Frage nicht unmöglich ist. Mit Recht haben Sie dazu bemerkt, daß das Abgeordnetenhaus für ein Nachgeben in diesem Punkt die nöthigen Gegenbedingungen zu stellen habe. Die hauptsächlichste Forderung wird hier in der deutschen Frage zu machen sein. Auf das gegenseitige Verhältniß der Militärfrage und der deutschen Frage behalte ich mir vor, ausführlicher zurückzukommen.

Allein abgesehen von der Militärfrage würde doch die Fortschrittspartei der Mehrzahl unserer Minister nicht behagen. Diesen fehlt durchweg jeder Trieb zu einer Initiative im großartigen Styl. Das Ministerium Hohenzollern birgt keinen Stein, Hardenberg, Schön oder Humboldt. Also muß der Antrieb von außen kommen. Nun aber gilt hier ziemlich allgemein der bekannte Lorelei-Standpunkt. Viele Dinge, auch wenn sie ganz vernünftig sind, geschehen bloß deshalb nicht, weil sie vom Volke verlangt werden; denn wenn sie in Folge eines solchen Verlangens geschähen, so würde ja die Regierung als schwach erscheinen. Diejenigen aber, welche dennoch nicht ablassen zu treiben, erscheinen zuletzt unbequem.

Dazu muß man bedenken, wie das jetzige Ministerium seine Stärke eigentlich nur in dem Vertrauen des Königs zu den einzelnen Mitgliedern hat und außerdem in der Schwierigkeit, es nach rechts oder nach links hin zu ersetzen. In sich selbst aber ist das Kabinet schwach und zerfahren und besteht aus sehr buntscheckigen Elementen. Der Kriegsminister Herr von Roon besitzt das vollste Vertrauen der Kreuz-

zeitungspartei und könnte ohne Bedenken auch in einem Ministerium Arnim Platz nehmen. Herr v. der Heydt hat eine dauerhafte Natur; seit 1848 hat ihn kein Wechsel der politischen Systeme angefochten; er ist der Vater der Gewerbegesetzgebung, für welche Panse und Kleist-Retzow schwärmen; das wird ihn aber nicht hindern, allenfalls auch ein Gewerbegesetz nach dem Geschmack von Reichenheim und Schulze-Delitzsch ausarbeiten zu lassen. Ueber Graf Bernstorff wollen wir noch nicht urtheilen; daß die reactionäre Partei ihn auf ihre Candidatenliste gesetzt hat, mag vielleicht nur geschehen sein, um ihn zu discreditiren; doch wollen wir nicht vergessen, daß man ihn immer zu den conservativen Staatsmännern Preußens gerechnet hat. Herr von Bethmann-Hollweg ist ein Mann von der größten Integrität des Charakters, aber im Uebrigen ein gelehrter juristischer Theologe, der die Zeit damit vertrödelt, die Raumer'schen Regulative zu interpretiren; in politischen Dingen besitzt er eine kindliche Naivetät; durch seine in Königsberg gehaltene Rede hat er seinem Collegen, dem Kriegsminister, einen härteren Schlag versetzt, als alle demokratischen Zeitungen mit allen ihren Leitartikeln zusammengenommen. Wer also unsere Zustände richtig beurtheilen will, darf nie vergessen, daß dem sehr gemäßigten Liberalismus von Männern, wie Auerswald, Patow, Schwerin, stets ein erhebliches Gegengewicht innerhalb des Ministeriums gegenübersteht. ρ.

Literatur.

Sitten- und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. — Von C. Stücker. Berlin, Verlag von Reinhold Schlingmann. 1862.

Wenn ein in sehr verschiedenen Verhältnissen verbrachtes, abenteuervolles Leben allein die Berechtigung gäbe, ein Buch zu schreiben, so hätte der Verfasser diese Berechtigung in hohem Grade. Derselbe wurde, nachdem er Anfangs Lust zum geistlichen Stand gehabt, von der Neigung Soldat zu werden ergriffen, trat in ein preußisches Infanterieregiment, verließ 1850 die preußische Armee, um sich in die schleswig-holsteinische aufnehmen zu lassen, wurde dann Kaufmann, dann Offizier in der englisch-deutschen Legion, mit der er nach der Levante abging, dann türkischer Diebsfänger, endlich militärischer Rathgeber bei dem Tscherkessenhäuptling Naib, bei dem er sich im Herbst 1858 wegen Krankheit verabschieden mußte. Einiges aus der Schilderung dieser wechselvollen Laufbahn ist nicht ohne Interesse, doch geht dem Verfasser, was man Bildung nennt, fast ganz ab, seine Beobachtungsgabe ist mittelmäßig, sein Sinn für das Detail wenig ausgeprägt, seine Sprache die der Unteroffizierswachtstube. In vielen Fällen verräth er die gröbste Unkenntniß der Verhältnisse, in denen er sich bewegte, oft wenig erbauliche Neigungen. Wie er

dazu kam, ein solches Buch einem Fürsten zu widmen, würde unbegreiflich sein, wenn man sich's nicht damit erklären dürfte, daß er lange entfernt von unsrer Art zu empfinden gelebt hat.

Der Esthe und sein Herr. Von einem, der weder ein Esthe noch dessen Herr ist. Berlin, Verlag von R. Gärtner. 1861.

Eine Beleuchtung der Lage und des Zustandes der Bauern in Esthland, welche die dortigen Verhältnisse im traurigsten Licht erscheinen läßt und den Aufstand erklärt, der vor zwei Jahren unter den esthnischen Bauern ausbrach. Dieselben sind nach den hier gelieferten sehr ins Detail gehenden Beispielen großentheils sehr schlecht gestellt, Gutsherren und Prediger halten es für überflüssig, ja für entwürdigend, sich um ihr geistiges Wohl zu kümmern. „Während man Missionäre in fremde Welttheile schickt und Collecten für die Erziehung von Negerkindern veranstaltet, wachsen unter unsern Augen arme Christenkinder auf, von zarter Kindheit nur umgeben von Dummheit und Aberglauben, Kinder, denen Niemand edlere bessere Gefühle einflößt, um deren Seelenheil und Geistesbildung sich Niemand kümmert, als Eltern, die im besten Fall unwissend und stumpfsinnig, nur zu oft aber auch dem Trunk ergeben, lügnerisch und diebisch sind." — Beklagenswerth genug, aber auch in Deutschland und noch mehr im „erleuchteten England" zu finden, wenn auch nicht in dem hier geschilderten Grade Auch bei uns wird Geld für Missionen und Diakonissenhäuser unter Türken und Hottentotten gesammelt, das daheim weit verständiger und nutzenbringender angewendet wäre.

Geschichte der Entdeckung Amerikas. Von J. G. Kohl. Bremen, Druck und Verlag von Heinrich Strack. 1861.

Eine gute Zusammenstellung des Wissenswerthesten im Betreff der Reisen und Expeditionen, durch welche allmählig ganz Amerika für den Geist und die Interessen Europas aufgeschlossen wurde. Ueber die älteren Entdecker, Columbus, Magellan u. a. erfahren wir natürlich nichts Neues; weniger Bekanntes dagegen bringen die Kapitel, welche sich mit der Wirksamkeit der Jesuiten unter den Rothhäuten des Mississippithales, mit den Zügen der canadischen Pelzjäger im Nordwesten und mit dem Marsch der Russen durch Sibirien nach Amerika beschäftigen. Auch die Schlußbetrachtung über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf Handel, Schifffahrt, Wissenschaft und Politik ist lesenswerth.

Die Flotte der Zukunft: Eisen oder Holz. Von J. Scott Russell. Ins Deutsche übertragen von J. L. Stipperger. Hamburg. P. Salomon u. Co. 1861.

Der bekannte Erbauer des Great Eastern widerlegt hier die Ansicht der in England zahlreichen Partei, welche, den General Howard Douglas an der Spitze, eiserne Schiffe als für Kriegszwecke nicht verwendbar ansieht, und empfiehlt den Bau einer eisernen Kriegsflotte, von der er unter Anderem nachzuweisen versucht, daß sie wohlfeiler sei und weniger Matrosen bedürfe als eine hölzerne. Wir geben in

einer der nächsten Nummern einen Auszug aus seiner Beweisführung, es dem Urtheil Sachverständiger überlassend, ob sie richtig ist.

Geschichte deutscher Nationalität. Von Dr. W. Wachsmuth, o. Prof. der Geschichte in Leipzig. Dritter Theil. Zweite Hälfte. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn. 1862.

Plan und Tendenz des Werkes ist von d. Bl. bereits ausführlich besprochen worden, und wir müssen uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß auch dieser Theil, mit dem die verdienstliche Arbeit abgeschlossen ist, eine Fülle werthvoller Notizen über das Culturleben der deutschen Stämme in guter Zusammenstellung enthält. Recht interessant sind namentlich die Angaben über die Persönlichkeiten, in denen die einzelnen Theile Deutschlands in Kunst, Wissenschaft und Literatur zum Ruhm und zur geistigen Förderung der Nation beigetragen haben.

Deutschland im französisch-sardinischen Kriege, vom Pariser Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859. Von Karl Jürgens, Dr. Theol. Zweite, wohlfeile Ausgabe. Basel, Bahnmaiers Buchhandlung (C. Detloff). 1862.

Der fromme Verfasser ist gewiß daran unschuldig, daß die Verlagsbuchhandlung die nicht abgesetzten Exemplare seines Werks mit einem neuen Titel versehen noch einmal in die Welt schickt. Auf alle Fälle ist es jetzt eine höchst wunderliche Lectüre, wo man doch schon durch Sachverständige und gut Unterrichtete viele positive Aufschlüsse über den Verlauf des Krieges, seine Ursachen und seinen Zusammenhang gewonnen hat. Herr Jürgens hat seine Nachrichten lediglich aus den Zeitungen, Wochenblättern und Monatsschriften, die er mit einer fabelhaften Ausmerksamkeit studirt hat; er hätte seinem Buch den richtigeren Titel geben sollen: Geschichte der deutschen Journalistik zur Zeit des italienischen Krieges. In der Zeit, wo er das Buch schrieb, war diese Zusammenstellung von Ansichten und Meinungen von wirklichem Interesse; jetzt ist sie grenzenlos langweilig. — Herr Jürgens ist bekanntlich einer der leidenschaftlichsten Anhänger der großdeutschen Politik und verabscheut die sogenannten Gothaer oder Gothaner als das böse Princip in der deutschen Geschichte. Aber im Ganzen können die Gothaner mit ihm mehr zufrieden sein als nicht blos mit einem ihrer sonstigen Gegner, sondern auch mit einem guten Theil ihrer Freunde; denn in der Regel betrachtet man sie als Heulmaier, als Spießbürger oder nach dem bekannten Ausdruck des Herrn von Manteuffel als Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln; Herr Jürgens dagegen bekennt von ihnen, daß sie die einzige von allen oppositionellen Parteien waren, die einen positiven politischen Zweck mit unablässiger Zähigkeit verfolgt haben, wenn auch freilich einen teuflischen; und das ist, abgesehen vom Teuflischen, auch unsere Meinung.

Shakespeare's Gedichte. Deutsch von Wilhelm Jordan. Berlin. Verlag von G. Reimer. 1861.

Der Uebersetzer zeigt auch hier, wie schon in seinen eignen Gedichten, ein

ganz ungewöhnliches und sehr beachtenswerthes Formtalent; er hat die Eigenthümlichkeiten der Sprache seines Originals mit der größten Gewissenhaftigkeit nachgebildet und dabei lesen sich doch die Gedichte vortrefflich. Weniger können wir uns mit der Einleitung einverstanden erklären; es ist kein historisches Verfahren, wenn man die Kritik, welche mit den alten Sagen aus dem Leben Shakespeares aufgeräumt hat, zwar benutzt, aber dann doch jene Sagen wieder mit einmischt. Vollends unhistorisch scheint es uns, aus diesen schwer verständlichen Sonetten, über deren wirkliche Beziehungen sich nichts Beglaubigtes vorfindet, ein ideelles Leben des Dichters zusammenzusetzen. — Herr Jordan hat Barnstorff's „Schlüssel zu Shakespeares Sonetten" noch nicht gekannt; wir empfehlen ihm denselben zu ernsthaftem Studium. Ob Barnstorff mit seiner Hypothese im Ganzen und Großen durchdringen kann, muß eine eingehendere Kritik entscheiden; im Gefühl aber stimmen wir ganz mit ihm überein. Die Sonette, nach der gewöhnlichen Weise aufgefaßt, der auch Herr Jordan in der Hauptsache sich anschließt, sind für uns abstoßend, widerwärtig und geradezu unbegreiflich. Das gilt keineswegs von den übrigen Gedichten Shakespeares. „Venus und Adonis; Lucrezia" u. s. w. unterscheiden sich zwar von den Dramen in sofern, als sie einer andern Dichtungsart angehören, aber wir finden den Ton und zuweilen selbst die Kraft des Dichters darin wieder; wie sich dagegen Shakespeare, dem wir sonst in allen seinen Empfindungen und Leidenschaften folgen können, nicht bloß gelegentlich, sondern in einer Zahl von mehr als 100 Sonetten, in eine Stimmung vertiefen kann, die der Natur des Mannes absolut widerspricht, das zu erklären werden auch gewagte Hypothesen erlaubt sein, und so gern wir auch sonst die allegorische Auslegung vermeiden, in diesem Falle scheint sie uns statthaft. Jedenfalls erheischt die Sache eine ganz neue Untersuchung.

Charakterbilder und Gruppen aus der Cultur- und Literaturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Gesammelt und zusammengestellt von Dorothea Valentiner. Mainz. Verlag von C. G. Kunze 1861.

Die Verfasserin hat freilich nichts weiter gethan, als größere und kleinere Abschnitte aus früheren Behandlungen der Literaturgeschichte zusammenzustellen, aber die Auswahl zeigt so viel Geschmack und Einsicht, daß das Buch sich auf das Vortheilhafteste vor anderen Versuchen ähnlicher Art auszeichnet.

Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schwedens. Roman von F. Brunold. Nordhausen. Verlag von Adolph Büchting 1862.

Bloß die Form ist novellistisch, der eigentliche Inhalt ist eine für Schwedens Politik und Literatur interessante Epoche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein Blick nach Außen.

Von der preußischen Grenze.

Die Krönung und die gleich darauf folgenden Wahlen haben die öffentliche Aufmerksamkeit in und außerhalb Preußens so ausschließlich in Anspruch genommen, daß man an die auswärtige Politik kaum mehr gedacht hat. Es ist das nicht zu tadeln: denn in Bezug auf die innern Fragen hatte man einen festen Boden, man wußte wenigstens ungefähr, um was es sich handelte, zweijährige oder dreijährige Dienstzeit, Gewerbefreiheit oder Zunftzwang u. s. w., während nach Außen hin Alles im Dunkeln lag. Es dürfte indessen nicht unzweckmäßig sein, einmal auch den Blick nach jener Seite hinzulenken.

Daß Herr von Schleinitz einmal von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktreten würde, hatte man seit lange angenommen; sein Rücktritt überraschte nicht sehr, und, einzelne Stimmen abgerechnet, fand man keinen Grund, von seinem Nachfolger eine wesentlich verschiedene Richtung zu erwarten. Diese Stimmen waren aber zum Theil gewichtig genug, um zur Ueberlegung aufzufordern.

Die Politik, welche Herr von Schleinitz verfolgte, zeichnete sich weder durch große Energie, noch durch erhebliche Erfolge aus, ein leitender Gedanke läßt sich ihr aber nicht absprechen. Als Herr von Manteuffel Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, schien es Preußen hauptsächlich darauf anzukommen, sich an den europäischen Händeln so wenig als möglich zu betheiligen. Wenn andere Mächte Geld und Menschen opferten, mit einem zweifelhaften Gewinn, so rühmte sich Herr von Manteuffel, dem Vaterlande sämmtliche Recruten erhalten und verhältnißmäßig wenig Geld ausgegeben zu haben. Die alten kleinen Eifersüchteleien gegen Oestreich und diejenigen deutschen Bundesstaaten, die unter östreichischem Einfluß standen, dauerten fort; aber in einem Punkt wenigstens waren alle diese Regierungen einig: jeder freiheitlichen Regung einen Damm entgegenzusetzen. Preußen, zu Olmütz und durch die deutsche Reaction gedemüthigt, hatte es mit der Zeit dahin gebracht, an der Spitze der deutschen Reaction zu stehen.

Einige Aenderung trat unter dem folgenden Ministerium ein. Zwar war der Abscheu vor jeder Ueberstürzung bei Herrn von Schleinitz ebenso groß als bei Herrn von Manteuffel, in Bezug auf Oestreich wurde das System des Dualismus von dem Einen ebenso festgehalten als von dem Andern, aber in den Mitteln weichen sie doch sehr bedeutend von einander ab. Herr von Manteuffel suchte Oestreich im Kampf gegen die Revolution Concurrenz zu machen und sich den kleinern deutschen Fürsten als den geeigneteren Helfer in der Noth darzustellen, während Herr von Schleinitz durch Unterstützung der liberalen Sache die deutsche Bevölkerung zu gewinnen und dadurch einen gelinden Druck auf die Regierungen auszuüben suchte. Wichtiger aber war die Veränderung nach einer andern Seite hin.

Man kann der preußischen Politik unter Herrn von Manteuffel nicht nachsagen, daß sie von einer besondern Animosität gegen Frankreich beseelt gewesen sei; am wenigsten schloß sie sich Oestreich gegen Frankreich an. Die orientalische Frage hatte zwar eine gewisse Spannung hervorgebracht, aber diese Spannung bezog sich vielmehr auf Oestreich als auf Frankreich. Die neue Aera ging von einem entschiedenen Mißtrauen gegen Frankreich aus; sie ließ sich zwar nicht ohne Weiteres in das legitimistische Lager hineintreiben, sie behielt sich vor, in dem gemeinsamen Kampf gegen Frankreich ihre eigenen Interessen in Deutschland zu verfolgen und den östreichischen Eroberungsgelüsten einige Schranken zu setzen, aber sie war doch zur gemeinsamen Action bereit. Auch der Friede von Villafranca und das Verhalten Oestreichs nach demselben störte sie nicht in ihrer Richtuug. Ihr letztes Ziel war eine Coalition gegen Frankreich. Dazu verlangte sie zunächst eine militärische Angliederung Kleindeutschlands, dann ein enges Bündniß mit England, endlich freundschaftliche Verhältnisse zu Oestreich und Rußland. Sie machte aus diesem Vorhaben so wenig Hehl, daß, wenn Napoleon damals von ernsthaften Annexionsgelüsten erfüllt gewesen wäre, die Gelegenheit zum Angriff ihm nicht gefehlt haben würde. Auch die Erhöhung der preußischen Wehrkraft wurde mit ausdrücklichem Hinblick auf Frankreich in Angriff genommen.

Die Erfolge dieser Politik im Laufe von 2—3 Jahren waren nicht eben glänzend. Die Stimmung im deutschen Volke fing zwar an sich etwas mehr Preußen zuzuneigen, desto mehr wuchs der Einfluß Oestreichs bei den deutschen Regierungen. In Frankfurt hatte Preußen fast gar keine Stimme mehr; die Mittelstaaten traten mit ihrem Versuch, nicht gerade einen Rheinbund, aber doch eine von den Großmächten unabhängige Coalition zu bilden, so rücksichtslos hervor, wie zu keiner andern Zeit, jeder Einzelne von ihnen, z. B. Hannover, legte Preußen Schwierigkeiten in den Weg, die fast mit einem offenen Bruch drohten, und in den officiellen und officiösen Blättern

wurde die neue Regierung Preußens mit einem Mangel an Respect besprochen, der sehr unvortheilhaft gegen die rücksichtsvolle Sprache der französischen Presse abstach. Indem man Preußen verdächtigte, es sei ins Geheim geneigt mit Napoleon sardinische Politik zu treiben, ergriff man seinerseits jede Gelegenheit sich mit Frankreich auf guten Fuß zu stellen, um bei einem etwa entstehenden Conflict sich eine Hinterthür zu wahren.

Nicht größern Erfolg hatte das Ministerium Schleinitz in England. Die Furcht, durch Preußen in einen Krieg gegen Frankreich verwickelt zu werden, machte Volk und Ministerium kühl. Sie brachen eine nichtssagende Gelegenheit vom Zaune, um Preußen mit den unflätigsten Schmähungen zu überhäufen, deren Refrain immer war: wenn Preußen von einer Allianz redet, so knöpfen wir unsere Taschen zu.

Mehr und mehr fühlte man in Preußen, daß auf dem bisherigen Wege kein Resultat zu erwarten war. Um diese Zeit erfolgte der Rücktritt von Schleinitz's und gleich darauf die Reise des Königs nach Compiegne. Nirgends wirkte dies Ereigniß so stark wie in England. Die preußische Regierung, die man bisher wie ein neapolitanisches Lazzaroniregiment behandelt hatte, stand nun mit einem Male auf der Höhe der Civilisation, und das preußische Volk, vor dem man bisher die Taschen zugeknöpft, verwandelte sich in ein Volk von Brüdern, stammverwandt und alles Mögliche. Die civilisirte Regierung und das stammverwandte Volk wurden nur gewarnt, sich nicht durch die Fallstricke Napoleons fangen zu lassen, die einzige, natürliche Allianz Preußens sei doch England.

In Preußen selbst erwarteten, wie gesagt, nur einzelne Stimmen eine neue Wendung: nicht etwa in dem Sinne einer Allianz mit Frankreich, aber doch in der Weise, daß die bisherige unerträgliche Spannung einigermaßen aufhören, daß Preußen und Frankreich ein neutrales Gebiet der Politik suchen würden, auf dem sie sich verständigen könnten.

Seitdem sind wieder einige Wochen verflossen; von dem Grafen Bernstorff weiß man freilich vorläufig weiter Nichts, als daß er dreimal die Woche Gesellschaften gibt, aber die neuesten Begebenheiten in Frankreich zeigen doch augenscheinlich, daß die Spannung zwischen Preußen und Frankreich sich eher vermehrt als vermindert hat.

Napoleon leitet eine neue Aera des Friedens ein. Er läßt sich über seine bisherige Finanzverwaltung von seinem neuen Minister Wahrheiten sagen, wie sie noch nie ein Minister gegen einen Souverain gewagt hat, und er gibt diesen Wahrheiten seine kaiserliche Sanction. Er verspricht die Einführung constitutioneller Schranken gegen finanzielle Willkühr; er läßt sogar dunkel ahnen, daß eine Reduction der Armee das neue Friedenswerk krönen werde.

Das Alles wäre sehr gut, wenn nicht einige Umstände hinzukämen, die

den friedfertigen Eindruck dieser Dinge einigermaßen verkümmerten. Zunächst die Aeußerungen des Kaisers über Legitimität, eine handgreifliche Antwort auf die Königsberger Reden. Zwar mögen diese Aeußerungen hauptsächlich den Franzosen gelten, denen es sehr schmeichelhaft sein wird, daß des Staates Wohl in dem Gemüth des Kaisers viel höher steht, als seine Familieninteressen: aber wenn man sich in Compiegne freundschaftlich unterhalten hätte, so würde der Kaiser doch wol eine andere Redefigur gefunden haben. Der gute Wille einer Entwaffnung ist sehr anerkennenswerth, aber es scheint, daß man die benachbarten Mächte auffordern will, gleichfalls die Hand an das Friedenswerk zu legen, und zu den Nachbarn gehört unzweifelhaft Preußen, dessen Regierung mit den Kammern über die Höhe des Militärbudgets in lebhaftem Zwist ist, und dessen Unterrichtsminister den geringen Aufwand für die Schulen damit entschuldigt, daß sein König vor Allem Kriegsherr sei. Ob es in der Denkschrift des Ministers Fould zufällig oder absichtlich ist, daß die Kosten der römischen Besatzung eine so große Rolle spielen, wollen wir dahin gestellt sein lassen; daß man aber die Dappenthalgeschichte wieder hervorsucht, sieht doch fast so aus, als wolle man böswilligen Nachbarn Gelegenheit geben, die friedfertigen Absichten des Kaisers zu stören.

Mit einem Wort; seit mehreren Jahren erwartet man einen französischen Angriff, der nicht erfolgt ist; deshalb dürfte man aber doch nicht die Vorsicht aus den Augen lassen, er könnte erfolgen, wo man es am wenigsten erwartet.

Die Lage der europäischen Verhältnisse ist gerade in diesem Augenblick nur zu sehr dazu angethan, ehrgeizige Pläne zu begünstigen.

Zunächst steht Oestreich viel schlechter, als vor einem Jahre. Die verzweifelte Lage seiner Finanzen veranlaßte es im October 1860 zur Ueberraschung aller Welt ins constitutionelle Lager zu treten. Die Absicht war einerseits, eine Staatsmaschine zur Bewilligung neuer Anleihen zu finden, die im Stande wäre, sich wirklichen Credit zu erwerben, theils Ungarn zu versöhnen. — Beide Absichten sind bereits als gescheitert zu betrachten. Der Reichsrath, die beabsichtigte Maschine, kommt nicht zu Stande, und die Ungarn, denen man einen kurzen Frühling gönnte, um sie dann wieder der alten Botmäßigkeit zu unterwerfen, sind erbitterter als jemals. Oestreich braucht eine starke Besatzung in Ungarn, es muß dies alte Stammland ganz wieder als ein erobertes Land behandeln, und jede Niederlage würde einen Aufstand hervorrufen. Die Recruten sind zwar mit Gewalt ausgehoben, aber ihre Zuverlässigkeit würde, so lange sie noch nicht durch längeren Dienst geschult sind, fraglicher sein, als je zuvor. Die Ungarn haben zwar so ungeschickt operirt, daß es zu einem wirklichen Bündniß mit den slavischen Nachbarvölkern nicht gekommen ist, sie sind aber jetzt vorsichtiger geworden, und das

Vertrauen, welches die Kroaten gegen Oestreich gezeigt haben, ist nicht riesengroß. Unter demjenigen Theil der Deutsch-Oestreicher, die am Reichstag Theil nehmen, ist zwar ein erheblicher Patriotismus erwacht, aber auch dieser dürfte sich mäßigen, sobald man von oben her einer Komödie ein Ende macht, die zu dem einzig gewünschten Resultat, zur Ausgleichung der Valuta, nicht geführt hat.

Zwei Völker, die Italiener und Polen, harren nur auf einen Wink, um loszubrechen. Die Ersteren verfügen doch bereits über eine ganz respectable Armee, und die inneren Zwistigkeiten werden aufhören, sobald es zur Action kommt. Von den Polen ist freilich vorläufig nichts weiter zu erwarten, als daß sie Rußland jede Theilnahme an einem europäischen Kampf unmöglich machen; Rußland, das, ohnehin vollständig gelähmt, in den merkwürdigsten Zuckungen liegt.

Wir haben diese fragmentarischen Notizen zusammengestellt, um zu zeigen, daß der Zündstoff seit den letzten Jahren nicht ab-, sondern zugenommen hat. Im vorigen Jahr hörte man, wenn unser König öffentlich sprach, nicht selten Aufforderungen zu einem activen Patriotismus. Vielleicht könne die Zeit bald kommen, wo das Vaterland in Gefahr sei. Die neuesten Aeußerungen klingen bedeutend friedlicher. Dennoch wäre es gerathen, wenn der Landtag, der im nächsten Monat zusammenkommt, den schweigsamen Minister zu einer Auseinandersetzung der Lage veranlassen wollte. Die innern Angelegenheiten, über die jetzt verhandelt wird, sind wichtig genug, aber noch wichtiger ist, zu wissen, welcher Zukunft wir voraussichtlich entgegen gehen, was wir vorhaben und wozu wir z. B. unsere Armee verwenden wollen. Bei der Berathung über das Militärbudget hat man bis jetzt fast ausschließlich den Kostenpunkt in's Auge gefaßt und sich dabei nicht selten in sehr unliebsame technische Fragen eingelassen; es wäre gut, wenn man sich auch einmal über den Zweck dieser ganzen Rüstung verständigen wollte. Von dem Ministerium ist nicht zu verlangen, daß es seine Geheimnisse bloß legt, aber es kommt nur auf geschickte Fragen an, um ihm wenigstens nach einer gewissen Seite hin beruhigende Zugeständnisse zu entlocken.

† †

Der gerechte und vollkommene Austernesser.

1.

Ich war von einer Reise nach Schleswig-Holstein zurückgekehrt und erzählte mit einigem Pathos, wie die Schleswiger von den Dänen erst mit Peitschen, dann mit Skorpionen gezüchtigt worden. Seine großen runden hellblauen Augen lächelten mich so appetitlich an wie ein Paar der besten Husumer Austern.

Ich sprach von den betrübenden Zuständen in Kurhessen und hoffte baldige Abhülfe. Sein fettes, weißliches Antlitz mit der glänzenden Glatze darüber hörte mit freundlicher Gelassenheit zu, und der nachdenkliche Zug um den Mund schien sich in Worte der Sympathie auflösen zu wollen, wandelte sich aber nur in die Frage um: „Chablis oder Porter?"

Ich ging auf die neue Aera in Preußen über, und die wohlwollende Antwort lautete: „Ja wohl, man genießt sie jetzt wie in England mit Pfeffer. Versuchen Sie's einmal."

Ich lenkte das Gespräch auf Goethe, von dem er früher viel gehalten, dann auf Shakespeare, auch einen Liebling von ihm. „Schön," sagte er. „Aber da wären unsre Freundinnen. Ich sehe, sie sind delicios. Machen wir uns jetzt an sie und essen wir mit Andacht."

Diese Unterhaltung fand in einem Hamburger Austernkeller statt und wird hier mitgetheilt, weil sie Veranlassung zu den Studien und praktischen Versuchen wurde, deren Ergebniß die folgende Abhandlung ist. Mein Vis à Vis war eine Bekanntschaft aus Bremen, eine Art Weltweiser, der mich vorzüglich deshalb interessirte, weil bei ihm mehr als bei irgend einem der Zunft Denken und Sein, Reden und Leben übereinstimmte. Er war oder ist — denn er existirt noch — wenn ich's kurz sagen soll, ein Mensch von nicht gemeiner Bildung, der aber durch irgend eine seltsame Wendung seines Geschicks erst Hypochonder, dann Gourmand, dann einseitiger Austernfreund wurde und durch lange fortgesetzte geistige und leibliche Versenkung in die Natur der Auster in starkem Grade selbst Auster geworden zu sein scheint. Als Gegner auffallender Behauptungen spricht er nicht leicht direct aus, daß das Ideal menschlichen Daseins eigentlich die Auster sei, aber er lebt ungefähr, als ob sie es wäre. Ob er sich wirklich durch reichliches Austernverspeisen den Geist der Auster angegessen hat, oder ob er, mit einer Austernseele geboren, sich zu fleißigem Genuß der verwandten Molluske hingezogen fand, bleibe dahingestellt. Sicher ist nur, daß er der gerechteste und voll-

kommenste Austernesser ist, den ich kenne, und daß er als solcher zugleich ist, was er ißt. Wie der Gegenstand seiner Neigung lebt er ehelos und einsam einem einförmigen Beruf. Wie dieser fühlt, empfindet, denkt er seit Jahren schon statt mit dem Kopf mit dem Magen. Wie die Auster bewegt er sich nur durch äußere Veranlassung getrieben, gelegentlich von dem Orte weg, den er innehat. Wie sein Urbild ist er den Sommer hindurch mager und ungenießbar, ja bisweilen fast giftig. Im Herbst erst, das heißt mit den ersten Austern, wacht sein innerer Mensch auf, er wird liebenswürdig rund und voll, seine Muße zu Muse, sein in den Monaten ohne R wie in Austerschalen eingeklappter Witz Jedem zugänglich, der zulangen will und sein Thema nicht mißachtet, welches sich natürlich immer mehr oder minder auf Austern bezieht. Politik, Vaterland, Literatur, Musik, schöne Natur, Religion — lassen wir das, Freund, essen wir Austern! Die einzige Leidenschaft, die er außer dieser kennt, ist die für das Chinesische, und dies könnte nach dem, was wir jetzt von ihm wissen, verwundern. Indeß mag ers deshalb liebgewonnen haben, weil China bisher wie eine große ungeöffnete Auster neben dem Strom der Weltgeschichte vegetirte, vielleicht auch, weil er in Hamburg der einzige war, der die Sprache dieses Austernvolks trieb und weil er sich damit in der Stadt so einsam befand wie die Auster in ihrer Schale.

„Man pflegt die Menschen", so ließ sich unser Philosoph an jenem Abend zwischen dem zweiten und dritten Dutzend vernehmen, „nach verschiedenen Gesichtspunkten einzutheilen: in solche, die gar keinen Charakter, solche die einen guten, und solche, die einen bösen haben, ferner in solche, die gar keine Musikanten, solche, die schlechte, und solche die gute Musikanten sind, u. s. w. Sie werden es Fanatismus nennen, wenn ich eine andere Unterscheidung vorziehe, die nämlich in Menschen, die keine Austern essen, Menschen, die deren gelegentlich zu sich nehmen, und Menschen, die sie mit gebührender Würde, mit Hingebung und in wissenschaftlichem Geist genießen. Sie werden vermuthlich noch mehr verwundert sein, wenn ich daran moralische Folgerungen knüpfen zu dürfen glaube. Aber hören Sie mich aus."

Er schlürfte einen Schluck Chablis und fuhr fort: „An die Spitze meiner Rede stelle ich den Satz, daß die Welt gut ist, soweit sie Austern ißt, und daß sie desto besser ist, je häufiger sie davon genießt und je mehr sie sich von dem Wesen derselben durchdringen läßt. Alle Uebel, an denen wir Sterblichen kranken, schreiben sich von der Nichtbeachtung dieser Regel her. Sie stammen ohne Ausnahme entweder aus der Leidenschaft oder einem schlechten Magen, und gegen beides ist uns von der Güte der Vorsehung im Austerngenuß die Universalmedicin verliehen.

Betrachten wir zuvörderst die Leidenschaft: Habgier, Ehrgeiz, Eifersucht u. s. w. Sie kennen Robert Burns, und Sie kennen unsre neuesten Natur-

philosophen. Jener sagt einmal: Nur zwei Creaturen gibt es, die ich beneide, ein Roß im wilden Zustand, das durch die Wälder Asiens schweift, und eine Auster an einem der einsamen Gestade Europas. Jenes hat keinen Wunsch, den es nicht befriedigte, diese hegt weder Wunsch noch Furcht. Nun merken Sie auf: Burns hat es vorgezogen, das Leben des wilden Rosses zu führen, und ist schlecht dabei gefahren. Andere haben das bessere Theil erwählt, aber nur Wenigen ward beschieden, zu erkennen, wie wir es schnell und bequem erreichen. Der Eine versuchte, um das Leben ohne Wunsch und Furcht, mit andern Worten, die Seligkeit zu gewinnen, die Straße von Babylon nach Jerusalem, aus der Welt ins Kloster, der Andere setzte sich zu gleichem Zweck auf eine andere gottselige Austernbank. Ich meinestheils bin durch Nachdenken über gewisse Grundsätze jener Naturphilosophen in die glückliche Lage gekommen, ohne die Kirche und ohne Flucht aus der Welt den nächsten Weg zum Rechten zu finden, und ich will Ihnen denselben in der Hoffnung, Sie ihn ebenfalls betreten zu sehen, nicht vorenthalten.

Axiom meiner Philosophie ist: Sage mir, was Du issest, und ich will Dir sagen, was Du bist. Beispiele dafür der Strandbewohner, der Mensch der Steppe und hundert Andere. Der Strandbewohner, der sich von Fischen nährt, ist der beste Seemann, gleichsam selbst ein Fisch, der gelbe Kirgise und Kalmücke, der von dem Fleisch und der Milch seiner Pferde lebt, der trefflichste Reiter, gleichsam selbst ein Pferd. Völker, die viel Kartoffeln essen, arten zuletzt in lebende Kartoffelfelder aus, die im Hungertyphus auch ihre Kartoffelkrankheit haben. Das Roastbeef der Briten bekundet sich deutlich als den Grund ihres Charakters. Ein weintrinkender Stamm spricht und handelt wie der Geist der Traube sprechen und handeln würde, falls er ein Menschengehäuse anziehen könnte, und der Biergeist Altbayerns ist auch bekannt. Und jetzt widerlegen Sie mich, wenn ich behaupte, die wohlgeregelte, gelassene, behagliche, von unsern conservativen Zeitungen so angelegentlich empfohlene Gemüthsverfassung, deren Typus am reinsten durch die Auster ausgeprägt ist, dieser milde ruhige Sinn, den weder der Ehrgeiz, welcher die Engel vom Himmel stürzte, noch die Neugier, welche den Apfelbiß Adams verschuldete, noch die Eifersucht, welche Desdemona umbrachte, noch die unverständige Liebeshitze, welche Romeo und Julie tödtete, noch irgend eine andere Leidenschaft bewegt, diese von unserm schottischen Barden so hochgepriesene Seelenstimmung ohne Wunsch und Furcht wird auf die sicherste und zugleich angenehmste Weise durch fleißigen und gesinnungsvollen Genuß von Austern erlangt. Alle sieben Seligkeiten des Confucius sprechen dafür, auch die achte: Selig sind, die da nichts hoffen; denn sie sollen nicht getäuscht werden!

Sie lächeln, sagte er, „und denken an Scherz. Ich könnte Sie durch eine vergleichende Schilderung meines frühern und meines gegenwärtigen Gemüths-

zustandes überzeugen, daß es nüchterner Ernst ist. Ich ziehe indeß vor, Ihnen ein schlagendes Beispiel vom Gegentheil aus der Geschichte zur Beherzigung zu empfehlen. So wissen Sie denn, Freund: Die alten Juden sind hauptsächlich deshalb untergegangen, weil ihr Gesetz ihnen verbot, sich zur Kur ihrer leidenschaftlichen Empfindungen auf das Austernessen zu legen. Lesen Sie Moses und Josephus, und Sie werden mir Recht geben."

Ich lächelte wieder. „Noch nicht gewonnen?" fragte er. „Wohlan denn, versuchen wir dem Unglauben auf einem andern Wege beizukommen. Ich führte vorhin als zweiten Hauptquell des Unheils für die Menschheit den schlechten Magen an, und Sie werden einräumen, daß ein solcher Hypochonder erzeugt und daß Hypochondrie die Ursache vieler und schwerer Uebel ist. Ein kranker Magen aber wird durch leicht verdauliche Speise gebessert, ein gesunder dadurch gesund erhalten, und ich rede aus gründlichster Erfahrung, wenn ich sage, daß die Auster die verdaulichste aller Speisen, ja daß sie überhaupt die Speise der Speisen ist. Trüffeln, Schildkrötensuppe, Gänseleberpastete, Fasan, Hummersalat, Steinbutt — Alles gut in seiner Art, aber was sind sie gegen ein wohlgeordnetes Austernfrühstück! Ein gelehrter und beredter Franzose hat bemerkt (hier zog er ein kleines Buch aus der Tasche, welches er sein Brevier nannte und stets bei sich trug): „„So viel ist sicher, daß die Auster eine Nahrung liefert, die alle Eigenschaften in sich vereint, welche wir an Speisen schätzen. Ihr Fleisch ist süß, fein und zart, es hat Wohlgeschmack genug, um die Zunge zu vergnügen, aber nicht genug, um sie zu reizen und abzustumpfen oder sie jene dem Gastronomen schreckliche Grenze überschreiten zu lassen, die mit den Worten zu viel bezeichnet ist. Sie leiht durch eine ihr eigenthümliche Eigenschaft fernerhin zur Beförderung des Verdauungsprocesses ihre Beihülfe. Indem sie sich leicht mit andern Nahrungsstoffen verbindet und sich ohne Schwierigkeit dem Magensaft assimilirt, fördert sie das Zersetzungsgeschäft desselben auf die dankenswertheste Weise. Mit Ausnahme des Brotes gibt es kein einziges Nahrungsmittel, welches nicht unter den oder jenen Verhältnissen schädlich auf den Verdauungsproceß einwirkte, und die, welche wir für die besten halten, thun dies am meisten. Die Auster macht sich dessen niemals schuldig."" — Dieses Lob ist vollkommen begründet. Sie können Austern essen heute, morgen, in alle Ewigkeit, soviel Sie mögen. Ihre Gegenwart im Magen ist kaum zu merken, und doch befriedigen sie den Geschmackssinn, stillen sie jene Aufregung der Nerven, die den Hunger hervorruft. Sie sind die grata ingluvies des Horaz in all ihrer erhabnen Bescheidenheit, welche keine Uebersättigung, keine Kolik, keine Vorwürfe, keine Gewissensbisse nach sich zieht. Wenn Malherbe sagt, daß er nichts Edleres kennt, als Frauen und Melonen, so ist schwer zu begreifen, wie er, ein Poet der Normandie, der so nahe bei den besten Austernbänken dichtete, die Austern

vergessen konnte. In der That unverantwortlich! Und überdies, wer wüßte nicht in Betreff der Frauen, daß es Leute gibt, die sich nicht mit ihnen vertragen, und andere, denen sie nicht bekommen, und wem wären nicht Beispiele von Krankheiten bekannt, die von unverdaulichen Melonen herrührten; wer aber in aller Welt hätte jemals derartige Klagen gegen unsere Freundinnen hier vorbringen hören? Und jetzt vernehmen Sie die Moral von der Sache mit den Worten jenes französischen Denkers von vorhin: „„Das, was uns beim Austernverspeisen fortwährend vergnügt und heiter sein läßt, ist die Thatsache, daß, während gastrische Verstimmungen ferngehalten werden, die Seele weder durch Wünsche beunruhigt noch durch Befürchtungen für die Zukunft störend angereizt wird. Man verzehrt sie in der vollen und durch nichts getrübten Sicherheit, daß die Gesundheit nicht im Entferntesten dadurch compromittirt werden kann, stürzte man sich selbst in jenen Abgrund, den wir Ueberfüllung nennen."" Austerngenuß ist also, wie Sie sehen, ein sowol physisch als moralisch gesundes und heilsames Vornehmen."

Ich sah das in der That ein und beschloß darnach so viel als möglich zu leben, wagte indeß gegen den ersten Theil seiner Beweisführung die bescheidene Einwendung, daß die Auster von Manchen für nicht mit besondern Verstandeskräften begabt gehalten werde, und daß man bei seiner Behauptung, durch Austerngenuß werde die Austernatur angezogen, Gefahr laufe sich mit der frommen friedensseligen Stimmung der Auster auch jenen Mangel anzueignen.

„Das hab' ich gedacht," erwiderte er in einiger Aufregung. „Sagen Sie nur gleich, daß man sie für einfältig, für dumm hält. Undank ist der Welt Lohn, und gegessen Brot ist bald vergessen. Von den Tagen jenes großen und kühnen Menschen, der die erste Auster verschlang — ich hoffe, es war ein Deutscher; denn von diesen gingen alle heilsamen Entdeckungen aus — von den Tagen des ersten Ostreophagen bis auf unser Souper hat alle Welt, wenigstens durch stilles Entzücken, anerkannt, daß nichts so saftig, so nahrhaft ist, daß nichts einem Glas „half and half", Double Stout oder Chablis so viel Weihe verleiht, als eine wohlgemästete Auster, gleichviel ob Colchester, Ostende oder Cancale ihre Wiege war. Ebenso alt aber als dieser gerechte Tribut, den selige Stimmung der physischen Trefflichkeit unsrer illustren Muschel zollt, ist der höchst unbillige und inhumane Vorwurf intellectueller Inferiorität. So dumm wie eine Auster, sagt der grobe Engländer, ohne zu bedenken, wie schwer er sich damit versündigt, und in Frankreich, wo man's besser wissen sollte, drücken sie dasselbe durch die Redensart aus: c'est une huître à l'écaille. Wie oft habe ich gebildete Deutsche von Leuten, deren Denkvermögen sie als schwach bezeichnen wollten, die Redensart brauchen hören: er argumentirt wie eine Auster, wie oft in den Zeiten unbesonnener

Jugend selbst von ungeschickten Whistspielern gespottet: er stellt sich beim Kartenspiel wie eine Auster an! Sogar von dem aufgeweckten Italiener finden wir bemerkt, daß er in servilem Nachahmungsgeist unsre Lieblinge insultirt, indem er auf sie die Worte stupidaccia und babbaccione anwendet.

Aber ich habe schon zu viel von diesen Unwürdigkeiten in den Mund genommen, bin schon zu viel auf dem Wege der Spötter gewandelt. Hoffen wir, daß Italien, wenn es eine freie und einige Nation geworden ist, in dieser Hinsicht in sich geht und eine verbesserte Auflage seiner Sprichwörter veranstaltet. Hoffen wir, daß auch der Franzose sich bekehrt. Wenn ich von ihm äußerte, daß er es besser wissen sollte, so beziehe ich mich auf die wohlbekannte Fabel seines Landsmanns Lafontaine, der in seiner anmuthigen Weise erzählt, wie bei dem Abenteuer zwischen der Ratte und der Auster nicht der gewandte Vierfüßler, sondern unsere angeblich so plumpe Freundin mehr Geschick bewies, und das könnte man sich wol zur Lehre dienen lassen. Es zeigt auf alle Fälle, daß die Auster List und Energie entwickeln kann, wenn sie will. Die Ratte wurde, im Begriff die süße Frucht zu rauben, in der gähnenden Falle der Schale gefangen. Wenn dies in der Regel nicht geschieht, wenn man z. B. von Affen erzählt, daß sie der auf den Watten sich sonnenden Auster die Spitze ihres Fingernagels in die Schale stecken und, sobald die Klappe sich schließt, eilig landeinwärts laufen, das Thier mit sich schleppen und bald Mittel und Wege finden, die Beute zu verzehren, so erkläre ich mir das nicht als Ueberlistung, sondern als Folge reinen opferfreudigen Wohlwollens auf Seiten der Auster. Wie dieses fromme Wesen dem Menschen gegenüber die evangelische Regel verkörpert: wenn einer dir den Rock nimmt, so gieb ihm auch den Mantel, so verfährt es hier auch gegen den Affen, indem es sich seinem Mitgeschöpf nicht blos zur Speise darbietet, sondern ihm sogar behülflich ist, sie statt im Schlamm der Ebbe und in Angst vor der wiederkehrenden Fluth auf reinlichem und sicherm Boden zu genießen.

Sie werden mir einwerfen, daß die Auster ohne Kopf sei, daß man einen Kopf haben müsse, um einen Platz für Augen und Hirn zu haben, daß in landläufiger Rede Kopflosigkeit die Bedeutung von Dummheit habe, und ich gestehe, daß der Schein für Sie spricht. Die Natur, welche den Gegenstand unsrer Betrachtung mit den meisten Gliedmaßen eines Fisches, mit Mund und Bart, Kiemen, Magen, Herz, Leber, Muskeln und Adern ausgerüstet hat, verlieh ihm — Sie werden sagen, aus Grausamkeit oder Vergeßlichkeit — in der That keinen Kopf und folglich auch keine Augen. Daraus folgt aber nicht entfernt, daß Austern ohne Gedanken und Gefühle sind. Michelet berichtet, daß es eine ganze große Familie von Mollusken gibt, denen man ohne Schaden für ihre Fortexistenz die Köpfe abschneiden könne. Ihre Le-

benskraft, ihr Denken und Empfinden ist in ihre Eingeweide gelegt, und für diese sorgen sie mit dem größten Eifer. Aehnliches finden Sie unter den Creaturen unseres Geschlechts. Abgesehen von den zahlreichen Menschen, denen der Magen mehr gilt als der Kopf, die mit dem Magen sich ihre Vorstellungen und Vergleiche bilden — was ich, wenn es im rechten Sinn geschieht, durchaus nicht zu mißbilligen vermag — abgesehen von Bauchrednern und andern des Kopfes nicht bedürfenden Künstlern, erlaube ich mir nur, an verschiedene katholische Märtyrer zu erinnern, die nach ihrer Enthauptung noch geraume Zeit Wunder und Zeichen thaten, von denen das erstaunlichste war, daß sie reden konnten.

Ferner möchte ich Sie auf die bedeutungsvolle Rede des Aristophanes beim Gastmahl Agathons aufmerksam machen, in welcher er sich über die mannweiblichen Kugelmenschen der Urzeit verbreitet. Dieselben bestanden, wie Sie wissen, vor den gewöhnlichen blos männlichen oder blos weiblichen Sterblichen, und Manches, wie namentlich ihre androgyne Natur und ihre runde Gestalt, läßt die Vermuthung nicht völlig unpassend erscheinen, daß sie, genau besehen, ebenso viel Aehnlichkeit mit Austern als mit Menschen hatten oder kurz ausgedrückt eine Art Austern waren. Nun spricht zwar der Redner von einem Kopf derselben, es geht aber aus Allem hervor, daß derselbe so platt an dem Kugelleibe lag, sich so wenig über denselben erhob, daß wir diesem Geschlecht einen Kopf in unserm Sinn ebenso wenig zuschreiben dürfen als dem Geschlecht der Austern. Hatten sie aber einen, so wird ihn auch die Auster besitzen, und wenn wir lesen, daß diese Plattköpfe mit Verstand und Willen begabt waren und sogar den Himmel zu stürmen wagten, so wird es gestattet sein, anzunehmen, daß die ihnen in so wesentlichen Dingen gleiche und fast nur durch etwas geringere Sichtbarkeit des Kopfs von ihnen verschiedene Auster ebenfalls denken und empfinden kann und gleicher energischer Vorsätze fähig wäre, wofern sie nicht in ihrer Frömmigkeit den Himmel in sich selber trüge.

Endlich aber muß ich Ihre Aufmerksamkeit auf die bekannten Streitigkeiten der Scholastiker lenken, die sich auf die Möglichkeiten der Welterlösung bezogen, und die, so seltsame Fragen dabei auch aufs Tapet kamen, von der Kirche keineswegs als ungebührlich verurtheilt wurden. Eine dieser Fragen, — Sie können's in jeder guten Geschichte der Philosophie nachlesen — ging darauf: ob Gott in seiner Allmacht die sündige Menschheit auch durch einen Kürbis hätte erlösen lassen können, woran sich weitere tiefsinnige und geniale Untersuchungen knüpften, die zum Beispiel: wie der Kürbis gepredigt haben würde, wie er zu kreuzigen gewesen wäre. Das Detail dieser Erörterungen ist sehr interessant, würde indeß hier zu weit führen. Genug, daß an der Pariser Universität gewichtige Stimmen sich entschieden für die Bejahung der

Hauptfrage erklärten, und daß einige besonders phantasievolle Geister in ihrem Trieb nach Gründlichkeit sogar zu klaren Vorstellungen über die Methode gelangten, in welcher die Predigt zu ermöglichen gewesen wäre. Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, die Nutzanwendung davon zu machen, den Uebergang vom kopflosen Kürbis zur kopflosen Auster zu finden, kann ich getrost Ihrem Scharfsinn überlassen. Nur einige Mittelglieder des Schlusses erlauben Sie mir noch anzudeuten. Entweder hatten jene erleuchteten Theologen Recht, und dann bedürfte es zu den höchsten Thaten keines Kopfes, oder sie hatten Unrecht, und dann war ihr Urtheil kopflos, aber doch immerhin ein Urtheil und damit ein Beweis, daß man wenigstens zum Urtheilen keinen Kopf nöthig hat. Ich meinestheils habe mich gegen die Zulässigkeit jener scholastischen Behauptung entschieden. Welche Stellung Sie zu dem Dilemma einnehmen wollen, sei Ihrer Wahl anheimgegeben. Herausschlüpfen können Sie mir nicht. So oder so, artig gegen unsre Pariser oder nicht, in beiden Fällen müssen Sie bekennen, daß die Kopflosigkeit kein Mangel an dem Object unsrer Disputation ist.

„Nach dem Gesagten," so fuhr mein Freund, vom Genuß seines dritten Dutzends aufathmend, mit der Miene des heiteren Weisen fort, „bedarf es keines langen Beweises, daß es kein Unglück für die Auster ist, wenn sie keine Augen hat; denn wer keinen Kopf braucht, um große Dinge zu thun, bedarf dazu auch keiner Augen. Das wird Ihnen unter andern schon Justinus Kerner zeigen können, dessen Hellseherinnen mit dem Nabel lesen und viel schärfer und weiter schauen als wir mit der besten Lupe und mit dem schärfsten Frauenhofer."

Er nippte mit einem würdevollen Schlückchen den Rest seines Glases aus und bestellte mit der anmuthigen Ruhe des Stammgastes durch eine bloße Daumenbewegung nach dem Buffet hin ein viertes Dutzend und eine zweite Flasche. Dann wieder zu seinem Thema zurückkehrend, schickte er sich an, seine Rede zu schließen.

„Es erübrigt noch Eins, was indeß nicht von Bedeutung für den Weisen ist. Wollen Sie an der Organisation der Auster tadeln, daß sie sich nicht bewegen kann, so bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen hundert Beispiele für die Meinung vorführen zu können, daß es ein Vorurtheil ist, wenn man sagt, Reisen mache den Menschen klüger und glücklicher. Schon die Verbindung der beiden Worte ist ein Widerspruch; denn die Erfahrung zeigt, daß die Einfalt meist mehr Glück hat, sich auf alle Fälle glücklicher fühlt, als die Klugheit. Dann aber erinnern Sie sich an das Matrosengrab auf dem Kirchhof von Ottensen draußen. Denken Sie an Kant, der nie aus Königsberg gekommen ist, an den alten Satz, daß Umherziehen in der Welt blasirt macht, an die Erzählung von Kain, der für seinen Brudermord nicht härter bestraft

werden konnte, als dadurch, daß man ihn auf Reisen schickte, an die geschichtliche Wahrheit, daß erst mit dem Seßhaftwerden der Menschheit die Cultur begann, an die psychologische Wahrheit, daß — ich nenne nur den Baron von Münchhausen, könnte aber auch aus neuester Zeit betrübende Beispiele anführen — je weiter Einer gereist ist, desto größer seine Virtuosität im Lügen ist, an die ethnologische Wahrheit endlich, daß eine gewisse, bei unsern Ministern sehr wohl angeschriebne und wirklich sehr bequeme und nahrhafte Sorte von Vaterlandsliebe durch Verbleiben innerhalb des Gesichtskreises des heimathlichen Kirchthurms am besten conservirt wird. Betrachten Sie den Patriotismus der biedern Altbaiern, und Sie werden ohne Mühe entdecken, daß er rein deshalb so glühend ist, weil diese patriarchalische Völkerschaft sprichwörtlich von allen Teutonen am wenigsten Neigung zum Reisen empfindet. Vor Allem aber sehen Sie sich die Sonne an, die seit Josua oder, wie andere Geschichtskundige behaupten wollen, seit Galilei feststeht und sich wohl dabei befindet. So aber werden Sie mir erlauben, wenn ich die allerdings nicht zu leugnende Thatsache, daß die Auster den Ort ihrer Geburt nicht verlassen kann, weit mehr als einen Vorzug, wie als einen Fehler auffasse. Es trägt dies sehr wesentlich zur Erhaltung ihrer Gemüthsruhe und, wie ich hinzufügen möchte, ihres Wohlgeschmacks bei; denn Vergleichung erhitzt zu Stolz und Verdruß, und Erhitzung verbittert. Eins unserer besten Sprichwörter ist: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Die Auster ist dessen anmuthigste Verkörperung. Ahmen wir ihr auch darin nach."

Das vierte Dutzend machte eine Pause, während deren mich die beiden hellblauen Austern unter seiner Glatze forschend betrachteten.

„Sie wollen nicht?" sagte er, die letzte Schale hinlegend, als er sah, daß ich den Kopf schüttelte. „Sie halten meine Freundin wegen ihrer nothgedrungenen Seßhaftigkeit für unvollkommen. Sie beklagen oder belächeln ihre Blindheit, bedauern oder bespotten noch immer ihren Mangel an Verstand, ihren schwachen Willen. Wohlan denn, Sie Hartnäckigster, ich lasse alle meine Beweise mit Ausnahme derer, welche die Auster den an Leidenschaftlichkeit und schlechtem Magen Laborirenden empfehlen, fallen, stelle mich auf die Seite der Ungläubigen oder, wenn Sie wollen, Gläubigen und spiele den letzten Trumpf aus, den ich mir beiläufig neulich unter den Brocken auflas, die vom Tisch eines geistlichen Herrn fielen.

Gesetzt den Fall, daß die undankbare Welt Recht hätte, wenn sie die Auster einfältig schilt, wissen Sie wohl, daß diese selbe Einfalt, diese ihre kindliche Unberührtheit, diese ihre intellectuelle Jungfrauschaft, wie ichs nennen möchte, gerade ihr höchstes Lob, ihr erhabenster Vorzug sein würde? Wissen Sie, daß die Wissenschaft umkehren muß, und daß die Consequenz dieser sublimen Regel, das letzte Ziel derselben die Einkehr in das urthümliche Leben

der Auster, die Beschränkung auf den Horizont einer Austerschale ist? Zu viel wissen wollen macht ebenso unselig wie zu viel haben wollen, weil es ebenso den Neid der Götter und anderer Vornehmen erregt, und da man über das Maß des Zuviel in Verlegenheit kommen kann, ist es am klügsten, gar nichts wissen zu wollen, zufrieden zu sein, daß Einer ist, der Alles weiß. Denken Sie als Freund von Märchen an den Fischer mit seiner ungenügsamen Ilsebill im Federtopf und dem Goldfisch. Stellen Sie sich als Weltkind die Lage Doctor Fausts in jener peinvollen Osternacht vor, und suchen Sie darin, was zu Ihrem Frieden dient. Erinnern Sie sich als christlicher Germane an den Baum der Erkenntniß.

Der Mensch des hebräischen Paradieses war*) ganz ebenso wie der aristophanische Kugelmensch in wesentlichen Stücken der Auster ähnlich, und er war, wie auch indische Mythen schließen lassen, bestimmt, die Einfachheit, die friedliche Einfalt und Selbstgenügsamkeit der Auster für alle Zeiten zu bewahren. Geschlechtslos oder Mannweib, wie diese, sollte er nicht Seinesgleichen haben. In den stillen Garten Eden eingeschlossen, wie die Auster in ihre Schale, sollte er keine Kenntniß von der Welt und ihren Gegensätzen, keinen Wunsch und keine Furcht und keine andere Arbeit haben, als die, sich zu nähren. Wie er dazu kam, diesen seligen Zustand zu brechen, wird ewig Geheimniß bleiben, ist wenigstens für mich das unbegreiflichste aller Wunder. Genug, er war unzufrieden, der Undankbare, er rebellirte, vielleicht nur weil ihm zu wohl war, gegen den Himmel. Schon daß er sich einsam fühlte und Gott den Herrn in seiner väterlichen Milde nöthigte, ihm eine Gefährtin zu machen, ihn zu diesem Zwecke zu spalten, war verhängnißvolle Sünde, indem sie andere, ihm bis dahin unbekannte Begehren weckte. Der Einfältige war ein Zwiespältiger geworden, und damit hatte die Schlange über ihn Gewalt. Daß er sich gelüsten ließ, vom verbotenen Baum den Apfel des Gedankens und Gewissens zu stehlen, war die zweite große Versündigung gegen seine Bestimmung. Selige brauchen weder eine Frau, noch Verstand noch Gewissen. Aus dem einen ziemlich einfältigen Wunsch wurden viele, und an jeden knüpfte sich eine Strafe für den Durchbruch aus der Einfalt in den Zwiespalt. Er empfand die Pein der Scham, die ihm ohne die Gefährtin und ohne den Apfel niemals nahe getreten wäre. Er lernte die Furcht kennen, und war damit eigentlich schon aus dem Paradies gestoßen. Er mußte endlich arbeiten, statt blos dem Genuß leben zu können, und mit diesem Dasein voll Wünsche, voll Scham, voll Furcht, voll Arbeit beginnt

*) Der Redner weiß das Folgende natürlich nicht aus der Bibel, sondern schließt es selbstverständlich nur aus den Aeußerungen seines Theologen, wie denn seine ganze Rede hier nicht mittheilbar gewesen wäre, wenn sie Gegenstände der Religion und nicht blos die Schulweisheit der Dogmatiker hereinzöge. D. Red.

die große Kette von Leiden, die wir die Geschichte nennen. Im Lauf derselben sind Weise aufgetreten, die den Grund des Uebels erkannten und den Rückweg zu dem paradiesischen Austerleben entdeckten. Ich erinnere an die Buddhisten, denen es gelang, ein Drittel der Menschheit zu Adams Seligkeit zurückzuführen, an die indischen Philosophen, die sich gewöhnten, Jahre lang auf die Nasenspitze blickend, nur das Wort Om — vermuthlich Auster — zu denken. Ich könnte noch näher Liegendes anführen, will indeß aus mehren Gründen absehn, da ich hoffen darf, daß Sie mir jetzt wenigstens insofern beipflichten werden, daß die Auster mit ihrer Einfalt ohne Wunsch und Furcht nicht nur nicht unglücklich, sondern sogar Muster und Vorbild für den der echten vollen Seligkeit zustrebenden Menschen ist. Und damit komme ich auf meine frühere Lehre zurück: Essen wir Austern, damit wir werden wie die Austern!"

Solcherlei redete er noch Vieles zum Lobe seines Gegenstandes, und wenn es ihm nicht gelang, mich von der Wahrheit des zuletzt ausgesprochenen höchsten Grundsatzes seiner Philosophie zu überzeugen (die er beiläufig mit neuer Anwendung eines alten Wortes Ostracismus nannte), wenn Manches Orphische, was ihm zwischen der dritten und vierten Flasche entfloß, namentlich das, was er von einer transmundanen Urauster vorbrachte, über die er in den Schriften eines berühmten chinesischen Dogmatikers gelesen, und die zur mundanen Auster geworden, um sich von den Menschen essen und sie dadurch zu Austern werden zu lassen — wenn, sage ich, Manches der Art mir unverständlich blieb, so fand ich in seinem Vortrag doch auch vieles Verständige, Anregende und weiterer Verbreitung Werthe, und so gebe ich im folgenden eine Blumenlese davon, die namentlich den Disciplinen entnommen ist, die er als die Ethik, die Geschichte und die Naturkunde des Ostracismus zu bezeichnen pflegte. Einiges davon wurde von mir in Gesellschaft wißbegieriger Freunde auf praktischem Wege erprobt und kann deshalb mit voller Ueberzeugung empfohlen werden.

Aus dem ethischen Gebiete hebe ich nur einige von den Hauptgeboten hervor. Wer den Grad eines gerechten und vollkommenen Austernessers verdienen will, muß sich zunächst gewöhnen, sie zu rechter Zeit zu essen, das heißt in den Monaten, in deren Namen ein R ist. Er darf ferner nicht zuviel davon genießen. Er hat sodann die Getränke zu beachten, welche die Erfahrung als die zur Begleitung des Austerngenusses geeignetsten empfiehlt. Endlich wird er in der Ueberzeugung, daß die Auster als ein Wesen, welches gerade durch seine Einfalt vollkommen ist, alle Künste des Kochs verschmähend, sie, die „Trüffel des Meeres" einfach so verzehren, wie Mutter Natur sie darbietet.

In Betreff des zuerst aufgestellten Gebotes höre ich die Stimme der

Maßlosen: Die Auster ist der höchste gastronomische Genuß, das Leben ist kurz, warum nicht das ganze Jahr hindurch Austern essen? Und in der That werden in London sowie in andern englischen Städten und noch mehr im Lande der Yankees auch in andern als den bezeichneten Monaten, ja oft schon vor dem August Austern zu Tausenden verschlungen. Namentlich die gewöhnlichen Colchesters und Favershams, die man als „common oysters" verkauft, kommen schon in den ersten Tagen des August auf den Markt. Sie sind aber auch danach und können nicht entfernt mit der vornehmen Klasse der Milton oder wie die Marktleute nicht ohne Glück sich ausdrücken, der „melting-natives" verglichen werden, die zu Anfang des October erscheinen, den Meridian ihrer Vollkommenheit um Weihnachten erreichen und Ende April zu verschwinden pflegen. Der gerechte und vollkommene Austernesser verabscheut jene Unsitte, vor Anfang des Herbstes Austern zu genießen, als einen unreinlichen, ungesunden, heillosen und überdies inhumanen Irrthum. Gesetzt, die Auster wäre im Sommer überhaupt genießbar, so kann sie ein einziger heißer Tag verderben, und was ist aller Greuel der Welt verglichen mit einer verdorbnen Auster! Dazu kommt aber, daß die Monate Mai und Juni die Zeit sind, in welcher die Auster der Fortpflanzung ihres Geschlechts lebt, und daß sie in dieser Periode stören, dreifach, an der Auster, an der Menschheit und an sich selbst sich versündigen heißt, an der Auster selbst, weil man sie in einer Function unterbricht, welche die freudenreichste ihres stillen Daseins ist, an der Menschheit, weil man sie mit jeder einzelnen Auster, die man verzehrt, um mindestens eine volle Million von Austern verkürzt, an sich selber endlich, weil das Blut der Austern in der genannten Zeit sich aus dem gewöhnlichen Zustande, in welchem wir es als Milch der Menschenfreundlichkeit genießen, in gährend Drachengift verwandelt, und weil sie in diesen Monaten überdies mager und geschmacklos sind. Summa: eine einzige Auster vor dem September und nach dem April verzehren würde ein gleiches Verbrechen begehen heißen wie der, welcher eine Nachtigall während des Brütens erschlüge; würde zu gleicher Zeit die Menschheit um mindestens zwanzig tausend Thaler preußisch bestehlen (so hoch etwa wird, schlecht gerechnet, die Million Austern zu veranschlagen sein) und schließlich sich selbst vergiften heißen.

Ist dieses Gebot strict und scharf begrenzt, so gestattet das zweite: Du sollst nicht zu viel genießen, verschiedene Auslegungen, je nach der Natur des Austernverzehrers, so zu sagen, nach seiner Capacität. Der eine Mensch nennt eine liebende Gattin und eintausend Thaler jährlich Reichthum und Glück, der andere braucht, um satt zu werden, von beiden Gegenständen unserer Wünsche das Zehnfache, ein dritter das Hundertfache. Was Sattsein ist, wo sichs um Austern handelt, ist schwer zu definiren. Die Regel lautet nur, daß man bei einem Frühstück deren mehr essen kann, als bei einem Souper. Im

Uebrigen gehen die Meinungen der Ostracisten weit auseinander. Einer ihrer berühmtesten Lehrer, Grimod de la Reynière sagt: „Es ist durch Erfahrung erwiesen, daß Austern nach dem fünften oder sechsten Dutzend aufhören ein Vergnügen zu sein.“ Unser Hamburger Freund stimmte im Wesentlichen damit überein, meinte indeß unter Umständen auch bis zu einem siebenten gehen zu können und erachtete dieses und selbst ein achtes sogar für geboten, wenn ärgerliche politische Ereignisse eine starke Beruhigung und Läuterung des Gemüths durch Austernblut oder, wie wir nach seiner Auffassung der Sache sagen müssen, durch Austerngeist erforderten. Bei der Wiederherstellung des Bundestages hatte er — damals noch jung und „unverraustert,“ wie ers ausdrückte — erst nach dem neunten Dutzend die volle Wirkung seiner Universalmedicin empfunden.

Ganz anders äußert sich Brillat-Savarin, der große Urheber der „Physiologie du Goût“ über die Sache. Er bemerkt erstens: „Es war früher wohlbekannt, daß ein Gastmahl von einigen Prätensionen gewöhnlich mit Austern begann, und daß es Epicuräer gab, die nicht eher nachließen, als bis sie ein Gros, mit andern Worten zwölf Dutzend zu sich genommen hatten. Da ich zu wissen wünschte, wieviel eine solche Avantgarde eines Dejeuner an Gewicht habe, untersuchte ichs mit der Wage und gelangte zu der Thatsache, daß ein Dutzend Austern mit Einschluß des Wassers vier Unzen wiegt, was für zwölf Dutzend grade drei Pfund gibt. Nun aber sehe ich als ausgemacht an, daß diese Herren, welche nach den Austern nicht im Mindesten weniger herzhaft dinirten, sich schwerer Ueberfüllung bewußt gewesen wären, wenn sie statt jener drei Pfund Mollusken drei Pfund Rind-, Kalb- oder auch nur Hühnerfleisch gegessen gehabt.“ Brillat-Savarin läßt dieser wissenschaftlichen Erörterung die nachstehende Anekdote folgen: „Im Jahre 1798 war ich in Versailles und hatte hier häufig Umgang mit dem Sieur Laperte, Registrator beim Tribunal des Departements. Er war ein Liebhaber von Austern und beklagte sich, davon nie genug gegessen oder, wie er sagte, niemals seine ganze Füllung gehabt zu haben. Ich beschloß, ihm diese Genugthuung zu verschaffen und bat ihn für den nächsten Tag mein Gast zu sein. Er kam, und ich leistete ihm Gesellschaft bis zum dreizehnten Dutzend, das heißt, länger als eine Stunde; denn unser Austernöffner war nicht sehr gewandt. Weiterhin blieb ich unthätig, und da es außerordentlich peinlich ist, bei Tisch zu sitzen ohne zu essen, so gebot ich meinem Gaste in voller Arbeit Halt. — Mein lieber Herr, sagte ich, es ist mir sehr schmerzlich, aber ich sehe schon, es ist Ihnen nicht beschieden, heute Ihre ganze Füllung von Austern zu haben. Lassen Sie uns zum Diner schreiten. Wir dinirten, und er bethätigte dabei alle Energie und Ausdauer eines Menschen, der sich nach langem Fasten wieder zu Tische gesetzt hat.“ —

Dieser Sieur Laperte gehörte unzweifelhaft zu der Schule des französischen Dichters Lainez, der 1710 zu Paris das Zeitliche gesegnete, und von dessen erstaunlicher Verdauungskraft die folgende Geschichte im Umlauf ist: „Eines Tages, nachdem er zwischen fünf und sechs Stunden eifrig mit Messer und Gabel gearbeitet, erhob er sich und ließ sich nach kurzem Verschnaufen wieder auf seinen Stuhl nieder, um sich zu einem neuen Conflict bereit zu machen. Haben Sie noch nicht dinirt? fragte ein Freund. — Glauben Sie, mein Magen hat ein Gedächtniß? war die Gegenfrage, mit der er sich wieder an's Geschäft begab."

Andere Beispiele merkwürdiger Austernfreunde werde ich mittheilen, wenn wir einen Blick auf die Geschichte des Ostracismus werfen, versteht sich des menschenfreundlichen, wie ihn unser Hamburger Philosoph lehrt.

Das dritte Gebot für den geläuterten und erleuchteten Austernesser, welches ihm die rechten Flüssigkeiten vorschreibt, mit denen er seine Freundin zu befeuchten hat, zerfällt eigentlich in zwei, die sich in die sprichwörtliche Redensart zusammenfassen; er muß wissen, wer Koch und wer Kellner ist. Deutlicher ausgedrückt, lautet die Regel: 1) die Auster muß mit ihrem Wasser servirt und genossen werden, und es gehört in ihre Schaale durchaus nichts Anderes; 2) zur Begleitung ist leichter weißer Wein zu wählen.

ad 1) In England streut man Pfeffer auf die zum Genuß bereitgehaltne Auster, in Holland tröpfeln sie Essig darauf, in Deutschland Citronensaft. Sämmtliche drei Methoden sind Barbarei. Der Kenner weiß, daß damit das Bouquet des holden Thieres zerstört wird, weiß, daß die nächste Flüssigkeit, mit der er es zu verspeisen hat, gerade jenes Wasser ist, welches die Barbaren wegschütten, um es durch Unnatur zu ersetzen. Die Meinung, daß diese kostbare Flüssigkeit Seewasser sei, ist ein bedauerlicher Irrthum; sie ist vielmehr das klare Blut der Auster selbst, welches sie vergießt, wenn sie bei gewaltsamem Aufbruch ihrer Schalen verletzt wird. Wäre es Meerwasser, so würde es einen widerlich bittern Geschmack haben und Uebelkeit erregen, es wirkt aber nur angenehm auf die Zunge und Verdauung befördernd auf den Magen, und so darf man es nicht nur nicht ausgießen, sondern muß mit äußerster Sorgfalt beim Oeffnen der Auster darauf sehen, daß es bis auf den Tropfen erhalten bleibt.

ad 2) Die passenden Begleiter eines Austernmahles sind zunächst alle leichten und die Verdauung nicht erschwerenden Weine, namentlich Chablis, Sauterne, Moselblümchen, ferner: Champagner und ein oder der andere leichte Rheinwein. Rothe Sorten sind zu meiden, Madeira oder Xeres nur im Nothfall zu nehmen. Ein gutes Glas Porter oder Ale kann nichts verderben; besonders anmuthig schmeckt zu Austern die Vermählung der beiden Flüssigkeiten, die man „half and half" nennt. Einige nordische Ostracisten wollen

selbst gewisse Spirituosen, als echten englischen Gin, feinen Schiedam, schottischen Whisky, dazu gestatten. Doch vermögen die meisten und darunter die erleuchtetsten Kenner sich damit so wenig zu befreunden, wie mit der selbst von jenen als roh verpönten Methode, Austern mit Rum zu essen, und wir werden wohl thun, uns dem anzuschließen. Austern mit gebrannten Wassern genießen, heißt, sie in Spiritus setzen, und damit werden sie gerade einer ihrer glorreichsten Eigenschaften, der Verdaulichkeit beraubt.

Das vierte Gebot schließt alle künstliche Behandlung der Auster aus. Wenn die Kunst irgend etwas mit ihr zu schaffen hat, so mag sie sich darauf beschränken, sie möglichst in dem ihr von der Natur allein zugewiesenen Geschäft zu unterstützen, das darin besteht, fruchtbar zu sein, sich zu mehren und fett zu werden, wovon im nächsten Kapitel ausführlich die Rede sein wird. Auch zur Erhaltung der Auster auf ihrem Wege vom Meer zur Tafel ihrer Verehrer darf die Kunst ihre Hand leihen. Der Koch sollte nichts mit ihr zu thun haben, und der wahre Austernfreund erlaubt sich gegen den Gegenstand seiner Zärtlichkeit in der That nichts, als daß er ihn kaut, statt ihn unzermalmt zu verschlucken. Selbst den Bart der Auster abzunehmen, hält er für Frevel, da dieser gerade der Sitz ihres Wohlgeschmacks ist. „Quel est le barbare", ruft ein enthusiastischer französischer Ostracist aus, „qui mange des huîtres cuites?" — Aber, wie es Leute gibt, die gern Borsdorfer Aepfel, und andere, die noch lieber rohe Zwiebeln essen, so gibt es leider eben so viele Methoden, Austern zu kochen, zu dämpfen, zu braten u. s. w. als man Arten, Eier zu bereiten, erfunden hat. Grimod de la Reynière führt eine ganze lange Liste dahin bezüglicher Recepte auf, in welche er: Huîtres à la bonne femme — à la daube — au Parmesan — en casserole — en paille — farcies — frites — sautées — en papillotes — en caisse und en ragoût einschließt, und der wir mindestens drei Dutzend andere Recepte folgen lassen könnten, welche britische Kochkünstelei erdacht hat.

Wir heben die Hände empor gegen solche Mißhandlung unsrer Freundin und danken dem Himmel, daß er diese Sünde von dem deutschen Vaterland bisher so ziemlich fern gehalten hat. Um aber nicht in den Verdacht zu gerathen, daß wir eine Sache mißbilligen, ohne sie zu kennen, theile ich im Nachstehenden eine kleine Auswahl aus einer großen Anzahl mir vorliegender englischer Hirngespinnste mit, die sich Recepte zur Behandlung von Austern nennen. Sie sind sämmtlich von dem Hamburger Meister geprüft und brieflich mit den lakonischen Worten verworfen worden: „Wo sie schmecken, finds keine Austern, wo sie Austern bleiben, sind sie geschmacklos."

Die in ihrer eignen Schale gebratne Auster. Man öffne die Auster sorgfältig, so daß nichts von ihrem Saft verloren geht, füge etwas Butter, geriebenen Parmesankäse und Pfeffer hinzu, lasse es über einem hellen

Feuer bräunen und träufle, nachdem es gahr geworden, ein paar Tropfen Citronensaft darauf.

Die englische Austernsuppe. Man nehme ein Pfund mageres Rindfleisch, ein halb Pfund mageres Hammelfleisch, eine Hand voll Petersilie, einige Mohrrüben und zwei oder drei Zwiebeln, wiege Alles klein und koche es mit Würzkörnern, ganzem Pfeffer und Lorbeerblättern vier bis fünf Stunden in Wasser. Dann wird die Bouillon durch ein Haarsieb gegossen, etwas gebräuntes Weizenmehl und zwei Unzen Xeres oder Madeira hinzugethan und die Mischung noch eine Stunde über das Feuer gestellt, worauf das Fett abgeschöpft und ein halbes Dutzend Austern mit Bart und Saft sowie mit einer tüchtigen Messerspitze Cayennepfeffer dazu geschüttet wird. Das Ganze läßt man noch eine Viertelstunde kochen, und die Suppe ist fertig.

Die amerikanische Austernsuppe. Nimm eine halbe Kanne Milch von der Kuh weg, drei Unzen Butter, koche es, quirle das Dotter von drei Eiern hinein und schütte dazu ein Dutzend Austern mit Bart und Saft, laß es noch einmal kochen und thue beim Auftragen ein wenig Cayennepfeffer und ein paar Tropfen Citronensaft hinzu. (Wie das vorige Recept für eine Person berechnet.)

Alexis Soyers Austernsauce (eingeführt im Reformclub zu London 1852). Mische drei Unzen Butter in einer Pfanne mit zwei Unzen Weizenmehl. Dann nimm drei Dutzend Austern den Bart und den Saft, wirf die Austern in eine andere Pfanne, den Bart und den Saft zu der Butter und dem Mehl, schütte darauf anderhalb Kannen Milch, einen Theelöffel Salz, einen halben Theelöffel Cayennepfeffer, zwei Gewürznelken, ein wenig Muskatblüthe und sechs Körner gewöhnlichen Pfeffers, stelle es übers Feuer, rühre es fleißig um und laß es zehn Minuten kochen. Dann gieß einen Eßlöffel Anchovies-Essenz und ebensoviel von Harvey's Sauce dazu, laß es durch ein Haarsieb über die Austern laufen und setze das Ganze noch einmal aufs Feuer, bis es recht heiß wird. Doch darf es nicht wieder kochen.

Austern-Toast. Man schneidet vier Schnitten Weißbrot, nimmt ihnen die Kruste und röstet sie, worauf sie auf beiden Seiten mit Butter bestrichen werden. Dann wählt man sich ein Dutzend recht fetter Austern, hackt sie klein, bestreut sie mit Cayennepfeffer und legt sie dick zwischen die gerösteten Brotschnitten. Hierauf quirlt man das Gelbe von drei Eiern mit einer Viertelkanne Rahm zusammen, thut ein paar Muskatblüthen dazu, läßt es in einer Pfanne über dem Feuer dick werden (wobei darauf zu sehen ist, daß es nicht kocht, und zugleich durch Umrühren gesorgt werden muß, daß es nicht anbrennt) und gießt es, wenn es dem Sieden nahe ist, über die gerösteten Brotschnitten.

Austernpastete. Nachdem man das Innere einer tiefen Schüssel oder

Form mit Butter ausgestrichen, belegt man die Seiten und den Rand derselben, nicht zugleich den Boden mit fettem Pastetenteig. Darauf füllt man den Raum zwischen dem Teig mit den größten und feinsten Austern, deren man habhaft werden kann, und die vorher in einer Pfanne mit Würzkörnern Pfeffer und Salz wohl umgerührt worden sind. Darüber streut man geriebnes Weißbrot und das kleingewiegte Gelbe von einer Anzahl Eiern etwa ein halbes Zoll hoch. Dann rollt man mit einem Nudelholz den Deckel der Pastete aus, biegt den Rand zu anmuthigen Wellenlinien und legt den fertigen Deckel auf. Hierauf schneidet man aus einem Klumpen Pastetenteig vermittelst eines scharfen Messers einen Knopf von der Gestalt einer doppelten Tulpe für den Deckel, macht einen Schlitz in letztern, steckt die Tulpe hinein, umgiebt sie noch mit einigen Blättern von Teig und läßt das Ganze in einem wohlgeheizten Ofen braun backen.

Wir schreiben in den „Grenzboten“ kein Kochbuch, und so müssen wir an den fernern beiden englischen Austernpasteten und ebenso an den drei französischen, die schwarz auf weiß vor uns liegen und recht majestätisch aussehen, vorübergehen, ohne sie der Wißbegier zu zergliedern. Auch die gedämpfte Auster und ihre Verwandte, die in Kammmuschelschalen gebackene, muß ungeschildert bleiben, desgleichen der Austernfladen, die gepökelte Auster und das Austernpulver, von dem gepriesen wird, daß es die köstlichste Sauce zu Fisch, Geflügel oder Rumpsteak gibt, endlich auch das Austernbrot und dessen vornehmerer Vetter, der Eierkuchen mit Austern.

Dagegen sei es noch gestattet, eine Methode der Verwendung von Austern zu erwähnen, welche eine gewisse Beachtung verdienen mag. Wir meinen die, welche der berühmte Campanist Nicola in seinen Mußestunden erfand. Nicola verbrachte sein Leben zwischen seinem Piano und seiner Bratpfanne und präparirte seine Maccaroni in folgender genialer Weise: er füllte (natürlich eigenhändig) jede Röhre mit Rindsmark, Gänseleber, gewiegtem Wildpret, kleingeschnittnen Trüffeln und Austern, feuchtete das Ganze mit dem Saft der letztern an und ließ es über dem Feuer aufkochen. Von diesem Gericht pflegte er stets mit einer Hand über den Augen zu essen, damit seine Meditationen nicht gestört würden, und mit großer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß seine besten Leistungen auf dem Gebiet der Musik Töchter solcher beschaulichen Stunden sind — „ein Wink für unsre Tonkünstler!“ schreibt der erleuchtete Hamburger Meister an den Rand dieser Mittheilung.

Literatur.

Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy, aus den Jahren 1830 bis 1832. Leipzig. Verlag von Hermann Mendelssohn. 1861.

Die Briefe haben an sich schon ein großes Interesse, da sie den oft behandelten Gegenstand, namentlich Italien, in einem ganz neuen Licht zeigen; auch die erste Berührung Mendelssohns mit Goethe wird anspruchslos und heiter, wie sie erzählt ist, den Verehrern beider Männer willkommen sein. Am erfreulichsten aber ist das Bild, das man von dem großen Musiker gewinnt. Daß er ein geistvoller, hochgebildeter Mann war, ist allgemein bekannt; gewöhnlich aber schildert ihn die Tradition als einen Spötter, der eher die kleinen, als die großen Seiten eines Mannes zu entdecken verstand. In diesen Briefen tritt gerade das Gegentheil davon hervor: eine trotz aller Begabung und trotz aller frühreifen Bildung heitere, unbefangene und kindliche Natur, die mit dem lebhaftesten Interesse und der wärmsten Theilnahme auf alles Schöne und Gute eingeht und über der Freude an den Dingen sich selbst ganz vergißt. Wenn, wie es in neuster Zeit scheint, der Ruhm des schaffenden Künstlers in engere Grenzen eingeschränkt werden sollte, als die frühere Verehrung annahm, so wird die Verehrung vor dem guten und tüchtigen Menschen durch diesen Nachlaß desto höher steigen.

Fr. Aug. Wolf, in seinem Verhältniß zum Schulwesen u. zur Pädagogik, dargestellt von Prof. Dr. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1861.

Es ist eine Undankbarkeit, wenn man einem Verfasser, der sich eine bestimmte Aufgabe gestellt und diese befriedigend gelöst hat, zumuthen wollte, er hätte seine Aufgabe weiter fassen sollen, und doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr Arnoldt die Biographie nicht von einer bestimmten Seite aus, sondern vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus aufgefaßt haben möchte. Mit Recht weist er nach, wie sehr Körte's Versuch selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt, und das gegenwärtige Buch verräth, daß Niemand geeigneter hätte sein können, Wolf nicht blos vom Standpunkt der Pädogik, sondern allgemein zu charakterisiren, als der Verfasser. — Wie dem auch sei, die Arbeit ist vortrefflich und eine wesentliche Bereicherung für die Geschichte unsrer Wissenschaft; die Vorstudien sind

umfassend, es ist nichts nach Hörensagen, sondern nach der strengsten Quellenforschung dargestellt und, was bei einem Manne wie Wolf die Hauptsache ist, der Verfasser hat ein vollgültiges Urtheil über seinen Gegenstand. Wir warten das Erscheinen des zweiten Bandes ab, der bald in Aussicht steht, um den Charakter des großen Gelehrten, wie er sich aus dieser neuen Arbeit herausstellt, eingehender zu besprechen.

Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhange und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede, Herausgegeben von Ludwig Friedländer. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1861.

Die Gedächtnißrede, mit welcher Herr Friedländer diesen Nachlaß Lobeck's einleitet, hat, wenigstens theilweise, schon früher in den „Grenzboten" gestanden; sie spricht die sinnige Hingebung und Pietät eines treuen und dankbaren Schülers aus, den seine ernsten, umfassenden und umsichtigen Studien wol dazu berechtigen, die Größe des Mannes, den er verehrt, zu ermessen. Wir möchten unsere Leser namentlich auf einen Punkt aufmerksam machen, auf den Kampf Lobeck's gegen eine Richtung der Philologie „die sich vermißt, durch Inspiration und Ahnung Geheimnisse zu ergründen, die der wissenschaftlichen Forschung verschlossen bleiben." „Diese Richtung," fährt der Verfasser fort, „hat zu allen Zeiten der Wissenschaft gegenüber gestanden. Sie ist zu tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet, um je auszusterben, und sie wird immer ganz besonders in der Masse der Halbwissenden ihre Wurzeln treiben, weil sie den Dilettantismus für stimmfähig, ja für berechtigt erklärt, auf die Forschung vornehm herabzusehen, die vergebens auf beschwerlichen Umwegen Zielen zustrebt, welche er mühelos erreicht. Eine seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns besonders gesteigerte und weit verbreitete Unklarheit im Wissen und Glauben begünstigte das Umsichgreifen dieser Richtung auch auf wissenschaftlichem Gebiet. Es war bekanntlich die Blüthezeit der Naturphilosophie, die gebildete Welt wandte sich der Nachtseite der Natur mit besonderer Vorliebe zu und lauschte den Offenbarungen der Magnetiseure, Visionäre und Geisterseher vielleicht mit noch größerer Andacht als heute; die Restaurationsversuche griffen vielfach ins Mittelalter zurück, das künstlerische Schaffen wurde von einer bestimmten Form des Glaubens für abhängig erklärt. Wer sich von der inneren Unwahrheit dieses Treibens abwendete, wer den Visionen einer verwilderten Phantasie den Glauben weigerte, wurde des Mangels an Tiefe, poetischer Anschauung und wahrer Frömmigkeit geziehen. Das ist es, was Lobeck den Pharisäismus der Wissenschaft genannt hat, „die Heuchelei genialer Erleuchtung," welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Combinationen entgegenstellt, statt des wissenschaftlich Erkennbaren die ewigen Räthsel der

Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorzeit, die Tiefen des Geisterreichs zu ergründen strebt."

Lobeck's Briefe zeigen ihn ganz wie er war, die reinste, natürlichste Kindlichkeit, aber jene Kindlichkeit, welche die eigene Größe nicht kennt. — Noch schärfer würdigt ihn in dieser Beziehung ein nahestehender Freund und ebenbürtiger Amtsgenosse, Lehrs, dessen Denkrede in den neuen preußischen Provinzialblättern 5. Nov. 1860 abgedruckt ist. Er macht auf die Naivetät aufmerksam, mit welcher Lobeck selbst seine geistige Thätigkeit auffaßte. „In den biologischen Nachrichten sagt er: „meine, obwol schwächliche Gesundheit hindert mich doch nur selten lange Zeit an meinen Arbeiten, bei welchen ich nicht nach glänzenden Resultaten, sondern allein nach einer gewissenhaften, möglichst vollständigen Darstellung des weit zerstreuten Stoffes strebte." Wie gesagt, wenn er selbst es so ansah, so lieben wir darin die Naivetät und die Bewußtlosigkeit des Genies, welches sich selbst nicht kennt. Hatte er doch mitunter einen Zug zu dem Glauben, daß eigentlich alle Menschen gleich begabt seien und nur der Fleiß den Unterschied mache. Oder hörte man ihn doch sagen: „Hätte man nur Zeit: an Stoff fehlt es nicht; es liegt ja da, man braucht es nur zu nehmen." Oder hatte er einmal in früheren Jahren an Meineke die naive Frage gerichtet — welche Philologen verstehen werden — ob denn nun seine Sammlungen besser wären, als die von Fischer und Weller? Wenn wir aber eine geheime Ahnung haben müssen, daß auch andere Leute eine solche Vorstellung von Lobeck haben, er sei ein gewissenhafter, möglichst vollständiger Darsteller des weit zerstreuten Stoffes, so müssen wir erinnern, daß, was bei ihm geniale Naivetät war, bei den andern eine Dummheit ist. Denn fürs Erste läßt ohne den genialen Takt, welcher für sein Thema die bedeutenden, ja die bedeutendsten Belege, da das bedeutendste Material entdeckt, wo der gewissenhafte Sammler noch gar keine Beziehung ahnt, und mit sogenannten „classischen Stellen" zu Werke geht sich zu keinen bedeutenden Resultaten gelangen; sodann aber bleibt ohne die Gabe, welche den Menschen selten, den Gelehrten seltner vergönnt ist, die Kritik, d. h. nämlich die Gabe des Urtheils und Kunst des Urtheilens, jene gewissenhafte Anhäufung immer nur eine Anhäufung, der gegenüber es nur eine Gewissenhaftigkeit gibt, sie ja nicht zu benutzen. Und nun für Lobeck insbesondere ist jene Anschauung von seinen Arbeiten doppelt thöricht, weil zu Lobeck's Charakteristik recht eigenthümlich gehört, daß ihm alles Angehäufte, Wüste ein Gräuel war, nicht nur seinem Verstande, sondern weil er einen ausnehmenden Sinn für Form und schöne Form und einen seltenen Geschmack besaß.

Die beiden Gedächtnißreden ergänzen einander auf eine schöne Weise: in der springenden, durchweg geistvollen Art, die man aus seinen sonstigen

kleinen Schriften kennt, gibt Lehrs aus der Tiefe seines Wissens einzelne, stets den Kern der Sache treffende Gedanken, die aber vollkommen zu würdigen eigentlich nur demjenigen möglich ist, der mitten darin steht; Friedländer dagegen bemüht sich auch einem größeren Publicum die Bedeutung des Mannes klar zu machen: wer einmal etwas Aehnliches versucht und die Schwierigkeiten dieses Versuchs erfahren hat, wird dem Geschick, womit er seine Aufgabe durchgeführt, volle Anerkennung zollen.

Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover. Carl Rümpler, 1861. —

Die verschiedenen Quellen, aus denen man die Details von Goethe's Leben schöpfen muß, sind so zerstreut, daß der Verfasser Dank verdient, sie, wenn auch nur für eine kleine Periode, vollständig zusammengestellt zu haben. Die Breite des Materials tadeln wir also keineswegs; auf die Menge ist dabei ohnehin nicht gerechnet, sondern nur auf die stille Gemeinde. Aber die Breite wird noch dadurch vermehrt, daß der Verfasser sich bemüht, seine Begeisterung für den Dichter in jeder Zeile, man möchte sagen in jedem Worte, durchklingen zu lassen. Es scheint uns ein völliges Verkennen der Aufgabe eines Historikers, wenn man dem Verständniß des Publicums auf eine, man möchte sagen, so zudringliche Weise zu Hülfe kommt. Es gab eine Zeit, wo man der Rohheit und Geschmacklosigkeit der Menge gegenüber einige Drucker brauchte, um Goethe's Bedeutung in das rechte Licht zu setzen; diese Zeit ist glücklicherweise vorüber. Wer ein Buch von dem Umfang des gegenwärtigen in die Hand nimmt, der weiß schon von vorn herein, was es mit Goethe im Großen und Ganzen für eine Bewandtniß hatte, und will nur die Einzelnheiten in möglichst einfacher und ansprechender Weise erfahren. Ohnehin stimmt zu Goethe's Wesen diese Ueberschwänglichkeit gar nicht; er selber hat uns ein Vorbild gegeben, wie man eine große Periode deutlich hervortreten lassen kann, ohne durch eigene Gefühlsausbrüche dem Eindruck zu Hülfe zu kommen. — Diese Ausstellung abgerechnet ist das Buch vortrefflich und ein schätzbarer Beitrag zu jeder Goethebibliothek. — Bei dieser Gelegenheit machen wir noch auf eine andere kleine Schrift aufmerksam: „Goethe und die Erzählungskunst.“ Vortrag von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta'scher Verlag. Die kleine Schrift hat ein doppeltes Interesse, es ist nicht blos ein feiner Kenner, der sich vernehmen läßt, um die richtige Würdigung des Dichters zu fördern, sondern in seiner Art gleichfalls ein Meister der Kunst, der uns andeutet, was er seinem großen Vorbild abgelernt hat.

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Dr. Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung. (Unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Stricker). Zweiter Band. Mit 12 Portraits und Facsimi-

les in Holzschnitt. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1861. —

Das Buch enthält in zwangloser Folge Lebensbeschreibungen unserer modernen Classiker für das Bedürfniß des größeren Publicums eingerichtet und im Ganzen mit einem richtigen Verständniß dessen, was zu einem deutlichen Charaktergemälde nöthig ist, ausgearbeitet. Es ist eigentlich schade, daß der ursprüngliche Herausgeber, durch andere Arbeiten abgehalten, sich der Fortführung des Unternehmens entzieht, doch verspricht die Verlagsbuchhandlung hinreichenden Ersatz, da Professor Kurz in Aarau an seine Stelle tritt. — Wenn die eigentliche Literaturgeschichte, soweit es ihr überhaupt auf Darstellung ankommt, im Großen und Ganzen die Zeitfolge festhalten muß, um den periodischen Fortschritt oder Rückschritt der Literaturbewegung sinnlich darzustellen, so ist eine solche Nebeneinanderstellung einzelner Monographien dazu eine willkommene Ergänzung. — Wir hätten noch ein anderes literarisches Unternehmen im Auge, das sich dem gegenwärtigen gewissermaßen anschließt: nämlich einen verbesserten Joerdens. Joerdens Buch ist unbegreiflich schlecht, mit einem Leichtsinn, der seinesgleichen sucht, aus beliebigen Quellen abgeschrieben, ohne alles Urtheil und selbst ohne hinreichende Kenntniß der äußerlichen Dinge. Dennoch kann man es nicht umgehen, weil es eine Masse Excerpte aus fast ganz verschollenen Zeitschriften enthält. Es wäre Zeit dieselbe Aufgabe, aber gründlicher und gewissenhafter, zu unternehmen; nicht für den Freund, sondern für den Forscher der Literaturgeschichte. Ein solches Buch müßte diejenigen Quellen die zugänglich sind, nur namhaft machen, aber freilich vollständig und mit genauer Angabe dessen, was darin zu suchen ist. Die Excerpte dagegen aus gleichzeitigen Recensionen, aus Briefen, die keiner größeren Sammlung angehören u. s. w. müßten vollständig sein; ebenso der bibliographische Nachweis. Joerdens giebt eine alphabetische Folge; auch diese ist im Grunde überflüssig und durch ein genaues Register leicht zu ersetzen: Der Verfasser müßte das Material, das er gerade zum Abschluß gebracht hat, vorlegen dürfen und auch weitere Ergänzungen dürften nicht ausgeschlossen sein. Für ein solches Unternehmen würde sich keiner so wohl eignen als Carl Goedeke. Julian Schmidt.

Eiserne Kriegsschiffe.

Zu keiner Zeit hat die Kunst der Erbauung von Kriegsschiffen so rasche Wandlungen durchgemacht, als in der jetzigen. Kaum waren die alten Segelschiffe durch Schraubendampfer verdrängt, als die Erfindung der gezogenen Kanonen zum Bau von Panzerschiffen nöthigte, und schon seit geraumer Zeit streitet man sich in England, ob es nicht gerathen sei, die gesammte Flotte aus Eisen zu erbauen. Wortführer der Partei, welche diese Frage bejaht, ist der Erbauer des Great Eastern, J. Scott Russel, der seine Ansicht in der von uns bereits angezeigten Schrift „Die Flotte der Zukunft: Eisen oder Holz?" (übersetzt von Stipperger, erschienen zu Hamburg 1861, P. Salomon und Comp.) vertheidigt, und den wir, da die Frage auch für Deutschland von hoher Bedeutung ist und dem Vernehmen nach im preußischen Marineministerium bereits erörtert wird, im Folgenden seine Hauptgrundsätze aussprechen lassen. Die zum Beweis von ihm beigebrachten Erfahrungen und Beispiele bitten wir in dem Buch selbst nachzusehen.

Der berühmte Ingenieur beginnt den Theil seiner Betrachtung, der uns hier vorzüglich interessirt, mit dem Satz, daß hölzerne Schiffe sich gänzlich unfähig gezeigt haben, länger als einige Minuten der Macht der neuen Artillerie zu widerstehen. Erfahrene Seeoffiziere gestehen zu, daß ein Gefecht auf Pistolenschußweite zwischen zwei Linienschiffen nur eine Frage von fünf Minuten sein könne. Es entstand daher die Frage: Warum nicht von Eisen bauen? Die, welche dies verneinten, stützten sich auf verschiedene Vorurtheile, von denen wir aus der Widerlegung Russels nur die anführen, welche sich nicht von selbst widerlegen.

Erstes Vorurtheil. Ein Schiff von dünnen Eisenplatten kann nicht so stark sein, als ein Schiff von dicken Holzplanken.

Da Eisen zehnmal schwerer als Holz und dieses Holz als das beste Eichenholz angenommen ist, so folgt daraus, daß eine eichene Planke von 10 Zoll und eine eiserne Platte von 1 Zoll Dicke gleichviel wiegen werden. Nimmt man nun an, daß die Beplankung der Außenseite eines hölzernen Schiffes 5 Zoll dick und die eiserne Außenverkleidung eines eisernen Schiffes ½ Zoll dick wäre, so haben diese beiden Verkleidungen ein gleiches Gewicht. Es sollten daher, beim Vergleichen von eisernen Schiffen mit hölzernen, die Zahlen ½ Zoll und 5 Zoll als die Grundzahlen behalten werden.

Es gibt jedoch nicht die wirkliche Stärke des Stückes Eisen im Ver-

gleiche mit einem Stücke Eichenholz bei der Gesammtstärke eines Schiffes den Ausschlag. Ein Schiff ist aus unzähligen, und im Vergleiche zu dem ganzen Schiffe, kleinen Stücken erbaut. Ein Schiff von 1000 Tonnen enthält wahrscheinlich an 2000 Hauptstücke Holz in seinem Rumpfe, und die Schwierigkeit, ein gutes hölzernes Schiff zu erbauen, besteht in der Schwierigkeit, diese Stücke durch Mittel zu verbinden, welche stark genug sind, um einem Sturm widerstehen zu können.

Der Hauptunterschied zwischen der großen Stärke eines eisernen Schiffes und der vergleichsweisen Schwäche eines hölzernen liegt in der Art, die Stücke zu verbinden.

Zwei hölzerne Deckbalken können nicht wie zwei Eisenstangen zusammengeschweißt werden, und Alles, was uns zu thun möglich ist, um sie zu verbinden, besteht darin, ein drittes Stück Holz zu nehmen, welches so stark ist wie eines der beiden, und dieses quer über die Verbindung zu befestigen. Dasselbe gilt von der Bekleidung des Schiffsgerippes. Die Ränder von zwei anliegenden Eisenplatten können an einander genietet werden, sodaß die Naht oder Niete, wenn auch nicht ganz, so doch beinahe eben so stark als die Platte ist, wo keine Verbindung vorkommt. Wie werden aber die Planken eines hölzernen Schiffes jetzt zusammengehalten? Antwort: durch dasselbe Mittel, womit die Enden zusammengehalten sind. Ein zweiter Gang hölzerner Planken oder Balken wird quer an den ersten Gang angelegt und zuweilen eine dritte Lage darüber angebracht, so daß die Stärke des einen Ganges in einem rechten Winkel mit dem anderen Gange dazu dient, die beiden Enden mit einander zu verbinden.

Der Leser wird hieraus leicht begreifen, daß die Hälfte des ganzen Holzes in einem Schiffe nur dazu da ist, um die Holzenden zu verstärken und die Verbindungen der anderen Hälfte zu verschließen, während der Bedarf zu diesem Zwecke auf einem eisernen Schiffe nicht den zehnten Theil erreicht.

Es sind aber nicht allein die Arten, zwei Stücke zu vereinigen, vollkommener auf eisernen Schiffen, als auf hölzernen, sondern die verschiedenen Theile und Stücke selbst können von viel größerer Stärke gemacht werden. Einzelne Stücke Eisen kann man von jeder Größe und in jeder Art, welche der menschliche Geist nur ausfindig zu machen im Stande ist, herstellen. Das Holz hingegen wächst in der ihm eigenen Größe und Form, und man kann letztere nicht verändern, ohne daß es an Kraft verliert. Das Eisen kann um jede Ecke, wie scharf diese auch immer sein mag, gebogen werden ohne zu brechen. Es ist dies eine weitere Quelle großer Stärke für eiserne Schiffe. Diese Vortheile, welche sich in kleinem Maßstabe als richtig erweisen, werden aber in verschiedenem Grade wahr, wenn die Größe des Schiffes zunimmt.

Ein großes aus Holz erbautes Schiff ist viel schwächer, als ein kleines

Schiff aus Holz. Der Grund hierfür besteht darin, daß man, indem das Holz gewachsen, die Stücke, aus denen das erstere zusammengesetzt ist, nicht verhältnißmäßig größer erhalten kann, als das Schiff größer ist. Es können also die Planken eines kleinen Schiffes 1 Fuß breit und 30 Fuß lang sein; man wird aber für ein Schiff, welches drei Mal so groß ist, keine Planken finden können, die 90 Fuß lang und 3 Fuß breit wären, und so geht dieses Verhältniß durch das ganze Schiff; die Stücke, aus denen es besteht, sind eine Menge kleiner Stücke, deren Anzahl zunimmt und deren Größe im Verhältnisse abnimmt, so wie das Schiff größer ist. Es bildet dies eine Hauptursache der Schwäche bei einem großen Schiffe. Die eisernen Platten eines eisernen Schiffes hingegen können von einer der Größe des Schiffes angemessenen Größe verfertigt werden; da nun die Stärke eines Stückes Eisen gegen ein Stück Holz in einem hohen Verhältnisse mit dessen Größe zunimmt, so besteht das eiserne Schiff aus einer vergleichsweise geringen Anzahl sehr starker Stücke, während das hölzerne Schiff aus sehr vielen, sehr kleinen und schwachen Stücken zusammengesetzt ist.

Zweites Vorurtheil: Daß ein eisernes Schiff tiefer in das Wasser eintaucht, als ein hölzernes.

Genau das Gegentheil hievon ist die Wahrheit. Man nehme z. B. die größte Fregatte der englischen Kriegsmarine an, nämlich die neue „Orlando“ Klasse. Das Gewicht ihres Rumpfes ist 2500 Tonnen; das Gewicht eines eisernen Schiffes von demselben Tonnengehalte beträgt aber nur 1500 Tonnen. Wir wollen nun gleiches Gewicht in beide Schiffe geben, also angenommen eine Ausrüstung von 2000. Das Totalgewicht des eisernen Schiffes ist nun 3500 und jenes des hölzernen 4500 Tonnen.

Es ist aber der Grundsatz, nach welchem Schiffe schwimmen, folgender: Sind zwei Körper von gleicher Größe, so verhält sich die Tiefe, in welcher sie in das Wasser eintauchen oder sinken, genau wie ihre Gewichte. Taucht nun die hölzerne Fregatte mit ihrer Ausrüstung bis auf 21 Fuß in das Wasser, so wird die eiserne Fregatte nur bis 17 Fuß tauchen und dieser Unterschied von 17 und 21 das eiserne Schiff in Stand setzen, entweder 1000 Tonnen Kohlen oder sonst irgend etwas einzuschiffen, um auf den nämlichen Tiefgang des hölzernen Schiffes zu kommen, welches noch gar keine derartigen Sachen eingenommen hat. Geben wir nun 1000 weitere Tonnen Kohlen in jedes Schiff, so würden beide, der „Orlando“ wie die eiserne Fregatte, 23 Fuß tief gehen und die letztere 2000 Tonnen Kohlen gegen 1000 in der ersteren an Bord haben.

Der Schluß hieraus oder die sich ergebenden Thatsachen sind, daß bei gleicher Größe die eiserne Fregatte weniger tief geht und bei doppeltem Feuerungsvorrathe eben so tief taucht als die hölzerne.

Drittes Vorurtheil: Daß eiserne Dampfschiffe weniger sicher gegen die Gefahren der See sind.

Dieses entsteht aus dem Vorurtheil, daß es gegen die Natur des Eisens sei, zu schwimmen, und es ist allerdings richtig, daß, wenn die Theile eines eisernen Schiffes durch die Macht der See aufgebrochen sind und dasselbe in Trümmer geschlagen wird, die Stücke des hölzernen Schiffes schwimmen, während die des eisernen sinken.

Für diesen Unterschied gibt es jedoch einen ausgleichenden Unterschied in Bezug auf die Sicherheit, der den ersten bei weitem überwiegt. Dieser Vortheil des eisernen Schiffes liegt in dem System vielfacher Unterabtheilungen in abgesonderte, wasserdichte Kammern. Russel theilte den „Great-Eastern" in elf solche Kammern der Quere nach und in zweimal so viele seiner Länge nach ein. In eine jede dieser wasserdichten Abtheilungen könnte ein großes Loch gemacht werden, ohne deshalb die Sicherheit des übrigen Schiffes zu gefährden. In irgend eine dieser Abtheilungen könnte der Vorsteven eines anderen Schiffes eindringen, ohne das Uebrige des Schiffes zu beschädigen, und könnte sich ein halbes Dutzend derselben mit Wasser anfüllen, ohne daß ein einziger Passagier eine Beschwerde dadurch verspürte. In einer dieser Abtheilungen fand eine Explosion statt, ohne die Sicherheit des Schiffes anzugreifen; nicht einmal die Maschine des Schiffes wurde aufgehalten.

Es genügt aber, daß diese Art der Construction eine Eigenthümlichkeit der eisernen Schiffe ist, welche bei hölzernen nicht angewendet werden könnte. Dieselben haben aber noch wichtigere Vorzüge:

1) Vergleichungsweise Sicherheit eiserner und hölzerner Schiffe im Falle eines Feuers an Bord.

Wenn man die ungeheure Menge von glühendem Brennmaterial in Betracht zieht, welche fortwährend in den Kesseln eines Dampfschiffes lodert, und bedenkt, daß sich thatsächlich viele Tonnen glühender Feuerung wenige Zolle von der hölzernen Verkleidung eines aus Holz erbauten Dampfschiffes befinden, so ist es zu verwundern, daß nicht mehr Unfälle als bisher vorgekommen sind. Es scheint deshalb kein weiterer Beweisgrund nöthig, um die größere Sicherheit eines eisernen Schiffes gegen Feuersgefahr darzuthun, und wirklich wären sie durchaus feuerfest, wenn man nicht immer noch einiges Holz bei ihrer Construction verwendete und ein großer Theil der Materialien oder Waaren, welche sie zufälligerweise an Bord führen, brennbar wäre. Das schönste Beispiel in Bezug auf die Sicherheit eines Schiffes ist das eiserne Transport-Dampfschiff „Sarah Sands", welches in See Feuer fing, während es einen vollständigen Transport Truppen nach Indien verschiffte. Auf ein Drittel der Länge des Schiffes brannte dessen ganzer Inhalt aus, die Pulverkammer flog in die Luft, und doch wurde das Schiff gerettet; es ging

kein Leben verloren, obgleich das Schiff nach diesem Unfalle mit einem zehntägigen Sturme zu kämpfen hatte.

2) Vergleichungsweiser Widerstand des Eisens und des Holzes gegen glühende Kugeln.

Die Anwendung glühender Kugeln gegen hölzerne Vorwände war ein allbekanntes Mittel diese Wände in Brand zu setzen und wurde deshalb außerordentlich viel angewendet. Sie bleiben in den Seiten des Schiffes stecken, entwickeln Rauch und Flammen und genügen, in großer Anzahl, ein Schiff in Brand zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß, wenn sie auch in dem Rumpfe eines eisernen Schiffes stecken bleiben könnten, sie dieses dennoch nicht anzuzünden im Stande wären.

3) Vergleichungsweiser Widerstand des Eisens und des Holzes gegen Hohlkugeln mit einer Füllung von geschmolzenem Eisen.

Zu den erwähnten glühenden Kugeln konnte man oft, wenn sie im Rumpfe des Schiffes über der Wasserlinie stecken blieben, gelangen und sie mit Pütsen voll Wasser auslöschen. Ein viel gefährlicheres und unauslöschbares Mittel, um ein Schiff in Brand zu setzen, hatte man nachher aber in den Hohlkugeln mit einer Füllung von geschmolzenem Eisen erfunden.

Die Beschaffenheit dieses Projectiles ist folgender Art: Eine hohle Kugel von Gußeisen, welche 8 Zoll im Durchmesser hat, wird mit etwa 40 bis 50 Pfund Gewicht geschmolzenen glühenden Eisens angefüllt. Diese Kugel wird in die Seite eines hölzernen Schiffes abgeschossen, springt, sobald sie dieselbe berührt, in Stücke, und das ganze flüssige Eisen entweicht nach jeder Richtung, besonders aber läuft es zwischen die Spanten, welche das Hauptzimmerwerk des Schiffes bilden, zwischen denen große Zwischenräume vorhanden sind und durch die es in das eigentliche Herz des ganzen Baues dringt; hierdurch wird das Schiff in Brand gesetzt, dem man meistens nicht beikommen kann. Ein Linienschiff aber, welches sogar in seinem Innersten in Brand gesetzt ist, und auf dem durch die Zwischenräume seines ganzen Baues flüssiges Metall rinnt, ist ein Gebäude, das auch von der unerschrockensten Besatzung nicht lange gehalten werden kann.

Es ist also nur nothwendig, daß ein Schiff ganz aus Eisen erbaut sei, damit solche Hohlkugeln, wenn sie dessen Seiten treffen, keinen anderen Schaden machen können, als daß ihre Füllung wie Wasser von den Schiffsseiten herabrinnt.

4) Vergleichungsweiser Widerstand des Eisens und des Holzes gegen Percussions-Bomben und gegen Granaten.

In der neueren Kriegsführung nehmen zwei Gattungen Hohlkugeln einen wichtigen Platz ein. Jene nämlich, welche in einer gewissen Zeit explodiren, nachdem sie abgeschossen wurden, und jene, welche explodiren, sobald sie den

Gegenstand treffen; erstere heißen Granaten, letztere wollen wir Percussionsbomben nennen. Die Beschaffenheit beider Arten ist leicht zu verstehen. Letztere, die von einem 68-pfünder Geschütz abgeschossen werden, bestehen aus einer runden hohlen Kugel von 8 Zoll im Durchmesser und sind mit Schießpulver angefüllt; erstere werden wie andere Kugeln aus dem 68-pfünder Geschütz abgeschossen und pferchen sich in die Seite eines hölzernen Schiffes ein, wo sie liegen bleiben, bis die Zeit zu ihrer Explosion kommt. Wenn diese Granaten in der Bordwand eines Schiffes zerspringen, so machen sie meistens eine Oeffnung von der Größe eines gewöhnlichen Thores, und es würde also eine gut gezielte Breitseite solcher Granaten einfach die ganze Bordwand eines Schiffes in die Luft sprengen.

Nun hat man aber entdeckt, daß diese Hohlkugeln an der Verkleidung eines eisernen Schiffes in Stücke brechen, das Schießpulver wie Staub herausfällt und die Granaten nie bersten. Die Bruchstücke des Eisens machen nicht mehr Unheil, als wenn sie nie einen Theil der Granate gebildet hätten und sind gerade so unschädlich, als es andere eiserne Bruchstücke sein würden.

Die Entdeckung der Hohlkugeln mit geschmolzener Eisenfüllung machte den hölzernen Bordwänden ein Ende. Die Entdeckung aber, daß die Granaten durch eiserne Schiffswände zertrümmert und ihnen ihre Explosionskraft benommen würde, war die krönende Thatsache, welche den Sieg des Eisens vollständig machte. Man glaubt, daß eine wohlgezielte Lage Hohlkugeln mit geschmolzener Eisenfüllung und eine Lage Percussions-Bomben ein hölzernes Kriegsschiff ersten Ranges zerstören dürften; daß das Gefecht wahrscheinlich drei Minuten dauern und das Schiff in fünf Minuten ein lodern des, sinkendes Wrack sein würde. Derart wäre der Sieg der Artillerie über hölzerne Schiffe.

Das Eisen hat nun aber das Gleichgewicht zwischen dem Angriffe und der Vertheidigung wieder hergestellt; ja es hat sogar mehr als dies gethan, es hat die Wagschale gegen die Artillerie gesenkt; denn die Hohlkugeln können nicht wirksam die Seiten eiserner Schiffe durchdringen, und diese sind gerade die verheerendsten Projectile der Kriegskunst.

Die Erfahrung hat aber bewiesen, daß das Eisen nicht allein die Hohlkugeln, sondern bei gewissen Umständen auch die Vollkugeln abhält. Bei kleinen Winkeln, wie z. B. die, welche der Bug eines schönen eisernen Schiffes den Geschützen eines Feindes darbietet, wenn es auf letztere abhält, wird der Schuß ganz abgewendet und seitwärts abgeprallt. Eiserne Platten von weniger als 1 Zoll Dicke bewirken dieses schon ganz vortrefflich. Für weniger scharfe Winkel wird eine größere Dicke immer noch genügen, um die Kugel abweichen zu machen. Bei noch größeren Winkeln genügen

3 Zoll Dicke, um die schwerste Kugel abzuprallen, und eiserne Platten von 4½ Zoll Dicke, die als regelmäßige Panzer angebracht waren, erwiesen sich beinahe als gänzlich genügend, um sogar die schwerste Kugel aufzuhalten und abzuhalten, welche mit der größten Schnelligkeit aus der möglichst nahen Entfernung abgeschossen wurde, und es drangen in der That nur wenige Schüsse bei ausnahmsweisen Umständen je durch eine gute, heile eiserne Platte von 4½ Zoll Dicke. Wenn wir nun zu einer Dicke von 6 Zoll guten, zähen, gehämmerten Eisens schreiten, so gibt es Niemanden, der mit diesem Gegenstande thatsächlich vertraut wäre, und den Einwand wagen würde, daß eine solche Platte in der jetzigen Kriegsführung durch einen Schlag von irgend einem bekannten Projectile zerstört werden könnte. Diese Thatsache der fortschreitenden Undurchdringlichkeit eiserner Platten von ¾ Zoll an, welche alle Hohlkugeln abhalten, bis zu 4, 6 und 8 Zoll, welche wirklich allen Kugeln Widerstand leisten, bildet das Grundgesetz, nach welchem die eiserne Flotte Englands erbaut werden muß.

Berliner Briefe.

Berlin, 1. December.

Je näher der Tag der Abgeordnetenwahlen rückt, desto mehr concentrirt sich das allgemeine Interesse auf diesen großen Act. Wenn die Regierung durch die diesmaligen Wahlen die Stimmung des Landes über die Militärvorlage hat erforschen wollen, so kann sie darüber schon jetzt nicht mehr im Unklaren sein. Die Antwort ist ein lautes und vernehmliches Nein. Durch die nächste Kammer wird die Militärvorlage auch nicht einmal als Provisorium so einfach weiter genehmigt werden, wie es in der vorjährigen und diesjährigen Session geschehen ist. Daran aber, daß nach dem Wunsch der Regierung die Armeereform, wie sie Herr v. Roon beabsichtigt, und zum Theil bereits durchgeführt hat, als Definitivum bewilligt werde, ist nun vollends gar nicht zu denken. Selbst die intimsten Anhänger der Regierung wagen dies in den Wahlversammlungen nicht anzudeuten; sie würden sonst unbedingt durchfallen. Ueber diese Thatsache darf man sich nicht täuschen, wie man auch sonst über die Militärfrage denken mag. Vielmehr hat man sich jetzt die Folgen der Thatsache klar zu machen. Dabei darf man aber Eins nicht vergessen. Das Nein des Landes gilt nicht mehr der Armeereform als solcher. Läge ein großes nationales Ziel in der Politik unserer Regierung vorgezeichnet, so würde das Land bereitwillig noch viel größere Opfer bringen. Aber das Nein gilt der dauernden Belastung unseres Friedensbudget mit einer Ausgabe von mehr als vierzig Millionen für eine Armee, in deren Officiercorps sich der Kastengeist des Junkerthums verkörpert. Wenn Graf Bernstorff aus der abwehrenden und negirenden Haltung in der deutschen Frage ebenso wenig herausgeht wie sein

Vorgänger, wenn er sich nicht einmal dazu entschließen kann, die guten Absichten Badens zu secundiren, so ist Herr v. Roon nicht der Mann, um die Millionen leichter flüssig zu machen.

Indeß ist es doch wohl richtiger, daß wir erst die Zusammensetzung des neuen Hauses kennen, ehe wir uns in Reflexionen über die Folgen der Wahlen verlieren.

In diesem Augenblick ist noch das ganze Land in Bewegung. Die Wahlmänner halten ihre Versammlungen; die Candidaten erörtern die politischen Fragen, mit denen das nächste Haus sich zu beschäftigen haben wird; die bisherigen Abgeordneten rechtfertigen ihr Verhalten und werden interpellirt, ob und warum sie für oder gegen das Kühne'sche oder Vincke'sche Amendement gestimmt haben. Von heute bis Freitag werden noch alle Hebel in Bewegung gesetzt, um hier einen Wahlmann umzustimmen, dort einen ministeriellen Candidaten gegen einen Anhänger der Fortschrittspartei zu empfehlen; auch benutzt wol noch mancher biedere Landrath die Zeit, um den Eingesessenen seines Kreises auseinanderzusetzen, daß die Anhänger der Kreuzzeitung die wahrhaft Ministeriellen seien; denn sie stimmen ja für die Armeereform des Herrn v. Roon, für die Gewerbegesetzgebung des Herrn von der Heydt und für die Raumer'schen Regulative, die Herr v. Bethmann-Hollweg unter seinen Schutz genommen hat. Andrerseits versichern die Redner der Fortschrittspartei, sie seien durchaus nicht antiministeriell und seien entschlossen, mit den Ministern zu gehen bis zur äußersten constitutionellen Möglichkeit. Das Ministerium aber sucht sich die Freunde rechts und die Freunde links auf gleiche Weise vom Halse zu schaffen, und während Schwerin den Landrath von Gerlach, der die feudale Partei für die ministerielle ausgegeben hatte, zur Disposition stellt, wird die ministerielle Presse nicht müde, es immer von Neuem einzuschärfen, daß die Regierung die Fortschrittspartei als eine feindliche betrachtet.

Durch all diesen scheinbaren Widerspruch zieht sich doch ein consequenter Gedanke hindurch, und der öffentliche Instinkt ist scharf genug ihn richtig heraus zu wittern. Man weiß recht gut, daß wir einige liberale Minister, aber kein liberales Ministerium haben, und man will deshalb wählen im Sinne der Principien, welche die liberalen Minister vertheidigt haben, ehe sie Minister waren.

Von der Bewegung, die durch das ganze Land geht, ein Bild zu entwerfen, ist unmöglich. Wer wäre im Stande, die Tausende von Wahlversammlungen, die während der letzten Woche stattgefunden haben, mit gleicher Aufmerksamkeit zu verfolgen? Auch ist das nicht nöthig. Es wiederholt sich immer nur in tausendfachen Variationen derselbe Vorgang; dieselben Fragen werden überall erörtert und erwogen und je nach dem Standpunkt der sich gegenüber stehenden Parteien entschieden. Am vollständigsten ist der Wahlkampf ohne Zweifel in der Hauptstadt selbst organisirt. Was hier seit dem 19. Nov. vor sich gegangen ist, bildet in der That eine Art von Vorparlament, in welchem die von den künftigen Abgeordneten zu entscheidenden Fragen in ihren allgemeineren Beziehungen im Voraus durchgesprochen werden.

Die Stadt Berlin, deren Gesammtbevölkerung man jetzt wol auf eine halbe Million veranschlagen darf, zählte bei den diesjährigen Urwahlen im Ganzen ungefähr 102,000 Urwähler. Diese hatten in 306 Urwahlbezirken 1707 Wahlmänner zu wählen. Diese Wahlmänner werden nun am 6. Dec. in vier Wahlbezirken neun

Abgeordnete wählen. Der erste Bezirk wählt drei, die anderen drei je zwei Abgeordnete.

Der erste Wahlbezirk ist der größte und volkreichste; er ist außerdem auch der vornehmste. Er umfaßt den südwestlichen Theil der Stadt, das eigentliche Westend. Es gehören dahin die Linden, die Wilhelmsstraße mit ihren Palais und Ministerhotels, das Geheimerathsviertel vor dem Potsdamer Thor. Man sollte denken, dieser Stadttheil müsse sich durch recht conservative Wahlen auszeichnen. Auch ist das in der That der Fall, wenigstens in soweit, als in den anderen drei Wahlbezirken die Fortschrittspartei unbedingt die Majorität hat, während im ersten Bezirk die Altconstitutionellen und die Anhänger der Fortschrittspartei sich noch das Uebergewicht streitig machen. Der Vorsitzende der Wahlmännerversammlung in diesem conservativsten Stadttheil der Hauptstadt ist Herr Waldeck; das bezeichnet vollkommen den Umschwung der öffentlichen Stimmung, der sich hier binnen wenigen Jahren vollzogen hat. Die Verhandlungen der Wahlmänner des ersten Bezirks sind interessanter als die der übrigen aus dem einfachen Grunde, weil hier die Entscheidung noch zweifelhaft, weil der Kampf noch nicht von vornherein entschieden ist. Die bisherigen drei Abgeordneten des Bezirks waren der Generalsteuerdirector Kühne, Buchhändler Reimer und General Brandt. Von diesen haben Reimer und Brandt erklärt, daß sie keine Wahl wieder annehmen wollen. Die Wahl Kühne's dagegen ist der Gegenstand eines sehr lebhaften und interessanten Kampfes. Die Altconstitutionellen stellen ihn in erster Reihe als Candidaten auf; sie wollen einen Mann nicht fallen lassen, der durch die trüben Jahre der Reaction hindurch unter den Vorkämpfern für die Verfassung unerschütterlich feststand, und dessen financielle Kenntniß sehr schwer zu ersetzen ist. Dagegen richten die Organe der Fortschrittspartei gerade gegen Kühne ihre heftigsten Angriffe, weil er während der letzten Diät durch sein vermittelndes Amendement in der Militärfrage den Ausschlag gegeben hat. Trotz der Heftigkeit dieser Angriffe aber ist doch die Fortschrittspartei über diesen Punkt nicht mit sich ganz einig. Viele Wahlmänner, welche sonst mit der Fortschrittspartei stimmen, haben erklärt, daß sie doch für Kühne stimmen werden. Man kann also Kühne's Wiederwahl als ziemlich gesichert ansehen. Wer eine ruhige Fortentwickelung der Dinge einer gewaltsamen Störung vorzieht, der wird gewiß in der nächsten Kammer ungern einen Mann vermissen, der durch Erfahrung, Ansehen, Sicherheit und Schärfe des Urtheils und durch das Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegenkommt, vorzugsweise geeignet ist, ein versöhnendes Element zu bilden. — Vollkommen ungewiß ist bis jetzt, wer auf den zweiten und dritten Platz für diesen Bezirk gewählt werden wird. Von Seiten der Fortschrittspartei sind als Candidaten vor den Wahlmännern aufgetreten Professor Virchow, Stadtgerichtsrath Twesten (der seit dem Duell mit General Manteuffel zu den populärsten Leuten in Preußen gehört) und Obertribunalsrath Waldeck; als Candidaten der Constitutionellen stehen ihnen gegenüber der Stadtsyndikus Hermann Duncker und Dr. Veit. Außer diesen hat sich noch der Redacteur der protestantischen Kirchenzeitung, Licentiat Krause, den Wahlmännern in einer Rede empfohlen, in welcher er sich im Allgemeinen ministeriell ausspricht, aber sich zur entschiedensten Opposition gegen den gegenwärtigen Cultusminister bekennt, der zwar liberale Ideen ausgesprochen, aber ganz nach den Raumer'schen Grundsätzen gehandelt

habe. Herr Krause erklärt, das Werk, welches der Prediger Jonas begonnen, in der Kammer wieder aufnehmen zu wollen. Im Uebrigen leiden die Wahlreden alle an einer gewissen Eintönigkeit; sie sind natürlich immer Variationen über dasselbe Thema. Die Herren Duncker und Veit vertheidigen ihr bisheriges Verhalten in der Kammer; die Angriffe richten sich hauptsächlich darauf, daß sie in der Militärfrage zu nachgiebig gewesen seien; in ihren Antworten können sie nicht vollständig eine gewisse Gereiztheit darüber unterdrücken, daß sie in ihren bisherigen Wahlkreisen nicht mehr durchzubringen sind und daß auch hier ihre Wahl zweifelhaft ist. Veit hilft sich darüber noch mit gutem Humor hinweg; aber Duncker läßt sich zu der Unbesonnenheit hinreißen, daß er die Tendenzen der Fortschrittspartei mit dem Convent in Parallele stellt, worüber denn ein gewaltiger Sturm in der Versammlung entsteht, den nur Waldeck mit Mühe durch eine geschickte Wendung beschwichtigt. — Dem gegenüber haben es die Redner der Fortschrittspartei sehr leicht; sie schwimmen mit dem Strom der öffentlichen Meinung, und die gangbaren Stichwörter werden jedesmal mit Beifall begrüßt. Das ist allerdings sehr angenehm, aber auch verführerisch; Herr Virchow hat das erfahren. Der berühmte Professor der pathologischen Anatomie läßt es in der Regel gewiß an der Schärfe des Gedankens nicht fehlen; allein von den Wogen des Beifalls getragen ließ er sich verlocken, Forderungen auszusprechen, von denen er dann, als Präsident Lette ihn interpellirte, selbst nicht anzugeben wußte, wie sie auszuführen seien.

Der zweite Wahlbezirk umfaßt den südöstlichen Theil der Stadt, die neuangebauten Gebiete auf dem köpenicker Feld. Hier sind wir schon in einer viel demokratischeren Gegend. Die Fortschrittspartei ist hier in einem unbezweifelten Uebergewicht. Ein deutlicher Beweis dafür ist, daß die bisherigen Abgeordneten des Bezirks, Geheimer Archivrath Riedel und Dr. Veit keine Aussicht haben, hier wiedergewählt zu werden. Zwar sind sie vor den Wahlmännern aufgetreten und haben ihr Verhalten vertheidigt; aber wie es scheint, haben sie tauben Ohren gepredigt. Die Constitutionellen in diesem Bezirke werden natürlich an den bisherigen Abgeordneten festhalten. Die Candidaten, welche außer diesen beiden hier aufgetreten sind, gehören daher sämmtlich der Fortschrittspartei an. Es sind die Herren Waldeck, Twesten, Virchow und Stadtkämmerer Hagen. Wer von diesen gewählt wird, ist noch gar nicht zu entscheiden. Zur Empfehlung Twesten's wird es gereichen, daß, als er seine Wahlrede begann, die sämmtlichen dem Militärstande angehörigen Wahlmänner das Local verließen. Waldeck würde hier unzweifelhaft gewählt werden, wenn es sich bestätigen sollte, daß seine Wiederwahl in seinem bisherigen Wahlbezirke Bielefeld fraglich ist, wo die Reactionäre und die Ministeriellen stark gegen ihn agitiren. Der Stadtkämmerer Hagen ist ein homo novus, der sich sehr bestimmt im Sinne der Fortschrittspartei ausgesprochen hat.

Der dritte Wahlbezirk umfaßt den nordwestlichen Theil der Stadt. Dazu gehört die ganze Maschinenbauer-Bevölkerung von Moabit; in diesen Quartieren haben vorzugsweise die Arbeiter ihre Wohnungen; es ist der Stadttheil, in welchem die Demokratie am stärksten vertreten ist. In diesem Bezirk stand der Ausfall der Wahl von vorn herein fest, und noch ehe die Wahlmänner sich versammelten, wußte man, wen sie wählen würden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß hier die bisherigen Abgeordneten Schulze-Delitzsch und Diesterweg wieder gewählt werden. Schulze-

Delitzsch ist gegenwärtig wohl der populärste Mann in ganz Preußen; durch die Wahlrede, die er vor einigen Tagen hier gehalten hat, hat er sich vollends die Herzen der Wahlmänner gewonnen. Auf Diesterweg wird man schon deshalb nicht verzichten wollen, weil für die nächste Diät ein Unterrichtsgesetz angekündigt ist; außerdem ist er schon als entschiedener Anhänger der Fortschrittspartei in diesem Bezirk hinlänglich empfohlen. Wenn die Wahlmänner hier gleichwohl unter dem Vorsitze des Herrn von Unruh eine Reihe von Versammlungen gehalten und Wahlreden angehört haben, so ist es wol nur geschehen, um der Form zu genügen. Doch haben sie dadurch zu einer der bedeutendsten Reden Veranlassung gegeben, welche überhaupt bei den gegenwärtigen Wahlen gehalten sind. Der letzte Präsident der deutschen Nationalversammlung Dr. Löwe aus Calbe, erst vor Kurzem aus langem Exil heimgekehrt, hat in einem ausgezeichneten Vortrag seine Ansichten über die gegenwärtige Lage der deutschen Angelegenheiten entwickelt; es wäre wohl zu wünschen, daß ein anderer Wahlkreis dadurch veranlaßt würde, seine Blicke auf den trefflichen Mann zu richten. Die übrigen Candidaten, welche hier aufgetreten sind, wollen wir nur der Vollständigkeit wegen kurz erwähnen. Der Sprecher der hiesigen freien Gemeinde Wislicenus hat sich über die deutsche, die Unterrichts- und die kirchliche Frage vernehmen lassen. Der Kaufmann Schöpplenberg, von Professor Trendelenburg empfohlen, sprach sich in einem fast unbedingt ministeriellen Sinne aus, ohne damit in diesem Wahlkreis durchdringen zu können. Der Dr. Angerstein, welcher sich große Verdienste um die Beförderung des Turnens erworben hat und hier an der Spitze des Turnvereins steht, suchte sich dadurch zu empfehlen, daß durch zweckmäßige Beförderung des Wehrturnens die Einführung der zweijährigen Dienstzeit erleichtert werden könne. Ferner hat ein Herr Dr. Zuuz eine Wahlrede gehalten, die als amüsante Lectüre zu empfehlen ist; denn der geehrte Redner spricht de rebus omnibus et quibusdam aliis; im Ganzen macht er den Eindruck eines sehr wohlmeinenden, aber etwas confusen Kopfes. Endlich hat auch noch Dr. Otto Hübner es dahin gebracht, hier vorgeschlagen und hinreichend unterstützt zu werden, um eine Rede halten zu können; an seine Wahl ist natürlich gar nicht zu denken, da er durch seine thörichte Agitation für das allgemeine gleiche Wahlrecht selbst mit der Fortschrittspartei in Conflict gerathen ist, welche diese Frage als unzeitgemäß für jetzt zurückschieben will; bei den anderen Parteien hat er vollends auf keine Unterstützung zu hoffen.

Endlich haben wir noch vom vierten Wahlbezirk zu berichten. Dieser umfaßt den nordöstlichen Theil der Stadt. Den Kern desselben bildet die Königstadt mit ihrer vorzugsweise kaufmännischen Bevölkerung. Nächst dem ersten Wahlbezirk dürfte dieser die meisten conservativen Elemente enthalten. Doch scheint auch hier die Fortschrittspartei ein erhebliches Uebergewicht zu haben. Die bisherigen Abgeordneten dieses Bezirks waren Professor Georg Beseler und Stadtsyndikus Hermann Duncker. An die Wiederwahl Beseler's, welcher, noch ministerieller als Kühne und als die ganze Vincke'sche Partei, das Roon'sche Militärbudget als Ordinarium bewilligen wollte, kann gar nicht gedacht werden. Auch hat er selbst die Sache von vornherein aufgegeben und sich gar nicht darum bemüht. Duncker ist in der Versammlung der Wahlmänner erschienen; es werden jetzt große Anstrengungen für ihn gemacht, und es ist möglich, aber kaum wahrscheinlich, daß er wiedergewählt

wird. Als Candidaten der Fortschrittspartei treten auch hier Virchow, Waldeck und Twesten auf, wie denn überhaupt innerhalb dieser Partei, so stark sie an Zahl ist, doch ein sehr bemerkbarer Mangel an Capacitäten hervortritt. Außerdem haben der Staatsanwalt Oppermann und der Stadtgerichtsrath Wenzel sich vor den Wahlmännern vernehmen lassen; Beide halten in ihren Reden etwa eine mittlere Linie zwischen der Fortschrittspartei und den Constitutionellen; das Militärbudget wollen sie nicht, sonst sind sie ziemlich ministeriell. Außerdem sind hier noch als Candidaten aufgestellt der Kreisgerichtsrath Parrisius in Brandenburg, welcher persönlich vor den Wahlmännern erscheinen will; außerdem der Major Beitzke, der verdienstvolle Geschichtschreiber der Freiheitskriege; endlich der Dr. Johann Jacoby in Königsberg. Daß aber dieser gewählt werde, brauchen Sie nicht zu besorgen; denn Jacoby gehört noch immer zu den Namen, bei welchen der loyale Unterthan in Preußen eine Art von Fieberfrost empfindet.

Aber, werden Sie fragen, wo bleibt denn bei dieser ganzen Auseinandersetzung die reactionäre Partei? Von der ist ja gar nicht die Rede. Damit verhält es sich nun so. Am Tage nach den Urwahlen erklärte die Kreuzzeitung, ihre Partei habe einen großen innerlichen Sieg erfochten. Sehr innerlich muß dieser Sieg nun allerdings gewesen sein. Denn äußerlich ist nichts davon wahrzunehmen. Wenn in den allgemeinen Versammlungen der Wahlmänner einmal ein Anhänger der Reaction sich mit dem Vorschlag eines Candidaten hervorwagt, so wird er von höchstens acht bis zehn Stimmen unterstützt, und zieht dann unter allgemeinem Gelächter seinen Vorschlag zurück. Da die Herren also in den allgemeinen Versammlungen nichts ausrichten können, so haben die sämmtlichen reactionären Wahlmänner aus allen vier Wahlbezirken sich zu einer Art von Conventikel im Hôtel de France vereinigt. Was die Herren nun da beschließen, hat natürlich keinen praktischen Erfolg; dazu ist ihre Zahl viel zu gering; — aber doch ist es nicht ohne Interesse. Zunächst ist bemerkenswerth, daß Herr Wagener-Dummerwitz, der gar nicht in Berlin wohnt und gar nicht ein Berliner Wahlmann ist, in dieser Versammlung das große Wort geführt hat. Auf seinen Antrag hat man beschlossen, sich auf keinen Compromiß mit den Ministeriellen gegen die Fortschrittspartei einzulassen, also namentlich weder für Kühne noch für einen Candidaten ähnlicher Farbe zu stimmen, sondern lieber sich der Abstimmung zu enthalten, wenn bei einer engeren Wahl die principiellen reactionären Gegner des Ministeriums, welche die Partei aufstellt, nicht mehr wählbar sind. Gegen diese Taktik wäre an sich nichts einzuwenden. Desto merkwürdiger ist die Candidatenliste der Partei. Ihr Hauptcandidat, welchen sie in erster Linie in drei Bezirken aufstellen, ist der Kriegsminister selbst, Herr von Roon. Die Absicht der Herren dabei ist, über das Ministerium fort nach der Krone hinzuwinken und sich als die eigentlichen Patrioten darzustellen. Daß Herr von Roon sich dazu mißbrauchen läßt, wird die künftige Volksvertretung ihm nicht günstiger stimmen. Ferner steht auf der Liste der Feldmarschall von Wrangel; aber der alte Wrangel will sich zu der lächerlichen Rolle eines Scheincandidaten nicht hergeben; er erklärt er sei entschlossen, sich von allen „politischen Vereinen" fern zu halten, wobei denn nur interessant wäre zu wissen, ob er auch das Abgeordnetenhaus zu den „politischen Vereinen" rechnet. Neben Wrangel figurirt als Candidat der Schustermeister Rücke; es wäre sonderbar, wenn der Mann den plumpen Humbug nicht merkte; dafür,

daß man hier einem Schuster ein sicheres Durchfallen bereitet, sollen die Zunftmeister für die Reaction stimmen; wo aber die Junker einige Chancen haben, da stellen sie keine Schuster als Candidaten auf. Sonst ist von der reactionären Liste höchstens noch ein gewisser Bergrath Schmidt zu erwähnen, welcher sich den Herren wahrscheinlich dadurch empfohlen haben wird, daß er kürzlich seinen Arbeitern die Sammlungen für die deutsche Flotte verboten und die unter ihnen circulirenden Subscriptionsbogen zerrissen hat. Neben dem Marineminister von Roon nimmt sich dieser Herr sehr passend aus. Bemerkenswerth ist noch, daß Graf Bernstorff, welchen die Reaction früher auch als Candidaten aufgestellt hatte, jetzt nicht mehr auf ihrer Liste figurirt. Der Herr Minister des Auswärtigen scheint sich die Ehre verbeten zu haben.

Nachtrag zu dem Artikel: Die westfälischen Fehmgerichte.

Zu dem Aufsatze, welcher in dieser Zeitschrift Seite 340—48 abgedruckt ist, möge die Bemerkung gestattet sein, daß die Schwurgerichte als Rügegerichte bis zur Vollstreckung des Reichsdeputations-Hauptschlusses im Jahre 1803 gedauert haben. In Dortmund wurde das Gericht „am Freistuhl unter der Linde" jährlich viermal gehegt: am Dienstag nach Heiligen Drei-Könige, am zweiten Dienstage nach Ostern, am Mittwoch nach Mittsommer und am Dienstag nach Lamberti. Die Gerichtsbarkeit erstreckte sich in Rügesachen über die Bewohner der 14 Dörfer, welche zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu der „Grafschaft" gehörten. Von jeder Hofstelle dieser Dörfer mußte ein Mann zu allen Gerichtstagen erscheinen. Eine Ausnahme galt für die Bewohner der Brambauerschaft, welche nur am dritten Gerichtstage zu kommen brauchten. Das alte Verfahren ist in seinen Hauptzügen noch in den geringsten Verhandlungen nachweisbar, auch das blanke Schwert spielte dabei eine Rolle. Wenn das Gericht gehegt und die Rügefälle (die Fragen) angemeldet waren, sprach der Froubote:

„Alle de unner düsem Swerte ston,
De sind düsem Swerte unterthon!
We klagen well; de klage vast!"

schwang das Schwert über den Umstand, und — steckte es wieder bei. Das letzte Fehmgericht hat der Freigraf Zacharias Löbbecke am Dienstage nach Heiligen Drei-Könige 1803 gehalten. Löbbecke starb in einem Alter von fast hundert Jahren 1827. Der Fehmstuhl unter der Linde steht heute noch auf dem bergisch-märkischen Bahnhofe. An dieser Stelle steht er aber erst seit 1541; vordem stand er weit mehr nach Westen, fast an der Viehgasse. Da seine jetzige Stelle Nichts mit der hochberühmten „heimlichen Fehme" zu thun hat, so hatte man eigentlich keine Ursache, bei Anlage des Bahnhofes sie, wie geschehen ist, zu schonen. Für den steinernen Tisch mit dem Adler und die Bank hätte sich wol anderswo eine schickliche und wenigstens zugängliche Stelle finden lassen. Näheres über das Dortmunder Gericht bei B. Thiersch, Geschichte von Dortmund. Dortmund. 1854.

Dortmund, 25. Nov. 1861. H. Becker.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die preußischen Wahlen.

Unter lebhafter, ja leidenschaftlicher Betheiligung der Wähler sind die preußischen Wahlen beendet, die Zeitungen verkünden die neuen Vertreter des Volks und mustern die Parteistellung der Erwählten. Noch ist genaue Einsicht in das Zahlverhältniß der einzelnen Fractionen nicht möglich, kaum sind die sämmtlichen Namen bekannt, bei mehren neuen Namen ist zweifelhaft, welchen Genossen sie sich anschließen werden, selbst nach dem Zusammentritt des Abgeordnetenhauses werden Ministerielle, Altliberale und Fortschrittsmänner einander einzelne Stimmen abgeben müssen.

Aber wie sich auch ihr Verhältniß in Ziffern ausdrücken wird, eine Thatsache steht bereits heut fest. Zum erstenmal seit dreizehn Jahren, zum erstenmal seit Preußen eine Verfassung besitzt, wird die Vertretung des Volkes den Eindruck machen, daß sie alle Schattirungen der liberalen Wünsche voll und reichlich darstellt. Durch ein Jahrzehnt steuerte das Abgeordnetenhaus über eine trübe Fluth wie ein Schwan, dem der linke Flügel verstümmelt ist. Gegenüber einer geräuschvollen begünstigten Partei, welche von den Bedürfnissen der Gegenwart ablenkte, fehlte nur zu sehr die behende Kraft, welche das frische Begehren des Volkes vertrat. Die große Partei der Altliberalen aber, welche in dieser aufreibenden Zeit mit Ausdauer und Pflichttreue für das Verfassungsleben Preußens gekämpft hat, war in der unerhörten Lage, zugleich die bedächtige Weisheit und jugendliche Wärme, prüfendes Abwägen und energisches Fordern vereinigen zu sollen. Auch als in den letzten Jahren ein günstiger Stern dem öffentlichen Leben Preußens leuchtete, war die Stellung der liberalen Partei nicht besser geworden. Sie sollte zu gleicher Zeit Vertraute des Ministeriums und Heischende für das Volk, Stütze der Regierung und Opposition, Zustimmende und Unzufriedene sein. Die Stellung war auf die Länge unhaltbar; bei dem besten Willen aller Theile hat die Partei in den letzten Jahren sehr darunter gelitten; wenn sie unzufrieden bewilligte, oder wenn sie zögernd widerstand, immer erhielt sie ein mürrisches, verstimmtes, unsicheres Ansehen, das ihrer innern Tüchtigkeit gar nicht entsprach.

Jetzt aber rückt die große Partei der Altliberalen in die Stellung ein, welche ihr gebührt. Sie vermag jetzt mit besserem Selbstgefühl und höherer Berechtigung ihre Politik eines maßvollen Abwägens durchzuführen. Sie

wird, wo ihr dies recht scheint, eine Hülfe des Ministeriums und wieder Verbündeter der Linken gegen das Ministerium sein dürfen. Sie war in der That von je eine Centrumpartei, soweit die leitenden Persönlichkeiten ihr eine Physiognomie gaben.

Es ist allbekannt, aber immer wieder muß daran erinnert werden, daß fast jeder politische Fortschritt durch einen Compromiß bewirkt wird, welchen auseinandergehende Interessen und abweichende Ueberzeugungen mit einander schließen. Das Volk ist sehr geneigt, die Größe des Muthes und der Energie, welche sein Vertreter bewährt, nach der Energie und Entschiedenheit zu messen, mit welcher derselbe eine leidenschaftliche Forderung der Zeit ausspricht. Aber es ist ein weiter Weg von politischen Forderungen, wie sie sich in dem Wesen des Einzelnen ausdrücken, bis zu ihrer Realisirung im Gesetz. Nur selten wird ein großes Begehren ganz und voll in die That umgesetzt. Bei dem Wege aber, welchen dasselbe zu durchlaufen hat, bevor es gemeingültiges Statut wird, bei den Concessionen, welche bestehenden, entgegenstrebenden Gewalten einzuräumen sind, zeigt sich Beides, sowohl die Weisheit als die Schwäche der Individuen, welche die Vermittelung des Ideals mit dem Leben übernommen haben. Wie ein Minister nicht immer das Gute zu thun vermag, das er einst als Führer seiner Partei gefordert hat, so wird auch der entschlossenste Vertreter warmer Parteiwünsche, wenn er in das Detail des Kampfes nicht nur protestirend hineintritt, seine Forderungen ermäßigen müssen. Leicht nennt dann die Menge Mangel an Muth und Thatkraft, was nur kluge Berechnung der eignen Kraft ist.

Und wieder auf der andern Seite bedarf der Staatsmann, welcher sich rings von den Schwierigkeiten der Durchführung umgeben sieht, nichts so sehr zur eigenen Kräftigung, als solche Stimmen, welche laut und entschlossen ihm gegenüber die vernünftigen Forderungen der Zeit geltend machen. Es wird nützlich für ihn sein, wenn ihm um so energischer ein unbedingtes Fordern entgegengestellt wird, je mehr er durch Naturell und die Schwierigkeiten seiner Stellung geneigt ist, Concessionen zu machen. Auch deshalb begrüßen wir die neuen Wahlen in Preußen als einen Fortschritt. Und es ist durchaus kein Unglück, wenn die Fortschrittspartei der Zahl nach stärker geworden ist, als sie selbst vor wenig Wochen noch hoffte.

Aber ihr sowohl, als der altliberalen Partei erwachsen für die nächste Sitzung einige Schwierigkeiten. Die Liberalen werden diesmal ohne ihren Führer Vincke zu kämpfen haben. Die Ansicht, daß das Ausbleiben dieses starken Talentes ein großer Uebelstand sei, ist auch außerhalb Preußen allgemein. Die Partei selbst wird dadurch in Gefahr gesetzt, ihre alte Direction, wie unbequem diese auch manchmal für Einzelne war, zu verlieren. Und doch bedarf sie gerade bei der neuen Stellung, in welche sie gedrängt wird, mehr

als je eines kräftigen Zusammenhalts und eines innern Aufschwungs, um nicht nach rechts und links Mitglieder zu verlieren. Es liegt ohnedies im Wesen dieser Partei, welche sich zum großen Theil aus älteren Männern mit reicher Erfahrung und wohlberechtigten persönlichen Ansprüchen zusammensetzt, daß bei ihr sich öfter auseinandergehende Ansichten geltend machen, als bei dem rechten und linken Flügel einer Versammlung, deren Parteidisciplin zu allen Zeiten vollständiger gewesen ist, als die der Mittelfractionen. Es wird den Liberalen gerade jetzt nicht leicht sein, eine Parteiorganisation zu bilden, welche die Mitglieder fest zusammenhält, ohne sie durch Parteisitzungen zu überbürden. Dem Ministerium gegenüber aber wird der Partei unter diesen Umständen doppelt schwer werden, eine feste Tactik zu bewahren und der Gefahr zu entgehen, daß sie selbst zu weit rechts gedrängt werde. Auch der Gegensatz gegen die neuen Fortschrittsmänner mag diese letzte Gefahr steigern.

Nicht leichter ist die Aufgabe der neuen Fortschrittspartei. Sie hat ihre Tüchtigkeit erst zu bewähren, sie hat große Hoffnungen des Volkes zu rechtfertigen. Sie enthält neben einigen erfahrenen Führern und einer Anzahl parlamentarisch geschulter Mitglieder auch eine große Anzahl neuer Namen. Es ist viel junge bürgerliche Kraft der Nation in ihr gesammelt, welche ihre erste Schule zu machen hat. Es ist wahrscheinlich, daß bei ihr die Fügsamkeit und Parteidisciplin am größten sein wird; ebenso wahrscheinlich aber, daß sie nicht als einheitliche Masse auf die Länge zusammenhalten wird, sondern daß sich eine kleinere Zahl Mitglieder, etwa unter Waldeck's Führung, als äußerste Linke von der größern Zahl trennen wird.

Wir dürfen annehmen, daß die große Mehrzahl der Partei ihren Erfolg mit Mäßigung und Klugheit benutzen wird. Denn die Führer haben den Vorzug, die Stimmung des Volkes genau zu kennen. Das preußische Volk fordert die Reformen, welche es nach zehnjährigem argem Mißregiment unter dem gegenwärtigen Ministerium zu hoffen berechtigt war. Aber es ist keineswegs in der Stimmung, radicale Maßregeln gut zu heißen, es will eine ruhige gesetzmäßige Entwickelung und seine Loyalität ist warm und eifrig.

Der Sieg der Fortschrittspartei ist durch eine umsichtige Agitation bewirkt worden, sie hat für den Augenblick verstanden, die Sehnsucht des Volkes nach politischer Wärme und Kraftentwickelung zu erregen; aber sie ist keineswegs sicher, daß der frische Antheil, welchen die Provinzen an ihrem Aufstreben nahmen, schon so stark und sicher sei, daß er eine Krisis im Staatsleben, Auflösung der Kammern und eine Appellation der Krone an das Volk überdaure. Noch ist in Preußen ein schneller Rückschlag der öffentlichen Meinung gar nicht unmöglich, denn das politische Leben ist dort noch jung, das Volk an den peinlichen Kampf gegen seine Regierung, der ihm leicht als ein Kampf gegen die Majestät der Krone erscheinen mag, nicht gewöhnt. Schon

jetzt betrachten hier und da Wähler und Gewählte die großen Erfolge ihrer Fortschrittspartei mit einem gewissen Erstaunen. Leicht mag in das Volk die Empfindung kommen, daß man im Eifer etwas weiter gegangen ist, als man gehen wollte.

Zwar würde ein Rückschlag nach conservativer Seite bei der großen Zeitströmung, welche für längere Zeit den Liberalen günstig zufließen wird, keine Dauer haben; aber er vermag wol eine, wenn auch vorübergehende, bedrohliche Störung in der friedlichen Entwickelung Preußens hervorzurufen; und was uns noch höher gilt, er würde das Ansehen des preußischen Volkes in den Augen Europa's gefährlich bedrohen. Es ist anzunehmen, daß diese Erwägungen nicht weniger, als die Lehren einer dreizehnjährigen Vergangenheit die Fortschrittspartei zu größter Besonnenheit veranlassen werden.

Wir theilen deshalb auch durchaus nicht die Besorgnisse für den Bestand des Ministeriums, welche bereits hier und da in der Presse unholden Ausdruck finden; ja, wir sind der Ueberzeugung, daß die neuen Wahlen ein Glück für Preußen und eine Kräftigung der liberalen Elemente in der jetzigen Regierung werden können, wenn die Minister Einiges dafür thun wollen, sich mit den Vertretern der Nation im Abgeordnetenhause in ein geschicktes Verhältniß zu setzen, welches diesen die Möglichkeit gibt, dem Ministerium eine Hülfe zu werden.

Das geschieht aber nicht sowohl durch Vorlagen, welche lebhaften Forderungen Genüge thun, sondern ebenso sehr durch den achtungsvollen persönlichen Verkehr, welcher die Parteiführer in die letzten Gründe einweiht, wodurch das Verhalten des Ministeriums und die Verweigerung des Wünschenswerthen motivirt werden. Möge das Ministerium sich erinnern, wie die Schwierigkeiten der Militärvorlage entstanden sind. Hätte dasselbe damals, wo der Plan der Regierung noch nicht formulirt, noch keine Mißstimmung aufgeregt war, die Vertreter der geneigten Parteien zu einer vertraulichen Berathung nach Berlin gerufen, dort seine Gründe auseinandergesetzt, die verschiedenen Einwendungen angehört und beachtet, wozu damals noch in jeder Hinsicht günstige Zeit war, so hätte ihr die ganze Frage nicht die Schwierigkeiten bereitet, welche bis jetzt unüberwunden sind. Von beiden Seiten wäre die Würdigung der Motive unbefangener geworden, der Plan hätte einige Modificationen wol vertragen, auch in den höchsten Kreisen der Regierung wäre man damals leichter auf populäre Aenderungen eingegangen, und es ist nicht unmöglich, daß das Project gleich bei der ersten Vorlage bereitwillige Zustimmung gefunden hätte. — Der Verkehr mit den Deputirten in den Commissionen ist bei der gegenwärtigen Entwickelung des preußischen Staatslebens nicht ausreichend, die Annäherung herzustellen, welche zwischen einem Ministerium, das sich auf die Majorität der Volksvertreter stützen soll, und den Kammern

bestehen muß. Bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten, mit welchen der Verfassungsstaat Preußen zu kämpfen hat, ist eine loyale und offene Verbindung der gegenwärtigen Minister mit den liberalen Parteiführern gar nicht zu entbehren, und das Ministerium würde nicht nur sich, auch der Gegenwart Preußens unnöthige Gefahren bereiten, wenn es z. B. der Fortschrittspartei etwas von der abgeneigten Behandlung gönnen wollte, welche in den Artikeln ministerieller Blätter vor den Wahlen zu Tage kam.

Dies Blatt aber ist in der angenehmen Lage, die neue Stufe der Entwickelung, auf welche das Verfassungsleben Preußens gekommen ist, mit ungetheilter Freude zu begrüßen. Wir sind warme Preußen, und die Gegner haben uns wol leidenschaftlicher Parteinahme beschuldigt; aber wir haben die Aufgabe, in unserm kleinen Kreise außerhalb des Staatsgebiets vor den Deutschen und dem Auslande die Interessen des Staats zu vertreten. Wir sind nicht gezwungen, an dem häuslichen Zwist, der hier und da zwischen befreundeten Parteien in Preußen selbst aufbrennen mag, mit der Befangenheit der Kämpfenden Theil zu nehmen. Wir werden in dem Ringen der Gegensätze auch innerhalb der liberalen Partei unsere Ueberzeugung nicht zurückhalten; aber wir werden es als unsere erste Aufgabe betrachten, für alle die Kräfte, welche in Preußen einer fortschreitenden Entwicklung der Volkskraft dienen, gemeinsames Handeln bei jeder Gelegenheit zu erbitten. Wir haben die Ueberzeugung, daß es hohe Zeit ist, alte Gegensätze der Personen und Zwistigkeiten der Parteien zu vergessen.

Denn noch ist der Verfassungskampf Preußens nicht beendet. Das erlauchte Fürstengeschlecht, welches dort regiert, und das Volk, beide sind noch in dem großen Uebergange begriffen, sich in neuen Inhalt und neue Formen ihres Staates einzuleben. Innig sind wir überzeugt, daß es in solcher Periode Allen, welche in dem Verfassungsstaat die Garantie für Gedeihen und Größe Preußens erkennen, Pflicht ist, zusammenzustehen; denn nur durch ihre feste Verbindung kann dem Staat wieder das Gefühl der Kraft kommen, welches er zu seinem und Deutschlands Schaden so lange entbehrt hat. Und deshalb verbergen wir den Wunsch nicht, daß zunächst die Presse, sowohl die ministerielle als die der Fortschrittspartei aufhören möge, an den Hader zu erinnern, welcher bei den Wahlen zu Tage kam.

Es erscheint uns grade jetzt patriotische Aufgabe, jede Fraction der liberalen Presse zum Frieden und zur Besonnenheit zu mahnen.

Böhmische Weihnachtsbräuche.

Wir haben in diesen Blättern wiederholt schon die deutsche Weihnachtswelt mit ihren seltsamen Gestalten und Gebräuchen, ihrer eignen Stimmung, ihren zu Heiligen oder Possenreißern gewordenen Göttern und ihrem ganzen wunderlichen Spuk und Zauber zu schildern versucht. Wenn wir dem im Nachstehenden ähnliche Bilder aus Böhmen folgen lassen, so veranlaßt uns dazu zunächst der Umstand, daß sich hier die beiden Arten, auf welche das Fest begangen wird, die christliche, welche die Krippe des Christuskindes, und die aus dem Heidenthum stammende, welche den lichterbesteckten Tannenbaum zum Mittelpunkt hat, neben einander erhalten haben und sich hier und da mit einander mischen.

Das Material liefert uns der „Festkalender aus Böhmen" des Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld*), in welchem die, welche Ausführlicheres wünschen, eine Fülle von Detail zusammengetragen finden.

Wie im Norden und Westen Deutschlands gehen auch hier dem Weihnachtstage gewisse Vorboten und Herolde voraus, vorzüglich, um die Kinder zu schrecken oder zu beschenken. Wie dort der Pelzmärten, der Ruhklas, der Ruprecht und der Schimmelreiter in den Dörfern spuken, Erinnerungen an den Umzug des alten Wuotan, so hier mehr solche possenhafte oder schauerliche Gestalten, welche an die Göttin Perchta erinnern. Während unter den Deutschböhmen noch wie im Meißnischen der „Knecht Ruprecht" in seiner Eigenschaft eines Dieners des heiligen Christ in der Woche vor dem Feste umherwandert, sich in den Familien nach dem Betragen der Kinder erkundigt, sie beten läßt, die guten mit Aepfeln und Nüssen beschenkt, die unartigen mit der Ruthe bedroht, vertritt dessen Stelle in der Gegend von Neuhaus die „Lucka", d. h. Lucia, ein Bursch in Frauentracht und mit einem aus Spähnen und Tüchern gebildeten langschnabeligen Vogelkopf, der wie jener an die guten Kinder Obst austheilt, die bösen aber mit seinem Schnabel hackt, und von dem sogar, wie von der thüringischen Perchta, das Gerücht geht, daß er unfolgsamen Buben und Mädchen den Bauch aufschneide und statt der Eingeweide Stroh und Steine hineinstopfe. Bezeichnend ist, daß die Legende den Namen der heiligen Lucia von lux ableitet, womit die Bedeutung des Namens Perchta zusammenfällt.

Neben diesen Umzügen verdunkelten Heidenthums gehen in der Reichen-

*) Prag, Verlag von J. L. Kober. 1861. Die Schlußlieferung ist soeben erschienen.

berger Gegend in den letzten Adventswochen Knaben und Mädchen in Schäfertracht umher, um in den Familien Hirtenlieder zu singen, welche die bevorstehende Ankunft des „Christkindels“ verkünden, und in Budweis wird die Geburt Christi von Erwachsenen auf förmlichen Theatern aufgeführt.

Heidnisch wieder ist die in Deutschböhmen herrschende Feier des Thomastages, an dem die heirathsfähigen Mädchen durch das bekannte Schuhwerfen zu erforschen wissen, ob sie im nächsten Jahr einen Mann bekommen sollen; nicht minder heidnische Ueberlieferung die ebenfalls deutschböhmische Sitte, einige Freitage (Freitag war der Tag der alten Erd- und Hausgöttin, welche den Flachs gedeihen ließ und das Spinnen beaufsichtigte) vor Weihnachten die ganze Nacht hindurch zu spinnen und den Erlös für das damit gewonnene Garn zur Beschaffung der Christstriezel zu verwenden.

Ein eigner Aberglaube kommt in Horazdowic vor, wo man sagt, daß in der Thomasnacht der Thomaswagen durch den Ort fahre. Dieser ist feurig und rollt über den Ring (Markt) bis zum Kirchhof, wo alle Todten, welche Thomas heißen, aus ihren Gräbern steigen und ihrem in dem Wagen befindlichen Patron zu dem Kreuze folgen. Vor diesem, welches jetzt in rothem Lichte strahlt, kniet der heilige Thomas, dessen Wagen beiläufig nichts Anderes ist als der Wagen des wüthenden Heeres oder des todtenführenden Wuotan, zum Gebet nieder, worauf er, der in einen katholischen Priester verwandelte Heidengott, seinen Namensbrüdern den Segen ertheilt und Alles verschwindet. Diese Geschichte erzählt man sich in den Häusern bei dem an diesem Abend herkömmlichen Federschließen, und wo man sie glaubt, pflegt man niederzuknieen und das Thomasgebet zu sprechen, damit der Heilige niemand etwas zu Leide thue. Bisweilen sieht und hört man dann den gespenstischen Wagen wirklich, indem ein Bekannter des Hausvaters sich den Scherz macht, einen Wagen mit Fackeln zu bestecken und mit demselben am Hause vorbeizurasseln, was natürlich noch größere Angst und Inbrunst hervorruft. Der Spaßvogel kommt dann gewöhnlich nach einer Weile mit verbundenem Gesicht herein und erzählt, daß ihm der Thomas eins mit seiner feurigen Peitsche versetzt habe, ein Bericht, der von den Kindern nicht bezweifelt wird, da sie wissen, daß der Heilige die Peitsche gern braucht und unter andern einmal einem geldgierigen Richter beide Augen damit ausgeschlagen hat.

Der heilige Abend, d. h. der Tag vor dem kirchlichen Weihnachtsfest, gruppirt wie unter den Deutschen so unter den Czechen eine Menge von Gebräuchen und Meinungen um sich, welche als Reste des alten Fests der Wintersonnenwende zu betrachten sind.

Im östlichen Böhmen wird schon am Morgen aufgepaßt, wer zuerst das Gehöft betritt, denn Geschlecht und Zahl der ersten Besucher deutet die Vermehrung des Viehs im kommenden Jahr an. Das Federvieh erhält statt

des gewöhnlichen Futters an diesem Morgen ein aus allen Getreidearten und Hülsenfrüchten gemischtes vorgestreut, damit es recht viele und gute Eier lege. Der Hahn aber bekommt außerdem noch Knoblauch, der auch dem Gesinde in die Frühstückssuppe geschnitten wird, damit es tüchtiger zur Arbeit werde. Dann gilt es, sich und das Haus für den Abend und die Feiertage zu rüsten. Die Mädchen scheuern Diele und Stuben, Geschirr und Geräth, die Knechte schneiden Häckerling, um während des Festes nicht arbeiten zu müssen, der Hauswirth sieht nach, daß die Feiertage nicht durch eine unvollendet gebliebne Arbeit entheiligt werden, die Hausfrau endlich bereitet das Festgebäck der zopfartig geflochtenen Weihnachtsstriezel, während die Kinder in irgend einer Ecke der Stube eine Krippe aus Pappfiguren aufbauen, die man ihnen vom Markt mitgebracht hat, und des „goldnen Schweinchens“ harren, welches ihnen des Abends erscheinen soll.

Von Zeit zu Zeit werden die Bewohner des Hauses in ihren Beschäftigungen durch eine der herumziehenden Gesellschaften von Knaben unterbrochen, welche in der Verkleidung von Hirten, Weihnachtslieder singend, ein Krippchen von Haus zu Haus tragen. Sie sind von einem Christuskind in weißem Hemd und einem schwarzvermummten Teufel begleitet, welcher letztere ihren Gesang mit Brummen und Kettenrasseln accompagnirt.

Ist es endlich Abend geworden, so wird der Tisch mit dem nur bei hohen Festtagen gebrauchten großen Tafeltuch gedeckt und mit verschiedenen Weihnachtsspeisen, namentlich Striezeln und der sogenannten Muzika, einem Gemeng von gedörrten Aepfeln, Birnen und Pflaumen in großen Schüsseln versehen. Nach und nach versammelt sich die ganze Familie sammt dem Gesinde in ihrem besten Staat. In manchen Gegenden fordert die Sitte, daß die Zahl der Tischgäste eine gerade, in andern, daß sie eine ungerade sei, und wird der Fehlende oft durch einen hereingerufnen Bettler ersetzt. Die Hausfrau nun schneidet mit einem Segensspruch das Brot und die Striezel an und legt sorgsam die ersten Stücke beiseit, worauf sie nochmals in die Küche geht, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei; denn hat sie sich einmal an den Tisch gesetzt, so darf sie ihn vor Ende der Mahlzeit nicht wieder verlassen, da „sonst im nächsten Jahre die Bruthenne nicht ruhig auf den Eiern sitzen bleiben würde.“ Nachdem sie wiedergekehrt, spricht der Hausvater ein Gebet, in welchem er für das glücklich verlebte Jahr dankt und Segen für das kommende erfleht, und das von den Uebrigen im Chor mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!“ beschlossen wird. Nun lassen sich Alle vor den dampfenden Schüsseln nieder. Auf die dicke Fischsuppe folgt der blaue, dann der gebackne Fisch, dann der Cernykuba, ein Gericht aus Graupen und Pilzen, hierauf die Liwanzen. Den Beschluß macht die Muzika und die Vertheilung der aufgeschichteten Aepfel und Nüsse. Als Getränk geht Bier herum. Acht-

sam werden alle Abfälle, namentlich die Gräten aufgehoben. Trifft sichs, daß während der Mahlzeit der Dorfhirt bei seinem Weihnachtsumgang vor dem Fenster erscheint und, nachdem er mit der Peitsche geknallt, den herkömmlichen Vers von der Krippe mit dem Jesuskind absingt, so erhebt sich die ganze Tischgesellschaft, bekreuzt sich und ruft: „Christus ist geboren! Freuen wir uns!“ Nach Tische spielen die Männer in der Regel ein Kartenspiel um Nüsse. Die Hausfrau aber geht mit jenen zuerst abgeschnittnen Brot- und Striezelscheiben in den Kuhstall, wo sie damit die Thiere füttert, um sie vor Unglück zu bewahren. Die übrig bleibenden Brocken wirft sie in den Brunnen, damit er nicht versiege. In ähnlicher Absicht werden von den Knechten die Tischabfälle auf den Aeckern des Bauern verscharrt, damit sie reichlich tragen. Die Mägde aber befragen inzwischen allerlei Heirathsorakel. Sie rütteln an der Hühnersteige, und wird zuerst der Hahn laut, so kommt im nächsten Jahr ein Bräutigam, regt sich zuerst eine Henne, so bleibt die Fragerin noch ein Jahr ohne Mann. Dann wird der Hofhund vor das Thor gebracht und aufgepaßt, nach welcher Seite hin er bellt; denn von dieser wird der Freier erscheinen. Da die Neugier auch wissen muß, weß Handwerks der Zukünftige ist, so geht sie nach dem nächsten Eise und legt das Ohr daran, und hört sie's darunter hämmern, so wird's ein Schmied, hobelt's, ein Tischler, musicirt's, ein Musikant. Andere gießen zu dem gleichen Zweck das Weiße eines Eies in ein Glas Wasser und errathen ihre Zukunft aus den Figuren, die sich daraus am andern Morgen gebildet haben. Wieder andere kleben in die Schalen der zuerst von ihnen geöffneten Weihnachtsnüsse Wachsstockendchen, zünden sie an und setzen sie, nachdem sie ihnen in Gedanken Namen von bekannten Burschen der Nachbarschaft gegeben, in ein Gefäß mit Wasser. Der, dessen Lichtkähnchen zuerst auf das fragende Mädchen zuschwimmt, wird künftig dessen Bräutigam. Wessen Licht bei der Ceremonie verlischt, gilt als dem Tode im nächsten Jahre verfallen.

Wir sehen deutlich, daß dieser Weihnachtsschmaus mit seinem Zubehör ein stark an alte Opfermahle erinnernder, durch das Christenthum nur wenig gefärbter und gemodelter Gebrauch ist. Daß es Fische sind, welche die Hauptrolle dabei spielen, die Verwendung der ersten Anschnitte durch die Hausfrau, das Vergraben der Ueberbleibsel auf dem Acker, das goldne Schweinchen, eine Nachklang des Julebers und des „goldborstigen“ Ebers Fro's, die Begleitung des Christkindes durch den Teufel, in welchem ein alter Gott neben dem neuen, das Heidenthum neben dem Christenthum hergeht, die verschiedenen Orakel, Alles erinnert an Ueberlieferungen der Urzeit. Merkwürdig aber ist, daß in diesen wie in andern Weihnachtsgebräuchen Böhmens Alles auf die germanische, nichts oder fast nichts auf die slavische Vorzeit hinweist.

Auf die heidnische Feier folgt die christliche. Die Kirchenglocke läutet,

und sofort wird Alles beiseit geschafft, Pelz und Mantel angezogen, die Laterne angezündet und in die Mitternachtsmesse gegangen, die überall mit großer Feierlichkeit gehalten zu werden pflegt, und bei der man die sogenannten Koledalieder singt, welche die Geburt Christi preisen. In manchen Orten waren früher dabei vor dem Hochaltar Krippen aufgestellt, um welche sich die Figuren der heiligen Familie, Hirten, Herodes, Engel und die drei Könige aus Mohrenland gruppirten. Da der Volkswitz jedoch der biblischen Gesellschaft bisweilen auch Persönlichkeiten sehr weltlicher Natur, z. B. Hanswürste und Seiltänzer beigab, die während des Hochamts Possen trieben, so wurden die Krippen aus den Kirchen entfernt und in die Privathäuser verwiesen, wo man sie noch jetzt mit ihrem Schmuck von Moos, Blumen und Zindel und ihren zahlreichen Figuren häufig antrifft. Besonders prächtig macht man sie in der Gegend von Budweis, wo sie oft alle vier Ecken der Zimmer einnehmen, Hunderte von bunten Gestalten zählen und von Springbrunnen, Mühlen, Bergwerken, Wallfahrtskapellen, Einsiedlerclausen u. a. umgeben sind. In Prag aber hat sich ein Rest des alten Krippenschauspiels seinen Platz in der Kirche erhalten, indem in der zwölften Stunde der Nachtwächter in die Cajetanerkirche tritt und mit seinem Horn die Mitternacht verkündig, und die um die am Altar aufgestellte Krippe versammelten Hirten auf Hörnern und Pfeifen aus Birkenrinde die Melodie eines Koledalieds blasen, welches von einem Dudelsack und verschiedenen Vogelstimmen, der Nachtigall, dem Kukuk, der Wachtel und der Turteltaube begleitet wird.

Hier und da ist auch die nordische Weihnachtstanne bekannt, und zwar selbst unter den Czechen. In und bei Prag stellt man sie auf den weißgedeckten Ehrentisch, an dem gegessen wird, und es werden vor ihr von der Familie knieend oder stehend Gebete gesprochen und Koledalieder gesungen.

Im Böhmerwald ist der Umzug des Christkindes, wie er den Kindern beschrieben wird, nichts als der ins Kleine, Niedliche und Anmuthige umgewandelte Umzug des alten schauerlichen Todtengottes Wuotan, den wir in den Mythen vom wüthenden Heer nachtönen hören. Es heißt hier nämlich, daß mit der ersten Dämmerung des heiligen Abends Jesus als leuchtendes Kind in einem kleinen von zwei weißen Pferden gezogenen Goldwagen durch die Luft gefahren komme. Die Sonntagskinder sehen die Erscheinung, hören die Pferde miteinander reden und vernehmen die schöne Musik, welche der Wagen im Dahinrollen macht. Letzterer ist mit allerlei Näschereien für die guten und mit Ruthen, Erbsen und trocknem Schwarzbrot für die unartigen Kinder gefüllt.

Zahlreich sind die Zaubergebräuche, welche in den verschiedenen Gegenden Böhmens sich an den heiligen Abend vor dem Christfest knüpfen. Im Taborer Kreise pflegt der Hauswirth dem Hofhund, die Hausfrau dem Enterich,

Gänserich und Hahn Brot, ein Stück Fisch und ein Schnittchen Knoblauch vom Abendessen in den Hals zu stopfen. Hierauf hängen sie jedem dieser Thiere einen kleinen Dornzweig an den Hals, und dann schreitet zuerst der Mann mit dem Hunde dreimal um das Gehöft herum, was denselben in besonderm Grad wachsam machen soll. Dann geht die Bäuerin zunächst mit dem Gänserich, hiernach mit dem Enterich und zuletzt mit dem Hahn denselben Weg, „damit die Thiere sich gewöhnen, im Bereich des Hofes zu bleiben." Zum Schluß werden der Hund und die drei Vögel in die Wohnstube gebracht und hier rückwärts zum Fenster hinausgeworfen, was die mit dem Vorherigen erzielten guten Eigenschaften verstärkt. Mit dem Hunde geschieht dies in manchen Strichen dreimal, weil er „dann selbst den Teufel nicht fürchtet;" auch schlagen ihm Altgläubige bei der Ceremonie bisweilen ins Auge, was ihn vor dem Tollwerden bewahrt.

In Neuhaus erhalten die Kühe am Weihnachtsabend bessere Streu, besseres Futter und in letzterem die Reste von den Kränzen, die am Frohnleichnamsfest gebraucht worden sind. In Komotau schüttet man in Jahren, wo es viele Mäuse gibt, in jede der vier Ecken der Stube etwas von den Erbsen, die am heiligen Abend auf den Tisch kommen, und bildet daraus ein Kreuz, wodurch der weiteren Vermehrung jener Thiere Einhalt gethan wird. Anderwärts streut man die Brosamen, welche vom Weihnachtsschmaus auf dem Tischtuch liegen geblieben sind, in die Scheune und sagt dazu: „Mäuschen, esset diese Brocken und lasset das Getreide in Ruhe." In Reichenberg gehört zu einem rechten und vollkommenen Weihnachtsschmaus Mohnmilch, d. h. Semmelmilch mit Mohnkörnern, in andern Orten (wie im Voigtland) Mehlbrei, wieder in andern ein Gericht Hirseklöse, welche letzteren bewirken, daß man das ganze Jahr über Glück hat. Zu ähnlichen Zwecken muß in einigen Dörfern jeder Gast des Weihnachtsmahles ein Häufchen Geld vor sich unter dem Tischtuch liegen haben, wieder anderswo steckt man unter das Tischtuch einen angeschnittenen Laib Brot „für die himmlischen Gäste". Daß der Schmaus ursprünglich religiöse Bedeutung hatte, beweist auch der Aberglaube, nach welchem dem, der vor dem Niedersitzen mit bloßen Füßen auf ein Beil tritt, das zu dem Behuf am Tische liegt, das Jahr über die Füße nicht wehethun. Ferner ist die Regel hierher zu beziehen, nach welcher Jemand, der sich verirrt hat, sich nur zu erinnern braucht, mit wem er am heiligen Abend zu Tisch gesessen, um sofort den rechten Weg zu finden. Dann gehört hierher der Gebrauch der Reichenberger Gegend, die Obstbäume zu dem Essen einzuladen und ihnen nach Beendigung desselben die Ueberbleibsel zu bringen, was sie reichlich zu tragen nöthigt. Aus den Fischgräten, wenn sie sauber in einem weißen Tuch hingetragen worden sind, soll das Kraut Rimbaba entstehen, welches zu einem gegen die Frais nützlichen Zauber dient.

Eine helle Christnacht bedeutet ein gesegnetes Jahr, Schnee in derselben eine gute Hopfenernte, reich gestirnter Himmel fleißiges Eierlegen der Hühner. So oft von Mitternacht bis zum Sonnenaufgang des Christtags der Hahn kräht, in so viel Wochen, von Weihnachten an gerechnet, wird man mit dem Ackern beginnen können. Um sich über die Ernte des nächsten Jahres Gewißheit zu verschaffen, steckt man ein Messer in ein Brot, und ein anderes in eine Semmel: rostet es zuerst in jenem, so wird der Roggen, rostet es eher in dieser, so wird der Weizen theuer.

Zahlreich sind die Todesvorbedeutungen. In Warnsdorf heißt es, daß man von dem, welcher im nächsten Jahr sterben solle, beim Lichtmachen am heiligen Abend keinen Schatten, in Komotau, daß man von demselben nur einen kopflosen Schatten oder einen doppelten sehe. In Miltigau bei Eger stirbt, wer beim Auseinanderschneiden des ersten Weihnachtsapfels einen Fruchtkern verletzt oder wer, indem er den Apfel der Quer durchschneidet, in dem Kerngehäuse desselben statt eines Sterns ein Kreuz erblickt. In andern Gegenden zeigt die erste geöffnete Weihnachtsnuß, wenn sie taub ist, das baldige Lebensende dessen an, der sie bekommen. In Neuhaus gibt man in der Dämmerstunde des Weihnachtsabends Acht, „ob das Leichenbret fällt“. Es soll dies ein Geräusch sein, als ob ein aufrecht angelehntes Bret auf ein der Länge nach darunter liegendes fiele. In dem Hause, wo dies vernommen wird, stirbt unfehlbar im nächsten Jahr eins von der Familie. Im Egerland gibt es Leute, die während der Christmette die Häuser erkennen, aus welchen im Verlauf des Jahres eine Leiche herausgetragen werden wird. Geht man um Mitternacht auf einen Kreuzweg, so erblickt man die, welche während des Jahres sterben sollen, wie sie mit den schon Verstorbenen in die Todtenmesse gehen. Will man dieser Sehergabe ganz sicher sein, so sieht man durch das Astloch eines Sargbretes, welches in der Mittagsstunde aus einem Grabe geholt worden ist. Ferner kann man (in der Gegend von Budweis) unter den in der Christmette versammelten Frauen die Hexen herausfinden, wenn man sich zum Sitz einen selbstverfertigten Stuhl von neunerlei Holz mitnimmt. Die Hexen kehren auch hier, wie anderwärts, z. B. in Schwaben, dem Altar den Rücken zu. Außer den Zauberschwestern und den vom Tode Gezeichneten sieht der vom Glück Begünstigte auch die Geister großer Verstorbener, Könige und Helden, verschwundene Städte und Schlösser und allerlei andern Spuk. Die Luft ist mit todten Seelen erfüllt, die mit „der Melusine“ umherfliegen. Letztere, in einigen Gegenden auch Halda (Holda) genannt und als weiße Frau vorgestellt, soll namentlich die Führerin verstorbener Kinder sein. Im Winde klagend und wimmernd, läßt sie sich beschwichtigen, wenn man ihr Mehl und Salz zum Fenster hinausstreut. Im Budweiser Kreis erzählt das Volk von einem alten Mütterchen, welches zu Weihnachten mit einem Bündel

Brennnesseln von Haus zu Haus geht und die Wirthinnen fragt, ob die Mägde ihr Werg aufgesponnen haben. Wird ihre Frage bejaht, so läßt sie eine Nessel zurück, die das Haus das Jahr über vor allem Schaden bewahrt. Wird mit Nein geantwortet, so peitscht die Alte die trägen Jungfern mit ihrer Nesselruthe tüchtig durch. Wer das Mütterchen ist, erfahren wir in der Gegend von Schlan, wo sie Paruchta (Perchta) heißt, und wo sie den Kindern, welche am heiligen Abend nicht schlafen gehen wollen oder zu viel gegessen haben, den Bauch aufschlitzt. Bei Podhoran zwischen Kuttenberg und Chrudim finden sich die Ruinen der Burg Poran. Zu König Wenzels Zeit soll hier ein Raubritter gehaust haben, der für seine Uebelthaten auf so lange in einen benachbarten Wald verwünscht worden sein soll, bis die letzten Reste seines Schlosses verschwunden seien. Sonntagskinder haben gesehen, wie sich hier am Weihnachtsabend ein Apfelbaum aufthat und aus demselben ein Greis stieg, der sich die Gegend mit finsterer Miene betrachtete. Als er die Ruinen sah, rief er betrübt: „Noch immer nicht verschwunden!"

Daß man in der Christnacht auch Schätze zu heben sucht, wird den dieser Dinge Kundigen nicht Wunder nehmen. Einige suchen zu diesem Zweck einen ganz schwarzen Kater zu fangen, den man Karasek nennt und für einen bösen Geist hält. Man steckt ihn in einen Sack und erwürgt ihn so, daß kein Knochen an ihm beschädigt wird. Darauf siedet man ihn in einem Kessel so lange, bis alles Fleisch an den Gebeinen abgeht, worauf man sich die einer Gabel gleichenden (also wünschelruthenförmigen) Kinnbacken davon nimmt, diese trägt man dann bei sich, indem man meint, sich dadurch unsichtbar machen und alle Schätze, die in den Kellern verlassener Schlösser oder in Felsenhöhlen vergraben sind, und welche der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes oder Bocks zu bewachen pflegt, entdecken und gewinnen zu können.

Wie in Nord- und Westdeutschland hört man auch unter den Böhmen in der Geisterstunde der Weihnacht die Thiere mit einander reden, aber wie dort heißt es auch, daß man nicht wohlthue, sie zu behorchen, da man nie etwas Gutes erfahre. Wie in andern deutschen Strichen verwandelt sich auch im nördlichen Böhmen in der Christnacht das Wasser der Brunnen in Wein, doch schmecken es hier nur die, welche ohne Absicht, das Wunder zu erleben, davon trinken, und überdies hat die Sache ihre Gefahr. Ein Mädchen welches an ein Wasser ging und nachdem sie davon gekostet, ausrief: „Jetzt ist das Wasser Wein!" vernahm, wie eine Stimme aus der Tiefe antwortete: „Und dein Kopf ist mein", worauf sie verschwand und nie wieder gesehen wurde.

Zahlreiche andere Beispiele böhmischen Weihnachtsaberglaubens, namentlich die verschiedenen Arten, auf welche die Dorfmädchen sich beim Schicksal nach dem zukünftigen Freier erkundigen, bitten wir den Leser in dem angeführten Buche nachzusehen.

Wir fügen dem hier Mitgetheilten nur noch Einiges über die drei auf das Christfest folgenden Festtage, den Tag Johannis des Evangelisten (27. Dec.), den Tag der unschuldigen Kindlein (28. Dec.), und den Davidstag (30. Dec.) hinzu. Am Johannistag pflegt man, wie in verschiedenen andern katholischen Ländern, in den Kirchen Wein weihen zu lassen, der eine heilsame Arznei für Vieh und Menschen und ein nützlicher Abschiedstrunk bei Reisen sein soll. Am Tage der unschuldigen Kindlein pflegen die Kinder im Egerland (wie zu Aschermittwoch im Meißnischen) mit Ruthen umherzulaufen und die Erwachsnen, denen sie begegnen, zu peitschen, wofür ihnen eine Gabe gereicht werden muß. Unter den Czechen dagegen herrscht der Gebrauch, früh am Morgen die noch in den Betten liegenden Kinder zu fragen: „Wie viel gab es unschuldige Kindlein?" Wer es nicht weiß, bekommt Schläge und wird daran erinnert, daß es grade viertausendvierhundertundvierundvierzig waren. Am Davidstag endlich muß man Holz fällen, da das an demselben geschlagne einer alten Bauernregel zufolge weder von der Fäulniß noch vom Wurm angegriffen wird und mit jedem Jahr an Härte gewinnt. Die Czechen meinen übrigens, daß König David nicht in den Himmel gekommen ist, sondern im Monde sitzt. Wer aber nach dem Monde aufblickt und unglücklicherweise gerade einen Augenblick trifft, wo dem heiligen König und Harfenspieler eine Saite springt, der büßt sofort sein Augenlicht ein.

Der gerechte und vollkommene Austernesser.

2.

Wir kommen zur Naturgeschichte der Austern, in welche ich alles hierher gehörige Geographische sowie einige Regeln über die beste Aufbewahrung und Versendung der köstlichen Muschel einschließe.

Die Austern werden von den Naturforschern den kopflosen Mollusken oder Weichthieren beigezählt, und zwar bilden sie eine der sechs aristokratischen Familien dieses in Schalen wohnenden Meervolks, welche der Ehre theilhaftig sind, dem Herrn der Schöpfung zur Speise dienen zu dürfen. Wie andere adlige Geschlechter zerfallen sie in verschiedene Zweige und Nebenäste, die sich theils durch den Ort, wo sie sich angesiedelt haben, theils durch ihre

Lieblingsfarbe, theils durch andere Eigenschaften unterscheiden. So nennt man sie anders, je nachdem sie auf Felsengrund oder auf Sand oder auf Schlamm wohnen, und so ist die spanische Auster in rothe Schalen gekleidet, die illyrische in braunen Panzer gehüllt und schwärzlich von Farbe am Leibe, und die in Paris besonders angesehene zeichnet sich durch eine grüne Farbe aus, während ein in's ferne Morgenland verschlagner im Rothen Meer ansässig gewordener Zweig der Familie nach dortigem Landesbrauch in allen Farbennuacen des Regenbogens prunkt. Die Beziehungen, nach denen die Gastronomie das ihr so werthe Geschlecht eintheilt, werden später erörtert werden.

Die untere Schale der Auster ist concav, die obere platt. Beide werden geöffnet und geschlossen vermittelst eines starken Muskels, der die Thür des Hauses besser zusammenhält, wie manches künstliche Schloß. Die Außenseite der Schale leuchtet bisweilen im Dunkeln wie mit einem Schwefelflämmchen, was nach Aussage des Mikroskops von drei Arten kleiner Thierchen herrührt, die sich auf ihr des Daseins freuen. Die Auster athmet, ähnlich wie der Fisch durch Kiemen, welche von dem sogenannten Mantel oder Bart umgeben sind. Letzterer besteht aus zwei Lappen, die mit kleinen häutigen Fibern ausgefüllt sind, welche, in der Form von Strahlen dem Munde des Thiers zulaufend, letzterem zum Erfassen und Verzehren seiner Nahrung dienen. Ungleich andern Schalthieren kann die Auster sich nicht von der Stelle bewegen. Ihre einzige Bewegung besteht darin, daß sie ihr Gehäuse öffnet und schließt, um die Nahrung zu empfangen, die ihr die Wellen zutreiben, und die in kleinem Seegewürm und zarten Meeralgen besteht. Der Magen der Auster liegt nahe beim Munde. Die Kiemen, welche die Lunge ersetzen, befinden sich in dem Mantel. Die Leber ist klein, die Galle verhältnißmäßig groß. Das Herz hat zwei ziemlich weit von einander entfernte Kammern. Der Puls schlägt sehr langsam.

Die Natur hat der Auster zwar keine Augen verliehen, wol aber eine große Empfindlichkeit für den Wechsel des Lichts, und darin die Fähigkeit, sich gegen die meisten der vielen Feinde zu schützen, die ihr nachstellen. Sobald der Schatten eines sich nähernden Bootes auf sie fällt, schließt sie ihre Schalen, ehe noch irgend eine Bewegung des Wassers sie erreicht haben kann. Diese Sensitivität ist leicht zu studiren im Seewasser-Aquarium, wo die Auster mit ihren schönen Wimpern, die bei Weitem zarter sind als die zartesten Spitzen am Hochzeitskleid einer Braut, stets ein Gegenstand großen Interesses ist.

Die Auster ist ein hermaphroditisches Thier. Ihre Fortpflanzung wird durch selbsterzeugte Eier bewirkt, die sie in Gestalt eines grünlichen milchartigen Safts in sich trägt und im Mai und Juni aus sich entläßt. Betrachtet

man diesen Saft durch das Mikroskop, so findet man, daß er aus unzähligen kleinen mit Schalen versehenen und lustig umherschwimmenden Austern besteht. Man hat berechnet, daß ein einziges Mutterthier eine Million dieser winzigen Jungen in sich birgt. Ausgestoßen aus der Mutter treiben sie, von ihren zarten Schalen bedeckt, umher, bis sie sich vermöge einer leimigen Substanz an irgend einem Gegenstand auf dem Meeresboden festsetzen, wo sie verbleiben, bis der Austerrechen oder ein anderer Störenfried sie losreißt. Diese Jungen sind sehr bald, Einige sagen, schon vier Monate nach ihrer Geburt, im Stande, andere zu erzeugen. Wenn die Auster die Größe eines preußischen Thalers erreicht hat, so ist ihre Schale noch immer sehr klein und zart, und erst nach dem dritten oder vierten Jahre reift sie für die Tafel.

Wenn wir für die Frage des Narren im Lear: „sag, wie die Auster ihre Schale macht," keine Antwort haben, so können wir doch nach der Schale sagen, wie alt das Thier ist. Es verhält sich damit ungefähr wie mit den Jahresringen der Bäume. Einem Pferde sehen wir, um sein Alter zu erfahren, in das Maul. Die Auster hat, wie der Mensch, ihre Jahre auf dem Rücken. Jeder, der eine Auster in Händen gehabt hat, wird bemerkt haben, daß die Schale derselben aus übereinander geschichteten Blättern von kalkiger Substanz zusammengesetzt ist. Jedes dieser Blätter bezeichnet das Wachsthum eines Jahres, und so läßt sich durch Zahlen derselben mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen, wie alt das Haus und dessen Insasse ist. Bis zur Zeit der Reife des Thieres sind jene Blätter oder Schichten regelmäßig übereinander gelegt, später werden sie unregelmäßig, sodaß die Schale plump und unschön aussieht. Nach der großen Dicke mancher Schalen zu urtheilen, ist das Thier, wenn es ungestört bleibt, fähig, ein sehr hohes Alter zu erreichen, und man will fossile Austern gefunden haben, deren Schalen neun Zoll stark waren und deren Alter daraus auf mehr als hundert Jahre berechnet wurde.

Die junge Familie der Auster bleibt meist in der Nähe der Mutter, und daraus erklären sich die großen Austernbänke, die man in allen Meeren der gemäßigten und heißen Zone antrifft und die bisweilen eine solche Höhe erreichen, daß Schiffe an ihnen scheiterten. Bei Reading in Berkshire findet sich eine fossile Austernbank, die etwa zwei Fuß dick ist und eine Fläche von sechs Äckern bedeckt. Weit größer sind die fossilen Austernbänke, welche durch vulkanische Gewalten an der Westküste Amerikas vom Meeresgrund heraufgehoben worden sind und bei einer Höhe von sechzig bis achtzig Fuß eine Länge von sechs bis acht deutschen Meilen sowie eine durchschnittliche Breite von einer halben Meile haben. Aehnliches zeigen die Gestade von Georgia, wo die Auster außer der Wohlthat, die sie dem Menschen durch ihr nahrhaftes und wohlschmeckendes Fleisch erweist, auch Tausende menschlicher

Wesen vor jenem Unglück bewahrt, welches die Bewohner der schleswig-holsteinischen Westküste durch die mächtigen Haffdeiche von sich und ihren fetten Marschländern fernhalten. Wie hier, so besteht auch dort der Boden meist bis auf weite Strecken landeinwärts aus schwammigem Alluvialschlamm, der außerordentlich fruchtbar ist, aber dem Angriff heftiger Sturmfluthen bei seiner weichen Beschaffenheit nur geringen Widerstand entgegensetzt. In der That, dieses Marschland ist so nachgiebig, daß man an vielen Stellen noch drei bis vier Meilen von der See einen eisernen Stab ohne Schwierigkeit zehn bis zwölf Fuß tief hineintreiben kann. Dazu kommt, daß dieser Landstrich von zahlreichen vielgewundenen Bächen und Flüssen durchströmt wird, die sehr bald ihre Betten durch Abspülung der Uferränder erweitern und die ganze Gegend in einen ungeheuren Morast verwandeln würden, falls die Auster nicht solchem Schaden entgegenarbeitete. Diese nämlich hat sich nicht nur wie ein gewaltiger Wasserbrecher zwischen das Meer und das Land gelagert, sondern umsäumt auch die Mündungen der Flüsse und Bäche bis auf weite Strecken hinauf und bis zur Höhe von zwölf bis achtzehn Fuß mit einer Mauer von Millionen ihres Geschlechts. Die untern Schichten dieser Schutzwälle sind natürlich ohne Leben, da die hier liegenden Austern ihre Schalen nicht öffnen können, die obersten dagegen dienen den in diesen Marschen arbeitenden Negern bisweilen zu großartigen Schwelgereien. Die Fluth spült Massen derselben in das Gras und Gestrüpp des Strandes. Während der Ebbe aber eilt der schlaue Schwarze, dieses Gestrüpp in Brand zu stecken, und dann findet er das weite Aschenfeld mit Tausenden gebratner Austern bedeckt.

So leicht wird es den Bewohnern cisatlantischer Länder nicht gemacht. Zu diesen kommt die Auster nicht, sondern sie müssen sie sich holen. Dieß geschieht vermittelst eines Rechens, der von dem Boote des Austernschiffers an einem Tau oder einer Kette auf den Meeresgrund hinabgelassen und hinter welchem ein Sack von Netzwerk, Leder oder Segeltuch hingeschleift wird. Die auf diese Weise gewonnenen Austern werden sofort in Tonnen verpackt und auf den Markt gebracht. Andere Austern kommen aus den sogenannten Austernparks, in welche sie von den natürlichen Wohnstätten des Geschlechts versetzt worden sind, und zwar sind diese die besten. Ein solcher Austernpark ist ein künstlicher Teich oder ein Reservoir, welches durch Kanäle mit der See in Verbindung steht. Mit Steinen ausgemauert, sind die Wasserbecken so eingerichtet, daß Fluth und Ebbe darin wechseln wie im Meere. Zu gewissen Zeiten aber hält man das Wasser durch Schleußenthore auf mehre Tage oder Wochen darin fest. Im letztern Fall werden die darin aufbewahrten Austern sehr zart und fett, weil das stagnirende Wasser das Entstehen und Wachsthum jener mikroskopischen Pflänzchen befördert, welche stets im Meer-

wasser vorhanden und die Lieblingsspeise der Auster sind. Diese Reservoirs dienen daher nicht blos als sichere Aufbewahrungsorte, sondern überdies als Mastställe für die Austern, und zugleich bewirken sie, daß dieselben jenen dumpfigen und schlammigen Geschmack verlieren, den sie unmittelbar aus der See geholt namentlich da haben, wie sie am Ausfluß großer Flüsse angesiedelt sind. Der mit reinlichen Steinplatten gepflasterte Boden des Austernparks ist mit feinem Sand bestreut. Auf diesen legt man die Austern so, daß ihre platte Seite nach oben gelehnt ist, und daß sie ein wenig schräg liegen. Das Wasser darf nicht zu rasch in die Becken einströmen, damit es nicht Sandkörnchen in die Schalen spielt. Auch muß man sorgfältig darüber wachen, daß keine todten Austern unter den lebenden bleiben, da sie die Gesundheit der letztern sehr beeinträchtigen würden.

Aus ihren heimathlichen Gewässern enthoben, macht die Auster die Reise bis zu der ersten Station des ihr beschiedenen Weges in ziemlich behaglichem Zustand. Sie befindet sich in Gesellschaft von Verwandten und Landsleuten auf einem ruhig dahingleitenden Fischerboot und wird während der Fahrt von ihren Entführern auf das Aufmerksamste mit erfrischendem Seewasser versorgt, sodaß sie, wenn das Fahrzeug endlich am Ausschiffungsplatz landet, so munter und lebendig ist, als zu der Zeit, wo sie der Rachen des Schiffers als Passagier an Bord nahm.

Im Hafen angekommen, wird die Auster erst inne, was für ein Elend es ist, gefangen zu sein. In Säcke geschoben, auf Karren verladen, in Körbe gepackt, kann sie sich glücklich preisen, wenn sich ihr in ihrer Noth eine wohlwollende Hand naht und ihr ein paar Güsse Wasser spendet. Aber nur zu oft ist diese Hand ebenso unwissend als gutherzig, nur zu oft gibt sie der verschmachtenden Creatur statt des ersehnten köstlichen Nasses aus dem Meer ein Surrogat aus Brunnenwasser und Küchensalz. Dies sollte, wo irgend Seewasser zu haben ist, streng vermieden werden; denn es ist eine Grausamkeit, da es weder das Salz noch das Wasser ist, welches das Leben der Auster erhält, sondern die Fülle von Pflanzenkeimen, die in dem Meer umherschwimmen, und da Küchensalz selbst die Keime der Süßwasserpflänzchen ertödtet, die das Brunnenwasser enthält. Uebrigens hat die hülfreiche Wissenschaft selbst dem Binnenland ein Mittel geboten, das Seewasser zu ersetzen, und wir möchten dasselbe unsern Freunden und Gönnern, den Austernkellerwirthen, zu unserm und ihrem eignen Besten hiermit angelegentlich ans Herz legen. Es heißt:

„Nimm zehn Gallonen (sechzig Weinflaschen) Wasser und schütte darein $7\frac{1}{2}$ Unzen schwefelsaure Magnesia, $2\frac{3}{4}$ Unzen schwefelsauren Kalk, $43\frac{3}{4}$ Unzen Chlorinsodium, 6 Unzen Chlorinmagnesia, $1\frac{1}{4}$ Unze Chlorinpotassium, 21 Gran Brommagnesia und 21 Gran kohlensauren Kalk, stelle die Mischung

vierzehn Tage an die Sonne und laß darin einige Seewasserpflanzen von den Arten enteromorpha und ulva keimen."

Austern in einen großen Trog gelegt und mit diesem Wasser bedeckt, erhalten sich, da jene Pflanzen ihnen Nahrung liefern, Monate hindurch. Ihnen Wasser mit Salz und Hafer- oder Weizenmehl zu geben, nutzt nicht nur nichts, sondern schadet, da das Mehl nur dazu beiträgt, das Wasser verderben und faulen zu lassen.

Wo Austern auf der Achse versandt werden, packt man sie in Fässer, und wo dies unmittelbar an den Austernbänken geschieht, sollte man sie nicht eher stören, als bis sie für die Tafel gebraucht werden, da sie sich in diesem Fall bei kühlem Wetter 8 bis 10 Tage halten. Sie sind darin so verpackt, daß sie das Wasser nicht verschütten können, welches jede von ihnen in dem von der Natur ihr anerschaffnen Reservoir, ihrer Schale, mit sich führt, und bedürfen kein anderes Viaticum für die Reise. Denselben Augenblick aber, wo die Auster in der Tonne ihre Schalen öffnet, stirbt sie; denn sie findet in der Tonne nichts zu leben. Es ist deshalb gerathen, nach Empfang des Fasses dasselbe sofort durch Abhebung des obern Deckels und der ersten Reifen zu öffnen und nachdem die erste Lage von Austern herausgenommen ist, den Deckel mit einem schweren Gewicht belastet sofort wieder fest auf den Rest der Thiere zu drücken, damit aber jedesmal fortzufahren, wenn wieder Austern herausgenommen sind. Dies erhält die Austern mehre Tage länger, als wenn sie Gelegenheit finden, ihre Schalen zu öffnen.

Die chemische Analyse der Auster zeigt, daß das Thier sehr viel phosphorsaures Eisen, phosphorsauren Kalk, eine beträchtliche Quantität Osmazon, etwas Kleber und Leim und ziemlich viel Salz enthält. Der Saft oder das Blut derselben besteht aus ähnlichen Substanzen, aber sehr wenig Salz, die Schale aus Salz, kohlensaurem Kalk und animalischem Schleim sowie aus kleinen Quantitäten phosphorsaurem Kalk und Magnesia.

In dem Augenblick, wo die Auster stirbt, beginnt die animalische Materie durch Auflösung in die Elemente, aus denen sie besteht, ihre chemischen Verwandtschaften zu zeigen, und dann ist der Genuß des Thieres stets mehr oder minder giftig. So lange sie dagegen lebt, äußert sie den heilsamsten Einfluß auf die Gesundheit der Menschen. Namentlich ist ihr regelmäßiger Genuß allen denen zu empfehlen, die an der Verdauung leiden. Die einen unter diesen Kranken suchen sich mit Pillen, andere durch Mineralwasser zu helfen. Der Weise geht statt in die Apotheke oder in den Curort in den Austernkeller, und die übeln geistigen Folgen seiner körperlichen Gestörtheit verschwinden bei beharrlichem Gebrauch des Mittels bis auf den letzten Rest. Der sauertöpfische gallige Hypochonder wird zum heitern lebenslustigen Ge-

sellen voll Witz und Scherz, der trübe Nebel vor seinen Augen eine rosenfarbne Wolke, die perpetuelle Charfreitagslaune fröhliche Weihnachtsstimmung. Aeltere Aerzte empfehlen die Auster fast gegen alle Krankheiten, und sie scheint allerdings in vielen Fällen gute Dienste geleistet zu haben. Sie mehrt das Blut ohne das System zu erhitzen, und so ersetzt sie bei starken Verwundungen nicht nur rasch den Verlust, sondern verhütet auch den Eintritt von Fiebern. Boerhave kannte einen starken Mann, der in eine Schwindsucht verfallen war und nachdem kein Mittel geholfen, sich mit Austernessen des Uebels entledigt hatte. Er gelangte in kurzer Zeit wieder zu Kräften und erreichte ein Alter von dreiundneunzig Jahren. Dr. Pasquier empfiehlt Austern als eine der besten Arzeneien gegen die Gicht. Dr. Leroy erhielt sich dadurch, daß er jeden Morgen zwei Dutzend unsrer heilsamen Mollusken verschlang, bis in sein höchstes Alter jugendliche Lebenskraft.

Andere gute Eigenschaften der Auster möchten zweifelhafter sein, zum Beispiel die, welche in der folgenden Geschichte eine Rolle gespielt haben soll. Vier Personen machten in einem Londoner Hotel nachstehende Wette: jeder sollte sich zu essen und zu trinken geben lassen, was ihm beliebte, und der, welcher am längsten wach bliebe, sollte bei Bezahlung der Zeche frei ausgehen. Nachdem dies abgemacht war, besprach sich der eine insgeheim mit dem Kellner und gebot ihm, sobald er an ihm das geringste Zeichen von Schläfrigkeit bemerkte, ihm sofort mit zwei Dutzend Austern beizuspringen. Dies geschah. Die Kellner mußten bis elf Uhr am folgenden Morgen mehrmals abgelöst werden. Aber um diese Zeit schlief der letzte der drei übrigen Tischgenossen ein, und jetzt rief unser austernessender Freund den Wirth herbei und erklärte sich triumphirend für den Gewinner.

Wir kommen jetzt zu dem wichtigen Kapitel, welches von der Güte der Austern in den verschiedenen Ansiedelungen dieses nützlichen Volkes handelt. Die berühmtesten Austernfischereien in England sind in den Armen und Buchten der Flüsse an den Küsten von Essex, Kent und Sussex, und die beste Sorte von Austern sind die kleinen Natives, welche von den Mündungen der Flüsse Colne, Blackwater und Crouch in Essex, von dem Ausfluß des Swale und des Medway in Kent, von den Bänken in dem Flusse Ouse in Sussex und aus dem Southampton Water kommen. London wird meist von Essex aus mit Austern versorgt, aber am höchsten werden von den Kennern die Austern von Milton, Faversham und Burham geschätzt. Auch aus dem Norden trifft einige Zufuhr ein, doch stammt dieselbe aus Parks, in denen junge Brut aus dem Süden gezüchtet wird. Aber England ist nicht der einzige der drei Theile des vereinigten Königreichs von Großbritannien, welcher mit guten Austern gesegnet ist. Edinburg rühmt sich mit Recht seiner Aberdours und noch mehr seiner Pandores, in denen Christopher North und der „Shepherd"

einst schwelgten. Dublin hat seine Powldoodies of Burran und seine superben Carlingfords. Die letzte Art von Austern gilt für die beste auf der ganzen Smaragdinsel. Sie hat einen sehr dunkeln, fast schwarzen Bart und ist sehr zart und wohlschmeckend, so daß ein echter Hibernier nicht ohne einigen Schein des Rechts sie über alle Austern der Welt erhebt und selbst die Natives der Sachseninsel dagegen zurücksetzt. Er hat Recht mit seinem Patriotismus, aber Unrecht mit seiner Behauptung.

Ein sehr gefährlicher Nebenbuhler Englands dagegen im Punkte der Austernerzeugung ist Frankreich. Es bezieht seine berühmtesten Austern von Marennes in der Bai von Biscaya, von Cancale in der Bucht von Mont Saint Michel, ferner von Saint Vaast, Courseul, Etretat, Dieppe und Treport an der Küste der Normandie, endlich von Dünkirchen und Saint Malo. Die Gestade des Mittelmeeres aber liefern nichts der Art, was der Erwähnung werth wäre.

Die grüne Auster ist eine Eigenthümlichkeit Frankreichs, und zwar kommt sie von den Bänken der Bretagne. Indeß läßt sich die Farbe und der Wohlgeschmack dieser Gattung auch andern Sorten auf künstlichem Wege mittheilen. Man legt sie in den Salzmarschen in Gruben, wo das Wasser etwa drei Fuß tief ist, und wo in Folge dessen die Sonne große Gewalt hat. In diesen Gruben werden sie — nach Borg de St. Vincent durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen — im Laufe von drei bis vier Tagen so grün, als man sie nur wünschen kann.

Die Hauptniederlage unsres von den Franzosen höher wie von irgend einer Nation geschätzten Seethiers ist natürlich Paris und hier wieder die Rue Montorgueil, die für die Metropole an der Seine das ist, was Billingsgate dem reisenden Austernfreund in dem großen Babel an der Themse bietet. Eine Berechnung zeigt, daß hier im Jahre 1860 nicht weniger als für eine Million sechsmalhundert und einundvierzigtausend Francs Austern verkauft wurden, und da der Marktpreis für das Gros damals durchschnittlich vier und ein halb Franken war, so muß Paris in der genannten Zeit über zweiundfunfzig Millionen und fünfmalhunderttausend Austern verzehrt oder wenigstens auf dem Markte gehabt haben. Natürlich essen die Pariser jetzt, wo sie mit den Austernstädten des Nordens durch Eisenbahnen verbunden sind, weit mehr von ihrem Lieblingsgericht, als früher. Daß sie aber schon vor dieser Zeit in dem Fache Bedeutendes leisteten, zeigt eine Stelle in dem Almanach der Feinschmecker, dessen Herausgeber der frühergenannte Grimod de la Reynière war. Es heißt daselbst: „Begeben wir uns in die Rue Mandar (dieselbe mündet in die Rue Montorgueil), so befinden wir uns vor zwei berühmten Felsen, gegen welche täglich die Geldbeutel der Liebhaber grüner und weißer Austern wogen und Schiffbruch erleiden, wir meinen die Rochers de Cancale

und d'Etretat.*) Hier ißt man zu allen Stunden die besten Austern in Paris, und die Masse der hier verzehrten Austern ist so ungeheuer, daß in kurzer Zeit blos ihre Schalen, bis zu den Giebeln der höchsten Häuser aufgeschichtet, Felsen der furchtbarsten Art bilden würden."

Der berühmte Rocher de Cancale existirt jetzt leider nicht mehr, doch ist für Ersatz gesorgt; denn bei Philippe an der gegenüberliegenden Ecke kann man die schönsten Diners und Soupers in Paris und Austern so fein haben, als sie je von Cancale und Marennes geliefert worden. Was übrigens die letzteren betrifft, so begegnet man ihnen nicht nur in allen Gasthöfen und Speisehäusern von Bordeaux, sondern in jeder einigermaßen respectabeln Stadt an der Garonne bis hinauf, wo der Fluß schiffbar zu sein aufhört. Sie werden hauptsächlich von den wandernden Austernverkäufern von La Rochelle hierher gebracht, welchen man auf allen Dampfschiffen der Garonne begegnet, und die wir sofort an ihren seltsam geformten Hüten und ihren schwarzen mit zugespitzten Kaputzen versehnen Mänteln erkennen. Dieses lustige Völkchen kommt großentheils von Tremblade und andern Inseln in der Nachbarschaft von La Rochelle und reist im Herbst mit Austern und Sardinen stromaufwärts, um sich in irgend einer der volkreichern Städte an demselben für die kalten Monate niederzulassen, wo sie dann jede Woche zwei bis dreimal frische Sendungen ihrer beliebten Waare erhalten. Gewöhnlich sitzen sie vor den Thüren der Hotels, und nicht selten hört man sie da ihre heimischen Weisen mit hübschen frischen Stimmen singen.

Die Franzosen haben aber nicht blos als Verzehrer, sondern auch als Forscher sich sehr ernstlich mit dem Geschlecht der ostrea edulis beschäftigt. Buffon, Cuvier und de Blainville sowie verschiedene andere bedeutende Namen der Wissenschaft widmeten sich mit Eifer und Glück der Austernkunde, und de Lamarck führt nicht weniger als achtundvierzig Arten von Austern auf, die, was für uns Laien das Beste an der Sache ist, allesammt eßbar sind.

Eine vortreffliche Auster ist die von Ostende. Sie ist jedoch nichts Anderes als die englische; denn sie kommt aus den britischen Fischereien und wird nur in den Parks von Ostende gereinigt und gemästet. Sie hat eine feine, dünne und fast durchsichtige Schale, ist sehr voll, weiß und fett, leicht verdaulich und mit einem ungewöhnlich kleinen Bart versehen. Letzterer nimmt, wenn Südwestwinde wehen, welche den Parks jene mikroskopischen Keime von Seepflanzen zuführen, die der Auster zur Hauptnahrung dienen, eine apfelgrüne Farbe an. Die Ostender Auster wird vorzüglich deshalb in Deutschland geschätzt, weil sie uns von allen Sorten am schnellsten erreicht (Berlin mittelst der Eisenbahn in sechsunddreißig bis vierzig Stunden) und folglich, am Ziel

*) So hießen die beiden größten Austern-Restaurants in Paris.

angelangt, unter nicht ganz ungünstigen Verhältnissen noch eine volle Woche und länger am Leben bleiben kann. Im Winter vorigen Jahres gingen Austern von Ostende sogar bis Moskau und Odessa, und obwol sie bis zu ersterer Stadt siebzehn, bis zu letzterer elf Tage unterwegs waren, kamen sie doch wohlerhalten an. Schwerlich könnte eine andere Gattung Austern auf solche Entfernungen verschickt werden, ohne zu verderben. Der erste Versuch, sie von Ostende nach Berlin zu versenden, wurde im Herbst 1847 nach Eröffnung der Cöln-Mindener Bahn gewagt, und der Erfolg war höchst befriedigend für den Unternehmer und segensreich auch für das Publicum; denn während man früher vier bis fünf, ja acht Thaler für das Hundert bezahlt hatte, konnte man dieselbe Quantität jetzt für anderthalb bis zwei Thaler haben.

Die Ostender Auster ist klein, ersetzt aber durch Fülle und Zartheit was ihr an Größe abgeht. Sie ist, gegen die gewöhnliche Auster gehalten, was ein junges wohlgepflegtes Hühnchen gegen eine alte Henne ist. Hätten die alten Römer Kenntniß von ihr besessen, so würden sie ihr Lob in Versen und Prosa verkündet und sie bei Weitem den viel zu viel gepriesenen Austern des Mittelmeeres vorgezogen haben.

Die einzige Austernsorte, welche den Zöglingen der Ostender Parks auf dem Festland den Rang streitig macht, sind die Whitstabler. Dieselben sind gleichfalls Natives vom Kanal, gewöhnlich größer als jene, aber ungleich, da sie nicht sortirt werden. Ebenfalls fett und voll, haben sie doch nicht die Zartheit von jenen und überdies den Fehler, daß sie sich weniger lange halten. Die Ursache davon scheint aber nur darin zu liegen, daß man sie von Whitstable erst nach London schickt, wo sie verpackt und mit der Eisenbahn und dem Dampfschiff nach Hamburg geschafft werden. Sie kommen auf diese Weise selten vor Verlauf einer Woche (vom Tage des Fangs an gerechnet) nach den deutschen Binnenlandsstädten.

Sehr achtbar ist die holsteiner Auster, d. h. die echte, die indeß weit mehr Schleswigerin ist, da sie ihre Hauptniederlassung an der Westküste zwischen Husum und Hoyer und den Inseln Föhr und Sylt hat und in den Husumer Austernparks ihre höhere Bildung und Gesittung empfängt. Daß man sie, die nördlich von der Eider ansäßig, allgemein und selbst unter Diplomaten als holsteinische und somit als zu Deutschland gehörig bezeichnet, ist eines von den noch nicht genug gewürdigten Beweismitteln für das gute Recht Schleswig-Holsteins contra Dänemark. Die schleswig-holsteinische Auster, wie wir sie, jedenfalls mit ihrer Beistimmung, als patriotische Epikuräer jetzt nennen wollen, ist sehr gut und fein und hat nur einen Tadel an sich, der darin besteht, daß sie keine so zahlreiche Familie bildet, wie ihre Stammverwandten an der englischen und französischen Küste, und daß sie des-

halb im Binnenland häufiger angezeigt als verzehrt wird. Es ist in der That nothwendig, daß man gute Verbindungen hat, um echte Holsteiner zu bekommen. Sehr oft geschieht es, daß wir statt ihrer norwegische und schottische oder helgoländer Austern erhalten, die jenen äußerlich fast ganz, innerlich sehr wenig gleichen, weshalb viele Uneingeweihte die Holsteiner geradezu verschmähen.

Die holsteiner Auster unterscheidet sich von den vorhin beschriebenen Schwestergattungen der Natives zunächst durch ihre Größe. Sie hat mindestens den doppelten Umfang der Whitstabler und oft den dreifachen der Ostender Natives. Sie hat ferner eine dünne, grünlichblaue untere Schale, und die obere Schale ist stets concav, wodurch wir sie leicht von der Helgoländerin unterscheiden, die immer eine stark convexe Schale zeigt. Das Thierchen ist sehr fett, weiß und zart und darum leicht zu verdauen. Sein Bart oder Mantel ist klein, woran wir es neben der großbärtigen norwegischen und schottischen Auster erkennen. Die Helgoländer sind die größten ihres Geschlechts, erhöhen aber durch ihre sehr dicken Schalen die Steuer und Fracht bedeutend, auch gilt im Allgemeinen von ihnen, was von den großen Aepfeln und Kartoffeln gilt, sie eignen sich nicht für den Mann von gebildetem Geschmack und werden von ihm nur im Nothfall genossen. Noch weniger werth sind die Norweger, die hier lediglich als Dinge erwähnt werden, die man abzulehnen hat. Die Bremer, Nauwerker und Wangeroger verdienen ein besseres Schicksal. Sie sind nahe Verwandte (Einige behaupten noch mehr) der holländischen Austern. Letztere zerfallen in die Seeländer, Vliessinger, Middelburger und Vieringer und sind ebenso gut als theuer. Für die besten hält man die Vieringer, die aber nur selten außer Landes gehen werden.

Die spanische Auster aus der Bai von Biscaya hat dieselbe Größe wie die holsteinische, aber einen sehr großen Bart und eine vollständig grasgrüne Farbe. Ihr Geschmack ist vortrefflich, doch muß man sich beim Oeffnen der Schalen und ebenso beim Lostrennen des Thieres sorgfältig in Acht nehmen, daß man die doppelte Schale nicht zerbricht, welche es meist einschließt; denn diese enthält Schwefelwasserstoff-Gas, welches einen entsetzlichen Geruch und Geschmack hat und giftige Wirkung äußert.

Die amerikanische Auster ist eine gute Mittelsorte von Auster, ziemlich groß und, wie die Yankees behaupten, besonders gekocht oder geröstet sehr wohlschmeckend. Der Verfasser dieser Abhandlung hat sie wiederholt und zwar sowohl in Suppen wie als Braten gekostet, er bleibt aber bei seiner oben aufgestellten Regel, daß alle Kunst an der Auster schädlicher Ueberfluß ist, und spricht in aller Artigkeit die entschiedene Meinung aus, daß der Geschmack ein verdorbener sein muß, welcher eine in Behandlung des Kochs gewesene Auster der frischen vorziehen kann, jenem zarten, saftigen, milden, be-

zaubernden Geschenk der Natur, welches nur mit seinem eignen Herzblut begossen, oder, um es poetischer auszudrücken, gleich der weißen Rose an einem schönen Sommermorgen bethaut ist.

Ueber die Auster des Mittelmeers können wir uns kurz fassen. Möglich, daß sie, wie andere Völker dieser Gestade, einst besser war als jetzt, wahrscheinlich, daß sie es nicht war, trotz der Lobrede, die Horaz der Unübertreffliche, Seneca der Weise und Plinius der Gelehrte ihr gehalten haben. Man kannte, als man die Lucriner und die von Circeji pries, noch keine andere, und wo Ignoranz Segen ist, kann man recht glücklich leben. Bis der Türke zufällig bei einer Feuersbrunst mit dem Geschmack gebratner Spanferkel bekannt ward, gab es viel weniger Feuersbrünste in Stambul. Bis die Römer mit den Rutupiern Bekanntschaft anknüpften, blühte die lucrinische und die circejische Auster.

Dies bringt uns zu dem Schlußkapitel unsrer Betrachtung, zur Geschichte der Auster.

Daß die alten Hebräer keine Austern aßen, ist schon berichtet, auch die üble Folge, die dies nach sich zog, wurde erwähnt.

Wenig besser stand es lange Zeit mit den Athenern. Sie aßen zwar Austern, verwendeten sie aber zugleich zu einem Zweck, welcher dem sanften vaterlandsliebenden Charakter unsrer kleinen Freundin durchaus nicht angemessen war, und den wir deshalb mit Entrüstung einen unwürdigen nennen. Wenn sie das Thier verspeist hatten — etwa nachdem sie mit einem Austernfrühstück auf Kosten solch eines tugendhaften vornehmen Bürgers wie Aristides zu Ende waren — schrieben sie auf die Schalen ihr Votum für die Verbannung des Wohlthäters, vielleicht unter dem Vorwand, daß er schlechte Diners gebe, oder daß seine Austern verdorben gewesen seien.

Weit verständiger verhielt sich das alte Rom zu den Austern. Horaz, Martial, Juvenal, Cicero, Seneca und Plinius, alle großen Männer der Nation bis auf den alten Doctor Oribasius, den Julian der Abtrünnige so hochstellte, wußten sie zu schätzen. Sergius Orator richtete die ersten Austernparks ein. Licinius Crassus, der reiche Sclavenhändler und Consul, und Domitian der große Fliegenfänger und Kaiser nahmen sie unter ihre Protection. Vitellius mit dem Mammuthsmagen aß mehr von ihnen als je ein Sterblicher vor und nach ihm. Dieser Kaiser verspeiste, wenn seine Chronisten nicht übertreiben, täglich viermal Austern und bei jeder Mahlzeit nicht weniger als hundert Dutzend, was für den Monat dreitausend, für die Saison, die auch damals schon auf die Monate ohne R beschränkt war, vierundzwanzigtausend Dutzend oder 288,000, sage und schreibe mit Buchstaben: zweihundertachtundachtzigtausend Stück, d. h. ungefähr soviel geben würde, als eine deutsche Binnenlandsstadt wie Köln, Leipzig oder Breslau jährlich zu sich nehmen

wird. Wie der Vielfraß im Purpur dies ermöglichte, hat die Geschichte auch verzeichnet. Doch gehört eine genaue Beschreibung der Art, wie er, nachdem der Magen gefüllt war, Platz für neue Zufuhr schaffte, nach heutigen Begriffen nicht in gute Gesellschaft. Es genüge die Erinnerung, daß selbst Cäsar dieser Methode huldigte, ja daß sogar das schöne Geschlecht des kaiserlichen Rom dieselbe nicht immer für unästhetisch hielt.

Ein anderer sehr fleißiger Austernverzehrer war Seneca, der so bewundernswürdig die Reize der Armuth pries und einen so ungeheuren Reichthum hinterließ — Seneca, der Weise und Maßvolle, aß jede Woche mehre Hunderte von Austern. „O Auster, so werth den Leuten von gutem Geschmack!" ruft er aus, „du erregst nur den Appetit statt ihn zu sättigen, und nie verursachst du Ueberladung, nicht einmal wenn man dich bis zum Exceß verschlungen; denn du bist leicht zu verdauen, und der Magen gibt dich mit Leichtigkeit zurück." Cicero verhielt sich kühler, er gestand, daß er eine starke Neigung zu Austern habe, fügte aber hinzu, daß er sie ohne Schwierigkeit missen könnte, ein Zug von Philisterhaftigkeit, der sehr wohl zu andern Aeußerungen des großen Redners und kleinen Menschen stimmt. Wie ganz anders Horaz, der in jeder Zeile beinahe seine Vorliebe für unsre Freundin verräth und sie mit ebensoviel Gusto verspeist, als er sie Andern anpreist. Wie sorgsam verzeichnet er, von wem er sie sich verschafft, und wie lobt er den berühmten Gourmand, der auf den ersten Biß anzugeben wußte, ob eine Auster von Circe oder aus dem Lucriner See oder sonst woher stammte!

Auch Trajan war ein starker Liebhaber von Austern, und er ging darin so weit, daß Apicius Coelius ihm sein Lieblingsgericht auch im Sommer schaffen, ja, ihm dasselbe bis ins Partherland nachschicken mußte. Im Allgemeinen aber scheint man die Auster im alten Rom vorzüglich deshalb gern gegessen zu haben, weil sie ein sehr theueres Gericht war. Daß man allerlei Unterschiede zu machen wußte, geht aus dem ältern Plinius hervor, doch gibt dieser der britischen Auster, die damals bereits entdeckt war, noch nicht den verdienten Vorzug vor allen andern Sorten. Die betreffende Stelle nämlich lautet: „Die Auster von Cyzicum, die aus der Meerenge von Callipolis kommt, ist die schönste von allen und größer als die, welche im See Lucrinus gezüchtet wird, süßer als die von Britannien, angenehmer dem Gaumen als die edulische und die von Leptis, voller als die lucensische, zarter als die istrische und endlich weißer als die Auster von Circeji." Die englische Auster gewann erst später die Anerkennung, die sie verdiente, und sie ward vergessen, als das römische Reich sich auflöste.

Ob die ältern Könige und Kaiser des Mittelalters die Auster zu würdigen verstanden, ist uns unbekannt. Gegen das Ende dieser dunkeln, aber in gastronomischen Dingen nichts weniger als uncultivirten Periode, war ihr

Genuß unter den westlichen Völkern allgemein. Die alten Reisenden in den ersten Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerika's trafen allenthalben Austernfreunde an. Alvaro Nunez erzählt von den Indianern Floridas, daß sie drei Monate des Jahres von nichts als Austern lebten — die Glücklichen! Jobson, der Entdecker von Gamboa, sah 1620 am Fluß Sofeta Austern auf Bäumen wachsen, eine Thatsache, die von spätern Seefahrern insofern bestätigt wird, als sie melden, daß es solche Bäume und Sträucher waren, welche von der Fluth des Meeres überschwemmt wurden. Die Bewohner jener Gegend waren große Liebhaber dieses eigenthümlichen Obstes.

Auch im Innern Afrikas scheint es in alter Zeit Austernfreunde gegeben zu haben, wie wir aus einer Notiz Capitän Lights schließen möchten. Derselbe sagt in seiner Reise durch Aegypten und Nubien: „Zu Galabschi wird der Nil von verschiedenen Klippen und Inseln in Arme geschieden, und hier hatten wir Gelegenheit an den Granitmassen dieser Stromschnellen Austerschalen zu bemerken, die denen in Petrefactensammlungen ähnlich waren, und deren Vorhandensein wir uns durch die Vermuthung erklärten, daß in alter Zeit irgend eine Verbindung zwischen dem Nil und dem Ocean stattgefunden habe." — Irgend eine Verbindung? — Ohne Zweifel! es war eine commerzielle Verbindung, eine Verbindung durch Austernkaravanen, durch Gesellschaften von Kaufleuten, solchen, wie sie Josephs Brüder in der Wüste trafen. Das Volk von Galabschi aber war aller Wahrscheinlichkeit nach eine Gemeinde glücklicher Austernfreunde.

Wir schließen mit einem Blick auf eine große Entdeckung, die allem Anschein nach in der Geschichte der Auster eine völlig neue Epoche beginnt. Trüben Betrachtungen über die jedes Jahr auffälliger werdende Abnahme der Austern im Kanal entsprang vor einiger Zeit im Kopfe des französischen Akademikers und Austernfreundes Coste der Gedanke, künstliche Austernbänke anzulegen und das Meer ebenso in Cultur zu nehmen, wie das Land. 1858 forderte und erhielt er vom Staat die Mittel zur Ausführung seiner Pläne, und der schönste Erfolg krönte seine menschenfreundlichen Bemühungen. Im März des genannten Jahres ließ er bei Cancale und andern Orten drei Millionen Austern sammeln und dieselben auf Booten, die durch einen Staatsdampfer bugsirt wurden, nach der Bucht von St. Brieux bringen, damit sie dort in den nächsten Monaten ihre Brut entließen. Der Ort war zur Anlegung einer solchen Colonie vortrefflich geeignet. Er hat festen Grund aus Muschel- und Korallensand, und eine starke, sich an Klippen brechende Strömung bewirkt, daß das Wasser hier bedeutend viel Luft in sich aufnimmt, ein für das Gedeihen der jungen Thiere sehr werthvoller Umstand. Da dieselbe Strömung aber zugleich die Austernbrut zu entführen drohte, so mußte dafür gesorgt werden, daß sie feste Körper vorfände, an denen sie sich ansetzen

könnte. So ließ Coste die Matrosen, welche die Mutteraustern aussäeten, auch eine große Masse leerer Austernschalen, Steine und mit Kies gefüllte Faschinen auswerfen, von deren Lage man einen genauen Plan aufnahm, um später mit derselben Leichtigkeit, mit der ein Gärtner die Früchte seiner Obstbäume einsammelt, die Austernernte ausführen zu können.

Diese Anlage gelang vollständig. Im December 1858 berichtete unser Austerngärtner an den Kaiser: „Kaum sind sechs Monate verflossen, und schon ist die Hoffnung, welche die Wissenschaft darbot, zur erfreulichsten Gewißheit geworden. Die Schätze, welche eine beharrliche Anwendung ihrer Methoden auf diesen in vollem Leben stehenden Feldern angehäuft hat, lassen die kühnsten Erwartungen weit hinter sich. Die Mutteraustern, die leeren Schalen, welche wir ausgesäet haben, so wie Alles, was sonst hier das Meer zusammengeführt hat, sind mit jungen Austern bedeckt, selbst der Boden ist damit überschwemmt. Die Faschinen tragen auf allen ihren Reisern eine solche Menge von Austern, daß sie den Bäumen in unsern Gärten gleichen, welche zur Frühlingszeit ihre Zweige unter der Fülle ihrer Blüthen verbergen. Man kann sagen, die Faschinen sind vollständig versteinert. Niemals haben Cancale oder Granville selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe den Anblick einer gleichen Production geboten.“

Im Februar 1859 hatten die Austern der Bucht von St. Brieux bereits einen Durchmesser von ³/₄ bis 1 Zoll, und man sah deren auf einer einzigen Faschine gegen zwanzigtausend sitzen. Zu Ende des Jahres wurden sorgfältigere Untersuchungen angestellt, und dieselben ergaben, daß die Entwickelung der Thiere ihren ungestörten Fortgang genommen hatte.

„Ich halte es für Pflicht“, schloß jener Bericht Costes an den Kaiser, „vorzuschlagen, daß Ew. Majestät die ungesäumte Wiederbevölkerung unsrer gesammten Küste anbefehlen möge, sowohl der des atlantischen wie der des Mittelmeeres, der von Algier und der von Corsika. Ebenso gut sind die Salzwasserteiche in Südfrankreich zu diesem Zweck zu verwenden. Auch sie können, wenn sich die Aussaat vervielfältigt hat, der armen Bevölkerung an ihren Ufern eine reiche Erwerbsquelle bieten. Allerdings gibt es außer den Erfahrungen, die wir bereits gewonnen haben, noch mancherlei Geheimnisse, welche fortan Gegenstand der ernstesten Untersuchung werden müssen und durch ausdauernden Fleiß sicher zu enthüllen sein werden. Es wird daher nöthig sein, an unsern Küsten ausgedehnte Arbeitsstätten für die Wissenschaft einzurichten, und gewiß werden die hier gemachten Eroberungen beitragen, daß die Industrie ihre segensreiche Herrschaft beträchtlich erweitern kann. Jene Salzwasserteiche im Süden sowie die Buchten des Meeres bieten uns die mannichfaltigsten Gelegenheiten für die Errichtung dieser großartigen Anlagen, die nach und nach in wahrhafte Anstalten zur Besäung und Ausbeutung des

Meeres verwandelt werden können. Allmählig werden wir die verschiedensten und für die Ernährung nützlichsten Arten in die zahlreichen Bassins dieser zoologischen Gärten aufnehmen, und wie die Landthiere in den Ställen der Zuchtanstalten werden auch jene von aufmerksamen Forschern beobachtet und die Gesetze ihrer Fortpflanzung und Vermehrung studirt werden."

Die Regierung hat diese Worte gewürdigt und ihrer Ausführung die kräftigste Unterstützung geliehen. Anfang dieses Jahres hatte Coste die Genugthuung, der Akademie einen neuen Bericht über großartige Erfolge vorlegen zu können. So hat er bei der Insel Ré eine Austernbank von mehr als zwei Meilen Länge geschaffen, die bereits ausgebeutet wird. Hier wurde, da der Meeresgrund schlammig war, ein langer Damm aus Felsstücken errichtet, und in diesem mittelst aufrecht gestellter Steine eine Anzahl von Kanälen angebracht, welche auf einen Centralabfluß zulaufen, damit der Schlamm hinweggespült werden kann. Diese feste Grundlage hat man mit Sand bedeckt und darauf wieder Steine ausgestreut, die den jungen Austern nun als Anhaltpunkt dienen. Die Anlage ist so wohl gediehen, daß jeder Quadratfuß schon 50 bis 60 Thiere und die ganze Bank gegen 398 Millionen derselben trägt, und daß man die Hoffnung hegt, diese Austernbänke werden in nicht gar ferner Zeit sechs- bis achttausend Fischer beschäftigen.

Ein anderes Beispiel ist die Bucht von Arcachon, wo die Austernfelder bereits eine Fläche von 1560 preußischen Morgen bedecken, ein drittes die Rhede von Toulon, wo man englische Austern gesäet hat. Auch hier steht die Anlage in schönster Blüthe, und in einigen Jahren wird man Millionen von Austern ernten, wo früher nicht eine einzige zu finden war.

Die Lehre, die in diesen Erfolgen liegt, könnte man auch in Deutschland zu Herzen nehmen. Sicher wäre auch an unsern Küsten mancher Punkt zur Austergärtnerei vollständig geeignet, und wenn die Regierungen die Sache nicht in die Hand nehmen können, so könnte eine Actiengesellschaft sich damit verdient machen und erfreuliche Dividenden erzielen.

Wir könnten über Austern uns noch bis ins Unendliche verbreiten. Die perlenerzeugende Varietät allein würde ein Thema zu einem epischen Gedicht liefern. Aber wir müssen schließen, und darum nur noch das Geständniß, daß diese Mittheilungen eigentlich in der Absicht verfaßt wurden, die industrielle Welt zur Prüfung der zuletzt geschilderten Austerngärtnerei und zur Gründung einer möglichst großartigen Gesellschaft für die Ausbeutung der Costeschen Entdeckung anzuregen. Wenn der Philosoph im Hamburger Austernkeller Recht hätte, wäre eine solche Societät die größte Wohlthat für den Deutschen. Und es gibt in der That in unserm politischen Leben Augenblicke, wo man fast wünschen möchte, seiner Weltanschauung beitreten zu können.

Berliner Briefe.

Berlin, d. 8. Decbr.

Das neue Abgeordnetenhaus ist gewählt; die Liste der Gewählten liegt bereits in ziemlicher Vollständigkeit vor. Wir kennen bis heute etwa 320 Mitglieder des künftigen Hauses; die 30, welche noch nicht gemeldet sind, können den allgemeinen Charakter der Volksvertretung nicht wesentlich verändern. Der erste Eindruck, den man aus einem flüchtigen Ueberblick der Liste empfängt, geht dahin, daß das officiöse Zetergeschrei, als ob bereits das rothe Gespenst wieder auftauchen wolle, völlig grundlos war. Die Majorität des neuen Hauses ist wieder in den Händen unsrer alten Freunde aus der Fraction Vincke; trotz aller Fehler, die sie grade unmittelbar vor den Wahlen begangen haben. Das gegenseitige Verhältniß der Parteien ist allerdings sehr verändert. Erheblich verstärkt erscheint nur die Fraction Behrend, welche jetzt als Fortschrittspartei einen sehr stark ins Gewicht fallenden Bestandtheil des neuen Hauses bilden wird. Unter der Benennung der altliberalen Partei dürfen wir wol die bisherigen Fractionen Vincke und Mathis zusammenfassen; diese Partei ist allerdings an Zahl etwas geschwächt; was noch schlimmer ist, sie hat ihre namhaftesten Führer verloren. Aber sie ist noch immer die zahlreichste Fraction des neuen Hauses und namentlich an Zahl bedeutend stärker als die Fortschrittspartei. Der Unterschied ist nur, daß sie nicht mehr so unbedingt über die Majorität gebietet, wie im bisherigen Hause, wo, wenn die Fractionen Vincke und Mathis einig waren, alle andern Parteien zusammengenommen dagegen nicht ins Gewicht fielen. Das hat jetzt ein Ende, und eine gute Folge davon wird wenigstens die sein, daß das Ministerium und die ministerielle Fraction jetzt mit etwas mehr Vorsicht operiren müssen. Wichtige Fragen, wie z. B. die Abstimmung über das Stavenhagensche Amendement, werden nicht mehr dadurch erledigt werden können, daß ein Minister einem einflußreichen Abgeordneten etwas ins Ohr zischelt.

Betrachten wir übersichtlich die einzelnen Gruppen, aus denen das neue Haus bestehen wird. Die schwächste von allen Fractionen wird voraussichtlich die feudale sein, schwächer noch als selbst die Polen und die Ultramontanen. Vor drei Jahren glaubte man, die Reaction habe durch die Wahlen einen sehr empfindlichen Schlag erhalten; diesmal ist er viel empfindlicher. Denn vor drei Jahren waren die Herrn so eben erst aus der Macht geworfen, sie erschienen unvorbereitet und desorganisirt bei den Wahlen; das Ministerium dagegen war noch in den ersten Flitterwochen der allgemeinen Popularität; kein Wunder, daß die Junker vollständig geschlagen wurden. Ganz anders jetzt. Die Reaction hatte selbst laut verkündet, daß sie als wohlorganisirte und geschlossene Partei auf dem Kampfplatz erscheine; nach allen Seiten hin war unermüdlich agitirt, „im Namen des dreieinigen Gottes" und im Namen des Zunftzopfes. Und was ist das Resultat? Die Partei erscheint noch viel schwächer, als im letzten Abgeordnetenhause; unter den Gewählten finden wir keinen einzigen politisch bedeutenden Namen. Das Verdammungsurtheil des Landes über diese verrottete Partei ist gründlich und einstimmig. Wer allen lebendigen Interessen,

wer der ganzen Bildung der Gegenwart den Rücken kehrt, der darf sich nicht darüber wundern, wenn man ihn bei Seite liegen läßt. Wenn die Altliberalen wirklich, wie wir kürzlich gehört haben, die feudale Partei zum Dienste des freien Staates erziehen wollen, so haben sie sich eine schwere Aufgabe gesetzt; es wird noch lange Zeit währen, ehe aus den eigentlichen Junkern einigermaßen brauchbare Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft werden können. Jedenfalls müssen sie mit derberen Händen angefaßt werden, als es unser Ministerium bisher gethan hat. Trotz alledem scheint uns die jetzige Niederlage der Feudalen fast zu hart. Männer wie Gerlach, Wagener und Blankenburg hätten wir gerne im Abgeordnetenhause gesehen. Denn das Abgeordnetenhaus kann, schon um des Herrenhauses willen, die feudale Anschauung der politischen Fragen nicht unberücksichtigt lassen. Die Gegensätze treten aber viel einfacher hervor und die Fragen lösen sich leichter, wenn in der Debatte jede Partei durch ihre besten Köpfe vertreten wird. Die feudale Partei hätte wenigstens eine etwas bessere Taktik haben und ihre bedeutendsten Vertreter nicht an Plätzen aufstellen sollen, wo sie durchfallen konnten. Soweit wir bis jetzt sehen, kommen aus Pommern 3, aus Schlesien etwa 7 oder 8 feudale Abgeordnete, aus den übrigen Provinzen gar keine. Wenn wir hoch rechnen, können wir die Partei auf etwa 12 bis 15 Stimmen, lauter unbedeutende Leute, veranschlagen. Die Feudalen werden jetzt im Abgeordnetenhause in einer ähnlichen Lage sein, wie in den Jahren 1859 und 1860 die Liberalen im Herrenhause. Ohne Zweifel wird dies Verhältniß nun der Kreuzzeitung Veranlassung geben, verschiedene neue Variationen über das Thema von der schiefen Ebene zu liefern. Daß aber die Herren aus diesem Hergang eine ernsthafte Lehre ziehen werden, wird Jeder bezweifeln, der ihre Verstocktheit kennt.

Nur wenig stärker, als die Feudalen, werden die Polen vertreten sein. Aus der Provinz Posen fehlt uns heute noch die Nachricht über den Ausfall einiger Wahlen. Bis jetzt zählen wir aus dieser Provinz 15 polnische und 8 deutsche Abgeordnete. Unter den Polen finden wir wieder die bekannten Namen Riegolewski, Bentkowski, Morawski, Libelt u. s. w., unter den Deutschen unseren tapferen Vorkämpfer in dieser Provinz Sänger von Grabowo. Deutsch haben namentlich gewählt die Städte Posen und Bromberg. Außerhalb der Provinz Posen sind noch in dem Theil von Westpreußen, welcher ehemals die Woiwodschaft Pommerellen bildete, zwei oder drei polnische Wahlen vorgekommen. Diese statistische Notiz kann über die Polen genügen. Ihre politische Stellung im Hause bleibt natürlich dieselbe. Sie haben sich mit allen ihren Bestrebungen außerhalb des preußischen Staates gestellt. Sie begnügen sich nicht damit, für den ihnen zugesicherten Schutz ihrer Nationalität in Sprache und Sitte die erforderlichen Garantieen zu verlangen. In so fern sie sich darauf beschränkten, würden sie gewiß bei den Deutschen immer die vollste Unterstützung finden. Statt dessen beschäftigen sie sich mit Träumen von der Wiederherstellung eines polnischen Reichs, von der Losreißung Posens vom preußischen Staate; die Feinde Preußens betrachten sie als ihre Freunde, und die wichtigsten Interessen sind ihnen gleichgültig. Zu den Polen werden sich alle Parteien im Abgeordnetenhause eben so stellen müssen, wie sie sich bei den Wahlen zu ihnen gestellt haben. Die übrigen Parteien streiten sich über die Mittel, durch die man das Interesse des Staats befördert; aber sie wollen alle das Interesse des

Staats. Nur die Polen wollen es nicht. Mit ihnen ist daher, so lange sie auf diesem Standpunkt bleiben, gar keine Verständigung möglich, und sie werden, wie bisher, von allen übrigen Parteien vollkommen isolirt bleiben.

Die Ultramontanen haben ebenfalls eine beträchtliche Anzahl von Stimmen verloren, aber sie erscheinen doch noch bedeutend stärker als die Feudalen. Das Hauptcontingent für die Ultramontanen liefert Westfalen und die Rheinprovinz. Die Städte Münster, Paderborn, Aachen, Trier, Bonn haben in ultramontanem Sinne gewählt; Köln dagegen hat liberale Vertreter. Der Führer der Partei, der Obertribunalsrath Peter Reichensperger, ist in Geldern wiedergewählt. Außerdem sind in Oberschlesien noch einige Wahlen für die Ultramontanen ausgefallen. Im Ganzen mag diese Partei auf etwa 35 bis 40 Stimmen rechnen. Ihre Stellung ergibt sich sehr leicht. Die Ultramontanen entscheiden jede politische Frage nicht nach den in ihr selbst liegenden Momenten, sondern nach dem Verhältniß, welches sie zu den Interessen der katholischen Kirche und des Papstthums einnimmt. Auch sie sind daher bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht so sehr wie die Polen, dem eigentlichen Interesse des preußischen Staats entfremdet. Zwischen den liberalen Fractionen und den Ultramontanen ist jedes Verständniß unmöglich. Dagegen ist es sehr indicirt, daß die Feudalen und Ultramontanen sich im nächsten Hause eng an einander schließen werden. In ihrer beiderseitigen Schwäche liegt nicht die einzige Aufforderung, ein solches Bündniß zu suchen. Die feudale Weltanschauung nähert sich ohnehin sehr dem Katholicismus. Der Gang der italienischen Ereignisse läßt in den Vertheidigern des Papstthums zugleich die Vertheidiger des politischen Conservatismus erscheinen. Das durch Piemont vertretene Princip bekämpfen die Ultramontanen, weil es ihnen antikatholisch, die Feudalen, weil es ihnen revolutionär erscheint. Es gibt außerdem noch so manche andere Anknüpfungspunkte, daß man ein Bündniß der Ultramontanen und Feudalen mit großer Sicherheit vorhersagen kann.

Die drei bisher betrachteten Fractionen erscheinen aber nur als versprengte Gruppen ohne entscheidenden Einfluß. Das Gros des Hauses sitzt auf der liberalen Seite und theilt sich in eine mehr und eine weniger fortgeschrittene Fraction. Zwischen den früheren Fractionen Vincke und Mathis ist in der That ein innerer Unterschied kaum zu erkennen, und wir fassen sie daher zusammen unter dem Namen der altliberalen oder constitutionellen Partei. Das Verhältniß dieser zu der Fortschrittspartei schon jetzt in genanen Zahlen anzugeben, halten wir für voreilig. Denn unter den Gewählten sind sehr viele homines novi, deren politische Stellung Niemand genau angeben kann. Aber daß die constitutionelle Partei stärker vertreten ist, als die Fortschrittspartei, steht schon jetzt vollkommen fest. Daraus ergibt sich, daß die große Mehrheit des Landes der mittleren politischen Richtung, die durch die Constitutionellen bezeichnet wird, folgt. Diese constitutionelle Mehrheit im Lande muß noch sehr viel größer sein, als die in der Kammer. Denn während die übrigen Parteien eine ungemein thätige Wahlagitation organisirt hatten, haben die Constitutionellen vor den Wahlen die Hände in den Schooß gelegt. Die Fortschrittspartei hat eine Reihe von gewandt und populär geschriebenen Flugblättern über die verschiedenen Tagesfragen massenweise unter das Volk geschleudert; die constitutionelle Partei dagegen erschien auf dem Kampfplatz mit einem sechs Bogen

starken Rechenschaftsbericht über die letzte Legislaturperiode. Derselbe enthält für einen Politiker, der sich künftig einmal über die Thätigkeit des Abgeordnetenhauses von 1859 bis 1861 unterrichten will, sehr schätzbares Material; aber für den gewöhnlichen Urwähler ist der Bericht die unpassendste Lectüre, die gefunden werden kann. Wenn es eine Wahlthätigkeit der Constitutionellen gegeben hat, so ist sie höchstens local gewesen; von einer centralen Leitung war nichts zu spüren. Als ob die Bedingungen noch nicht ungünstig genug wären, ließ die Regierungspresse mehrere Wochen hindurch vor den Wahlen keinen Tag vorübergehen, ohne der öffentlichen Meinung in's Gesicht zu schlagen und sie gegen die Constitutionellen aufzuhetzen. Trotz alledem hat die constitutionelle Partei die Mehrheit; — für uns ist das ein unwiderleglicher Beweis, daß die weit überwiegende Mehrheit des Landes die ruhige, verfassungsmäßige Fortentwickelung der Verhältnisse will, wie sie mit dem Eintritt des Ministeriums Hohenzollern begonnen hat. Man will weder rückwärts gehen, noch sich in Sprüngen vorwärts bewegen. Das ist der Sinn der diesmaligen Wahlen. Wenn einige oppositionelle Elemente mehr als früher beigemischt sind, so soll damit nur angedeutet werden, daß man die anderthalb Schritt rückwärts, welche bisher jedesmal auf zwei Schritt vorwärts zu folgen pflegten, nicht für nothwendig hält. Empfindlich ist für die constitutionelle Partei nur der Verlust ihrer Führer und einer Anzahl ihrer besten Köpfe. Herr von Vincke hat Vormundschaftsgeschäfte und hat deshalb keine Zeit für die Geschäfte des Staats. Herr Simson will sich nur in Königsberg wählen lassen, und seine Partei läßt sich hier von der Fortschrittspartei schlagen. Außerdem vermissen wir die Namen Mathis, Beseler, Duncker, Veit, Gneist und andere. Bei der großen Zahl von sicheren Wahlen, über welche die Constitutionellen zu gebieten hatten, ist das nur eine Folge ihrer mangelhaften Organisation und ihrer gänzlichen Unthätigkeit. Vielleicht gelingt es jetzt noch in den Nachwahlen, einige der Genannten durchzubringen. Sicher darauf rechnen darf man nicht; denn die Nachwahlen fallen fast alle in Bezirke, in denen die Fortschrittspartei gebietet. Von bedeutenden neuen Namen, welche der constitutionellen Partei angehören werden, heben wir Sybel hervor, der, erst vor Kurzem aus Baiern nach Preußen zurückgekehrt, zweimal (in Krefeld und in Soest) gewählt ist. In Schlesien hat man den alten General von Pfuel, der sich seit 1848 vom politischen Schauplatz zurückgezogen hatte, gewählt; ohne Zweifel wird er sich der constitutionellen Partei anschließen. Wir rechnen zu dieser auch Carlowitz und Stavenhagen und ähnliche Namen, obgleich die Fortschrittspartei diese gleichfalls auf ihre Listen schreibt.

Die verantwortlichste Stellung im nächsten Abgeordnetenhause hat die Fortschrittspartei. Bisher war sie in einer verschwindenden Minderheit und hatte dadurch bis zu einem gewissen Grade das Recht, sich bei ihren Abstimmungen nur durch ihre Principien leiten zu lassen, ohne auf die factischen Verhältnisse viel Rücksicht zu nehmen. Jetzt erscheint sie in einer solchen Stärke, daß sie in vielen Fällen den Ausschlag wird geben können. Dieser Partei also ist es in die Hand gegeben, das constitutionelle System bei uns entweder zu stärken und zu entwickeln, oder ihm einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Wir haben unsere Ansicht über die Stellung dieser Partei zur altliberalen früher ausführlich entwickelt; von anderer Seite ist dem widersprochen. Der Streit darüber ist bis zur Ermüdung geführt; bald werden

die Thatsachen entscheiden, ob der Unterschied nur in den Mitteln liegt, wie noch der Rechenschaftsbericht der constitutionellen Partei zugab, oder auch in den Zwecken, wie seitdem manche Stimmen haben behaupten wollen. Davon wird schließlich die Verständigung der beiden liberalen Parteien abhängen müssen. Das Programm der Fortschrittspartei enthielt im Wesentlichen keine anderen Forderungen, als diejenigen, zu denen die constitutionelle Partei sich von jeher bekannt hat. Auch die Wahlreden der angesehensten Fortschrittsmänner, wie Schulze-Delitzsch, Waldeck, Twesten haben sich ganz innerhalb gemäßigter Schranken gehalten; am meisten hat sich Herr Virchow in das Gebiet der Phantasie verloren. Durch die Wahlen hat die Fortschrittspartei jetzt eine Stellung im Hause erhalten, wie sie selbst sich wünschen mußte. Eine Majorität hätte ihr selbst unbequem werden müssen; denn daß sie die Leitung übernehmen könnte, dazu sind die Dinge bei uns nicht angethan. Aber als starke und einflußreiche Minderheit kann die Partei sehr heilsam wirken. Von der Gespensterfurcht, die seit 1848 der demokratische Klang einiger Namen noch immer hervorruft, sollten wir uns endlich frei machen können. Ein Mann, wie Schulze-Delitzsch, hat doch seitdem gezeigt, daß er Vieles gelernt hat. Wir sehen nirgends einen Grund zu der Besorgniß, daß die Fortschrittspartei der Regierung eine factiose Opposition bereiten werde. Ihre politische Befähigung wird sie dadurch zu zeigen haben, daß sie durch die Regierungspresse und durch die Gereiztheit, mit der ein Theil der Constitutionellen ihr entgegentritt, sich nicht verbittern läßt, sondern die Richtschnur ihres Handeln nur aus der Natur der vorliegenden Fragen selbst entnimmt. Ihre Aufgabe wird es sein, soweit als irgend möglich Hand in Hand mit der bisherigen constitutionellen Partei zu gehen; die Ziele nicht zu weit zu stecken, aber auf die einmal gesteckten Ziele mit festem Cours loszusteuern. Ihre eigentliche Aufgabe wird da beginnen, wo die Regierung, durch Schwierigkeiten von einer andern Seite gedrängt, auf Abwege zu gerathen droht. Dann wird es gelten, mit größerer Festigkeit zu warnen und abzuwehren, als bisher geschehen ist.

Das Ministerium aber wird schließlich finden, daß mit diesem Hause sich recht gut regieren läßt. Ganz so wie bisher wird es freilich nicht gehen. Wenn bisher an dem Widerspruch des Herrenhauses jede liberale Maßregel scheiterte, und der Widerspruch des Abgeordnetenhauses gegen unerfreuliche Maßregeln jedesmal dadurch beschwichtigt wurde, daß man herumflüsterte, es stehe der Bestand des Ministeriums auf dem Spiel, so müssen wir einem solchen Schaukelsystem, durch welches das constitutionelle Princip selbst in Mißcredit gebracht wird, endlich einmal entwachsen. Ein entschlossenes Vorwärtsschreiten aber in der Reformpolitik, zu der das Ministerium sich doch noch immer bekennt, wird in dem neuen Abgeordnetenhaus eine eben so feste Stütze finden, wie in dem bisherigen — vielleicht eine festere, weil sie zugleich die Fähigkeit des Widerstandes hat. ϱ.

Literatur.

Aus dem Leben eines Volkskämpfers. — Erinnerungen von Corvin. Vier Bände. Amsterdam, Gebrüder Binger. — 1861.

Der Verfasser — er nannte sich, bevor er „Volkskämpfer", zu deutsch: Barrikadenmann, wurde, von Corvin-Wiersbitzki — besitzt das Talent, anschaulich, lebendig und ergötzlich zu erzählen, er hat einen reichlichen Vorrath von Witzen, Schnurren und Anekdoten bei der Hand, die ersten Kapitel enthalten hübsche Beiträge zur Culturgeschichte des Adels und des Offiziersstandes in der Zeit zwischen den Freiheitskriegen und dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Vierten, die letzten manches gute Bild aus jenen Kreisen von 1848 und 1849, die von Jemand aus deren Mitte als die „Schwefelbande" bezeichnet worden sind. Mit dem „Volkskämpfer" selbst vermögen wir uns nicht zu befreunden. Mit den Liebhabereien eines Casanova mischt sich in ihm die skandalfrohe Rücksichtslosigkeit eines Vehse, mit sentimentalen Velleitäten die Keckheit eines Industrieritters, der erst in Vetternund Basenprotection, dann in Literatur, dann in zweifelhaften Erfindungen und zuletzt in Demokratie macht, nachdem vorher Versuche, für die Rückkehr des Herzogs Karl von Braunschweig auf den Thron zu wirken, zu nichts geführt haben. Daß der „Volkskämpfer" nicht begriff, welch ein ungesundes Leben er damit enthüllte, würde nicht zu erklären sein, wenn wir nicht annehmen dürften, die maßlose Eitelkeit, die sich in allen seinen Mittheilungen spiegelt, habe ihm alles bei solchem Leben etwa noch übrig gebliebene Urtheil verblendet. Daß diese Erinnerungen in ihren Einzelnheiten nur mit großer Vorsicht als Geschichtsquelle zu brauchen sind, liegt auf der Hand, als Ganzes aber sind sie ein nicht uninteressanter Beitrag zum Verständniß der Zeit, in der solche Charaktere sich bildeten, eine Rolle spielen und schließlich sich als Märtyrer betrachten konnten.

Einiges aus meinem Leben, oder Pius der Neunte, Napoleon der Dritte, die Jesuiten, Italien und Oesterreich. Von H. G. Arckwort. Berlin in Commission bei Fr. Duncker. 1861.

Ein ebenfalls ungesundes Leben, vielfach herumgeworfen, haltlos, abenteuerlich und doch im Grunde philisterhaft. Als Knabe in den Katholicismus verlockt, dann von seiner Einfalt zu den Jesuiten getrieben, aber eben wegen dieser Einfalt vom Orden nicht zu brauchen, wird der Verfasser Schlüsselsoldat, will dann wieder Mönch werden, macht aber üble Erfahrungen, läßt sich nach mancherlei Fahrten in Ancona nieder und wandert dann vor der italienischen Revolution nach Oestreich aus. Sein Horizont ist sehr beschränkt, seine Bildung gering, sei Räsonnement allenthalben trivial, indeß kennt er die niedern Schichten des italienischen Lebens genau, und seine Schilderungen aus den Kreisen des dortigen Klerus sind zum großen Theil lesenswerth.

Aus dem Leben eines italienischen Patrioten. Denkwürdigkeiten

vom Grafen Giovanni Arrivabene. Aus dem Italienischen von Dr. E. Burckhardt. Gotha, Verlag von W. Opetz. 1861.

Bilder aus der großen italienischen Demagogen- und Patriotenhetze von 1820 bis 1822, sehr anmuthig und lebendig erzählt. Der Verfasser, jetzt Mitglied des Senats des Königreichs Italien, ist ebenso liebenswürdig als Mensch wie als Schriftsteller, und wir haben das kleine Buch, in dem er seine Leiden und Abenteuer mit classischer Einfachheit, edlem Freimuth und schöner Milde im Urtheil über die Gegner schildert, mit wahrem Vergnügen gelesen und betrachten es als werthvollen Beitrag zur Geschichte jener traurigen Periode, die hoffentlich für Italien auf Nimmerwiederkehr verschwunden ist. Beigegeben sind sechs noch ungedruckte Briefe Silvio Pellicos, eine Anzahl Urkunden, die sich auf Processe beziehen, welche von der östreichischen Regierung gegen verschiedene Patrioten eingeleitet wurden, endlich mehre kurze Charakteristiken von Männern der damaligen Bewegung, von denen indeß nur die über Graf Confalonieri (von Arrivabene selbst herrührend) Werth beansprucht. Wir empfehlen diese Denkwürdigkeiten Arrivabene's, der beiläufig einer der ersten Nationalökonomen Italiens ist, als einen Spiegel edler Menschlichkeit und treu ausharrender Liebe zum Vaterland.

Erinnerungen eines Rothhemdes. Von Durand-Brager. Deutsch von Dr. E. Burckhardt. Gotha, W. Opetz. 1861.

Sehr lebendige Beschreibung des Siegeszugs Garibaldi's von Marsala bis Neapel, ein wenig im Feuilletonstyl gehalten und schwerlich von besonderer historischer Genauigkeit, aber gut zu lesen und voll von der frischen kecken Stimmung, welche die Rothhemden des kühnen Freischaarengenerals in jener ersten Periode des Feldzugs beseelt haben wird.

Italien im Frühjahr 1861. Von Karl Grün. 3 Lieferungen. München, 1861. E. A. Fleischmanns Buchhandlung.

Die Reise des Verfassers ging zunächst von Berlin über Paris nach Turin, wo er der Eröffnung des italienischen Parlaments beiwohnte und Cavour sowie Ratazzi besuchte, dann nach Mailand, hierauf nach Genua, von dort nach Pisa, Florenz und Rom, zuletzt nach Neapel. Was über die Kunstdenkmäler, die Gestalt des Landes und die Städte gesagt wird, ist gut, aber nicht neu. Sehr interessant dagegen sind die meisten der Mittheilungen über die politischen und socialen Zustände des Landes, sowie die Porträts der hervorragenden politischen Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, namentlich die Darstellung des demokratischen linken Flügels und die Bilder Victor Emanuels, Graf Cavours, Ricasoli's und Giuseppe Dolfi's, des klugen und energischen Bäckers von San Lorenzo in Florenz, der als Führer der untern Klassen seiner Vaterstadt wesentlich zum Sturz der toskanischen Dynastie beitrug. Auch die Porträts der beiden letzten Herzöge von Modena, nach officiellen Documenten gezeichnet, sind interessante Studienköpfe, wenn auch eher alles Andere als anmuthig.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, 1862.

Zeigt, daß auch die „Streusandbüchse des heiligen römischen Reichs" ihre landschaftlichen Schönheiten hat, was übrigens nur Fernewohnende leugnen werden. Außerdem erhalten wir mancherlei interessante, auf guten Studien beruhende Mit-

theilungen aus der Geschichte der einzelnen Ortschaften, Sittenschilderungen und Charakteristiken von bedeutenden Persönlichkeiten, die dort geboren wurden oder eine Rolle spielten. Bei Neuruppin z. B. ist unter andern eine Erinnerung an Schinkels Kinderjahre, bei Rheinsberg ein Blick auf Prinz Heinrich und dann eine Schilderung des Rheinsberger Hofs in den letzten Jahren des verflossnen Jahrhunderts, bei Prenden ein Kapitel „vom alten Sparr," dem Feldobersten Kurfürst Friedrich Wilhelm's im polnisch-schwedischen Kriege (1651—1657) und Sieger in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, bei Werneuchen eine Biographie des von Goethe verspotteten märkischen Naturdichters Schmidt, bei Saalow ein recht anmuthiges Porträt von Meister Schadow, dem Bildhauer, eingeflochten. Der Verfasser hat ein sehr hübsches Talent, könnte aber ohne Schaden bisweilen etwas weniger gründlich sein.

Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz, mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. Prachtausgabe, illustrirt von A. v. Bayer, herausgegeben von Ottmar Schönhuth. Lahr, J. H. Geiger. 1—4 Lieferung.

Eine Prachtausgabe würden wir das Buch nicht gerade nennen, obwohl die Holzschnitte, mit denen es ausgestattet ist, zum Theil recht hübsch sind. Der Text ist im Allgemeinen gut geschrieben, doch hätten wir die Geschichten, Sagen u. s. w. lieber im Volkston, als in novellistischer Verarbeitung.

Volksthümliches aus Schwaben. Herausgegeben von Dr. Anton Birlinger. Freiburg i. Br. Herder'sche Verlagshandlung, 1861.

Diese Sammlung von Sitten, Sagen und volksthümlichen Anekdoten vervollständigt die früher erschienenen sehr beträchtlich, und die Form, in der erzählt wird, ist durchweg die richtige, d. h. sie erscheinen so, wie das Volk spricht, einfach, naiv, zum Theil im Dialekt. Besonders reichhaltig sind die Mittheilungen von Anekdoten, Necknamen und Spottgeschichten von einzelnen Ortschaften, von denen wir im Nachstehenden einige folgen lassen. Die Bopfinger hatten keinen Rathsschreiber. Da hielt der hochweise Rath Sitzung, und die Stimmen fielen auf einen, der konnte aber nicht lesen und nicht schreiben. „Thut nichts," sagte er, „ich habe ein gutes Gedächtniß." — Der ehrsame Rath von Dinkelsbühl schrieb mal an den Stadtrath von Bopfingen in Salzangelegenheiten „wohlweise." Der Stadtrath hielt Sitzung, um einen noch ehrenvolleren Titel zu berathen. Da fiel's einem ein, daß Schnee noch weißer als Wolle sei, und bald ging das Schreiben ab an den „schneeweißen Rath zu Dinkelsbühl." — Mal flog dem Schultheiß von Bopfingen sein Canarienvogel aus dem Fenster. Schnell ließ er ausrufen: man solle die Stadtthore sorgfältig schließen. — Auch in Mittel- und Norddeutschland gibt es zahlreiche Orte, die mit solchen Stichelschwänken geneckt werden. Sachsen hat sein Schilda, Schlesien sein Polkwitz, Hessen sein Schwarzenborn, Braunschweig sein Scheppenstedt, Hannover sein Jühnde, Holstein sein Büsum, Schleswig sein Hostrup, sein Jagel, sein Kistorf und sein Romöe, Mecklenburg sein Teterow. Im Elsaß ist Harburg der Ort der Tölpel und Narren, die Franzosen betrachten Beaume in Burgund, Abbeville und die ganze Gascogne als Heimath der wunderlichen Käuze, die Engländer Irland, die Dänen Jütland, die Schweden Godentettje und Trosa, die Italiener Bergamo, von wo der Harlekin ihrer Volkskomödie stammt. Die Russen verlegen alle Narrethei zu den Kosaken, die Polen nach Kulikow und Osiek, die

Oestreicher nach Ungarn. Auch die Türken und die Araber haben ihre Krähwinkler und Lalenbürger. Nirgends aber — so scheint es nach dem vorliegenden Buch, das gegen hundert Narrenorte aufzählt — ist diese Art von Neckerei so beliebt und verbreitet als im Lande der Schwabenstreiche.

Georg Forster der Naturforscher des Volks. Von Jacob Moleschott. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von Max Hirsch. 1862.

Der Verfasser hat sich in Forster dermaßen verliebt, daß er auch dessen Schwächen entschuldigt. Auch wir verehren in diesem einen Mann von feinem ästhetischen Gefühl, großen Kenntnissen und infolge dessen bedeutendem Einfluß auf die Fortbildung der Wissenschaft, namentlich der vergleichenden Länder- und Völkerkunde. Auch wir geben ihm das Lob, daß er Schilderungen von Naturerscheinungen und Erklärungen von Naturgesetzen klar für den Unkundigen und zugleich anregend für den Wissenden, wissenschaftlich rein und zugleich künstlerisch schön gegeben hat. Aber deshalb gebührt ihm noch nicht der hohe Platz neben Goethe und Lessing, der ihm hier angewiesen wird, und noch viel weniger können wir in die Lobsprüche einstimmen, die seinem Charakter gezollt werden. Tiefer und wahrer als J. v. Müller war Forster, doch wie dieser ein unmännlicher, schwankender, von den Ereignissen und Stimmungen des Tages hin und her gewehter Charakter. Moleschott sucht seine Wirksamkeit für die Einverleibung von Mainz in die französische Republik damit zu entschuldigen, ja als Nothwendigkeit darzustellen, daß das damalige Deutschland erbärmlich gewesen, daß es damals noch kein deutsches Vaterland gegeben. Wir fragen: War die verworfne Sansculottenherrschaft, der er sich damit hingab, etwa besser? und hätte das ein Mann von Forster's Geist nicht erkannt haben sollen?

Neue naturwissenschaftliche Literatur: Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Neue Folge 4. Bd. Leipzig, Verlag von A. Abel. 1861. Wir haben wiederholt schon auf dieses verdienstliche Unternehmen aufmerksam gemacht und freuen uns, auch diesen neuen Band als reich an guten größern und kleinern Abhandlungen, Berichten und Notizen empfehlen zu können. Von den ausführlicheren Aufsätzen sind namentlich die über das Kochsalz, über den Perlenhandel, über das Ozon, über die Wolken, über die Bedeutung der Kieselsäure für die Pflanzen, über das Zink und über den Mississippi von Interesse. — Populäre Vorträge über Astronomie. Von Dr. K. Th. Anger, herausgegeben von Dr. G. Zaddach. Danzig, Verlag von Kafemann. 1862. Diese Vorträge bilden kein systematisches Ganze und leiden hin und wieder etwas an Weitschweifigkeit, enthalten aber sehr viel Interessantes über einzelne Gegenstände der Himmelskunde sowie über berühmte Astronomen wie Copernicus, Kepler, Herschel, Galilei, Tycho de Brahe, Hevelius, Bessel und Gauß. Eine recht ansprechende Zugabe ist die Vorrede mit dem Nekrolog Angers, in dem uns der Herausgeber mit einem zugleich tüchtigen und liebenswerthen Gelehrtencharakter bekannt macht. — Die Natur im Dienst des Menschen. Für die erwachsene Jugend und alle Freunde der Natur dargestellt von Fr. Körner. 5. Bd. Leipzig, Verlag von B. Schlicke. 1862. Beschäftigt sich mit der Lebensweise und der Jagd des in Deutschland einheimischen Federwildes, dem im Anhang Einiges über fremde

Vögel beigegeben ist. Die Einleitung ist etwas trivial, was weiter folgt, ist zweckmäßig, bisweilen anmuthig dargestellt. — Neue Auflagen sind erschienen von der sehr hübsch illustrirten „Thierwelt" von Dr. Masius (G. D. Bädecker in Essen) und Roßmäßlers „Vier Jahreszeiten" (Breslau, F. E. C. Leuckart), von deren Verfasser uns zugleich die erste Lieferung einer zweiten vermehrten Auflage seiner „Geschichte der Erde" vorliegt. Beide Werke verdienen nach Text und Ausstattung mit Illustrationen beste Empfehlung.

Vollständiges geographisch-statistisch-topographisches Ortslexikon von Deutschland und den unter Oestreichs und Preußens Botmäßigkeit stehenden nichtdeutschen Ländern von H. Rudolph. 1. Lief. Leipzig, A. Hoffmann. 1862. Um ein Urtheil über die „Vollständigkeit" zu fällen, bedarf es einer vollständigen Uebersicht über das Ganze, welches in 36 Lieferungen erscheinen soll. Die Anlage des Werks scheint zweckmäßig für ein praktisches Nachschlagebuch.

Weihnachtsliteratur: Unter dem Vielen, was auch diesmal der Büchermarkt für den Tisch mit der Lichtertanne bietet, heben wir zunächst ein anmuthiges Bilderbuch hervor, das unter dem Titel „Wie's im Hause geht nach dem Alphabet" zu Berlin in der Weidmannschen Buchhandlung erschienen ist und zu dem Besten gehört, was die Richter'sche Schule geleistet hat. Die Zeichnungen der fünfundzwanzig Holzschnitte sind von Oskar Pletsch, den Schnitt hat Professor H. Bürkner besorgt. Papier und Druck sind gleich schön, die Figuren der einzelnen häuslichen Scenen athmen bis auf die Thiere, die Schneemänner, die Theekannen, Wanduhren Kachelöfen und Steckenpferde herab deutsche Gemüthlichkeit. Die Gesichter wie die Dinge erzählen uns, daß ihnen wohl zu Muthe ist. Das Ganze ist damit auch ein Buch für große Kinder. — In einigen Bildern verwandter Natur, aber bunter und zwischen sentimentalen und komischen Motiven wechselnd sind die „Deutschen Reime und Räthsel in 36 Blättern von A. Corrodi" (Glogau, C. Flemming). Für Kinder sind die Zeichnungen nicht, da dieselben großentheils Caricaturen auf die betreffenden Reime sind. Erwachsene dagegen werden sich an einigen, z. B. an dem Maler vor dem Zaun, an dem Bauer mit der Zipfelmütze, der seinen herztausigen Schatz am Brünnele sucht, und an den Wallfahrern sehr ergötzen. — „Der Jugend Lust und Lehre. Album für das reifere Jugendalter. Herausgegeben von Dr. H. Masius. Mit 24 Lithographien und mehreren Holzschnitten. Fünfter Jahrgang. Glogau, C. Flemming." Eine Sammlung von allerhand Aufsätzen, die meist gut geschrieben sind: Die fliegende Jagd in Kurland von A. Buddeus — Aus dem Reich der Töne von B. Sigismund — Die Schlacht bei Dresden — Heinrich der Löwe — Die Glasfabrication — Vom Lachen — Die Roncevalschlacht — Die Wanderheuschrecke — Der arme Heinrich — Die Seide und die Seidenraupe — Longobardische Sagen nach Paulus Diaconus — Die Fabrication der Stahlfedern — Ueber Goethes Iphigenia — Etwas aus dem Thierleben u. s. w. Die beigegebenen Lithographien entsprechen den Anforderungen, die wir jetzt zu stellen berechtigt sind, nur in geringem Maß. — Abenteuer und Reisen. Schilderungen interessanter Erlebnisse in Afrika, Amerika, Asien und Australien. Verfaßt von Adolf Ritsche. Mit 8 colorirten Bildern. Wien, R. Lechner

speculirt auf das Wohlgefallen an haarsträubenden Ereignissen und wunderbaren Errettungen, und verschmäht zur Erreichung seines Zwecks auch Räubergeschichten nicht. Wir meinen, daß man der Kinderwelt Besseres und Näherliegendes erzählen könnte, ohne auf das Mischen des Angenehmen mit dem Nützlichen verzichten zu müssen, und wir sind der Ansicht, daß Herr Nitsche, „Redacteur des österreichischen Schulboten und Lehrer an der Hermannschen Hauptschule“ derselben Meinung sein wird, wenn er sich anders dessen zu erinnern vermag, was ihm über Pädagogik vorgetragen worden sein muß.

Neujahrsliteratur: Berthold Auerbachs Volkskalender 1862. Leipzig, Verlag v. E. Keil. Zwei Novellen von Auerbach, „der letzte Hofmops“ von M. v. N—n., eine Abhandlung über die Benutzung von Versicherungsanstalten von E. Engel, ein Aufsatz von Virchow, worin nachgewiesen wird, daß Bouillon keinen Nahrungsstoff enthält, ein Artikel über die Nothwendigkeit einer deutschen Flotte (der neben vielem Wahren auch Manches enthält, was bis auf Weiteres bloße Redensart ist) von Dr. Andree, ferner von B. Sigismund ein recht guter Aufsatz, der die frühern Zustände der Wälder Mitteldeutschlands mit den gegenwärtigen vergleicht, ein sehr lesenswerther Artikel über „Verlorene Dinge“ von A. Bernstein, endlich eine Erinerung an Fichte und seine Bedeutung für Deutschland und ein Brief über das Gothaer Schützenfest. Die Holzschnitte zu den Auerbachschen Novellen sind Muster ihrer Art. — Trewendts Volkskalender für 1862. Breslau, E. Trewendt. In der Ausstattung mit Stahlstichen ein Nachzügler der aus der Mode gekommenen Taschenbücher, an die auch die nachfolgenden Novellen und Gedichte erinnern. Hübsch sind „die neuen Stieweln“ von Holtey und die Novelle „Tolle Streiche“ von E. Höfer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Ein Lützow'scher Reiter.

Im Sommer dieses Jahres starb Friedrich Ludwig von Mühlenfels Dr. jur., geheimer Justizrath zu Greifswald, einer von den Kriegern des großen Jahres 1813. Ungewöhnlich war seine Manneskraft, sehr ungewöhnlich auch seine Schicksale, er war uns geblieben als eine der bedeutenden unter den Gestalten der großen Zeit, welche einer jüngern Generation lebendigen Eindruck von dem Treiben jenes Jahres und von dem Wesen eines vergangenen Geschlechts in der Zeit der Erhebung überliefert haben.

Bevor wir versuchen, mit Pietät und warmem Antheil Einiges aus seinem Leben zu berichten, soll er selbst seine Jugend, und was er in dem Kampf von 1813 erlebt hat, erzählen. Der Verewigte war einer von den dreihundert Reitern des Lützow'schen Freicorps, welche während des Waffenstillstandes am 17. Juni 1813 auf Napoleons Befehl durch den Herzog von Padua umstellt und niedergehauen oder gefangen wurden. Napoleon und die Preußen haben eine so große Rechnung mit einander abgemacht, daß wir vermeiden wollen, dem Kaiser der Franzosen bei diesem Ueberfall eine übergroße Schuld beizumessen, wo er nach seiner Weise unedel und boshaft handelte, aber formell wahrscheinlich nicht ganz im Unrecht war. Die folgende Erzählung hat nicht nur als ein Stück Selbstbiographie des Verfassers, sondern auch ihrem Inhalte nach ein besonderes Interesse zu beanspruchen, sie ergänzt in einzelnen Punkten andere Darstellungen jener Katastrophe. — Für die Mittheilung des Berichts ist nahen Freunden des Verewigten zu danken.

„Mein Vater, Hauptmann a. D., war Pfandträger der schwedischen Krone; ich wurde am 5. September 1793 auf dem Gute Großen-Cordshagen zwischen Barte und Stralsund in dem vormaligen Schwedisch-Pommern geboren. Meine Erziehung wurde bis in das 16. Jahr in dem ländlichen Aufenthalt von einem Hauslehrer geleitet.

Mit der Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 wurde das äußere Band zerrissen, welches mein Heimathland als Reichslehn an das große Deutschland fesselte. Das kleine Ländchen büßte seine staatliche Doppelstellung ein und gehörte fortan ausschließlich dem schwedischen Reiche an.

Aber die inneren volksthümlichen Beziehungen und Sympathien zu Deutschland blieben.

Schwedisch-Pommern litt und seufzte wie die übrigen Gauen Deutschlands unter dem eisernen Tritte des fremden Eroberers während der schweren sieben Jahre von 1806 bis 1813. Die wiederholte Besetzung der Provinz durch die Franzosen unter Mortier 1807 und Brune 1808, zuletzt 1812 unter Monaud hatten das Mark des Ländchens ausgesogen; es war verarmt und unterjocht; auch die Klage verstummte, doch der Weheruf der ergrimmten Herzen nicht. In den jüngeren Gemüthern, zumal in dem meinigen, glimmte der Funke der Entrüstung unter der Asche. Insbesondere waren es die abenteuerlichen Züge des edlen Spaniers Marquis de la Romana, der kühnen Deutschen Ferdinand von Schill und Herzogs Wilhelm von Braunschweig, der heldenmüthige Kampf der Tiroler unter Hofer und Speckbacher in den Jahren 1808 und 1809, welche, nur verstohlen besprochen, darum aber durch die Einbildungskraft desto mehr verherrlicht, wie den Unabhängigkeitstrieb im Volke, so die Unternehmungslust des thatendurstigen Jünglings wach hielten und vielleicht in noch höherem Maaße nährten, als Arndt's und Jahn's verpönte Schriften. „Geist der Zeit“ und „Deutsches Volksthum“ dies vermochten, Schriften, deren Inhalt, gleichsam durch Tradition fortgepflanzt, heimlich ihre Geistessenker in die junge Seele trieben, um dort Wurzel zu schlagen.

Wie zuckte frohlockend das Herz des 15jährigen Knaben, als er von Hörensagen vernahm, daß die stolzen spanischen Dragoner mit ihren schwarzen andalusischen Hengsten, die kecken Cazadores von Villa-Viciosa, die Infanterieregimenter von Guadalaxara und Zamora, welche alle fast drei Wochen im Sommer 1808 auf dem väterlichen Gute einquartiert gewesen waren, über das cimbrische Blachfeld in ihre südliche Heimath entkommen waren und ihren Ingrimm gegen die französischen Unterdrücker daheim in offenem Kampfe ausließen.

Und als später im Frühling 1809 versprengte Schill'sche Reiter vor den verfolgenden dänischen und holländischen Schaaren Rast, Erholung und Versteck unter dem gastlichen Dache des väterlichen Hauses suchten und fanden, wie entbrannte das Herz des Knaben im Mitgefühle der drohenden Gefahr, als er die bedrängten Reiter auf eine Hinterpforte des Pferdestalles aufmerksam machen konnte, durch welche sie, vom verfolgenden Feinde überrascht, in's Freie gelangen mochten. Solche Momente sind entscheidend für Willens- und Lebensrichtung — doch blieben sie nicht vereinzelt.

Im Sommer 1812, im offenen Frieden, der zwischen Frankreich und Schweden 1810 geschlossen worden war, überzogen die Franzosen auf's Neue das Land, machten die schwedischen Offiziere der Besatzung Stralsunds, unter denen sich zwei meiner Brüder befanden, zu Kriegsgefangenen und führten sie nach

Frankreich ab; der Schrei der Entrüstung zitterte durch das ganze Land, aber er verhallte in dem Geräusch der Rüstungen Napoleon's gegen Rußland. Bald sollte der Ingrimm sich Luft machen.

Der Brand Moskau's, die Vernichtung des französischen Heeres, York's kecke That fachten die Funken deutscher Vaterlandsliebe zu hellen Flammen an, ich sage absichtlich der deutschen Vaterlandsliebe; denn preußischer Patriotismus war den Schwedisch-Pommern fremd.

Für das Preußenthum und den preußischen Herrscher als solchen fand sich damals in der Provinz Schwedisch-Pommern mehr Abneigung als Sympathien. Seit der Schlacht bei Fehrbellin, später in dem nordischen und dem siebenjährigen Kriege hatten Preußens Krieger wiederholt die Grenzen überschritten und als Feinde schlimm gehaust. Für schwedisch-pommersche Staatsangehörige, die nach den provinziellen Privilegien sich freier Flagge auf dem Mittelmeere, Freiheit von jedem militärischen Dienstzwange und einer geringfügigen Besteuerung erfreuten, hatten preußische Canton- und Steuerverfassung keinen guten Klang. Aber der Drang der Zeiten, die Scham ob fremder Unterdrückung war eine gemeinsame, und geahnt wurde schon damals, daß die geschichtliche Nothwendigkeit Preußen an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zur Wahrung nationaler Selbsterhaltung dränge.

Zwischen den Zeilen der über die Grenze gedrungenen Aufrufe vom 3. Februar und 17. März 1813 Behuf Bildung freiwilliger Jägercorps und der Landwehr war zu lesen, daß die Sache von Preußens König auch die Sache des deutschen Volks sei; was Weise vor Monaten kaum zu träumen gewagt hatten, „das Volk steht auf", das flüsterten sich schon laut und leise die eingeweihten Wissenden zu.

Die in Greifswald studirenden preußischen Landeskinder, durch ihre Angehörigen von dem Inhalte der vorerwähnten Aufrufe in Kenntniß gesetzt, verließen größtentheils das noch vom Feinde besetzte Ländchen. Auch für mich, der seit Ostern 1812 in Greifswald studirte, war kein Halten mehr, als ich unter der Hand erfuhr, daß in Schlesien ein Corps errichtet werde, welches vorzugsweise die Bestimmung habe, das Banner des Gesammtvaterlandes als Siegesfahne aufzupflanzen. Unter Lützow's, eines Kriegsgefährten Schill's, bewährter Führung, hieß es, sammle sich eine aus den Studentenschaften Nord- und Süddeutschlands gebildete Freischaar, deren Aufgabe eine eben so politische als strategische sei, nämlich im Rücken der feindlichen Armee diese stets zu beunruhigen und die der Freiheit entgegenharrenden deutschen Stämme zum Heerbann zu rufen und zu organisiren. Jahn wurde vorzugsweise als derjenige genannt, dessen Ansehn und Einfluß durch vielfältig unterhaltene Verbindungen auf deutschen Universitäten, insbesondere in Berlin, Halle und Jena, ein sehr bedeutender Antheil an dem Zuströmen der jungen Leute zugeschrieben wurde.

Schwedisch-Pommern war in der ersten Hälfte des Märzmonats vom Feinde geräumt worden, namentlich hatte der Divisions-General Monaud, Gouverneur der Provinz, wie er sich nennen ließ, am 9. März 1813 Stralsund mit seinen Truppen verlassen. Ob und welchen Antheil Schweden, dessen schlagfertige Armee vom Kronprinzen Carl Johann (Bernadotte) commandirt wurde, am bevorstehenden Kriege nehmen würde, darüber schwebte geheimnißvolles Dunkel. Aber weder der landesherrlichen noch der väterlichen Einwilligung schien es dem 19jährigen Jünglinge zu bedürfen, wo es galt, für die deutsche Freiheit einzustehen.

Durch die Vermittlung eines Geschäftsfreundes meines auf einer Reise abwesenden Vaters wurden die nothdürftigsten Geldmittel beschafft; sie genügten kaum zur Ausrüstung eines freiwilligen Jägers beim Fußvolk. Doch in jener Zeit war Alles Gemeingut, was zum Dienste des Vaterlandes bestimmt war; deshalb wurde mit dem Freunde, den gleiche Gesinnung beseelte, das beschaffte Geld getheilt. Hahn aus Güstrow, Candidat der Philologie, und ich wanderten Ende März 1813 zu Fuß nach Berlin, wo wir die Adresse des Lützow'schen Corps zu finden hofften. Hier sollten Büchse und Waffenrock angeschafft werden. In Beziehung auf mich wurde der Plan durch einen unvorhergesehenen Umstand verändert.

Des Wanderns ungewohnt kam ich in Berlin mit geschwollenen Füßen an. Hahn, der in der Ungeduld seines Feuereifers mir vorausgeeilt war, verließ Berlin ohne mich abzuwarten und trat bei den Fußjägern des Corps ein. Ich mußte auf dem Schmerzen-Lager bei einem Freunde mich in Geduld üben.

Inzwischen war mein Vater von seiner Reise nach Schweden zurückgekehrt. Meine willkürliche Entfernung erschien ihm als Eigenmacht und Ungehorsam, nur in welchem sich die Lust am Soldatenleben offenbarte. Da er meine Ankunft in Berlin erfahren hatte, so wurden Unterhandlungen mit mir gepflogen, um mich entweder zur Rückkehr oder zum Eintritt in den schwedischen Dienst, dem vier Brüder als Offiziere angehörten, zu bewegen. Der schwedische Gesandte Graf Taube wurde zu dem Ende angegangen. Durch Vermittlung meines väterlichen Freundes Schleiermacher gelang es jedoch, meinen Vater über die wahren Beweggründe meines Schrittes aufzuklären, und so wurden mir die Mittel denn gewährt, um mich als Freiwilliger zu Pferde equipiren zu können. Der in Folge meiner Wanderung angegriffene Zustand meiner Füße bestimmte den Entschluß, bei der Reiterei einzutreten.

In der ersten Hälfte des Monats April 1813 spiegelte das Berliner Treiben das Bild eines bewegten Waffenlebens ab. Das Schwanken des Königs hatte aufgehört, der Krieg gegen Frankreich war erklärt. Von allen

Seiten strömten die Vertheidiger des Vaterlandes herbei, um ihre Marschrouten von hier zur Armee nach Schlesien zu erhalten. Allenthalben, wo der freie Raum es erlaubte, sah man junge Leute sich im Marschiren und Exerciren üben. Um die Zelte herum war es besonders lebhaft; die dort befindlichen Barrièren dienten kecken Reitern zu Uebungen im Hinübersetzen. Hieher brachten Roßkämme ihre Pferde zum Verkauf und Tausch; denn hier konnten diese in allen Gangarten und Tempo's bequem getummelt werden.

Auch ich erstand hier meinen wilden Ukräner, der von einem Kosaken des Tschernitschef'schen Corps herstammte. Ein kräftigeres, braveres Pferd gab es nicht; unermüdet durch den längsten Tagesmarsch war ihm kein Graben zu breit, kein Schlagbaum oder Zaun zu hoch; mit Leichtigkeit setzte es darüber hinweg, und obschon hochbeinig, mager, mit Weichselzopf in Schweif und Mähne behaftet und darum unansehnlich, war es doch an Ausdauer und Schnelligkeit das ausgezeichnetste Roß in der Freischaar.

Mit dem Besitz eines tüchtigen Pferdes waren die größten Schwierigkeiten der Wehrhaftmachung überwunden. Sattelzeug, Uniform, Pistolen und Säbel waren bald in bester Qualität angeschafft, und mir brannte der Boden unter den Sohlen, bevor ich die Lützow'sche Freischaar erreichte. Diese war, wie ich von einem mit den Angelegenheiten des Corps vertrauten Manne, dem Rittmeister von Gräveniß, erfuhr, von Rogau in Schlesien aufgebrochen und auf dem Marsche nach Dresden. Dahin lag für mich also das nächste Marschziel. Damals führte die große Heerstraße aus dem Halle'schen Thore über Mittenwalde, Baruth, Dahme, Groß-Hainichen nach Dresden, wenigstens war es der Weg, den ich auf den Rath kundiger Männer einschlug. Um mein durch den Vorbesitzer sehr abgetriebenes Pferd zu schonen, machte ich kurze Tagemärsche.

Auf der Commandantur in Dresden traf ich Ernst Moritz Arndt, der mich als den ersten Landsmann begrüßte, welcher für die große Sache das Schwert gezogen; er führte mich sofort in das Körnersche Haus, wo ich Vater und Schwester eines spätern Kriegsgenossen, Theodor Körner's, kennen lernte. Das Lützow'sche Freicorps hatte inzwischen Dresden vor mehreren Tagen schon verlassen, und ich eilte demselben auf Leipzig zu nach, wo ich es denn auch um die Mitte des Monats April erreichte.

In Leipzig schritt die Organisation der Cavallerie des Lützow'schen Corps der Vollendung entgegen. Die erste, zweite und Uhlanenescadron wurden hier vollzählig; eine vierte Escadron wurde später vom Rittmeister v. Bismark dem Corps in der Mark ohnweit der Elbe zugeführt; die fünfte, unter und durch Rittmeister Fischer in der Gegend von Havelberg gebildet, befand sich noch in der Organisation, als der später zu beschreibende Zug von Stendal angetreten wurde.

Die Tage vom 14. bis 25. April wurden in Leipzig mit Exerciren und Uebungen im Felddienst verbracht. Ich meines Orts wurde bei der zweiten Escadron unter Führung des Rittmeisters von Aschenbach eingestellt. Diese ausschließlich aus Studenten und Beamten gebildete Escadron gewährte mit ihren auserlesenen Pferden, ihren schmucken Leuten in kleidsamer Uniform, nämlich schwarzem Waffenrock mit rothem Vorstoße und vergoldeten Achselschuppen, einen schönen militärischen Anblick. Kriegstüchtiger waren aber wohl die erste Escadron unter v. Helden-Sarnowsky und die Uhlanenescadron unter Rittmeister v. Kropf, weil unter diesen eine nicht unbedeutende Anzahl gedienter Leute sich befand, auch die Führer in jeder Hinsicht ausgezeichnet waren.

v. Helden-Sarnowsky, einer der verwegensten und gewandtesten Reiter, wurde von seinem Truppentheil wie ein Vater geliebt; vorsorglich und menschenfreundlich, verband er mit der Milde soldatische Strenge. Ich sehe noch seine schlanke ritterliche Gestalt, wie er sich seinem wilden unbändigen Schimmel im Bäumen in den Sattel schwang und mit Anstand grüßend lächelnd davon sprengte. v. Kropf, Führer der Uhlanen, finster und strenge, mit röthlichem Haupthaar und Barte, verstand es, seine Schaar besser zu discipliniren, als es einem der übrigen Führer gelingen wollte. Gewiß waren die Lanzenreiter, wenn auch nicht die Tapfersten, doch die Kriegsgeübtesten unter den Lützowern.

v. Bismark, ein stiller blonder Offizier, war die Gutmüthigkeit selbst; er bot des Hervorragenden zu wenig dar, um ein erschöpfendes Urtheil über ihn fällen zu können; so viel ich mich erinnern kann, schloß er sich dem Corps erst an, als dasselbe in die Gegend von Schönhausen an der Elbe, einem v. Bismark'schen Familiengute, kam.

Der Chef der zweiten Schwadron, Rittmeister v. Aschenbach, würde in Friedenszeiten einen erträglichen Lieutenant abgegeben haben, aber zum Führer der zweiten Escadron taugte er nicht, und die Verblendung Lützows ist unbegreiflich, die diesem Mann ohne Energie und militärischen Blick das Commando über eine Schaar aufgeweckter junger Leute anvertrauen konnte, deren richtige Führung die ausgezeichnetsten Eigenschaften heischte. Schläfrig und in schlaffer Haltung hing der blondbärtige Hüne auf seinem Pferde, unfähig, irgend einer Schwierigkeit anders zu begegnen, als mit dem Trotz' der Unwissenheit in militärischen Dingen; auch gelang es seinem Lieutnant v. Holleben, der früher in östreichschen Diensten praktischere Erfahrungen gemacht hatte, nur selten, bei der Führung die Mängel des Escadronchefs zu decken.

Unter den Offizieren des Corps war anerkannt der fähigste und genialste der Rittmeister v. Bornstedt, ohne Escadron dem Stabe zugetheilt. Unerschrocken, nie rathlos, stets aufmerksam auf die Bewegungen des Feindes, wohlgemuth und heiteren Sinnes, war er die Seele jeder kühnen Unternehmung.

und es lag gewiß nicht an ihm, wenn das Corps nicht solche Lorbeeren heimbrachte, wie die fliegenden Corps von Tschernitscheff, von Tettenborn, von Helwig und von Colomb. Der kühne Nachtmarsch von Neustadt a/O. bis Schleiz, am 4. und 5. Juni 1813, führte z. B. unter seiner umsichtigen Leitung zur Ueberrumpelung der Rheinbündler bei Schleiz. Andere Offiziere, wie v. Reiche, Scheibner u. A., kannte ich nur dem Namen nach, weil sie wie Beuth, Th. Körner und der wahrhaft edle und tapfere v. Behr-Negendank zu Lützows Stabe gehörten und im Ganzen wenig mit den Freiwilligen im Gliede verkehrten. Schon in Leipzig, wo die Lützow'sche Freischaar die Flitterwochen verbrachte und Manchem von uns die Zukunft noch in rosenfarbenem Schimmer erschien, wurde es den Meisten wol klar, daß die Wirksamkeit des Corps von seiner ersten glücklich vollbrachten Waffenthat abhängen werde. In den Reihen der Reiter wurde häufig der Wunsch ausgesprochen, daß das Corps erst in Gemeinschaft und zur Seite kriegsgeübter und erprobter Regimenter sich seine Sporen verdienen möge, bevor es zur Lösung seiner Aufgabe, den Feind im Rücken zu alarmiren und den Volksaufstand vorzubereiten, gelangen könne. Es schmeichelte wol nur Wenigen, als es bei den spätern Kreuz- und Querzügen des Corps, welches am 25. April von Leipzig ab und über die Saale bei Schkopau rückte, sofort aber wieder zurück über die Saale Halle vorbei von Dieskau auf Dessau marschirte, verlautete, Lützow werde sich nach Scharnhorsts Plan keinem bestimmten Armeecorps anschließen, sondern auf eigne Faust agirend mittelst Auffangen von Courieren, von Transporten, Geschützparks ꝛc. dem Feinde zu schaden suchen. Der Marsch zur Saale mochte ein Gedanken-Blitz in Lützow's Seele sein; wir konnten uns eben so leicht dem auf Halle vorrückenden Bülow'schen Armee-Corps als der jenseits Merseburg bei Lützen agirenden großen Armee anschließen. Allein der Blitz fuhr als kalter Schlag in den Sand. Wir nahmen weder Theil an der Schlacht von Groß-Görschen, noch an dem gleichzeitigen Unternehmen Bülows auf Halle; wir schlossen uns weder der großen Armee noch dem Corps von Bülow oder Kleist an. Von Dessau aus, wo wir mit dem Letztgedachten zusammentrafen, zogen wir vielmehr bei Roßlau über die Elbe und eilten dann über Zerbst, Genthin, Schönhausen, nach Havelberg und über Perleberg bis Dömitz, wo wir am 11. Mai anlangten. Bisher hatten wir Lützower nichts Feindliches wahrgenommen als des französischen Generals Sebastiani's Muskat-Schimmel, welchen Einer der Unsrigen auf einer Patrouille in der Gegend von Magdeburg diesseits der Elbe erbeutet hatte.

Von Dömitz ging am 12. Mai eine Abtheilung des Corps über die Elbe nach Dannenberg und bestand in Verbindung mit dem Dörnberg'schen Corps ein ehrenvolles Gefecht an der Göhrde, in welchem ein tüchtiger Ober-

jäger der Lützower Namens Zenker blieb; bei dieser Affaire war ich nicht zugegen und weiß deshalb nicht, wie es dabei hergegangen ist. Das Corps kehrte nach Havelberg zurück, wo mehrere Tage gerastet wurde.

Während des eben beschriebenen Marsches von Leipzig aus hatte für die Kriegsübung nur wenig gethan werden können; ich erinnere mich überhaupt nur einmal, daß escadronweise exercirt wurde; das war vor Leipzig, wo unsere Escadron einen leidlichen Choc machte, der zu Lützow's Zufriedenheit ausgeführt wurde.

Die Disciplin wurde gelinde geübt, und ich kann dies aus eigner Erfahrung bekunden, da ich bei zwei Gelegenheiten selbst Gegenstand derselben war. Beide Fälle mögen hier ihre Stelle finden, da sie Licht auf die geübte Kriegszucht werfen.

Vor Dessau fütterten wir an einem heißen Tage im Anfang Mai. Für die Mannschaft war hinreichend gesorgt, aber es gebrach an gelegenen Tränkeplätzen für die Pferde, und wir mußten das Wasser ziemlich weit in Eimern herholen, um die Pferde tränken zu können. Bei unserer Schwadron waren sämmtliche Eimer in Gebrauch genommen, und ich sah mich daher in der Nachbarschaft um, fand auch dort, wo die Uhlanen campirten, mehrere Eimer unbenutzt stehen. Ich war eben im Begriff mit einem dieser Eimer davon zu gehen, als ich von hinten heftig am Arme gepackt und mir der Eimer unter Beilegung eines Schimpfwortes entrissen wurde. In der höchsten Entrüstung machte ich gegen meinen Widersacher Front und fand, daß es ein Oberjäger der Uhlanen war. Wir waren beide ohne Waffen und so erfolgte ein Wortwechsel, in welchem ich dem Oberjäger Ohrfeigen anbot, weil er mich hinterrücks angegriffen und mich geschimpft habe, er dagegen das Holen des Eimers als ein heimliches Entwenden schalt. Der Rittmeister v. Kropf trat hinzu und arretirte mich, als ich in seiner Gegenwart es nicht nur nicht in Abrede stellte, dem Oberjäger Schulz Ohrfeigen angeboten zu haben, sondern auch hinzufügte, der Oberjäger möge sie als empfangen immerhin ansehn.

v. Kropf führte mich sofort zu Lützow, der ein ernstes Gesicht machte und sagte, er werde die Sache durch Standrecht abmachen lassen müssen. Ich blieb bis Nachts 12 Uhr Arrestant, d. h. unter v. Kropfs Aufsicht mußte ich ihm zu Pferde folgen, wohin er ritt. Dann wurde ich mit einer Warnung entlassen und hörte nie wieder etwas von der Geschichte.

Einige Tage später wurde ich zu einer Patrouille commandirt, die ein gewisser v. Thümmel als Gefreiter führte. Wir ritten zu Drei in der Gegend bei Fischbeck bis in die Nähe der Elbe und kehrten um, als wir uns überzeugt hatten, daß diesseits der Elbe nichts vom Feinde zu spüren war. Auf dem Heimwege schlug v. Thümmel einen Pfad über Weideland ein, der offenbar ein sogenannter Richtweg war und sichtbarlich unsern Weg abkürzte. Wir

waren nicht lange geritten, als ich auf eine sumpfige Stelle aufmerksam machte, über welche der Fußpfad hinführte und die mir bedenklich schien. v. Thümmel sprengte mit den Worten vor: „mein Fuchs kommt schon durch". Sein Fuchs aber, ein kleine wohlgenährte Fuchsstute, hatte kaum einige Schritte gemacht, als sie auch schon bis an den Bauch im Sumpfe steckte und unfähig war, ein Glied zu regen, so daß ihr Reiter kaum Zeit hatte sich auf trocknes Gebiet zu retten. Mein Ukräner war inzwischen so unruhig geworden, daß ich ihn nicht mehr zügeln konnte — es war seine üble Gewohnheit, kein Pferd sich vorkommen zu lassen, wenn getrabt oder galoppirt wurde, so daß der Rittmeister v. Aschenbach, als er mich dem Major v. Lützow in Leipzig vorstellte, mit Rücksicht auf mein Pferd sagte: Dafür stehe ich, daß er ins Carrée, nicht aber daß er wieder heraus kommt! Ich hielt es daher für das Beste, ihm Vertrauen zu zeigen, gab ihm die Sporen und setzte mit ihm neben v. Thümmels Fuchs durch den Sumpf. Allein ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir kamen zwar beide jenseits der sumpfigen Stelle an, ich jedoch als Sand- oder vielmehr Rasenreiter. Denn bei der ungeheuern Anstrengung, die das Pferd machte, um dem Versinken zu entgehen, namentlich bei dem letzten Sprung auf's Trockene rissen alle Sattelgurte, der Sattel hing unter dem Bauch des Pferdes, und ich fiel wie trocknes Laub zu Boden, während mein Ukräner das Weite suchte. Drei Meilen von der verhängnißvollen Stelle, im Standquartier der Neumarkschen Dragoner wurde das Pferd von diesen erst wieder eingefangen und der Schwadron zugeführt.

v. Thümmels Fuchs wurde mit Hebebäumen aus dem Sumpfe gelüftet, der dritte Kamerad hatte zur rechten Zeit sich nach Hülfe umsehen können.

Mir wurde wegen wagehalsigen Reitens Arrest angekündigt; ich habe ihn aber nie zu verbüßen Gelegenheit gehabt.

Von Havelberg ging das Corps bei Sandau über die Elbe in die Altmark. Von erfolgreichen Unternehmungen auf westfälischem Gebiete weiß ich Nichts zu berichten, als daß hin und wieder in königlichen Stutereien einige Pferde weggenommen wurden. Bei keiner dieser Expeditionen war ich betheiligt und hatte dies zu bedauern.

In Stendal wurde ich nämlich als Ordonnanz mit einer Depesche an den Führer eines unserer Detachements, das in der Gegend von Wolmirstedt zu finden sein sollte, betraut; ich wurde zur Vorsicht ermahnt, weil feindliche Truppen der Besatzung von Magdeburg umherstreifen sollten. Mich ersah man wegen der Schnelligkeit und Ausdauer meines Pferdes zur Ausrichtung des Auftrages; indessen konnte ich denselben nicht ausrichten, weil meilenweit um Wolmirstedt weder Detachement noch Führer zu finden war. Unrichtige Information verleitete mich bis an die Barrière der Festung Magdeburg zu reiten, wo ich vernahm, daß nur wenig Truppen in der Festung seien. Die

Heerstraße vermeidend, kam ich auf Feldwegen, wie mir befohlen war, spät in Stendal wieder an. Als ich dem Rittmeister v. Aschenbach Rapport erstattete und ihm bemerklich machte, daß mein Pferd von der unglaublichen Anstrengung eines Rittes von dreizehn bis vierzehn Meilen gänzlich ermüdet sei und eine Beule unter dem Sattel davongetragen habe, so daß ich zur Erholung des Pferdes um einige Tage Ruhe bitten müsse, erwiederte er barsch: „Was Ruhe, was Rast? wollen Sie den bevorstehenden Zug des Corps nicht mitmachen, so mögen Sie nach Sandau zurückreiten." Dies lehnte ich entschieden ab und bat, daß er mir eins der erbeuteten Pferde — er hatte deren mehrere erhalten — zur Disposition stellen möchte, damit ein so braves Pferd wie mein Ukräner dem Corps erhalten werde; ich war der Meinung, es könne im Depot verpflegt werden.

Die harte Entgegnung war: „Wird Ihr Pferd auf dem Marsche wegen Satteldruckes unbrauchbar, so müssen Sie zu Fuß nebenher laufen." Ich schwieg und grollte, sattelte aber folgenden Tages mit blutendem Herzen meinen Ukräner. v. Holleben tröstete mich, meinte aber, ich müsse mich fügen; wolle ich mich beschweren bei Lützow, so würde dies zu Nichts führen.

Wenn ich mich nicht irre, so brachen wir — vier Escadronen Lützower und fünfzig Kosaken — am 28. Mai 1813 von Stendal auf und schlugen den Weg durch den Letzlinger Forst über Calvörde, Erxleben und Kroppenstedt ein. Halberstadt rechts liegen lassend, kamen wir über Hettstedt und Lembach am 31. Mai nach Eisleben.

Hier mußte ich meinen armen Ukräner, dessen Satteldruckwunde brandig zu werden drohte, gegen ein schlechtes Pferd vertauschen.

Von Eisleben gelangten wir in's Weimarische, überschritten die Ilm bei Osmanstedt und die Saale bei Rotenstein und zogen über Roda nach Neustadt a. d. Orla, wo wir am 4. Juni 1813 eintrafen. Hier erhielten diejenigen von uns, welche keine Mäntel hatten, Tuch zu Mänteln geliefert. Auch mir wurde reichlich Tuch zum Mantel zugemessen, allein der spitzbübische Schneider wußte es so einzurichten, daß der Mantel zum Mäntelchen wurde. Doch leistete mir der Lappen beim späteren Ueberfall einen wesentlichen Dienst, indem er eine Menge Hiebe und Stiche, die meinem Leibe galten, in sich aufnahm.

Der Nachtmarsch von Neustadt a. d. Orla bis Grebe wird mir unvergeßlich bleiben. In stockfinstrer Nacht mußten wir auf einem Fußpfade an steilen, waldigen Abhängen hin, von wo aus wir die feindlichen Wachtfeuer im Thale unter uns leuchten sahen, abgesessen Mann für Mann, die Pferde führend und gleichsam tastend, den Weg finden, indem der Hintermann den Roßschweif des Vordermannes erfaßte. Die gebotene lautlose Stille, das Leuchten der Wachtfeuer im Thale gab dem Zuge einen geheimnißvollen, fast gespenstigen Ausdruck.

Am 6. Juni rückten wir in Plauen im Voigtlande ein und hatten hier, wenn mir recht ist, den ersten Rasttag seit unserem Abmarsch von Stendal. Während dieses Zeitraums hatten wir die Pferde nie ab-, nur umsatteln dürfen, und doch hatten die vier Schwadronen nur verhältnißmäßig sehr wenige gedrückte Pferde, ein Umstand, der unter Berücksichtigung der häufigen Nachtmärsche gewiß günstig für die Behandlung spricht, welche die Reiter ihren Pferden angedeihen ließen.

Es scheint, als habe Lützow von Plauen aus bedeutendere Unternehmungen vorbereiten und endlich dem Corps diejenige Theilnahme an kriegerischen Ereignissen gönnen wollen, nach welchen wir uns so sehnten.

Während der bedeutendere Theil des Corps nach Adorf, ohnweit der böhmischen Grenze aufbrach, wurde Rittmeister v. Kropf mit etwa sechzig Pferden nach Hof detachirt.

Ich befand mich unter der letztgenannten Schaar. Was bezweckt wurde, ist mir unklar; vielleicht war es nur auf eine Recognoscirung abgesehen, denn Hof war von baierischer Infanterie besetzt, und ein Ueberfall konnte unsererseits nicht beabsichtigt sein, da wir durch unser Plänkeln vor und in den Vorstädten, wo wir einige Gensdarmen aufhoben, die Besatzung in der Stadt alarmirt hatten.

Für mich war dies Plänkeln das erste Kriegsspiel, bei dem ich mitwirken durfte. Mit einem der Kosaken, die unserer Schaar zugetheilt waren, zog ich zum Recognosciren in der nach Böhmen zu gelegenen Vorstadt umher. Zu der Kriegserfahrung meines graubärtigen Begleiters, eines schon älteren decorirten Mannes, hatte ich unbedingtes Vertrauen, da in seiner Haltung Muth und Entschlossenheit sich ausprägten. Beides wohnte ihm jedenfalls in größerem Maaße bei als Umsicht und Klugheit, wie ich bald mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Kaum waren wir Beide nämlich dem von baierischen Schützen besetzten Stadtthore näher gekommen, als diese mit einem lebhaften Feuer die mit Bäumen besetzte Heerstraße bestrichen.

Um mich dem Feuer nicht unnöthig auszusetzen, hielt ich mich auf dem Fußpfade, durch die Baumreihe gedeckt. Mein Kriegsgefährte schien dies als Furchtsamkeit auszulegen, oder er wollte dem neunzehnjährigen Adepten der Kriegskunst ein eindringliches Beispiel von Todesverachtung geben, oder aber er beurtheilte die Schußweite unrichtig. Genug er ritt nicht nur in die Mitte der Heerstraße, also recht eigentlich in die Schußlinie hinein, sondern machte auch von Zeit zu Zeit gegen das Thor Front und schwenkte höhnend und herausfordernd seine Lanze gegen die Feinde. Auf meine abmahnenden und bittenden Geberden achtete er nicht, ritt vielmehr in der Schußlinie in größter Gelassenheit eine ∞ und schien offenbar meiner Furcht zu spotten. Der Spaß dauerte indessen für ihn nicht lange, denn unter vielen Fehlschüssen traf ihn

eine Kugel in den Unterleib. Und nun begann für mich der bittere Ernst. Ich konnte den Alten, der so gute Kameradschaft mit mir gehalten, nicht im Stiche lassen. Da er unfähig war, sein Pferd zu lenken, und im Begriff, von demselben herabzusinken, so sprengte ich an ihn heran, hielt ihn aufrecht im Sattel und suchte mit meinem Pferde das seinige außerhalb der Schußlinie nach dem Fußpfade hin zu lenken. Hiermit verging einige Zeit, und hier hatte ich die erste Gelegenheit, die Musik des Kugelpfeifens zu hören. Doch blieb ich unverletzt, es gelang mir, meinen Kosaken in ein abwärts von der Straße gelegenes Haus der Vorstadt zu bringen, wo ich ihn der Pflege gutmüthiger Menschen übergab. Zwar wurde auch sofort chirurgische Hülfe aus der Stadt beschafft, allein die Wunde war tödtlich, und wie ich später vernommen, ist der Verwundete in Eger, wohin er gebracht wurde, verschieden.

Dieser Vorfall trug sich am 8. Juni zu; als ich Nachmittags zum Detachement zurückgekehrt war und meinen Rapport erstattet hatte, fand ich das Gerücht verbreitet, daß der Waffenstillstand geschlossen sei.

Daß damals der Rittmeister v. Kropf durch den Commandeur von Hof die erste Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes erhalten habe, ist später verschiedentlich erzählt worden, allein ich kann es nicht glauben. Eine solche Ankündigung ließe sich mit dem feindseligen Schießen vom Stadtthore aus nicht vereinigen; ebenso wenig kann von einer Eroberung der Vorstädte durch die Lützower die Rede sein. Die Vorstädte wurden überall nicht vertheidigt und das Scharmützel mit dem Kosaken deutet eben auch nicht auf Eroberung. An einen ernstlichen Angriff auf die von Infanterie vertheidigte Stadt war schon um deßwillen nicht zu denken, weil es zu solchem Unternehmen an Streitkräften gebrach.

Am 9. Juni kehrte das v. Kropf'sche Detachement nach Plauen zurück, und hier war es, wo wir Näheres darüber, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei, erfuhren. „Der Abschluß sei dem Major v. Lützow königlich sächsischerseits officiell angezeigt und ein sächsischer Marschcommissar sei abgesendet, um das Corps über die Elbe binnen gesetzter Frist zurückzugeleiten". Die Unmöglichkeit, laut Art. 10 des Waffenstillstandsinstruments, bis zum 12. Juni über die Elbe als Demarcationslinie zurückzugehen, war für unser Corps augenscheinlich. Auf dem nächsten Wege hatten wir mindestens dreißig Meilen zurückzulegen, bevor wir zur Elbe gelangten. An die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs während des Waffenstillstandes dachte wohl kein Lützower und fürchtete sie nicht. Der Schmerz und die Niedergeschlagenheit über die eingetretene Waffenruhe, die Allen als Vorbote eines schimpflichen Friedens galt, waren zu groß, als daß andere Empfindungen hätten aufkommen können. Als wir von Plauen abzogen, wurde durch Befehl des Commandeurs bekannt gemacht, daß wir uns auf dem Marsche wie in Freundes Land zu verhalten

hätten. Schon am folgenden Tage sollte ich Gelegenheit haben, im Sinne des Tagesbefehls auf Ordnung zu halten. Auf dem Marsche von Plauen nach Weida war ich von meiner die Nachhut bildenden Schwadron etwas zurückgeblieben, um den Sattelgurt fester zu schnallen. Indem ich der Schwadron nacheilte, stürzte ein Weib in fliegenden Haaren mir in den Weg und flehete um Hülfe; die Kosaken plünderten bei ihr und mißhandelten ihre Tochter. Ich erblickte denn auch zwei Kosakenpferde vor der Thüre des Bauernhauses angebunden, aus welcher mir Wehklagen entgegenschallte. Ich übergab der Frau mein Pferd zum Halten und eilte mit blankem Säbel in's Haus.

Hier fand ich denn zwei Kosaken im Ringen mit einem Mädchen begriffen; es schien den Kosaken bloß um's Plündern zu thun, denn sie hatten verschiedene Kleidungs- und Bettstücke ergriffen, die das Mädchen ihnen zu entreißen suchte. Einige derbe Hiebe mit flacher Klinge trieben die Kerle zum Hause hinaus; sie waren aber schneller zu Pferde als ich, und nur dem Scheuwerden meines Pferdes hatte ich es zu danken, daß nicht der eine Kosak mich mit seiner Lanze vom Pferde stach. Ich drückte zwar mein Pistol auf ihn ab, aber es versagte. Die Russen sprengten davon, ich ihnen nach, ohne sie erreichen zu können; sie waren mir bald aus dem Gesichte. Eine Anzeige beim Commandirenden führte zu keinem Resultat, weil ich die Uebelthäter aus ihrer Kosakengenossenschaft nicht herausfinden und recognosciren konnte. Ich erwähne hier dieses Vorfalls, weil in französischen Noten hin und wieder der Vorwurf ausgesprochen wurde, daß die Lützower sich auf ihrem Zuge im Rücken der Armee des Plünderns nicht enthalten hätten.

Von sonstigen Excessen auf unserem Marsch habe ich nie vernommen. Unsere Leute, ein oder der andere Uhlane ausgenommen, waren nüchtern und genügsam, und die Offiziere haben gewiß gegen unsere Führung nichts auszusetzen gehabt; jeder Kamerad würde als ein Ehrloser angesehen worden sein, der sich auf deutscher Erde das Plündern erlaubt hätte.

Von Weida ging der Marsch über Gera, Langenberg bei Zeitz vorbei nach Droißig. Um zu hindern, daß Einer der Unserigen etwa nach Zeitz hineinritt, stand ich während des Vorübermarsches auf dem Wege zur Stadt Posten und habe damals Gelegenheit gehabt, die freundlichsten Worte mit denen zu wechseln, die sich andern Tages so feindlich erwiesen.

Am 17. Juni brachen wir bei Zeiten auf und kamen Nachmittags nach Kitzen am Flößgraben. Wir verließen auf die Anzeige eines feindlichen Offiziers, daß fremde Truppen das Dorf Kitzen besetzen würden, den Ort, stellten uns gegen Leipzig vor demselben escadronweise auf und fütterten. Unsere Offiziere waren zum Theil während des Fütterns nach dem nahen Lützen gegangen, um das Schlachtfeld, wahrscheinlich das von Groß-Görschen, in Augenschein zu nehmen. Kaum waren diese zurückgekehrt, als feindliche

Truppentheile gegen unsere Stellung von Weißenfels her vorzurücken schienen. Um diese Zeit war es, als der Major Lützow den Rittmeister v. Kropf mit einem Trompeter als Parlamentär absendete, um nähere Aufklärung über Absicht und Zweck der feindlichen Bewegungen zu erhalten. Die Antwort war: die Division Fournier unter Oberbefehl des Herzogs von Padua, Marschalls Arrighi, habe Ordre uns auf unserem Marsche an die Demarcationslinie zu folgen und zu beobachten. Feindliches werde nicht beabsichtigt.

Wahrscheinlich argwohnte Lützow, als v. Kropf die Botschaft brachte, daß der Feind Arges gegen uns im Schilde führe. War solches der Fall, warum verschaffte er sich nicht auf der Stelle Gewißheit und suchte durch einen kühnen Angriff die bald folgende Katastrophe abzuwenden? Freilich würden wir bei der überlegenen Zahl der Feinde einen großen Verlust erlitten haben, allein das Corps würde nicht verachtet worden sein und würde durch eine glänzende Waffenthat seine militärische Ehre haben wahren können. Die ebene Fläche vor uns, die Frische unserer durch lange Märsche nicht ermüdeten Leute und Pferde, der Umstand, daß der Feind eben erst in der Auf- und Umstellung begriffen war, Alles versprach einen günstigen Erfolg für den Angriff, wenn er unvermuthet und wohlgeordnet ausgeführt werden konnte. Lützow zog es vor, sich und die Seinigen gebunden dem Feinde zu überliefern. Bevor wir auf der Straße von Leipzig abschwenkten, wurde anbefohlen, daß wir bei einem etwaigen Zusammentreffen mit dem uns folgenden Feinde uns jeder feindseligen Handlung zu enthalten hätten, im Falle gegnerischerseits Neckereien vorfallen möchten, sollten wir bei unseren Offizieren um Genugthuung nachsuchen, aber sie unter keiner Bedingung erwiedern. Der zweiten Schwadron wurde die Ehre der Nachhut zu Theil, weil Lützow voraussetzen durfte, daß die gebildeten jungen Leute dieser Schwadron, weniger empfindlich sein und etwaiger Ungebühr mit Gleichmuth begegnen würden.

Beim Abmarsch stimmten wir ein Kriegslied an, das mir wie Ironie erklang und mich mit Mißmuth erfüllte. Wohl keiner der Unsrigen war ohne Sorge und voll Bangen ob dessen, das da kommen würde; es lag etwas Unheilschwangeres in der Luft, obschon es ein heiterer Sommertag gewesen war.

In Voraussicht eines Nachtmarsches hatte ich meinen verkürzten Neustädter Mantel umgethan; meine Kopfbedeckung bestand in einer rothwollenen Mütze. — Mein Czako war schon vor vierzehn Tagen durch meinen wilden Ukräner zertreten worden. — Mütze wie Mantel wurden Verderber und Retter.

Gegen 9 Uhr Abends kam die Spitze unserer Schwadron, — Kosaken und Uhlanen bildeten die Vorhut, dann folgten die beiden andern Schwadronen, die zweite schloß den Zug — im Dorfe Klein-Schkorlop an. Um diese Stunde der Dämmerung hörte ich einen Schuß, den ich für einen Kanonenschuß hielt, gleich darauf Waffengeklirr. Im ersten Augenblicke nahm ich den Zusammen-

Roß für einen vereinzelten Streit einiger der Unsrigen mit den feindlichen Reitern, die, wie wir sehen konnten, uns gefolgt waren. Sofort wurde ich eines Schlimmeren belehrt. Denn es sprengte eine Rotte würtembergischer Dragoner über den Seitengraben des Weges auf unseren Zug, der einer der letzten war, mit dem Ausruf ein: nehmt Pardon! Gleichzeitig kam unser Rittmeister v. Aschenbach von der Tête herangaloppirt und rief, indem er absaß, unserem Zuge zu: Abgesessen in des Königs Namen!

Ich weiß nicht zu sagen, was mich in dem Augenblicke mehr empörte, der Angriff der Würtemberger oder der Angstruf des Rittmeisters. Aber mich erfaßte ein nicht zu bezähmender Ingrimm. Mit den Worten: das thut ein H—t wie Sie! spornte ich mein träges Roß gegen die Angreifer, in der frivolen Hoffnung, mich durchzuschlagen. Mit meinem Ukräner wäre es mir wol gelungen, denn dessen Anprall konnte kein deutsches Pferd widerstehen und die Dunkelheit sowie des Pferdes Schnelligkeit würde mich der Verfolgung entzogen haben.

Mein Rappe ließ mich aber gänzlich im Stich. Einige feindliche Säbelhiebe um den Kopf verblüfften ihn so, daß ich ihn nicht von der Stelle vorwärts bringen konnte; dazu kam, daß ein Säbelhieb mir die linke Hand im Gelenk schwer verletzte; ich wurde nun von den Kameraden, die inzwischen abgesessen waren und sich ergeben hatten, abgedrängt. Im Kampfe der Verzweiflung, meine Linke abgehauen wähnend, wehrte ich mich meiner Haut, aber den Rücken vermochte ich nicht zu decken, diesen bearbeiteten die Dragoner in einer Weise, von welcher der zerfetzte Mantel ein Zeugniß ablegte, welches mehr zum Beleg ihrer Schlagfertigkeit diente, als daß es für kunstmäßiges Fechten sprach. Nur wenige Hiebe und Stiche hatten den Leib getroffen, desto mehrere den Mantel. Ein mitleidiger Dragoner machte endlich dem „Hacken" ein Ende, indem er mich durch einen Hieb auf den Hinterkopf und einen Stich durch das rechte Schulterblatt vom Pferde zu Boden streckte. So endete ein vollkommen zweckloser Widerstand, der sich aus der dem wahrhaft Tapfern inwohnenden Todesverachtung, die im Leben eines Besiegten keinen Reiz erkennt, weniger erklären läßt, als vielmehr durch den Grimm, der einen mit großer Körperstärke ausgestatteten Jüngling packte, als er den plötzlichen Angriff gleichsam für eine persönliche Beleidigung, das unglückliche Commandowort „abgesessen!" für eine Ehrlosigkeit nahm.

Ich weiß nicht, wie lange ich in bewußtloser Betäubung gelegen habe, doch kann es nicht sehr lange gewesen sein, denn, wieder zu mir kommend und mich aufrichtend nahm ich in der Dunkelheit, die inzwischen eingebrochen war, verlassene Pferde wahr. Aus Wunden blutend, deren Zahl und Beschaffenheit ich nicht kannte, und durch den Blutverlust geschwächt, hielt ich mein Lebensende nahe. Dennoch konnte ich mich einer kindischen Freude nicht erwehren,

als ich in meiner krampfhaft geballten Faust noch meinen Säbel fühlte. Dunkel erinnerte ich mich des im Kampfe gehörten feindlichen Zurufs: „schmeiß den Säbel weg, Hund!“ und meine erste Thätigkeit bestand darin, den Säbel feindlichen Nachforschungen zu entziehen. Mehr kriechend als gehend, schleppte ich mich durch eine halb offene Pforte in einen Garten, wo ich den Säbel unter einem Baume verscharrte. Der Garten gehörte zur Schenke „das Lämmchen“ in Klein-Schkorlop, und es ist unrichtig, wenn der Ueberfall nach dem Dorfe Kitzen benannt wird. Der Abmarsch des Lützow'schen Corps fand allerdings vor Kitzen statt, allein der völkerrechtswidrige Angriff geschah vor und in Klein-Schkorlop, auf der nach Leipzig führenden Straße. Nachdem ich von den Bewohnern der Schenke gutmüthig in's Haus aufgenommen worden war und aus sieben Wunden blutend dem Tode entgegensah, war ich nicht ohne Leidensgefährten. Storch aus Liegnitz und Otto v. Wülfenitz aus Berlin, beide Kameraden der zweiten Schwadron, waren gleichfalls verwundet, Storch durch einen schweren Gesichtshieb, Wülfenitz durch einen Hieb in die Hand, auch sie hatten Zuflucht in der Schenke gesucht und gefunden. Wir harrten hier dem Tage und ärztlicher Hülfe entgegen. Da unser Zufluchtsort abgelegen von der Straße war, so wurden wir von Feinden nicht belästigt; noch spät in der Nacht fand sich Lützow mit mehreren Offizieren ein; er sprach uns Muth und Trost zu. Wie ich ihn verstand, war er vom Pferde gerissen worden und hatte sich in der allgemeinen Verwirrung davon gemacht. Lützow mit seinen Gefährten verließ uns bald, es ist bekannt, daß er glücklich durch den Harz über die Elbe entkommen ist. Die unsere Avantgarde bildenden Kosaken und Uhlanen hatten gleich beim ersten Waffenlärm das Weite gesucht und kamen glücklich über die Elbe.

Von einem Barbier wurde am andern Morgen ein nothdürftiger Verband um die Hauptwunden der drei Verwundeten angelegt. Durch einen Kameraden von der ersten Schwadron Namens Lorenz, der Angehörige in Zeitz besaß und vernommen hatte, daß daselbst keine feindlichen Truppen sich befänden, geleitet, gelangten wir auf einem Bauer-Karren nach Zeitz. Storch und ich, von Allem entblößt, außer der zerfetzten Uniform, die wir auf dem Leibe trugen, fanden die liebreichste Aufnahme bei den Kupferschmidt Wagner'schen Eheleuten, die uns das beste Zimmer ihres Hauses einräumten und uns wie eigene Kinder sorgsam pflegten, so daß wir nach einem Zeitraum von zwei Wochen so weit von unsern Wunden hergestellt waren, daß wir ein Entkommen über die böhmische Grenze vorbereiten konnten. Allein durch einen französischen Spion, den deutschen Domherren v. d. Pfordten wurde unser Plan vereitelt, unsere Anwesenheit in Zeitz den französischen Behörden verrathen und Storch, Wülfenitz und ich als Kriegs-Gefangene nach Leipzig abgeführt. In einem französischen Offizier-Lazareth untergebracht, verblieben wir nur einige Tage in

Leipzig, wo wir noch mit einem gleichfalls verwundeten Kameraden Winkler aus Halle im Lazareth zusammentrafen, dann transportirte man uns als Reconvalescenten auf der großen Heerstraße nach Mainz zu. Den verwundeten Lützowern ließen die französischen Transporteurs es nicht entgelten, daß Napoleon sie Brigands gescholten hatte; wir wurden auf dem Marsche gut verpflegt, aber auf das Strengste bewacht. Wir wußten, daß der Tod denjenigen von uns erwartete, dessen beabsichtigte Befreiung mißlang. — In Buttelstedt vor Erfurt erzählte man uns, daß zwei Lützower Kameraden, die einige Wochen vorher einen Fluchtversuch gemacht hatten, auf der Stelle erschossen worden wären. Dies hinderte nicht auf Befreiung zu sinnen.

In Gelnhausen fand sich endlich die günstige Gelegenheit zu entkommen. Wir hielten daselbst Rasttag und Abends 10 Uhr schlüpften Winkler und ich aus der Stadt. Wir schlugen den Weg durch die Wälder nach dem Main zu, durch den Odenwald auf Heidelberg ein. Nachts beherbergten uns Landleute, denen wir uns entdeckten, und die uns auf Schleichwegen führten, wo wir den spähenden Landdragonern entgingen. In Heidelberg wurden von Befreundeten Geldmittel und Paß beschafft. Ueber Würzburg und Erlangen kamen wir vor Aufkündigung des Waffenstillstandes bei Roßhaupt über die böhmische Grenze. Prag, Breslau waren die Etappen, um zur Nord-Armee jenseits Berlin zu gelangen. Dahin richtete ich meine Schritte. Die Auflösung des Lützow'schen Corps, wenigstens der Reiterei, veranlaßte mich dem Wunsche meines Vaters nachzukommen und unter den Fahnen des Landesherrn, der inzwischen sich für die deutsche Sache erklärt hatte, zu kämpfen. Wir waren damals sieben Brüder, fünf in schwedischen und zwei in östreichischen Diensten, die gegen Frankreich zu Felde zogen.

Am 5. September 1813 langte ich im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu Rabenstein an und erhielt in der Voraussetzung, daß ich bei der schwedisch-pommerschen reitenden Legion als Freiwilliger eintreten würde, ein Pferd zu meinem Gebrauch von dem Commandirenden der Legion dem Rittmeister von Quistorp. Ich suchte nun am 6. September meinen Bruder Wilhelm, der zwei Batterien reitender schwedischer Cavallerie commandirte, auf, um an seiner Seite die Feinde niederschmettern zu sehen; denn die Schlacht bei Dennewitz hatte schon am Vormittage, als ich bei meinem Bruder eintraf, begonnen, aber erst Nachmittags 4 Uhr durfte mein Bruder zum Angriff vorrücken.

Als mir der Wunsch, bei meinem Bruder zu bleiben, von Seiten des schwedischen Generals Adlercreuz versagt wurde, ritt ich auf den linken Flügel des preußischen Heeres nach Rohrbeck zu, suchte hier Gelegenheit, meine Revanche an den Franzosen zu nehmen, und fand sie. Mit zwei Schwadronen des zweiten westpreußischen Dragonerregiments, commandirt vom Major

Grafen Kameke war ich bei einem Carréeangriff thätig, dessen Resultat die Eroberung einer Kanone war. Einem ostpreußischen Landwehrbataillon, das im Weichen begriffen war, konnte ich die Nachricht von dem Vorrücken der schwedischen Armee bringen und es zum Standhalten bewegen.

Ich hatte nun vollen Ersatz für die mir von den Franzosen angethane Schmach und schwelgte in Siegesfreude. Das Nähere gehört nicht hierher."

[Dieser kurze Bericht über die Theilnahme des Verewigten an der Schlacht von Dennewitz kann durch einen Privatbrief desselben an einen Freund ergänzt werden, in welchem er ausführlicher erzählt. Die betreffenden Sätze des Briefes werden hier abgedruckt.

„Ich kam am 5. September 1813 aus der französischen Gefangenschaft als Lützow'scher Ranzionirter im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden bei der Nordarmee an, meldete mich bei dem Führer der schwedisch-pommerschen reitenden Volontairlegion, Rittmeister von Quistorp, und bot ihm, wie ich war, abgerissen, fast entblößt und leidend von den Wunden, die ich bei dem Ueberfall von Kitzen erhalten, meine Dienste an, wenn er mir sofort ein Pferd geben wollte, damit ich vor der bevorstehenden Schlacht meinen Bruder Wilhelm aufsuchen könnte, welcher zwei schwedische reitende Artilleriebatterien commandirte. Denn ich hatte die muthmaßliche Auflösung des Lützow'schen Freicorps in Erfahrung gebracht, und der herrschende Gedanke meines empörten Gemüthes war, unsere Niederlage bei Kitzen an den Franzosen zu rächen, es sei, wie es sei, am liebsten durch Artillerie. Quistorp gab mir Pferde und Wagen. Ich suchte meinen Bruder und fand ihn am 6. September 1813 vor dem Dorfe Gölsdorf."

„Aber mein Wunsch, bei den Batterien des Bruders die Schlacht mitzumachen, wurde mir durch den herbeikommenden Generaladjutanten Grafen Adlercreuz nicht erfüllt, ich wurde von meinen Rächern, den Feuerschlünden, abgewiesen, und konnte nicht mehr hoffen, Quistorp und seine Schaar aufzufinden, so stand mir jetzt das ganze Schlachtfeld von Dennewitz offen. Ich ritt auf den linken Flügel des preußischen Heeres nach Rohrbeck zu; er war gerade damals hart bedrängt. Die Schlacht wogte heftig. Dort traf ich auf den Major Graf Kameke, welcher mit zwei Schwadronen des zweiten westpreußischen Dragonerregiments außerhalb Schußweite hielt. Ich bat um Erlaubniß, mich anzuschließen. Dies gestattete er, verbarg mir aber nicht, daß Mannschaft und Pferde sehr ermüdet wären, und daß es für ihn und seine Leute wohl nichts mehr zu thun geben werde. Mir war das ein Donnerschlag. Ich bat ihn, durch einen Angriff auf die uns gegenüberstehende Infanterie den Bataillonen der Preußen zu Hülfe zu kommen. Da wies er mich selbst auf das zunächst stehende Bataillon ostpreußischer Infanterie, welches in

Verwirrung gekommen war. Ich flog dorthin, nahm dem Fähnrich die Fahne und drohte, diese in Sicherheit zu bringen, wenn das Bataillon, das arg vom feindlichen Feuer litt, zurückweiche. Die Offiziere halfen und haranguirten die Leute, das Bataillon stellte sich in Front, aber Alles schrie, die Dragoner, von denen ich gekommen sei, sollten angreifen, das würde auch ihnen helfen. Die Leute hatten Recht; ich eilte zu meinen westpreußischen Dragonern zurück, rapportirte, was gelungen war, aber auch die Bestellung der „Dreckpatscher" an „Heynich" (der Infanterie an die Dragoner). Die Offiziere, ich erinnere mich noch zweier, des Rittmeisters von Spitznas und des Lieutenants von Witzleben, denen die Subordination verbot, ihre Meinung zu äußern, ermunterten mich, in den Major zu dringen. Der Major fragte, ob sie glaubten, daß der Angriff gelingen könne. Offiziere und Mannschaft riefen Ja, und es wurde zum Angriff geblasen. Der Ausgang war glänzend; v. Witzleben und ich waren die Ersten im Carrée; 400 Gefangene und eine Kanone waren das Resultat. Ich hatte meine Satisfaction und ritt darauf nach Hause, das heißt nach Jüterbogk, wo in der Nacht das Hauptquartier campirte."

„Am 7ten früh hatten mich zwei Offiziere von den beiden Escadrons der westpreußischen Dragoner im Hauptquartier dem Feldmarschall Grafen Stedingk gemeldet. Stedingk ließ mich zur Tafel laden und frug mich über den Hergang aus. Ich mußte ihm versprechen, bei den Schweden Dienst zu nehmen, Quistorp erhielt den Auftrag vom Commandeur des zweiten westpreußischen Dragonerregiments, v. Treskow, amtlichen Bericht zu erbitten." *)]

„Nach der Schlacht wurde ich Offizier bei dem Möreerschen Husarenregiment, zog mit der Nordarmee nach Holstein, wurde aber im Januar 1814 in Kiel beurlaubt, um die wieder aufgebrochene Kopf- und Brustwunde heilen zu können. In einem milderen Klima suchte ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit, indem ich nach Heidelberg ging und daselbst meine juristischen Studien fortsetzte. Hier war es, wo ich am 22. Mai 1814 meine aus der

*) Dieser Bericht liegt dem Unterzeichneten vor. Er enthält den Rapport des Grafen Kameke und meldet, daß v. Mühlenfels während der Schlacht zu ihm gestoßen sei, sich in der Attake sehr distinguirt habe, als einer der Vordersten in den Feind eingedrungen sei, und sich dort befunden habe, wo derselbe am meisten Widerstand leistete; dann fährt der Bericht folgendermaßen fort: „Auch nach der Attaque, als ich die Escadrons rangiren ließ, schlug er mir noch vor, einen neuen Angriff auf die vor uns stehende, durch ein Cavalerieregiment und mehrere Infanterie gedeckte Batterie zu machen, welches nun freilich nicht thunlich war, doch von seiner Bravour zeugte." — Ein zweites Zeugniß des Rittmeisters Ernst v. Quistorp bescheinigt „auf Grund vorliegender Atteste, daß Mühlenfels ein weichendes preußisches Bataillon dadurch zum Frontmachen bewog, daß er dem Fähnrich die Fahne entriß und so gegen den Feind andrang."
G. Freytag.

französischen Gefangenschaft wieder zurückkehrenden Kameraden des Lützow'schen Corps wieder traf. Ihr Weg führte sie über Heidelberg; Einer von ihnen, Kruckman, ein Mecklenburger, von dessen Seite ich beim Ueberfall abgedrängt worden war und der mich unter den feindlichen Streichen hatte erliegen sehen, redete mich als einen Bruder seines gebliebenen Kameraden Mühlenfels an und erstaunte nicht wenig, als ich mich als seinen wieder erstandenen Kameraden zu erkennen gab. Der Jubel war groß, als ich mit ihm zu den übrigen Kameraden ging und dieselbe Erkennungsscene sich wiederholte. Die Meisten waren Augenzeugen meines Kampfes mit den Dragonern gewesen und hatten mich fallen gesehen. Nachts war von den würtembergischen Dragonern meine rothe Mütze auch noch als Wahrzeichen den gefangenen Kameraden mit den Worten gezeigt: dem, der die rothe Mütze getragen, hätten sie seine Naseweisheit eingetränkt, der habe sein Theil.

Die Schilderungen, welche die Lützower von der in der französischen Gefangenschaft erlittenen Behandlung machten, ließen es mich tief empfinden, wie viel glücklicher ich gewesen war, der Gefangenschaft zu entgehen. Ueber Mainz waren sie im Juli 1813 bis Nancy geführt; waren im August über Lyon durch Savoyen nach Turin transportirt und am 3. September in der Festung Fenestrelles angekommen. Im November 1813 waren sie von Fenestrelles wieder weg in die Dauphiné geführt und hatten hier und in der Provence den Winter verbracht. Erst im April waren sie von Grenoble nach Genf in Folge des Pariser Friedens als Befreite gegangen und kamen nun unmuthig, zum Theil mit zerrütteter Gesundheit, in die Heimath, nachdem von ihnen als Opfern des Kriegsglückes so wenig hatte gethan werden können."

Soweit die Erzählung des tapfern Mannes. Wie der Aufgang seines Lebens wild und ungewöhnlich gewesen war, ebenso ungewöhnlich und reich an Abenteuern sollte seine nächste Zukunft werden, leider ohne die Erhebung, welche trotz der Wunden und Gefahren im Kriege seine Kraft so hoch gespannt hatte. Denn mit nicht wenigen der besten Patrioten erfuhr er das Unglück, in den nächsten Jahren einer schwächlichen und argwöhnischen Reaction für staatsgefährlich zu erscheinen.

Dieser Theil seines Lebens verdient eine besondere Behandlung in einem spätern Hefte.

Er war eine der charakteristischen Gestalten aus der Zeit aufsteigender Volkskraft, von stattlichem Körper und außergewöhnlicher Muskelkraft, von einer großen Gewalt des Willens bei allen Aufgaben seines Lebens, welche ihn erwärmten und hoben; voll von leidenschaftlicher Begeisterung für die Idee des Vaterlandes, der gewaltigsten Lebensäußerungen fähig.

Die rechtliche Begründung unserer Reform mit ihren wichtigsten Folgen.

Nebenbei die Beleuchtung eines ungerechten Angriffs von Karl Welcker. Frankfurt bei Sauerländer 1861.

Die Blicke der Deutschen richten sich wieder, mehr als es seit langer Zeit geschehen war, auf Baden. Diplomatische und parlamentarische Actenstücke aus Karlsruhe schmücken, zuweilen an ausgezeichneter Stelle, die Spalten nordischer Zeitungen, die sonst nicht gewohnt sind, den Vorgängen im Süden ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Eröffnungsrede, Adressen beider Kammern, Erklärungen Badens am Bundestage werden abgedruckt, gleichsam den Regierungen und den Ständen anderer deutscher Länder zur Nachahmung empfohlen.

Das Verfassungsleben in Baden ist verhältnißmäßig alt, liberale Regierungen sind dort auch schon da gewesen; aber neu ist bei der heutigen Entwickelung, neu, nicht allein für Baden, daß die Kammern nicht treiben, sondern folgen, daß die Regierung nicht nachgibt, sondern leitet. —

Die badische Verfassung datirt von 1818, der erste Landtag von 1819. Das erste Zerwürfniß zwischen Regierung und Ständen ist fast eben so alt, es entstand durch die Weigerung der Kammer, den Aufwand für das Militär in der von der Regierung geforderten Höhe zu bewilligen. An der Forderung von etwas über eine Million (jetzt werden über 2 Millionen bewilligt) strich die Kammer von 1821 den Betrag von 50,000 Gl. Es folgte Auflösung, Reaction, Octroyirung, servile Kammern; zehn Jahre waren für den Fortschritt verloren.

Das Jahr 1830 brachte einen Thronwechsel, und, nach der französischen Julirevolution, liberale Wahlen, ein Ministerium Winter, streng büreaukratisch, bürgerfreundlich, constitutionell, doch nicht in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die Namen, welche aus der Wahlurne von 1830 hervorgingen, jagten dem correcten Beamten und dem ruhigen Bürger nicht geringern Schrecken ein als die Namen vom 6. December 1861 manchem ängstlichen Gemüthe in Preußen. Und doch ließ sich mit den

Ständen von 1831 nicht nur ganz gut regieren, sondern es kamen auch treffliche Gesetze zu Stande, ein Gemeindegesetz, Ablösung der Frohnden, der Feudallasten, der Zehnten, sogar ein Preßgesetz ohne vorbeugende Censur! Die Verfassung von 1818 wurde von den Flecken der zwanziger Jahre gesäubert und in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt. Die liberale Kammer bewilligte ein weit höheres Militär-Budget als ihre Vorgängerin von 1821, aber sie brachte dafür auch Besseres mit nach Hause.

Was 1831 begonnen war, wurde zum Theil erst 1833 vollendet; inzwischen erhob sich abermals die Reaction, diesmal nicht von der Regierung, sondern vom Bundestage. Er vernichtete das Preßgesetz, erhörte die Klagen der Standes- und Grundherrn gegen die Ablösungen, schüchterte den Regenten ein, kostete dem guten Minister Winter das Leben, und brachte das reactionäre Ministerium Blittersdorff an das Ruder. Die Fehde zwischen diesem Minister und den Ständen entbrannte und zog sich auch nach seinem Rücktritte hin bis 1846. Zweimal griff die Regierung zu dem Mittel der Kammerauflösung, beide Male bekam es ihr schlecht. Die Neuwahlen verstärkten 1842 und 1846 die linke Seite des Hauses, obgleich bei dem Wahlkampfe von 1846 die Regierung sogar mit den Ultramontanen sich verbündet hatte! Schon 1843 war der fünfundzwanzigste Jahrestag der Verfassung mit einer Theilnahme und Begeisterung gefeiert worden, welche keine Zweifel ließ, daß das Volk entschlossen sei, diese Errungenschaft festzuhalten.

Blittersdorff war abgetreten; es folgte das milde Ministerium Bekk, das schwere Jahr 1848, in welchem die Kammer fest zur Regierung stand. Keine constituirende Versammlung, keine Verfassungsrevision wurde zugelassen. Der Aufstand von 1849 stürzte nicht nur die Regierung, sondern vertrieb auch die Kammern. Preußische und Reichstruppen stellten beide wieder her. Bald darauf gelangte, in jugendlichem Alter, Großherzog Friedrich zur Regierung. Gleichzeitig erhoben in der oberrheinischen Kirchenprovinz die Bischöfe den Streit gegen die Landesherren über die Stellung und die Rechte der katholischen Kirche im Staate. Das damalige Ministerium bestieg anfänglich das hohe Roß der politisch-polizeilichen Staatsraison, fiel bald herunter auf den Boden der Scene von Olmütz, auf welchem es die regierungstreuen Geistlichen dem Erzbischofe zur Bestrafung auslieferte, verhandelte Jahre lang mit Rom über einen Vertrag (Concordate schließt Rom nur mit katholischen Fürsten), dessen Inhalt die Dynastie wie das Volk gleichmäßig erschreckte. Der Kirchenstreit hatte für Baden das Gute, daß er die erschlafften Gemüther wieder zur Theilnahme an öffentlichen Dingen anregte. Man wendete sich an die Kammern. Diese lieferten zunächst dem Ministerium tüchtige Kräfte, Lamey und Stabel an die Stelle der früheren Mittelmäßigkeiten, und dann die nöthige

Hülfe zur Beseitigung des Vertrags mit Rom und zur Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat auf dem Wege der Gesetzgebung. Manche Reformen im Innern, Organisation der Justiz und Theilnahme der Bürger an der Bezirksverwaltung, freie Bewegung in Gewerbe und Handel, früher vorbereitet, werden jetzt ihrer Vollendung entgegengeführt.

Aber was helfen dem Einzelstaate gute Gesetze und ein zufriedenes Volk, wenn er jedem Angriffe von außen schutzlos preisgegeben ist, weil das Ganze desorganisirt und deshalb außer Stande ist, sich und seine Glieder zu schützen! Die deutsche Frage trat in den Vordergrund und Herr von Roggenbach in das Ministerium. Er ließ nicht die Gegner seiner Politik an den einflußreichsten Stellen in dem Ministerium und bei den Gesandtschaften, wie dies in Preußen nun schon drei Jahre geschieht, sondern umgab sich mit tüchtigen befreundeten Kräften. Er gab seine deutsche Politik offen dem Urtheile des Landes hin, und das Land antwortete durch dreimalige Erwählung des Ministers zum Abgeordneten, beide Kammern sagten ihm in ihren Adressen einmüthige Unterstützung zu.

Aus der Geschichte des Verfassungslebens in Baden kann man Verschiedenes lernen. Einmal, daß eine Regierung bei gutem Gewissen eine liberale Kammer nicht zu scheuen hat. Zweitens, daß eine Regierung auf schlechten Wegen durch eine Kammerauflösung nicht stärker wird. Drittens, daß eine Fortschrittspartei, wenn sie am Militärbudget rücksichtslos streicht, dem Lande großen Schaden thun kann. Viertens endlich, daß ein Regent, welcher schlechte Minister los werden und zu einer bessern Politik übergehen will, bei dem Volke und den Ständen, wenn er sich rechtzeitig und nicht zu spät an dieselben wendet, Männer und Mittel findet, die ihm helfen. —

Doch nicht eben um dies zu sagen, haben wir das Verfassungsleben in Baden flüchtig skizzirt, sondern um die Berechtigung des Verfassers der an der Spitze genannten Schrift, über die deutsche Frage in Baden das Wort zu ergreifen, den ferner Stehenden deutlich zu machen. An allen angedeuteten Vorgängen des öffentlichen Lebens hat Karl Welcker einen lebhaften, hervorragenden Antheil genommen, das erste und das letzte Jahrzehnt außerhalb, die mittleren zwanzig Jahre innerhalb der Kammer. In Bonn mit E. M. Arndt von dem Minister Kamptz als Demagog abgesetzt, folgte K. Th. Welcker dem Rufe an die Universität Freiburg. Im Jahre 1831 in die Kammer gewählt, kündigte er seinen beiden Feinden, die er bisher in Büchern und Zeitschriften bekämpft hatte, auf dem redefreien parlamentarischen Felde in damals berühmt gewordenen Motionen den Krieg an. Die beiden Feinde waren die Censur und der Bundestag. Der eine, die Censur, erlag seinen Streichen gleich im ersten Landtag, aber der andere, der Bundestag, richtete sie wieder auf und erwies sich für Welcker wie für die Regierung zu stark. Rotteck und

Welcker mußten 1833 ihr Lehramt in Freiburg niederlegen und in den Ruhestand treten. Die Machthaber hatten einen Streich geführt, der mit zehnfacher Wucht auf sie zurückfiel. Denn die beiden gelehrten Vorkämpfer des Rechtsstaats und der bürgerlichen Freiheit blieben in der Kammer, gewannen aber außerdem Muße, das Staatslexikon herauszugeben, welches schon dem Namen der Herausgeber eine große Verbreitung im Süden, besonders auch in Oestreich, verdankte. Nach Rottecks frühzeitigem Tode setzte Welcker allein das große Werk fort, welches zehn Jahre hindurch, bis 1843, das Metternich'sche System, die Karlsbader Beschlüsse und ihre lieblichen Früchte nachdrücklich bekämpfte. Nach Beendigung der ersten Auflage brachte Welcker die „Wichtigen Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation", darin die bis dahin geheimen Karlsbader Protokolle und die Wiener Conferenzbeschlüsse von 1834. Die Wirkung dieser Enthüllungen war eine mächtige und trug wesentlich dazu bei, gegen die Bewegung der vierziger Jahre das System in die Defensive zu treiben, welcher es 1848 erlag, um sich später noch einmal zu erheben, aber ohne Schwung und Lebenskraft dahinsiechend. Welcker hatte das Vergnügen, als badischer Gesandter die letzten Augenblicke des Bundestags mit zu erleben. Seine beiden Feinde, Censur und Bundestag, waren ihm geraubt, und es entstand die Frage: was nun? Welcker scheint längere Zeit eine bestimmte Antwort auf diese Frage nicht gefunden, und zwischen dem geliebten Oestreich, das nichts sagte, und dem geschätzten Preußen, das nichts that, hin und her geschwankt zu haben. Bei der Oberhauptsfrage war er anfänglich für den Turnus: Oestreich und Preußen sollten abwechselnd das Regiment über Deutschland führen. Als die Kremsierer Verfassung erschien, erblickte Welker darin eine förmliche Lossagung Oestreichs von Preußen und wollte nun ein preußisches Oberhaupt. Sein Antrag kam unvorbereitet und wurde abgelehnt. Oestreich aber erklärte, man habe es mißverstanden. Zum Glücke wurde Welcker von dem Reichsverweser zu diplomatischen Missionen nach Stockholm und Wien verwendet, und dem unerquicklichen Zustande in Frankfurt zeitweise entrückt. Die Wiedereinsetzung des Bundestags gab ihm seinen Feind wieder und was seither vorging, hat seine deutsche Politik geklärt und festgestellt. In der vorliegenden Schrift beweist Welcker denen, die es noch nicht wissen, daß Oestreich sich von dem erstrebten deutschen staatsrechtlichen Bundesverein unwiderruflich losgesagt hat, und daß nun eine solche staatsrechtliche, schützende und einigende Verbindung für uns übrige Deutsche vollends ganz unentbehrlich und dringend geworden ist. Er gesteht, über jene Absonderung der Deutsch-Oestreicher von unserm deutschen Bundesstaat selbst von Schmerz tief durchdrungen und von Bedenken gegen dieselbe erfüllt gewesen zu sein — so lange ihre rechtliche Unvermeidlichkeit nicht absolut klar war. Jetzt aber billige er die entschiedene

Erklärung zu Gunsten der preußischen Vorstandschaft, mit Vorbehalt der zulässigen Fortdauer, ja der Erweiterung des bisherigen Bundesverhältnisses zwischen Deutschland und Oestreich. In Beziehung auf die nothwendige Reform selbst sagt uns Welcker, was zu wenig wäre, nämlich die kleinen Würzburger Hausmittelchen, — dann wieder, was zu viel wäre, nämlich der straffe Einheitsstaat, mit oder ohne monarchische Spitze. Das Richtige zu finden, weder zu wenig, noch zu viel, — das überläßt Welcker der Nationalvertretung; er sagt nicht genau, was er selbst für das Richtige hält. Aus dem Ganzen geht übrigens hervor, daß Welcker nicht mehr verlangen würde als was jetzt in Baden Regierung und Stände zu erstreben erklärt haben: einheitliche militärische und diplomatische Leitung. Wir vermissen ungern eine Formulirung der Reformvorschläge Welckers, und wünschen, daß er bei einer nächsten Gelegenheit die Lücke ausfülle, nachdem nunmehr Herr v. Beust die seinigen, die Welcker ohne Zweifel unter den Abschnitt von „Zu Wenig" verweisen wird, der Nation zur Prüfung vorgelegt hat. Dagegen stellt Welcker an Preußen die bestimmte Forderung, den Bundesstaat zu Stande zu bringen und zu diesem Zwecke den widerstrebenden deutschen Fürsten die Erklärung zu geben, mit welcher der Staatskanzler in Wien 1815 die Bevollmächtigten von Baiern, Würtemberg und Baden überraschte. Diesen Herren war schon die Bundesacte eine zu lästige Beschränkung ihrer Souverainetät, sie hatten daher vorgezogen, in gar keinen Bund einzutreten, nicht einmal in den deutschen. Fürst Metternich aber eröffnete ihnen: es stehe ihnen keineswegs frei, Glieder des deutschen Bundes zu werden, oder nicht; wenn sie nicht wollten, so würden sie müssen. Das half. Wenn Preußen eine ähnliche Sprache führen wollte, so wäre ihm die Gelegenheit dazu schon geboten. Auf seinen Ruf versammelten sich das Staatenhaus und das Volkshaus in Erfurt und brächten dort die Verfassung für den engern Bundesstaat zu Stande. Wenn Preußen diese Verfassung den nichtöstreichischen Deutschen anbieten und die Widerstrebenden zur Annahme zwingen wollte, so wäre dies ein Entschluß von großer Tragweite, jedenfalls ausreichend zur Begründung des hohen Militäraufwandes. Wir zweifeln jedoch, daß Preußen dem kühnen Rathe Welckers folgen und eine deutsche Politik, deren Durchführung ein starkes Heer erfordert, in der nächsten Zeit aufstellen wird. Wir befinden uns noch im Stadium der Vorarbeiten, welche die Herstellung des Bundesstaats im rechten Augenblicke ermöglichen, und über welche in der vorliegenden Schrift viel Treffliches gesagt wird, z. B. über die Beseitigung der Bundes-Ausnahmsgesetze und deren Anwendung in Kurhessen und einigen anderen Staaten, die Verstärkung der nationalen Elemente in den Regierungen und Kammern der Mittelstaaten, die Kundgebung einer deutschen Politik in Preußen selbst, und des Willens, gleichartige Bestrebungen in den übrigen deutschen Ländern zu unterstützen.

Welcker hatte in einer Versammlung von Mitgliedern des Nationalvereins zu Pforzheim eine „Erklärung über die deutsche Reform vom Standpunkte des Rechts“ vorgelegt, welcher die Versammlung beitrat. Die Erklärung motivirt bündig die patriotische Pflicht aller besonnenen Männer, „unser Recht, unser ganzes Recht und nichts als unser Recht zu fordern, Nationalversammlung nämlich, Centralgewalt und Nichtigkeitserklärung aller Ausnahmsgesetze, sowie Beseitigung aller darauf gegründeten Landesgesetze.“

Gegen diese Erklärung, sagt Welcker, seien ungerechte Angriffe erfolgt, und diese veranlassen ihn „den Gedanken, welcher der Pforzheimer Erklärung zu Grunde liegt, weiter auszuführen, nebenbei aber den ungerechten Angriffen entgegen zu treten. Dies der Zweck der vorliegenden Schrift. Wir gestehen, daß wir erst aus dieser von den Angriffen Kenntniß erhielten, und gespannt waren, die Gegner kennen zu lernen, denen zu erwidern unser würdiger Welcker sich veranlaßt sah. Die Regierungspresse konnte es nicht sein, denn die Pforzheimer Erklärung ist nicht gegen die badische Regierung oder gegen ihre deutsche Politik gerichtet. So mußte es doch wenigstens ein anständiges Organ des groß- oder süddeutschen Particularismus oder der östreichischen Bundespolitik sein? Aber die Erklärung enthielt nicht das Losungswort, welches den Zorn dieser Organe zu reizen pflegt, die preußische Führung. Wir sehen nach und was finden wir? Es sind Artikel der Volkszeitung für Süddeutschland (Heidelberg), welcher die Pforzheimer Erklärung zur Aufnahme zugesendet war, die aber nicht die Erklärung, sondern eine Fluth von Schmähungen, Lügen und Verleumdungen gegen Welcker und gegen die Constitutionellen überhaupt brachte, wie die rothrepublikanischen Schmutzblätter von 1848 und 1849 in den schönsten Tagen ihrer kurzen Existenz. Welcker selbst deutet an, daß an dem Blatte Männer jener alten Partei mitwirken und namentlich in der Redaction ein Mann, dessen eigenes Blatt in jener Zeit ganz ähnliche Schmähungen auch gegen ihn enthalten habe. Irren wir nicht, so hieß der Titel jenes Blattes „die Republik“ und der Herausgeber, ein ehemaliger Schullehrer, ist in Folge der Amnestie zurückgekehrt, um das alte Handwerk fortzutreiben. Es thut uns leid, daß Welcker an ein solches Individuum einen langen Brief in mildem Tone schreibt und denselben in seiner Schrift, gleich hinter der Pforzheimer Erklärung, abdrucken läßt. Dieses Pech anzurühren hatte Welcker nicht nöthig. Wir sind überzeugt, daß es in Baden keinen anständigen Menschen gibt, welches sonst seine politische Richtung sei, der diesem lumpigsten von allem moralischen und politischen Lumpengesindel nicht mit Verachtung den Rücken kehrte. Die Zeit ist vorbei, wo ein trunkener Pöbel dem wahnsinnigen Geschrei dieses Gelichters Beifall zujauchzte und der geängstigte Bürger sich von ihm einschüchtern und brandschatzen ließ. Wäre die Wiederkehr ähnlicher Vorgänge möglich, dann wäre

an Rechtsstaat, bürgerliche Freiheit, Selbstverwaltung nicht zu denken; die Herrschaft des Stocks wäre die einzig mögliche und darum unvermeidliche. So ist es aber nicht. Weder in Baden noch in Preußen hat bei den letzten Wahlen die Ochlokratie auch nur eine einzige Stimme erhalten. Mag sie hier und dort ein Schmutzblatt drucken lassen, so gereicht doch höchstens sein Lob dem Gepriesenen zur Schande, und könnte dem etwa unschuldig Gelobten Anlaß geben, sich solche Mißhandlung zu verbitten.

Der Tod des Prinz-Gemahls von England.

Im blühenden Alter ist ein Fürst geschieden, von deutschem Blut, Vater und Ahnherr der künftigen Könige von Preußen und England, er selbst der Regent Englands in den letzten zwanzig Jahren eines großen Gedeihens und großer Gefahren.

Es war ein öffentliches Geheimniß, welches auszusprechen Stolz und Vorurtheil der Engländer sich sträubte, daß er der Staatsmann war, dessen Politik die höchsten Geschicke des Staates so weit bestimmte, als das Königthum in England dieselben in der Gegenwart überhaupt zu leiten vermag, d. h. weit mehr, als solche meinen, welche nach den Debatten der Häuser und den Reden der Parteiführer den Gang der Staatsgeschäfte in dem Inselreich beurtheilen. Erst dem Verstorbenen gegenüber findet der rühmende Nachruf großer englischer Blätter warmen Ausdruck für die Dankbarkeit, welche ihm ein großes Reich seit zwei Jahrzehnten schuldet; die deutschen Blätter waren in ihrer Würdigung eines Landsmannes stets ehrlicher und unbefangener.

Als der Prinz in seiner Jugend aus einem kleinen Herzogthum Deutschlands nach England übersiedelte, wurde er von den Insulanern, deren Bullismus damals noch um mehre Grade roher war, als jetzt, mit einer Kälte aufgenommen, welche an Abneigung grenzte. Endlos waren die Carricaturen, in denen er als Bruder Studio abgebildet wurde, der eine Bande langmähniger Teutonen mit dicken Meerschaumköpfen in das reiche England führte, als armer Abenteurer, der guten Engländern das Brod vor dem Munde wegnahm, als deutscher Prinz, der nichts hat und nichts kann, und von dem

Glücke berauscht ist, in einem civilisirten Lande hausen zu dürfen. Auch ernstern Geistern gegenüber war seine Stellung eine schwierige, denn Hochmuth und Abneigung der Engländer gegen Alles, was vom Festland kam, waren damals noch sehr groß. Und für ihn selbst, der in immerhin engen Verhältnissen aufgewachsen war, mochte es nicht leicht werden, dem hochfahrenden Adel, ja auch dem imponirenden Leben dieses Weltreichs gegenüber immer die sichere Haltung zu bewahren.

Es war sein erstes Verdienst, daß er diese Seite seiner neuen Stellung so gut faßte. Nicht wenig unterstützte ihn dabei seine Persönlichkeit. Er war von weicher Empfindung und wo er liebte, von großer Herzenswärme, aber er gehörte zu den Männern, welche mit einer gewissen Aengstlichkeit, was sie bewegt und erhebt, der Welt zu verbergen suchen, nur im engen Kreise des Hauses schloß er sich auf, nach außen war er von früher Jugend bemüht gewesen, in Form und Etiquette des Hofes sich gleichmäßig und in sicherer Ueberlegenheit darzustellen. Immer hatte er strenge sich selbst beobachtet, Haltung und Wort gegen Fremde waren gemessen, langsam, überlegt. Das gab dem jungen Fürsten, der damals für ein Musterbild männlicher Schönheit galt, zuweilen etwas Steifes, es brachte ihn leicht in den Ruf des abschließenden Stolzes. Für England paßte solche Anlage vortrefflich. Er hat in kurzer Zeit verstanden, der hochmüthigsten Anmaßung den Dämpfer kalter Würde entgegen zu setzen, und bevor noch die Tüchtigkeit seines Wesens sich Achtung erzwungen hatte, erhielt, wer von Engländern in seine Nähe kam, Respect vor einer Haltung, welche noch exclusiver aussah, als die des Stolzesten der Briten. Wohl ist es möglich, daß die lange Gewöhnung an diese Form noch in späteren Jahren dazu beigetragen hat, ihm den Schein kühler Zurückhaltung auch da zu geben, wo er ein offenes menschliches Empfinden aussprach.

Er war von durchdringendem Scharfsinn und fand als ächter Deutscher besondere Freude an der Dialektik einer ernsten Debatte und an lehrhafter Unterhaltung. Er war ferner von unbestechlicher Wahrheitsliebe und leicht erwärmt von großen Ideen. So liebte er in der Unterhaltung und in Geschäften von der Erscheinung auf den Grund der Dinge, von den Thatsachen auf die belebenden Ideen hinabzusteigen, und ruhig, klar, mit logischer Präcision zu entwickeln und darzustellen. Häufig war er bei dieser Methode seiner Bildung den englischen Staatsmännern überlegen, denen es in der Regel auf die Richtigkeit ihrer Beweise und die Präcision ihrer Folgerungen wenig ankam, wenn sie nur damit erreichten, was ihnen gerade am Herzen lag. Sie waren bald gezwungen, die Ueberlegenheit des Prinzen bei allen Erörterungen anzuerkennen, aber sie empfanden ihm gegenüber vielleicht zuweilen ihre größere Gewandtheit und Energie, den Willen in die That umzusetzen. Dieser Gegensatz, der in der Jugend des Prinzen bemerkbarer gewesen sein muß, auch noch

in den Jahren männlicher Reife zuweilen hervortrat, wurde bei mehren großen Gelegenheiten ein besonderes Glück für die Behandlung der Geschäfte; er ergänzte glücklich die Schwächen der englischen Bildung, er verband einige der politischen Führer Englands, Robert Peel und Lord Russell, sehr eng mit dem Prinzen. Derselbe Gegensatz mag aber auch das Verhältniß erklären, in welches sich z. B. Lord Palmerston durch mehre Jahre zum Prinzen und zur Königin gesetzt hat, so wie seine durchaus nicht immer edlen Mittel, durch welche er den Schwächen des englischen Volkes schmeichelnd und seine Stimmungen klug lenkend, dem Regenten zu trotzen wußte. Auch dieser Kampf ist einige Mal in der großen Politik Englands hervorgebrochen. Nicht immer blieb Palmerston Sieger.

Dem englischen Volke gegenüber hatte der Prinz vor Allem die Aufgabe, sich als Engländer zu erweisen, das heißt, englischen Interessen überall nützlich und förderlich zu werden, wo er mit seiner eigenen Persönlichkeit selbstwillig hervortreten durfte. Er hat, so scheint uns, diesen Theil seiner Aufgabe als ein kluger und tüchtiger Mann gelöst. Es gab kaum eine Klasse von gemeinnützigen Unternehmungen, bei welchen er nicht als Führer oder thätiges Mitglied mit gutem Beispiel voranging, von seiner Musterfarm an, bis zur ersten Industrieausstellung und seiner Kanzlerschaft der Universität Cambridge. Bei jeder dieser Gelegenheiten lernten die Engländer einen ernsten Geist und billigen Sinn achten, dem ihr Wohl warm am Herzen lag, der hochsinnig ehrte, was sie Großes besaßen, und der wohl verstand, was ihnen fehlte.

Aber sein Hauptinteresse und seine Hauptthätigkeit war für den Staat. Eigenthümlich war hier seine Stellung. Es gab vielleicht in England wenig Ehen, die so glücklich waren, als die des Königshauses, sicher gab es wenig Frauen, in denen ein klarer Verstand, Güte des Herzens und unendliche Hingabe an den geliebten Mann so vereinigt waren, als in der Person der Königin. Der höchste Ehrgeiz und die innigste Freude dieser seltenen Frau war, den Mann ihrer Liebe und Wahl so hoch zu stellen, als nur möglich. Die Tochter des Herzogs von Kent war erzogen worden wie eine treue deutsche Hausfrau, und als ihren Hausherrn betrachtete sie den Gatten auch bei allen Pflichten und Rechten der Krone. Es war ihr unerträglich, etwas vor ihm voraus zu haben, schon die äußern Ehren der Königin waren ihr unhold und lästig, wenn der Gemahl nicht gleichen Theil daran haben durfte, es war ihr die höchste Genugthuung, die umfassende Bildung, den durchdringenden Geist ihres Hausherrn auch in den Regierungsgeschäften zur vollen Geltung gebracht zu sehen. Sie war in der That Königin; denn keine Maßregel, weder groß noch klein, bei welcher ihre Entscheidung nothwendig war, fertigte sie ab, bevor sie sich ein eignes Urtheil darüber gebildet hatte. Aber für dieses Ur-

theil war ihr der Wille des Gemahls die höchste irdische Autorität. So wurde von beiden Gatten jeder politische Beschluß gefaßt, aber der Herr des Hauses hatte auch hier die oberste Leitung. Und streng hielt die Königin darauf, daß ihre Minister im Privatverkehr dieselbe Autorität des Prinzen respectirten, welcher sie sich selbst unterwarf. Dadurch geschah es, daß der Prinz in Wahrheit der König, und für die Willensäußerungen der Krone von England die höchste leitende Persönlichkeit wurde.

Und es scheint uns, daß England alle Ursache gehabt hat, diese stille und unablässige Thätigkeit eines Mannes, die nicht ohne große Selbstverleugnung war, mit Dank anzuerkennen. Sicher empfand Niemand lebhafter als der Prinz, daß die Vorsicht, welche seine schwierige Stellung ihm auferlegte, nicht immer für ein kräftiges Hervortreten der Krone in solchen Momenten, wo die höchste Würde Englands dasselbe wünschenswerth gemacht hätte, nützlich war. Denn die Gegner seiner Ueberzeugungen fanden in den Vorurtheilen des Volkes eine Waffe, welche sich nie abnutzte: das laute Geschrei über coburgische Hauspolitik. So lächerlich diese Phrase war, welche in den Zeitungen Lord Palmerston's bei jeder Gelegenheit aufrauschte, so sehr erregte und empörte sie das Volk, und deshalb erschwerte sie das gleichmäßige und consequente Einwirken auf die Geschäfte, welches einem gebornen König von England nicht nur durch das Gesetz erlaubt, sondern auch für das Wohl des Staates nothwendig ist.

England aber und die Welt werden einst daran denken, daß die Jahre, in denen der König ohne Namen das größte Reich der Erde beherrschte, die glücklichsten Jahre waren, welche das Inselreich seit Jahrhunderten durchlebt hat.

Wie glücklich das Leben des Hauses in den königlichen Schlössern Englands war, davon wissen Engländer und Fremde wohl zu erzählen. In seinem Hause war der Prinz ein milder Gebieter, liebevoll und fest als Gemahl, der zärtlichste Vater. Er leitete selbst die Erziehung der Kinder, sein höchstes Glück war, in die Herzen der Seinen alles Schöne und Wahre hineinzubilden, was ihm selbst die Seele erhob. — An dem Schmerz der Gemahlin und der ältesten Tochter im Königschlosse zu Berlin, welche mit fast schwärmerischer Zärtlichkeit an ihm hingen, nehmen jetzt zwei große Nationen herzlichen Antheil.

Er war eine edle Natur, allem Gemeinen abhold, er war stolz, weil er sich selbst hoch und rein zu halten unablässig bemüht war. Er galt für einen Aristokraten, und seine politischen und religiösen Ueberzeugungen waren liberaler, als bei irgend einem größeren Regenten aus deutschem Stamm; er galt für strenge und kalt, und sein Gefühl war doch sehr weich und warm. Er war ein feiner und geistvoller Staatsmann, ein Mann von umfassender Bildung, ein guter, redlicher, pflichtvoller Mensch. Er hat eine sehr hohe und sehr schwie-

rige Erdenstellung, die voll von Versuchungen und Gefahren war, mit ruhiger Würde und männlicher Weisheit behauptet. — Wir Deutsche aber denken sein mit Selbstgefühl ud warmer Empfindung. ♀.

Berliner Briefe.

15. December.

Der Ausfall der Wahlen ist noch fortwährend das Thema, mit welchem sich hier die politische Reflexion beschäftigt. Zunächst mußte man sich die Veränderungen, welche in der Stärke der einzelnen Parteien eingetreten waren, vergegenwärtigen. Soweit sich diese Zahlenverhältnisse schon vor acht Tagen übersehen ließen, haben wir dieselben angegeben. Eine schließliche Zusammenstellung der Wahlergebnisse zeigt uns folgendes Resultat: Die altliberale oder constitutionelle Partei wird zwischen 150 und 160 Stimmen zählen; der Fortschrittspartei gehören etwa 100, den Ultramontanen zwischen 50 und 60, den Polen 23 und den Feudalen 15 Stimmen. Etwas Schwankendes wird bis zum Zusammentritt der Kammer diesen Angaben immer anhaften, weil namentlich die Grenze zwischen den Altliberalen und der Fortschrittspartei sich nicht mit vollkommener Sicherheit ziehen läßt. Indeß der allgemeine Charakter der Kammer ist bereits unverkennbar. Die Altliberalen bilden die zahlreichste Partei, aber für sich allein können sie nicht über die Majorität gebieten. Sie sind also darauf angewiesen, sich mit einer anderen Fraction zu verständigen. Naturgemäß kann dies nur die Fortschrittspartei sein. Denn mit den Polen oder Ultramontanen ist kein Bündniß zu schließen; die Feudalen aber können schon ihrer geringen Zahl wegen nicht in Betracht kommen, auch wenn an eine Verständigung mit ihnen zu denken wäre. Aus dieser Sachlage ergibt sich, daß der Schwerpunkt der Kammer bedeutend nach links verschoben ist. Auch die altliberale Partei selbst, obgleich sie zum großen Theil wieder aus Mitgliedern der Fraction Vincke besteht, hat doch eine Veränderung erfahren, welche ihr einen unabhängigeren Charakter gegeben hat. Die Fraction Vincke, welche die Hauptstütze des liberalen Ministeriums bildete, war natürlich liberal und ministeriell zu gleicher Zeit. Aber bei den einzelnen Mitgliedern der Fraction waren diese Eigenschaften verschieden accentuirt. Ein Theil war aus Liberalismus ministeriell; ein anderer Theil war aus Ministerialismus liberal. Die Ersteren unterstützen das Ministerium aus freier und unabhängiger Ueberzeugung; aber eben deshalb gibt es für sie eine Grenze, über welche hinaus sie dem Ministerium nicht folgen würden. Auf die Letzteren kann das Ministerium ziemlich unbedingt rechnen; aber ihre Unterstützung ist nur von geringem Werth, weil sie bei einem etwaigen Wechsel des Ministeriums

die dann erforderliche Schwenkung ohne Bedenken mitmachen würden. Aus so verschiedenartigen Elementen bestand die Fraction Vincke, und daraus erklärt sich ihr geringer Zusammenhalt. Bei den wichtigsten und entscheidendsten Abstimmungen fiel sie auseinander, und nachdem sich die Fraction Behrend von ihr abgelöst hatte, dauerte der Zersetzungsproceß noch immer fort, so daß sie, wenn der Schluß der Session sich noch weiter verzögert hätte, vielleicht sich gänzlich aufgelöst haben würde. Bei den jetzigen Wahlen sind diejenigen Mitglieder der früheren Vincke'schen Fraction, bei denen der Hauptaccent auf dem Ministerialismus lag, fast durchweg beseitigt. Die Wiedergewählten gehören zum größten Theil jener unabhängigeren Seite der Fraction an. Diese ist also, wenn auch an Zahl etwas geschwächt, so doch innerlich gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen. Sie hat es nur zu beklagen, daß in Folge ihrer mangelhaften Parteitaktik einige ihrer namhaftesten Führer im nächsten Hause fehlen. Dem abzuhelfen werden die Nachwahlen jetzt noch Gelegenheit bieten.

Die nächste Frage ist nun, wie sich diese Kammer zu den ihr bevorstehenden Aufgaben verhalten und wie sich das Verhältniß zwischen ihr und der Regierung gestalten wird. Im Allgemeinen ist nicht daran zu denken, daß die Kammer auf eine factiöse Opposition ausgehen sollte; — auch die Fortschrittspartei wird das nicht thun. Wir haben keine Ursache, ihr Programm oder ihre Wahlreden für Tendenzlügen zu halten. Die Fortschrittspartei verfolgt die Ziele der constitutionellen Partei, aber mit größerer Entschiedenheit, deren Mangel in manchen bedeutenden Augenblicken sie gerade der bisherigen Majorität vorwirft. So hat sie selbst sich bei den Wahlen dargestellt. Man kommt daher mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß sich mit dieser Kammer recht gut wird regieren lassen; selbst die Regierungspresse hat sich am Ende in diesem Sinne ausgesprochen. Im Allgemeinen wird das Ministerium in der nächsten Kammer einer festen Majorität sicher sein.

Nur die Militärfrage droht einen Zwiespalt und vielleicht eine Krisis hervorzurufen. Das Ministerium betrachtet eine definitive Durchführung der neuen Organisation und die Bewilligung der Mittel für dieselbe als eine Kabinetsfrage. Alle Gerüchte von beabsichtigten Zugeständnissen, welche die Kosten der Maßregel wesentlich vermindern würden, sind als falsch bezeichnet; in diesen Tagen hat das ministerielle Blatt sogar alle derartige Vermuthungen im Voraus dementirt. Die Kammer dagegen wird auf diese Forderung nicht eingehen; — das steht ganz außer Zweifel. Außer den Feudalen würde die Regierung in dieser Frage nur noch wenige unbedingt ministerielle Stimmen auf ihrer Seite haben. Bei dieser Sachlage müssen wir also auf eine Niederlage der Regierung gefaßt sein, und dann stehen wir vor der Alternative eines Ministerwechsels oder einer Kammerauflösung.

Die drohenden europäischen Verhältnisse werden die Majorität nicht biegsamer machen. Man hat sich allmälig davon überzeugt, daß die allgemeine Unsicherheit der internationalen Beziehungen gegenwärtig eine chronische Krankheit ist, die nur von Zeit zu Zeit einen etwas acuteren Charakter annimmt. Seit durch Louis Napoleon die alten Allianzen gesprengt und neue noch nicht gebildet sind, ist die Welt an den verschiedensten Stellen mit einer Masse von Zündstoff erfüllt, der in jedem Augenblick zu explodiren droht. Die englisch-amerikanische Differenz, welche gegen-

wärtig am meisten von sich reden macht, würde uns unmittelbar nur wenig berühren. Allein wenn es zum Kriege kommen sollte, so würden die Folgen sich bald auch in den europäischen Verhältnissen bemerkbar machen. England wäre dann engagirt und man brauchte auf dasselbe nicht allzu sorgfältig Rücksicht zu nehmen. Wir würden dann wahrscheinlich nicht mehr bloß von Grenzverletzungen im Dappenthal hören, sondern das letzte Ziel, welchem diese strategische Position gilt, würde bald und deutlich hervortreten. Seit der vorjährigen Annexion von Savoyen liegt der Canton Genf da wie ein dünner in das französische Gebiet hineingeschobener Keil — gleichsam wie ein schmackhafter Bissen in dem offenen Rachen eines kolossalen Ungeheuers. Langsam, aber unerbittlich naht der Moment des Verschlingens; er würde sehr beschleunigt werden, wenn England seine Aufmerksamkeit auf Amerika concentriren müßte. Dazu kommt der unfertige Zustand Italiens, dessen wunde Stellen in Rom und Neapel der lästige Protector geflissentlich offen erhält, während nach der anderen Seite Venedig und das Festungsviereck sowohl für Oestreich wie für Italien eine unaufhörliche Provocation zum Kriege sind. Wir brauchen nur noch an Ungarn, an Polen, an den Orient zu erinnern; — überall finden wir Situationen, die auf's Aeußerste gespannt einen Zusammenstoß der gewaltigsten Kräfte besorgen lassen.

Man sagt uns nun von der einen Seite: grade wegen dieser Lage der Dinge müssen wir in Kriegsbereitschaft dastehen und unsere Kräfte auf's Aeußerste anspannen, um die Machtstellung Preußens nach allen Seiten hin wahren zu können. Die Majorität des Landes antwortet darauf: grade weil die Gewitterschwüle permanent geworden ist, dürfen wir unsere Kräfte nicht schon im Frieden aufzehren; je stärker die Mannschaft ist, die wir regelmäßig unter den Fahnen halten, desto mehr schwächen wir uns finanziell. Preußen, die kleinste der fünf Großmächte, inmitten von dreien derselben, welche es an Größe, Volkszahl und Concentrirung des Gebiets bei Weitem überragen, und mit diesen dreien unmittelbar zusammengrenzend, muß im Stande sein, im Kriege eine eben so große Macht aufzustellen, als einer seiner Nachbarn mit mehr als der doppelten Bevölkerung. Dies ist die Aufgabe und damit sie gelöst werden könne, ergibt sich die weitere Aufgabe, eine Armeeorganisation ausfindig zu machen, durch welche Preußen nicht genöthigt wird, auch schon im Frieden mit seinen stärkeren Nachbarn zu concurriren. Wenn Friedrich der Große der Ansicht war, daß derjenige siegen werde, der den letzten Thaler in der Tasche behalte, so, meint man, würden wir bei einem dauernden Militärbudget von mehr als 40 Millionen schwerlich den Sieg an unsere Fahnen fesseln können.

Also ist nach allen Anzeichen in der Militärfrage ein Conflict zwischen der Regierung und der Volksvertretung indicirt. Wir sahen nur eine Möglichkeit der Verständigung. Man muß die Militärfrage mit der deutschen Frage in enge Verbindung setzen; im Grunde sind beide Fragen nur verschiedene Formen einer und derselben Frage. Können 18 Millionen Preußen auf die Dauer für sich allein die Last tragen, welche eigentlich von 35 Millionen Deutschen getragen werden sollte? Wir kommen hiermit zu der Forderung einer Reform der Bundeskriegsverfassung in dem Sinne, daß die gesammte deutsche Armee unter preußische Führung gestellt werde. So lange dieses Ziel nicht erreicht ist, bilden die Truppen der kleineren

deutschen Staaten keine Erhöhung der deutschen Wehrkraft. Im J. 1859 hat sich dies in erschreckender Weise gezeigt. Die sogenannte Kriegsverfassung des deutschen Bundes erwies sich als ein leeres Wort ohne allen Inhalt. Schon an der Frage des Oberfeldherrn scheiterte die Bildung eines deutschen Heeres. Oestreich gab lieber eine Provinz verloren und die kriegslustigsten deutschen Fürsten opferten lieber die legitimistischen Principien in Italien, nur um sich nicht unter preußische Hegemonie zu stellen. Die Versuche, die seitdem gemacht sind, die Bundeskriegsverfassung auf bundesmäßigem Wege zu verbessern, sind gänzlich gescheitert. Selbst die Abschlagszahlung, mit welcher Preußen sich befriedigt erklärte, indem es sich auf den Boden des sogenannten Dualismus zurückzog, wurde ihm verweigert. Seitdem scheint man sich hier resignirt in das Unvermeidliche zu fügen. Der Grundfehler in der bisherigen deutschen Politik Preußens liegt darin, daß man alle öffentlichen Rechte betrachtet und behandelt wie Privatrechte. Allein es ist nicht einzusehen, weshalb die Fahne, die jetzt Baden vor allen Staaten emporhält, nicht lieber von Preußen könnte vorangetragen werden. Wenn in diesem Sinne der Kammer Eröffnungen gemacht werden, wenn in ihr die Ueberzeugung geweckt wird, daß die leitende Kraft in unserer auswärtigen Politik mehr Aehnlichkeit mit Eisen als mit Gummi hat, dann würde die Zustimmung zum erhöhten Militärbudget ohne Schwierigkeit erlangt werden, das heißt in dem Sinne einer vorübergehenden außerordentlichen Kraftanstrengung. Diese würde natürlich nicht dazu dienen sollen, um die Bundesreform mit Waffengewalt zu erzwingen. Ein solcher Gedanke liegt auf allen Seiten außerhalb der Berechnung. Aber man würde sich vergegenwärtigen, daß eine Bundesreform, welche die militärische und diplomatische Leitung Deutschlands in Einer Hand concentrirt und also die politische Energie Deutschlands in hohem Grade steigern würde, nothwendig die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen müßte. Aus diesem Grunde würden wir eine solche Bundesreform nur unter dem Schutz einer imposanten Waffenmacht unangefochten vollziehen können.

Sobald die Regierung eine solche Position einnähme, würde die Majorität der Kammer ohne Frage das erhöhte Militärbudget bewilligen. Wer würde in solchem Falle in der Opposition bleiben? Zunächst natürlich die Polen; denn sie stimmen gegen jede Machterhöhung Preußens. Außerdem die Ultramontanen; denn eine solche Politik würde gegen das wirkliche oder vermeintliche Interesse Oestreichs streiten, und den Ultramontanen steht das Interesse Oestreichs immer höher als das Preußens. In ein mißliches Dilemma würde dabei das Häuflein der Feudalen gerathen; denn sie sind für die preußische Armeereform, aber gegen die deutsche Reformpolitik. Die letztere haßt die vorzugsweise „königsgetreue" Partei so sehr, daß sie darüber allen Verstand und allen Patriotismus vergißt. Ein schlagendes Beispiel dafür hat in diesen Tagen eine der Leuchten der Partei, Herr von Krosigk in Meiningen, geliefert. Mit Erstaunen hat die Welt das Exercitium gelesen, für welches der preußische Landrath zum meiningischen Minister befördert ist. Seit der berühmten Antwort an die Pößnecker ist kaum eine sublimere Staatsweisheit an's Licht getreten. Aber wir wollten nicht so sehr von der Weisheit, als von der Gesinnung sprechen, die sich in diesem Actenstück documentirt. Der alte Horaz meinte:

Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.

Aber Herr v. Krosigk denkt anders als der venusinische Dichter. Er braucht gar

nicht **trans mare**, sondern nur von Mansfeld nach Meiningen zu gehen, und der „Königsgetreue" protestirt sofort gegen eine Regierungshandlung seines Landesherrn, durch welche wenigstens ein Anfang in der Reform der deutschen Militärverfassung gemacht war.

Aber lassen wir Herrn von Krosigk und nehmen wir an, daß auch die 15 Feudalen gegen die Militärvorlage stimmen würden, wenn sie mit einer deutschen Reformpolitik Hand in Hand ginge. Polen, Ultramontane und Feudale würden zusammen eine Opposition von etwa 90 Stimmen ausmachen; die Majorität von etwa 260 Stimmen würde für eine solche Politik sein. Aber es ist kaum zu hoffen, daß die Regierung sich zu einer so energischen Initiative entschließt? Dann aber stehen wir wieder vor der Wahrscheinlichkeit einer Krisis, weil eine Einigung über die Militärfrage ohne Zugeständnisse in der deutschen Politik nicht zu erwarten ist. Wir würden dann eine der Proben zu bestehen haben, welche nie ausbleiben, ehe das constitutionelle System feste Wurzel faßt. Tritt das jetzige Ministerium zurück, weil es die Heeresorganisation nicht durchzuführen vermag, so erwartet man ein System der „gemäßigten Reaction". Daß diesem eine größere Opferwilligkeit entgegenkommen werde, müssen wir bezweifeln. Auf alle Fälle wollen wir lieber eine solche Probe machen, als daß die Volksvertretung selbst durch ein unwahres Einverständniß mit der Regierung zu einer Lüge werde. *e.*

Literatur.

Weihnachtsbücher.

Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Hermann **Masius**. 1. Thl. Für untere Classen. 3. verbesserte und vermehrte Aufl. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. — Das Werk, gut renommirt und bereits in weiten Kreisen verbreitet, darf angelegentlich empfohlen werden. Prosa und Verse sind getrennt, die Auswahl geschickt, die besten Namen unserer Literatur sind vertreten, Mährchen und Sagen, wie sich für die erste Jugend ziemt, bevorzugt. Auch für gute Abwechselung ist gesorgt, ein verständiger, männlicher Sinn überall in Auswahl und Anordnung erkennbar. Das starke Buch empfiehlt sich auch durch die reichliche Masse seines Inhalts.

Bunte Blätter. Zur Unterhaltung und Belehrung heranwachsender Mädchen. Von **Aurelie**. Mit 7 colorirten Bildern. Wien, R. Lechner. — Anmuthiges Werk einer geistvollen Frau, welche guten Blick für die Bedürfnisse der Kinderwelt hat, zum Theil erfunden, zum Theil aus andern Werken, meist französischen und englischen, zusammengestellt. Die erste Geschichte, der Johannistag, behandelt einen

Conflict zwischen Kinderseelen und ihrem Vormund und Erzieher mit zarter Empfindung und reichem Detail.

Wieder hat die unternehmende Buchhandlung von O. Spamer eine Reihe ihrer illustrirten Jugendschriften für den Weihnachtsmarkt versandt. Uns liegen vor:

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt durch Mac Clur, sowie Auffindung der Ueberreste von Franklins Expedition durch Capitän Sir M'Clintock. — Eine übersichtliche Zusammenstellung der gesammten Entdeckungsreisen zur Auffindung Franklins in populärer und anspruchsloser Form, den Besitzern des frühern Bandes, welcher Kane's Entdeckungsreise enthält, zu empfehlen. — Entdeckungsreisen in Haus, Hof und Stube. Von H. Wagner. 2 Bde. Die Wohnstube. In Haus und Hof. — Das Werk enthält eine große Anzahl von Holzschnitten, in seinem Text ein angenehmes Allerlei von naturhistorischen und technologischen Excursen in populärer Form, darunter Vieles, was für jede Familie interessant sein sollte. Nur ist bedenklich, daß das Werk als Kinderbuch behandelt ist, denn der größte Theil der kleinen Abhandlungen fordert die Fassungskraft von Eltern und Erziehern, nicht aber von Kindern. — Für reifere Jugend und mit höheren Ansprüchen erscheint: Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer, von Dr. W. Wägner. 1. Bd. Es behandelt die Geschichte und Culturzustände bis zu den punischen Kriegen. — Für die anspruchslosere Jugend dagegen ist das folgende verfertigt: Der große König und sein Rekrut. Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen und historische Momente des siebenjährigen Krieges sind darin in der Weise neuerer historischer Romane mit erfundenen Personen und Situationen verbunden; aber die Zusammensetzung, wie spannend sie auch für einen Knaben von 10—12 Jahren sein wird, schlägt doch alle Historie so sehr ins Gesicht, daß man im Interesse des Sinnes für Wahrheit ernsthaft dagegen protestiren muß. Der siebenjährige Krieg wird darnach durch den alten Fritz in Verbindung mit einem tapfern und bescheidenen Rekruten seines Heeres bewältigt. Dieser Soldat, Felix Wunderlich, mit einem gleichsam unzerstörbaren Leben und außerordentlichem Glücke ausgerüstet, ist Spion, Gesandter in England, Lebensretter, kluger Rathgeber, der stille Vertraute und die letzte Hülfe des Königs. Die Erzählung selbst könnte lebendiger sein. — Zuletzt Fortsetzung früher angezeigter Werke: Malerische Botanik, von H. Wagner. 2. Bd., und: Das Buch der Geologie, von R. Ludwig, 2. Bd. Sämmtliche Werke sind mit zahlreichen Holzschnitten versehen, schlechte und gute durcheinander, und mit vergoldeten Einbänden. —

Keine Kinderschrift, aber ein Volksbuch, welches hier mit Freude begrüßt wird, ist: Reineke Voß, plattdeutsch von Karl Tannen, mit Vorwort von Dr. Klaus Groth. Bremen, H. Strack. Die alte Sprache des niederdeutschen Gedichtes aus dem 15. Jahrhundert in die modernen Dialektklänge zu übersetzen, war keine ganz mühelose Arbeit, denn auch die Mundarten der Niedersachsen sind in den letzten 400 Jahren in so starker Wandelung geblieben, daß das Verständniß seiner alten Sprache dem Niederdeutschen nicht leicht wird. Vorliegende Uebertragung ist in das ostfriesische Platt; soweit einem, der nicht Eingeborner ist, ein Urtheil zusteht, darf die Umsetzung als eine treue und sorgfältige gerühmt werden, welche so viel von

den alten Worten und Klängen schont, als sich mit dem gegenwärtigen Bedürfniß des Dialekts vereinigen ließ.

Andere neue Werke.

Die Verhandlungen der sächsischen Kammern über die deutsche Frage auf dem Landtag von 1860—1861. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1861.

Lesenswerth, nicht weil irgend ein neuer Gedanke in Betreff der Herstellung deutscher Einheit vorgebracht worden wäre, sondern als Zeichen der Zeit. Die große Mehrzahl der Redner in der zweiten Kammer erklärte sich für die Nothwendigkeit einer Centralgewalt mit Parlament, aber wie dieselbe herzustellen, wußte keiner deutlich anzugeben. Die Herren sprachen von Einheit; wie dieselbe aber denkbar sein soll in einem Staatenbund, wie das Parlament eines Staatenbundes solche Einheit fördern und nicht vielmehr entschieden vereiteln soll, hat Niemand gezeigt und wird Niemand zeigen können.

Unsre Tage. Blicke aus der Zeit in die Zeit. Heft 27—30. Braunschweig, G. Westermann.

Enthält wieder mehre recht gut geschriebene und zeitgemäße Aufsätze, wohin wir namentlich den über den nordamerikanischen Staatenbund in seiner geschichtlichen Entwickelung zählen. Mitunter verirren sich aber auch in die Reihe verständiger Artikel solche, die man hier nicht sucht. Dahin gehört in diesen Heften der, welcher sich verwundert stellt, daß die moderne Literaturgeschichte oder, wie der witzige Verfasser sich auszudrücken beliebt, daß „die hohen Polizeidirectoren der literarischen Kritik" von den Verdiensten des Herrn H. Marggraff nichts wissen, und welcher diese Lücke dann auszufüllen strebt. Die Redaction sollte doch wissen, daß Reclamen nicht in den Text, sondern auf den Umschlag gehören.

Lyrisches: Aus dem Elsasse. Gedichte von Friedrich Otte. Neue Auswahl. St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer, 1862. — Kleine Welt. Von Emil Edel. Hildesheim, Gerstenbergsche Buchhandlung, 1862. — Germania. Beiträge deutscher Dichter und Dichterinnen. Herausgegeben im Namen des Berliner Frauenvereins für das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg von Auguste Kurs. Berlin 1861. Allgemeine deutsche Verlagsanstalt. — Mittelgut und Widerhall vom Gesang wirklicher Dichter. Wann werden die Raben einmal aufhören um den Berg zu fliegen? fragt der Kaiser im Kyffhäuser. Wann werden die lyrischen Sperlinge einmal aufhören, der Nachtigall nachzuzwitschern? — Scarabäus Magnus. Eine wundersame Historie aus der Chronika der Insekten. In muntere Reime gebracht von Karl Krüger. Glogau, Verlag von C. Flemming. 1862. Soll ein humoristisches Epos sein, haben aber vergebens gesucht, was der Humor davon ist, glauben auch nicht, daß es ein Anderer ergründen wird. — Zu Herzensfreude und Seelenfrieden. Von K. J. Löschke. Verlag von J. F. Ziegler in Breslau. Eine Zusammenstellung von Gedichten lyrischer Poeten neuer und neuester Zeit, die vorzüglich für das religiöse Bedürfniß bestimmt ist. Manche der Gedichte sind verkürzt gegeben, was uns weniger statthaft erscheint, als wenn der Herausgeber die ganze Sammlung um die Hälfte verkürzt hätte.

Neue Novellen: Erzählungen für Regentage von E. Plouvier.

Deutsch von A. Kretzschmar. Leipzig, J. A. Bergson-Sonnenberg. 1861. — Der Verfasser versteht zu erzählen, wie die Mehrzahl der französischen Schriftsteller, seine drei Novellen aber nehmen ihre Hauptpersonen meist aus der Demi-Monde und nahe verwandten Kreisen, und von dieser Welt scheint uns nachgerade hinreichend Notiz genommen. — Für müßige Stunden. Novellen, Erzählungen und Humoresken von Fr. Czervenka. Teplitz, A. Copek. 1862. Anerkennenswerthe Bescheidenheit erkennt in der Vorrede, daß diese Versuche keinen Anspruch auf Kunstwerth haben, und wir bedauern, dem nicht widersprechen zu können. — Von K. v. Holtei's „Erzählenden Schriften" erscheint bei E. Trewendt in Breslau eine Gesammtausgabe in Miniaturformat, von der uns ein Theil der „Criminalgeschichten" in 8 Bändchen vorliegt. Desgleichen sind die „Gedichte" desselben in fünfter vermehrter Auflage in gleichem Verlag erschienen. —

Polska na Parnasie. — Ausgewählte Gedichte der Polen. Ins Deutsche übersetzt von Heinrich Nitschmann. Zweite sehr vermehrte Auflage. Danzig, Verlag von Th. Bertling, 1861.

Neben manchem Anmuthigen und Tiefempfundenen auch Vieles, was bloßer Nachhall deutscher Dichtung ist. Die Uebersetzung liest sich gut; ob sie treu ist, müssen wir Kennern des Polnischen zu beurtheilen überlassen.

Anthologie neugriechischer Volkslieder im Original mit deutscher Uebertragung. Herausgegeben von Dr. Theodor Kind. Leipzig, Veit u. Comp. 1861.

Der poetische Werth dieser Dichtungen ist gering, und die ganze Sammlung hat fast nur Bedeutung für den Philologen, dem sie den Zustand der Volkssprache im modernen Hellas zeigt, und für den Ethnologen, der aus ihr die Volksseele erkennt. Letztere findet der Herausgeber mit der altgriechischen vielfach verwandt. Wir unsers Theils meinen, daß der Ton dieser naiven Weisen weit mehr Aehnlichkeit mit slavischen und rumänischen Volkspoesien hat.

Blumen-, Frucht- und Dornenstücke von Dr. W. Curtman. Friedberg in d. W. Verlag von Bindernagel und Schimpff. 1862.

Allerlei Aufsätze mit pädagogischer Tendenz: über Jean Paul, Wahrheit und Lüge, Selbstsucht, Tabak, Aberglaube, Schnürbrüste, den Materialismus, Zöpfe u. s. w., viel Verständiges darunter, das Ganze aber in einem ironischen Tone gehalten, der uns zu den Absichten des Verfassers übel zu passen scheint und häufig in schales Spaßmachen übergeht. Die Jugend in dieser Manier auf die Gesichtspunkte zu führen, nach denen sie ihr Verhalten regeln soll, ist eine neue, aber gewiß nicht die rechte Methode.

Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Von Julie Burow. Danzig, Verlag von A. W. Kafemann. 1862.

Verschiedene kleine Abhandlungen, welche junge Mädchen ihre Pflichten gegen Gott und Menschen kennen lehren sollen, Bemerkungen über das Tanzen, über die Poesie der weiblichen Arbeit, die Liebe u. a., Gedanken über Literatur, Rathschläge, Alles wohlgemeint, gefühlvoll, verständig, aber Alles auch schon dagewesen.

Die Führung des Lebens Gedanken und Studien von Ralph Waldo Emerson. Ins Deutsche übertragen von E. S. v. Mühlberg. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, E. F. Steinacker. 1862.

Eine Fülle neuer und kühner Gedanken über Freiheit und Nothwendigkeit, Schönheit und Sittlichkeit, Macht, Reichthum, Bildung, Gottesverehrung, aber in mehr oder minder aphoristischer Weise vorgetragen, oft dunkel und mehr empfunden als vollkommen ausgedacht, ein Blitzen von Ideen auf düsterm Grunde, ohne festes Ziel und darum ohne Ausprägung zu plastischen bleibenden Gestalten. Das zweite Hauptstück „Von der Macht" enthält sehr geistvolle Andeutungen zum Verständniß des Charakters der Landsleute Emersons.

Das Spiel und die Spiele. — Ein Beitrag zur Psychologie und Pädagogik wie zum Verständniß des geselligen Lebens. Von Julius Schaller. Weimar, H. Böhlau. 1861.

Recht feine und treffende Bemerkungen über das Spiel im Gegensatz zum Ernst des Lebens und den innern Zusammenhang zwischen beiden, über Kinderspiele, gymnastische und Verstandsspiele, Glücks- und Gesellschaftsspiele. Wenn der Verfasser im letzten Kapitel auch die Geselligkeit, das Club- und Wirthshausleben, die Geselligkeit auf Reisen als in das vom Titel seines Buchs umschriebene Gebiet gehörig bespricht, so geht er offenbar zu weit.

Geschichte der Tanzkunst bei den cultivirten Völkern von den ersten Anfängen bis auf die gegenwärtige Zeit. Von Albert Czerwinski. Mit 34 in den Text gedruckten Abbildungen und 9 alten Tanzmelodien. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1862.

Populäre Darstellung des Gegenstandes, die in dem Kapitel über den Tanz bei den alten Völkern lückenhaft und oberflächlich ist, in den spätern Abschnitten aber recht gute und interessante Mittheilungen über den Tanz im Mittelalter, die Geschichte der Tanzkunst in Spanien, Italien und Frankreich und über die beliebtesten Volkstänze in Deutschland, unter den Slav en,Ungarn, Walachen, in England, Schottland und Holland enthält. Was über den Derwischtanz gesagt wird, ist dürftig, zum Theil unrichtig, und die Romaika ist, wie schon der Name zeigt, kein türkischer, sondern ein neugriechischer Tanz.

Der Feldzug der zehntausend Griechen. Nach Xenophon's Anabasis dargestellt von Dr. G. F. Hertzberg. Mit einer Karte von H. Kiepert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1861.

Als sechster Band der Ecksteinschen „Jugend-Bibliothek" zunächst für die reifere Jugend bestimmt, aber auch andern Kreisen als ein auf gründlichen Studien beruhendes, sehr anschauliches Gemälde des Zugs Xenophon's und seines Heeres bestens zu empfehlen. Das von der neuesten Zeit zu Tage geförderte geographische und militärische Material ist gewissenhaft und mit Scharfsinn verwendet, das Bild der Verhältnisse am persischen Hofe klar und lebendig entwickelt, der Gegensatz des Hellenenthums jener Periode zu den Zuständen und dem Charakter der orientalischen Völker damaliger Zeit in seinen Hauptzügen geschickt hervorgehoben.

Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten, von Karl Philipp Moritz. Mit 66 in Holz geschnittnen Abbildungen. Zehnte Auflage, umgearbeitet und herausgegeben von Dr. Friederichs. Berlin, Verlag von F. A. Herbig. 1861.

Das Werk von Moritz, zu seiner Zeit nicht ohne Verdienst, ist jetzt veraltet, und wenn hier manche Resultate neuerer Forschung eingefügt sind, so hat das nicht

viel helfen können, da der Standpunkt, den wir zu den Mythen von Hellas und Rom einnehmen, ein völlig andrer ist, als der, welchen die Zeit Goethes einnahm. Das Buch mußte entweder bleiben, wie es war, oder auch in seinen Grundanschauungen umgestaltet werden, und dann war es nicht mehr erlaubt, den Namen des Verfassers auf den Titel zu setzen.

Aus dem Jahr 1819. — Beitrag zur deutschen Geschichte von L. K. Aegidi. Zweite vermehrte Auflage. Hamburg, Boyes und Geisler. 1862.

Angelegentlich zu empfehlen. Aus Untersuchungen über die Entstehung der Wiener Schlußacte entstanden, gibt das kleine Buch eine klare Darstellung der diplomatischen Ränke, deren Frucht die Karlsbader Beschlüsse schmachvollen Angedenkens waren. Das Material dazu lieferten Gesandtschaftsberichte und andere ungedruckte Actenstücke, die der Verfasser fürstlicher Liberalität zu danken hatte. Die zweite Auflage, im Verlauf weniger Monate nöthig geworden, enthält verschiedene Zusätze im Text und ist im Ton etwas milder gehalten, als die erste. Außerdem aber gibt sie im Anhang außer der schon in der ersten enthaltenen Registratur über die in der 35. Sitzung der Bundesversammlung am 20. Sep. 1819 zu §. 220 abgegebenen Abstimmungen noch vier andere zwar schon gedruckte, aber nur in engern Kreisen bekannte Beilagen: Gegenstände der Tagesordnung der Karlsbader Conferenzen, Bemerkungen zu K. Welcker's Ausgabe der Acten dieser Conferenzen, ein Aufsatz von Gentz über den Unterschied zwischen landständischen und Repräsentativ-Verfassungen und das Protokoll der Bundesverfassung in der erwähnten 35. Sitzung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

